

eben.

hrungen

Aus meinem Leben.

Erinnerungen und Erfahrungen
der jüngeren Jahre

von

Willibald Beyschlag.

Zweite unveränderte Auflage.

Halle a. S.,
Verlag von Eugen Strien.

Meinen Kindern,

Schülern und Freunden.

Vorwort zur ersten Auflage.

Das vorliegende Buch ist die Frucht eines Jahres trauernder Einsamkeit. Womit könnte man die freien Stunden eines solchen Jahres besser ausfüllen, als mit einer Flucht in das Reich der Erinnerung, und mit einer Arbeit, welche aus dieser Erinnerung hervorwächst?

Aber durfte ich wagen, diese so sehr persönlich geartete Frucht einem weiteren Leserkreise darzubieten? Als vor mehreren Jahren ein namhafter Verleger mich anging, eine Lebensbeschreibung zu verfassen, habe ich mich nicht dazu entschließen können. Es erschien mir unthunlich, das Unabgeschlossene, noch Fließende zum Gegenstand einer abschließenden Darstellung zu machen; auch meinte ich, bei verschiedenen Anlässen und vor allem in dem vielgelesenen Buche „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“ nebenbei genug von mir erzählt zu haben. Heute ist meine Stimmung und Lage eine andre geworden. Ich habe das siebzigste Jahr überschritten, welches der Psalmist als das Durchschnittsmaß unseres Erdenlebens bezeichnet, und der Erreichung dieses Ruhepunktes sind Erlebnisse auf dem Fuße gefolgt, welche mich in epochemachender Weise in die Höhe gehoben und in die Tiefe hinabgetaucht haben. Jene academische Körperschaft, welcher anzugehören seit einem Menschenalter mein Stolz ist, hat mich zum Rector ihres Jubiläumsjahres erkoren und so zum Träger eines unvergeßlichen Ehrentages deutsch-protestantischer Wissenschaft gemacht. Und unmittelbar danach habe ich zum Grabe

eines lieben, süßen Enkeltöchterchens und dann zum Grabe meiner treuen liebevollen Lebensgefährtin zu pilgern gehabt. So ist mir zu Muthe geworden, als könne das, was etwa noch vor mir liegt, nicht sonderlich mehr in Betracht kommen gegen das, worauf ich zurückblicke, und es hat sich mir nahegelegt, in einer Durchmusterung des Erlebten mein Haus zu bestellen.

Bei dieser Durchmusterung habe ich den Eindruck gehabt, daß mein Lebenslauf bei aller äußeren und inneren Bescheidenheit doch einen Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen umschließe, den ich nicht mit mir ins Grab nehmen, sondern Anderen als Erbtheil hinterlassen solle. Für meine Kinder und Enkel hätte ja eine handschriftliche Aufzeichnung genügt. Aber ich habe, neben den Feinden, die ich mir im öffentlichen Leben gemacht habe, durch Gottes Güte auch einen weiten Kreis von Freunden gewonnen, denen ich nur auf dem Wege der Veröffentlichung zu dienen vermag. Jenen Tausenden von Zuhörern auf Kanzel und Katheder, denen das Auge heller aufleuchtet, wenn sie mir einmal auf einer Reise oder in einer Versammlung wiederbegegnen, hoffe ich mit der Darbietung eines möglichst treuen und anschaulichen Bildes meines Lebens eine Freude zu machen. Ich will aber bekennen, daß mich bei der Entwerfung desselben ein noch weitergehender Gedanke getrieben hat. Unser deutsches Leben im Großen und Ganzen hat in den siebzig Jahren meines Theilnehmens einen so ungeheuren Umschwung erfahren, daß dem jüngeren Geschlecht der lebendige Zusammenhang mit den früheren Zeiten des Jahrhunderts bereits entschwindet und das Bild derselben fremd wird. Und doch wäre es in mehr als Einer Hinsicht recht sehr zu wünschen, daß, wie die h. Schrift sagt, „die Herzen der Kinder sich wieder zu den Vätern kehrten." Die außerordentlichen Fortschritte, die wir gemacht haben, sind vorwiegend formaler und äußerlicher Natur, und damit Hand in Hand gegangen ist mehrseitig ein Rückschritt des inneren, geistig-sittlichen Lebens, oder wenigstens die Gefahr, sich dem Besten zu entfremden, was je deutsche Herzen bewegt hat. Eine Gefahr, die wenn sie nic

beschworen wird, unser Volk trotz aller erreichten Machthöhe und Lebensrührigkeit unaufhaltsamem Verfall und furchtbaren, auf lange hinaus verwüstenden Krisen zutreiben würde. Da erscheint es als der letzte Liebesdienst, den ein Einzelner seinem Volke leisten kann, dem jüngeren Geschlecht lebendig vor Augen zu stellen, wie wir, die vor einem halben Jahrhundert in Deutschland jung gewesen sind, das Räthsel des Menschenlebens angesehen und seine Lösung angefaßt haben.

Es ist eine durchgehende Verkettung von Thatsachen des privaten und des öffentlichen Lebens, welche ich in diesem Sinne zu erzählen hatte. Hinsichtlich des aus dem öffentlichen Leben Erzählten will ich nicht verschweigen, daß meine über ein halbes Jahrhundert zurückgehende Erinnerung sich hie und da in Kleinigkeiten verwirrt haben kann. So ist es mir z. B. hinterher zweifelhaft geworden, ob das große Ordensstift, das ich vor vierzig Jahren in Trier erbauen sah, ein Jesuiten- oder ein Redemptoristenstift war; man unterschied zwischen beiden im damaligen Trier nicht so fein wie heute im deutschen Bundesrath. Aber ich vertraue, daß etwaige Unsicherheiten meiner Erinnerung sich auf solche unwesentlichen Nebensachen beschränken; nicht nur haben die Hauptsachen sich mir unauslöschlich eingeprägt, sondern ich war auch bei meiner Erzählung durch zahlreiche alte Aufzeichnungen und inmitten der Ereignisse geschriebene Briefe unterstützt, so daß ich hoffen darf einen möglichst zuverlässigen Beitrag zur Zeitgeschichte, namentlich der inneren deutschen Geschichte der vierziger und fünfziger Jahre zu bieten. — Was die Mittheilungen aus meinem persönlichen Leben betrifft, so habe ich geglaubt, sie so unbefangen und zutraulich als möglich geben zu sollen, wie man vor Freunden beichtet; — was das Uebelwollen von Nichtfreunden daraus etwa machen könne, hat mich im Leben niemals, und so auch hier nicht gekümmert.

Der geneigte Leser erhält hier die „Erinnerungen und Erfahrungen" nicht meiner ganzen, sondern meiner halben Lebensgeschichte, meiner jüngeren Jahre bis zu meiner Berufung ins

Karlsruher Hofpredigeramt, mit welcher eine activere Theilnahme an den deutschen Zeitbewegungen für mich begann. Ein zweiter Theil, wenn Gott zu demselben noch Zeit und Kraft gibt, würde nach der vorliegenden Geschichte meiner jugendlichen Entwicklung und Erstlingsthätigkeit vorzugsweise meinen Antheil am neueren öffentlichen Leben, an der kirchlichen und theologischen Geschichte des jüngsten Menschenalters zu erzählen haben. Aber er wird jedenfalls erst geschrieben werden, wenn sich gezeigt hat, ob in dem Geräusch dieser unruhigen und flüchtigen Zeit für diesen ersten ein Gehör vorhanden ist.

Halle a. S., im Sommer 1896.

Willibald Beyschlag.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Noch habe ich, in Folge mehrwöchentlicher Ferienabwesenheit von Halle, die erste Auflage dieses meines Buches nicht erblickt, da erhalte ich von dem Herrn Verleger die überraschende Mittheilung, daß vermöge der lebhaften Nachfrage des Buchhandels und des Publikums bereits eine zweite Auflage nöthig geworden sei. Ich kann derselben nächst dem innigen Danke für diese freundliche Aufnahme meiner bescheidenen Erzählung nur das Versprechen hinzufügen, sobald es meine Arbeitslage gestattet, an den in Aussicht genommenen zweiten Theil derselben zu gehen.

Bonn, den 22. September 1896.

Willibald Beyschlag.

Erstes Kapitel.

Geschlecht und Geburt.

Unser persönliches Leben hat seine Vorgeschichte, die vor allem in der Eigenart und Lebensführung unsrer Eltern beruht, aber auch in geheimnißvollerer Weise ins Leben unsrer Vorfahren, in Volkes-, Stammes- und Geschlechtseigenthümlichkeit zurückreicht. Zuweilen scheint es, als ob in den Geschicken der Ahnen unsre eigenen Lebensgeschicke wie weissagend sich im Voraus spiegelten.

Wir Beyschlage sind ein in Süddeutschland weitverzweigtes altbürgerliches Geschlecht, ursprünglich, soweit wir wissen, in Schwaben zu Haus. Ein Glied unsrer Familie, Daniel Eberhard Beyschlag, nachmals Rector des St. Annengymnasiums in Augsburg, hat im Jahre 1801 „Beiträge zur Nördlingischen Geschlechtshistorie“ verfaßt, welche — von einem anderen Freunde der Ortsalterthümer fortgesetzt — unsere Vorfahren in der schwäbischen Reichsstadt Nördlingen bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hinauf nachweisen. Nach diesem altfränkischen Buche ist um 1450 ein Hans Beyschlag nach Nördlingen gezogen und hat die „Schwallmühle“ übernommen; sein Sohn Gangolf oder Wolfgang ist dann der Stammvater einer in Nördlingen fortblühenden, aber auch nach auswärts sich verzweigenden Familie geworden. Es sind meist ehrsame Handwerksmeister gewesen, Müller, Bäcker, Gerber; ihrer etliche haben im großen Rath, ein und der andere auch im kleinen Rathe der Reichsstadt gesessen. Einer von ihnen hat im Jahre 1593 durch die Vermittelung

eines angesehenen Verwandten, der kurfürstlich-pfälzischer Rath war, das Familienwappen erhalten, welches ich von meinem Vater her als Siegel gebrauche. Ein goldfarbener Schild zeigt eine Vormauer und dahinter einen mit einem Hammer bewaffneten, zum Schlage ausholenden Mann; über demselben zwischen zwei Büffelhörnern steht ein zweiter Mann in derselben schlagfertigen Haltung. Eine offenbare Anspielung auf den Namen.

Nach und nach hat die Familie auch einige Künstler und Gelehrte aufzuweisen. Ein Johann Christoph Beyschlag, 1645 bis 1712, ist Maler und Kupferstecher gewesen; ich besitze von ihm sein hübsch in Kupfer gestochenes Selbstbildniß, dem er die unbeholfene lateinische Unterschrift gegeben hat Se ipsum faciebat. Ein M. Johann Balthasar Beyschlag, aus Schwäbisch-Hall, offenbar Theologe, hat 1690 in Wittenberg mit einer Dissertation über Lactanz promovirt. Aber mehr als Wittenberg hat von da an das jugendlichere und freiere Halle die studierenden Glieder der Familie angezogen. Schon vier Wochen nach der Stiftung der Universität Halle wird hier ein Magister Johann Jacob Beyschlag aus Schwäbisch-Hall inscribirt, und wiederum promovirt 1734 in Halle ein Johann Friedrich Beyschlag aus Schwäbisch-Hall als Mediciner mit einer Dissertation über einen in seiner Vaterstadt vorfindlichen fossilen Knochen. Insonderheit scheint der theologische Zug, nach schwäbischer Art in freieren Bahnen sich bewegend, bei den höher strebenden Gliedern der Familie hervorgetreten zu sein. Oetinger, der „Magus des Südens", erzählt in seinem selbstverfaßten Lebensabriß von einem „Herrn Beyschlag aus Halle", der sein liebster Freund gewesen; merkwürdigerweise hegte derselbe eigenthümliche christologische Speculationen, welche ihn in den Verdacht des Arianismus brachten und von denen auch Oetinger nicht unberührt blieb. Von einem anderen geistlichen Mitgliede der Familie wird das fromme Lied herrühren, welches das alte frankfurter Gesangbuch von 1824 ohne nähere Personalangabe als von einem „Beyschlag"

enthält: „Wer auf seinen Gott vertraut“. Wiederum von einem solchen hat mir ein in der Pfalz lebender junger Namensvetter, Nachkomme und Nachfolger jenes nördlinger Geschlechtshistorikers, die folgende hübsche Anekdote mitgetheilt. Georg Wilhelm Beyschlag, um 1708 herzoglich württembergischer Pfarrer zu Veitsweiler, wurde bei seinem Landesherrn wegen beleidigender Aeußerungen, die er wider ihn gethan haben sollte, angeschwärzt, und die Sache hätte, wenn sie glaubwürdig gefunden worden wäre, ihm wohl den Kopf kosten können. Der Herzog ließ den Pfarrer binnen vierundzwanzig Stunden nach Stuttgart entbieten: dieser aber vertheidigte sich so mannhaft und freimüthig, daß der Herzog ihm näher trat, ihm starr ins Gesicht sah, dann ihm auf die Achsel klopfte und sprach: „Mein lieber Herr Pfarrer von Veitsweiler, Er hat ein redliches Gesicht und also gewiß auch ein redliches Herz; ich glaube nun nichts Solches von Ihm“. — Von diesem Veitsweiler Pfarrer stamme ich ab.

Es ist ein Zweig der Familie, der von der schwäbischen Heimath sich loslöst. Der vierte Sohn jenes Veitsweiler Pfarrers, auch Georg Wilhelm geheißen, lebte als Posamentier in Markt Weiltingen bei Dinkelsbühl, einem 1810 an die Krone Bayern übergehenden Ort, und dessen Sohn, Johann Georg Friedrich, 1761 geboren, verzog von da nach der fränkischen Schweiz, nach dem ein paar Stunden nördlich von Erlangen gelegenen Kunreuth, einem ländlichen Orte, welcher den reichsunmittelbaren Herren von Egloffstein gehörte und durch deren Schloß und Regierungssitz sich etwas über den Rang eines bloßen Dorfes erhob. So ward Kunreuth der Geburtsort meines seligen Vaters; er war des hierher verzogenen Johann Georg Friedrich Enkelkind. Zweimal ward dieser Zweig der Familie durch frühzeitiges Hinsterben des Hausvaters von dem geistlichen Berufe, zu dem die Neigung in ihm fortlebte, abgedrängt. Jener Pfarrenkel Johann Georg Friedrich, seines Vaters frühe verlustig, war von einem nürnberger Verwandten aufgezogen worden, welcher ihn

eines angesehenen Verwandten, der kurfürstlich-pfälzischer Rc
war, das Familienwappen erhalten, welches ich von mein
Vater her als Siegel gebrauche. Ein goldfarbener Schild ze
eine Vormauer und dahinter einen mit einem Hammer bewaffnet
zum Schlage ausholenden Mann; über demselben zwischen zu
Büffelhörnern steht ein zweiter Mann in derselben schlagfertig
Haltung. Eine offenbare Anspielung auf den Namen.

Nach und nach hat die Familie auch einige Künstler u
Gelehrte aufzuweisen. Ein Johann Christoph Beyschlag, 1645 b
1712, ist Maler und Kupferstecher gewesen; ich besitze von ih
sein hübsch in Kupfer gestochenes Selbstbildniß, dem er die u
beholfene lateinische Unterschrift gegeben hat Se ipsum facieb
Ein M. Johann Balthasar Beyschlag, aus Schwäbisch-Ha
offenbar Theologe, hat 1690 in Wittenberg mit einer Diss
tation über Lactanz promovirt. Aber mehr als Wittenberg h
von da an das jugendlichere und freiere Halle die studierend
Glieder der Familie angezogen. Schon vier Wochen nach d
Stiftung der Universität Halle wird hier ein Magister Joha
Jacob Beyschlag aus Schwäbisch-Hall inscribirt, und wieder
promovirt 1734 in Halle ein Johann Friedrich Beyschlag a
Schwäbisch-Hall als Mediciner mit einer Dissertation über ein
in seiner Vaterstadt vorfindlichen fossilen Knochen. Insonderh
scheint der theologische Zug, nach schwäbischer Art in freier
Bahnen sich bewegend, bei den höher strebenden Gliedern d
Familie hervorgetreten zu sein. Oetinger, der „Magus d
Südens", erzählt in seinem selbstverfaßten Lebensabriß von ein
„Herrn Beyschlag aus Halle", der sein liebster Freund gewes
merkwürdigerweise hegte derselbe eigenthümliche christologis
Speculationen, welche ihn in den Verdacht des Arianism
brachten und von denen auch Oetinger nicht unberührt bli
Von einem anderen geistlichen Mitgliede der Familie wird d
fromme Lied herrühren, welches das alte frankfurter Gesangb
von 1824 ohne nähere Personalangabe als von einem „Beyschla

enthält: „Wer auf seinen Gott vertraut“. Wiederum von einem solchen hat mir ein in der Pfalz lebender junger Namensvetter, Nachkomme und Nachfolger jenes nördlinger Geschlechtshistorikers, die folgende hübsche Anekdote mitgetheilt. Georg Wilhelm Beyschlag, um 1708 herzoglich württembergischer Pfarrer zu Veitsweiler, wurde bei seinem Landesherrn wegen beleidigender Aeußerungen, die er wider ihn gethan haben sollte, angeschwärzt, und die Sache hätte, wenn sie glaubwürdig gefunden worden wäre, ihm wohl den Kopf kosten können. Der Herzog ließ den Pfarrer binnen vierundzwanzig Stunden nach Stuttgart entbieten: dieser aber vertheidigte sich so mannhaft und freimüthig, daß der Herzog ihm näher trat, ihm starr ins Gesicht sah, dann ihm auf die Achsel klopfte und sprach: „Mein lieber Herr Pfarrer von Veitsweiler, Er hat ein redliches Gesicht und also gewiß auch ein redliches Herz; ich glaube nun nichts Solches von Ihm“. — Von diesem Veitsweiler Pfarrer stamme ich ab.

Es ist ein Zweig der Familie, der von der schwäbischen Heimath sich loslöst. Der vierte Sohn jenes Veitsweiler Pfarrers, auch Georg Wilhelm geheißen, lebte als Posamentier in Markt Weiltingen bei Dinkelsbühl, einem 1810 an die Krone Bayern übergehenden Ort, und dessen Sohn, Johann Georg Friedrich, 1761 geboren, verzog von da nach der fränkischen Schweiz, nach dem ein paar Stunden nördlich von Erlangen gelegenen Kunreuth, einem ländlichen Orte, welcher den reichsunmittelbaren Herren von Egloffstein gehörte und durch deren Schloß und Regierungssitz sich etwas über den Rang eines bloßen Dorfes erhob. So ward Kunreuth der Geburtsort meines seligen Vaters; er war des hierher verzogenen Johann Georg Friedrich Enkelkind. Zweimal ward dieser Zweig der Familie durch frühzeitiges Hinsterben des Hausvaters von dem geistlichen Berufe, zu dem die Neigung in ihm fortlebte, abgedrängt. Jener Pfarrenkel Johann Georg Friedrich, seines Vaters frühe verlustig, war von einem nürnberger Verwandten aufgezogen worden, welcher ihn

auch Theologie studieren lassen wollte; der frühe Tod dieses Wohlthäters führte den Waisenknaben dem Tischlerhandwerk zu. Im Verfolg desselben kam er nach Kunreuth, heirathete dort die Tochter einer Meisterswittwe, starb aber ebenfalls schon nach einem Jahr. Er hinterließ einen Sohn, Johann August, geboren im Jahre 1787, meinen Vater. Auch in ihm wäre die Anlage und der Zug zum geistlichen Amte gewesen, aber seine Lebensumstände ließen nicht daran denken. Und so hat er diesen in ihm selbst schlummernden Erbgedanken auf mich übertragen.

Aufzeichnungen seiner Jugenderlebnisse, die mein Vater mir hinterlassen hat, bieten eine aus weichen und harten Zügen zusammengesetzte Dorfgeschichte auf dem Hintergrund jenes Zeitalters, in welchem der französische Cäsarismus die gealterten Lebensformen unseres Vaterlandes rücksichtslos zerbrach und gleichzeitig die deutsche Aufklärung und Philosophie ihre Streiflichter mitunter bis in das Stübchen eines Dorfschulmeisters hineinwarf. Dem Knaben, der seinen Vater nie gekannt, war eine schwere Jugend beschieden, die ihre Spuren auch unauslöschlich seinem Gemüthsleben einprägen sollte. Zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes sah sich die junge Wittwe veranlaßt, der Werbung eines Fremdlings zu willfahren, der das Schreinerhandwerk in Kunreuth kräftig fortzusetzen versprach. Es war ein Ostpreuße, ein geschickter, aufstrebender Arbeiter, aber ein harter, liebloser Mensch, der dem verwaisten Kinde ein barbarischer Stiefvater ward. Als nach weiteren sechs Jahren auch die zärtliche Mutter starb, wurde die Lage des Knaben eine so trostlose, daß er zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht mitleidige Verwandte der Verstorbenen sich seiner angenommen hätten. Diese guten Leute, welche selbst nur einen bereits erwachsenen Sohn hatten, nahmen den vater- und mutterlosen Knaben zum Pflegekinde an und ersetzten ihm die Eltern so liebevoll, daß mein Vater zeitlebens nur mit der größten Anhänglichkeit und Dankbarkeit ihrer gedachte. Nicht minder verehrte mein Vater lebenlang jenen

Sohn vom Hause, einen edlen, gemüthvollen Menschen, der sich zum Lehrer ausgebildet hatte, über dem Privatstudium der Kantischen Philosophie zeitweise geisteskrank werden konnte, dabei aber auf die religiös-sittliche Bildung des Knaben einen tieferen Einfluß übte, als der Pfarrer, der ihn confirmirte. Indeß die Pflegeeltern waren schlichte, arme Landleute und Leineweber; sie vermochten dem angenommenen Kinde nur die einfachste ländliche Erziehung zu geben, hielten dieselbe auch für ganz genügend. Schon das hielt schwer, daß der Knabe, der gern und leicht lernte, die Rechenstunde in der Schule mitnehmen durfte, denn dazu war eine Schiefertafel vonnöthen. Die selbstverständliche Voraussetzung war, auch aus ihm einen Leineweber werden zu lassen. Er lernte und übte dies Handwerk in der That, ward auch feierlich in die Zunft aufgenommen, aber innerlich widerstand dem begabten und lebhaften Jungen die mechanische Eintönigkeit des Gewerbes. Er bemühte sich, in seinen Abendstunden für schwer erworbenes Taschengeld bei dem Dorfcantor etwas Französisch und Latein zu lernen; er ergriff sogar, um eine zusagendere Beschäftigung zu gewinnen, als Lehrling seines Stiefvaters, der inzwischen in einer zweiten Ehe mürbe geworden war, die Tischlerei. Da that sich ihm durch eine wohlwollende Empfehlung eine seinen Anlagen entsprechendere Bahn auf. Ein reicher gütiger Kaufmann in dem unfernen Nürnberg, Productenhändler, nahm den Zwanzigjährigen in sein Geschäft auf, zunächst allerdings in bescheidener Stellung, aber mit der zugesicherten Aussicht weiterzukommen und einmal selbständig zu werden. Noch besitze ich das von meinem Vater zeitlebens in Ehren gehaltene grobe Leintuch, in welches ihm sein Pflegevater zur Uebersiedelung nach Nürnberg alle seine Habe eingebunden hatte: nach zwei Jahren war er ein wohlausgestatteter junger Mann, der in den Bürgerstand hineingewachsen war. Dennoch trieb ihn sein Schicksal dazu, diesen glücklich gefundenen, anscheinend festen Boden wieder zu verlassen und einen gewagten Sprung ins

Dunkle zu thun. Theils Mißverhältnisse, die sich auf die Dauer aus der Häuslichkeit seines Gönners ergaben, theils und noch mehr die Sorge seiner Pflegeeltern vor der drohenden bayrisch-napoleonischen Conscription trieben ihn fort. Die egloffsteinische Herrschaft sowohl, als die alte Reichsstadt Nürnberg waren an die neue bayrische Krone gefallen, die vor allen Dingen dem Kaiser Napoleon für seine Kriege Kanonenfutter zu liefern hatte; wer damals in Bayern ausgehoben wurde, galt nicht ohne Grund für einen verlorenen Mann. Schon bei der ersten Gestellung war der wohlgewachsene junge Mann nur auf die flehentlichen Bitten seines Pflegevaters einstweilen zur Reserve geschrieben worden; nun kamen die neuen Aushebungen des Kriegsjahres 1809: der alte Mann drang darauf, daß sein Pflegesohn, den in schwermüthigen Stunden manchmal der gegentheilige Wunsch anwandelte, sich denselben entziehe.

Eine zufällige Fluchtgelegenheit lenkte meines Vaters Gedanken auf Frankfurt am Main. Mit Hülfe eines hessischen Fuhrmanns, der ihn als seinen Sohn verkleidete, kam er glücklich über die bayrische Grenze und in die alte Reichsstadt, in welcher damals als napoleonischer Großherzog der Fürst-Primas Dalberg regierte. Aber nun umringte den Flüchtling die ganze Noth der Verlassenheit in der weltfremden Stadt. Monatelange Beschäftigungslosigkeit zehrte die mitgebrachte kleine Baarschaft auf, und die Beschäftigungen, welche sich endlich fanden, Schreibersdienste, oder Commisstellen, in denen der zweifelhafte Principal seinem Gehülfen das Gehalt schuldig blieb, boten zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Dazu mitunter die peinlichsten Berührungen mit nichtswürdiger Hausgenossenschaft, für einen jungen Mann von sittlicher Selbstachtung kaum erträglich, und doch um des Dienstverhältnisses willen nicht ganz zu vermeiden. Kurz, mein Vater war nach zweijährigem Kampf ums Dasein so abgeschreckt und entmuthigt, daß er auf dem Punkte stand, sich der bayrischen Conscription, vor der ihn die frankfurter Behörden

mit wohlwollendem Ignoriren gedeckt hatten, freiwillig zu stellen. Da ward ihm in letzter Stunde ganz unverhofft in einem hochangesehenen Banquierhause, Johann Goll und Söhne, eine Stellung eröffnet, in der er unter der Leitung wohlwollender Principale als Commis zunächst eine richtige Lehrzeit nachholen und dann allmählich in Auftrag und Gehalt vorankommen konnte. Es war allerdings keine leichte Aufgabe, die ihm damit gestellt war; um des Nachlernens willen mußte er bis in den späten Abend auf dem Comptoir zurückbleiben, und hatte dann noch im Französischen und in der kaufmännischen Rechenkunst einem Privatunterricht zu folgen, der überdies nicht weniger als die Hälfte seines kleinen Gehaltes verschlang. Mit Ausdauer und Selbstverleugnung wurde auch diese Probe bestanden, und nach abermaligen zwei Jahren angestrengtester Arbeit und einsiedlerischer Entsagung konnte der junge Kaufmann sich freier regen, gesellige Verbindungen anknüpfen und sich hin und wieder einen frohen Tag gönnen. Es waren dieselben Zeiten, in denen das deutsche Vaterland von der zusammenbrechenden napoleonischen Zwingherrschaft aufzuathmen begann. Ebendamals lernte der nun Siebenundzwanzigjährige meine Mutter kennen, ein um sechs Jahre jüngeres hübsches, armes, fleißiges Bürgersmädchen, welches sich eben von dem im Kriegsjahr 1813 in Frankfurt epidemischen Nervenfieber erholte.

Meine Mutter, Elisabeth Deckenbach, war bescheidener altfrankfurter Leute Kind, die jüngste von sieben Geschwistern. Ihr Vater hatte auf dem „Pfarreisen“, einem Platze am Dom, der noch zu meinen Kinderzeiten mit einer Reihe von Buden besetzt war, einen kleinen Laden gehabt. Ein Sohn hatte in den napoleonischen Kriegen dienen müssen und war früh gestorben; ein zweiter, „Onkel Heinrich“, unverheirathet, war Privatbeamter und Dilettant in allerlei Künsten. Von den Schwestern hatte eine, „Tante Gretchen“, in einer mutterlosen guten Familie die Leitung des Hauswesens übernommen; die anderen waren nach des Vaters Tode beisammengeblieben und ernährten sich und ihre

alte Mutter mit weiblichen Handarbeiten, in denen sie ungemein geschickt und fleißig waren. Wenn ich mir aus meinen frühen Kinderzeiten das Bild meiner Mutter zurückrufe, so war sie, damals in der ersten Hälfte der Dreißiger stehend, eine hübsche schmächtige Frau mit blauen Augen und edlem Profil; noch in ihren alten Tagen hat ein namhafter Maler sie gern in sein Skizzenbuch zeichnen mögen. Von Sinn und Gemüth war sie ein ächtes harmloses frankfurter Kind, lebhaft, geradeaus, naiv; wenn ich die Briefe der Frau Rath Goethe lese, so meine ich wohl meine Mutter reden zu hören. Nach damaliger Bürgersart hatte sie nur den einfachsten Elementarunterricht erhalten, aber sie hatte in aller Einfalt ihren guten Verstand und Mutterwitz, einen offenen Sinn für alles Schöne und ein gutes treues Herz, dem unermüdliche Arbeit, Hingebung und Selbstverleugnung für die Ihrigen sich ganz von selbst verstand.

Die Familie meiner Mutter wohnte im „Thiergarten“, einem jener innerstädtischen „Höfe“, d. h. mit Thoren geschlossenen Häusergruppen, welche eine Eigenthümlichkeit des alten Frankfurt bildeten, und eben hier, ein Stockwerk unter der Wohnung des Onkels und der Tanten, hatte mein Vater seinen Hausstand angefangen. Hier also, am 5ten September 1823, bin ich geboren, das dritte Kind und der erste Sohn meiner Eltern. Zwei Schwestern, Henriette und Auguste, waren mir um sechs und um vier Jahre vorhergegangen; so lieb sie der Vater hatte, so war ihm doch die Geburt eines Sohnes von besonderer Bedeutung. Von den Namen, die ich erhielt, „Johann Heinrich Christoph Willibald“, waren die drei ersten die Vornamen wirklicher Pathen; den letzten dagegen, den Rufnamen, gab mir der Vater [illegible] einem ihm unvergeßlichen Verwandten, der in jung[illegible] nach Indien ausgewandert und seitdem verschollen [illegible] hat mich ein Mitbewohner des Thierg[illegible] lutherische“ Pfarrer Kirschten, ein guter [illegible] Orthodoxer, der mich hernach auch [illegible]

bis an sein Lebensende mit Wohlwollen begleitete. Mein Vater schickte ihm als Taufgebühr einen „Reformationsdukaten", wie man sie 1817 mit Luthers Bildniß und entsprechender Inschrift geprägt hatte; der Pfarrer aber, der sich als Hausfreund betrachtete, schickte ihn zurück mit der Bestimmung, den Grundstock meiner Sparbüchse zu bilden. So ist er als werthes Andenken an Vater und Täufer bis heute in meinen Händen verblieben, und ich gedenke ihn auf denjenigen meiner Enkel zu vererben, welcher meinen Familiennamen fortsetzt.



Zweites Kapitel.

Altfrankfurt.

„Vater und Mutter“ sind süße Namen, aber unmittelbar hinter ihnen kommt der Name der Muttererde, der Vaterstadt. Wieviel verdankt der Mensch, gerade wenn er sich freier und höher entwickelt, doch seiner Heimath! Sie gibt ihm nicht die geheimnißvolle Wurzel seines Eigenwesens, und nicht den Sonnenstrahl von oben, welcher den Keim, die Knospe desselben entfaltet; aber sie ist das Erdreich, aus welchem sein Wachsthum die zeitlichen Kräfte zieht und die irdische Gestalt gewinnt. — Ich bin meiner Vaterstadt fremd geworden schon an der Grenze meines Jugendalters; aber je älter ich ward, um so dankbarer habe ich zurückblicken lernen auf das, was sie mir gewährt hat, für die eigenartige Lebensluft, die ich in ihr geathmet. Nur daß es ein vergangenes Dasein ist, welches von meiner Vaterstadt sich mir eingeprägt hat. Was heute „Frankfurt“ heißt, das ist äußerlich ungleich größer und prächtiger, aber es reicht mir in seiner Eigenart und inneren Bedeutung weitaus nicht an das Altfrankfurt, in dem ich jung gewesen bin. Ich versuche dasselbe zu zeichnen, wie es in meiner erinnernden Phantasie lebt.

Da lag sie zu beiden Seiten des stromartig ausgebreiteten Mains, durch die damals einzige alte Brücke mit ihren mächtigen rothen Sandsteinpfeilern und -bogen verbunden, die alte deutsche Reichs- und Krönungsstadt. Ihr Wahrzeichen der alles überragende Dom, oder vielmehr sein Thurm, der „Pfarrthurm“ mit

seiner — durch Ausbau heute verschwundenen — halbrunden Krone. Wenn wir als Knaben seine 365 Stufen hinaufstiegen, — am liebsten, während die große Karolusglocke die Messe einläutete und den Thurm in Schwingung versetzte —, blickten wir stolz hinunter auf den reichen heimathlichen Gau. Nach Süden, hinter Sachsenhausen, dem jenseit des Mains gelegenen Stadttheil, hinter ansteigenden Gärten der schöne frankfurter Wald und darüber die Höhen der Bergstraße, der rundliche Melibocus; nach Norden und Nordwesten jenseits einer reich angebauten Ebene die lange schöngeschwungene Linie des Taunus mit ihrem Doppelhaupte, Altkönig und Feldberg. Große Wiesen grenzten an die Stadt und boten bequeme Spaziergänge, — so den Untermain entlang nach dem „Grindbrunnen“, einer von großen alten Linden umschatteten Schwefelquelle, hinter der eine Viertelstunde weiter der ländlich-gastliche Gut-Leut-Hof lag, und wiederum die Bornheimer Haide und die Pfingstweide nach der entgegengesetzten, nordöstlichen Richtung hin. Noch standen in halbstündiger Entfernung von der Stadt, die von Süden, Norden und Westen zuführenden großen Landstraßen beherrschend, die alten runden Wartthürme, desgleichen am nördlichen Stadtthor der malerische festungsartige Eschenheimer Thurm; aber die alten Mauern und Wälle der Stadt waren gefallen und hatten einem die Stadt im Halbkreis umfangenden Gelände Raum gegeben, das mit schönen öffentlichen Anlagen bedeckt war. Jenseits dieses von Thor zu Thor gehenden öffentlichen Gartens begannen dann die Landhäuser und Privatgärten ihren Schmuck zu entfalten.

Die innere Stadt aber trug, viel mehr als heute noch, ein historisches und zwar vorherrschend mittelalterliches Gepräge. Enge Gassen und Gäßchen, geschlossene Höfe, wie der Thiergarten einer war, oder characteristische Einzelgebäude mit Namen und Bildern, Giebeln, Erkern und Schnitzwerk; — wieviel mehr Individualität des Lebens als heute prägte, inmitten festgehaltener Tradition, damals noch in der Wohnung sich aus. Einen neu-

zeitlichen Character trug, abgesehen von den jungen Außentheilen der Stadt, eigentlich nur die stolze Hauptstraße, die „Zeil“, breit und prächtig, die vornehmsten Privathäuser und Läden, zum Theil auch Paläste oder palastähnliche Gasthöfe aufweisend; aber auch sie nicht in moderner Gradlinigkeit, sondern in leichter Krümmung, vom Roßmarkt und der Hauptwache bis zur „Constablerwacht“; ein Bild französischer Zeit und französischen Geschmacks. Das volle Widerspiel der breiten, sauberen, vornehmen Zeil war die berüchtigte Judengasse, vom Ostende derselben nicht weit entfernt. Zwar das feste Thor war gefallen, welches nach dieser Seite hin Jahrhunderte lang das Unglücksvolk allabendlich in seine Höhle verschlossen hatte; eine Beschießung der Stadt in den neunziger Jahren hatte es in Trümmer gelegt, und unmittelbar vor der grasbewachsenen Ruine, die ich noch sah, hatte die Familie Rothschild sich ihr Wohn- und Geschäftshaus erbaut. Aber die alte Gasse bestand noch, eng, düster, stinkend, während sonst das engste Gäßchen der Stadt sauber gehalten war; mit verhaltenem Athem ging man hindurch und warf einen scheuen Blick in die tief eingebauten Spelunken, in welchen die unheimlichen Bewohner ihren Mammon oder Trödel verbargen. — Das war ein böses Stück mittelalterlicher Erinnerung, und es gab deren noch mehr; z. B. die Dolche und Räder, welche auf dem „großen Hirschgraben“, unweit von Goethe's Geburtshaus mit seinen drei Leyern, an der Ecke eines langen schmalen Seitengäßchens eingemeißelt waren. Durch jenes Gäßchen, welches jetzt als Privatbesitz unsrer Neugierde verschlossen war, ging es ehedem „zur eisernen Jungfrau“, einem heimlichen Hochgericht, das unsre jugendliche Phantasie mit Schauern erfüllte. — Indeß das alles trat zurück gegen die glänzenden und glorreichen Denkmale des Mittelalters, welche die Stadt nach anderen Seiten besaß und — freilich im immer schärfer abstechenden modernen Rahmen — bis heute besitzt. Draußen am Main, hinter dem Renaissancebau des „Saalhofs“, verbarg sich eine Kapelle noch aus karolingischer

Zeit, und etwas weiter abwärts am Ufer vergegenwärtigte die uralte Leonhardskirche die Tage der Ottonen oder der Salier. Wenn man aber zwischen diesen beiden Bauwerken durch das gothische Erkerthörchen, welches an den Rententhurm anstieß, in die Stadt eintrat, vorüber an dem alten Hause „zum rothen Krebs“ und der vorspringenden spitzbogigen Nicolaikirche, dann stand man im Mittelpunkte der altfrankfurter Herrlichkeit, auf dem „Römerberg“. Ein unregelmäßig viereckiger Platz steigt nach drei Seiten amphitheatralisch an und verräth schon dadurch, ebenso durch die dichtgedrängt ihm zugewendeten Fenster, daß er zum Schauen bedeutsamer Dinge angelegt ist. An seiner breitesten Seite steigen mit eckigen Giebelzinnen drei altdeutsche Paläste auf, „Haus Limburg“ und „Haus Frauenstein“ und mitten inne der höchste der drei, der „Römer“. Seine breiten Stufen führen zunächst in eine mit schweren Säulen durchsetzte düstere Doppelhalle, deren Wölbungen das obere Gebäude tragen; in ihr erblickten wir hinter einer breiten Glasthür die feuerrothen Hellebardiere, die den Zugang zum Senatssaal bewachten. Aus der Halle führt eine breite Treppe mit kunstreich geschmiedetem Eisengeländer über einen Flur mit alten Gemälden zum Kaisersaal, einem riesigen Längenraum mit bogenförmiger Decke, die Wände in lauter flache Nischen gegliedert, aus denen in ziemlich roher Freskomalerei die bronzefarbenen lebensgroßen Gestalten unsrer alten Kaiser oder Könige von Konrad I. bis auf Franz II. niederschauten. Hier hatte in den späteren Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation der neugewählte Kaiser sein Krönungsmahl gehalten. Zuvor aber war er aus der Römerhalle hervor über gebreitete Teppiche nach dem unfern gelegenen Dome gegangen, um seine Krone vom Altar zu nehmen, und so hatte das jauchzende Volk den Träger seiner Majestät erblicken und begrüßen können. Inmitten des Römerbergs stand ein offener Brunnen mit einem Standbild der Gerechtigkeit; noch trug sie ihre Binde vor den Augen, aber Schwert und Waage

waren ihr — sinnbildlich für die Endzeiten des Reiches — verloren gegangen. Dieser Brunnen, erzählte man, sprudelte bei den Kaiserkrönungen aus eines doppelköpfigen Adlers Schnäbeln dem Volke weißen und rothen Wein. Auch wurden ganze Ochsen gebraten und unter das Volk vertheilt. Noch stand an der Südseite des Platzes, an die dortige Nicolaikirche angeklebt, ein der Mezgerzunft angehöriges Häuschen aus dessen Bodenluke die Köpfe dreier solcher Krönungsochsen hervorguckten, Trophäen der handfesten Zunftgenossen, die sie im Volksgewirre erbeutet.

So lebte das Andenken an die alten Kaiserkrönungen im Volke fort. Aber viel lebendiger freilich waren die Erinnerungen an die französische Zeit; selbst in der Einmischung zahlreicher französischen Worte in das derbe frankfurter Deutsch klang sie nach. Schon die Kämpfe Preußens gegen die französische Republik hatten Frankfurt stark berührt. Der Revolutions-General Cüstine hatte sich der Stadt bemächtigt; ein hessischer Prinz an der Spitze eines preußischen Corps befreite sie mit Hülfe einer innerstädtischen Bewegung; beim Einreiten in die Stadt wurde der Sieger von einer wie man sagte meuchlerischen französischen Kugel getödtet. Ein Denkmal dieser Kriegsbegebenheit, im Geschmack der Zeit ausgeführt, war vor dem Neuen Thor zu sehen: ein Hügel von Basaltblöcken, darauf ein eherner Würfel mit Inschriften, und über demselben die Sinnbilder der Belagerung; — wie oft sind wir hinaufgeklettert, um die Namen der Gefallenen zu entziffern! — Mit der Auflösung des Reiches war auch Frankfurt seiner reichsstädtischen Freiheit verlustig gegangen, aber ein verhältnißmäßig mildes Loos war ihm gefallen. Es war die Hauptstadt des Großherzogthums geworden, mit welchem Napoleon den letzten Erzbischof von Mainz, den milden, schwachen Dalberg als „Fürsten-Primas des Rheinbundes“ entschädigte; unter dem Namen des Fürsten-Primas lebte der geistliche Großherzog in der Leute Erinnerung, ungehaßt und ungeliebt. Unter ihm waren die alten Festungsmauern gefallen und in die ge-

sunden schönen „Promenaden“ umgewandelt worden, und so hatte sein Regiment ohne Zweifel auch anderes Ueberlebte und Ruinenhafte beseitigt; andererseits hatte es die ungewohnte, harte Conscription gebracht und den ganzen Druck der bösen fremdherrlichen Zeit zu fühlen gegeben. Napoleons dämonische Größe hatte sich den Zeitgenossen tief eingeprägt, fast wie ein unpersönliches Verhängniß; die Bilder seiner Kriegsthaten und Schlußgeschicke haben bis tief in die dreißiger Jahre hinein die süddeutschen Kunstläden und Privatwohnungen beherrscht. Insbesondere erinnerte man sich in Frankfurt, wie er nach der Schlacht bei Leipzig mit den Trümmern seiner Armee vorübergekommen. Er hatte sich bei Hanau durchschlagen müssen und man fürchtete seitens der aufgelösten Soldateska eine Plünderung der Stadt. Ein Mann von Ansehn und Bürgersinn, dessen Gastfreundschaft er schon früher angenommen, der Banquier von Bethmann, war ihm entgegengeritten und hatte es erlangt, daß die Truppen ihren Weg um die Stadt nehmen mußten: von dem Balkon des Bethmann'schen Landhauses vorm Neuen Thore, desselben, welches nachmals durch die Dannecker'sche Ariadne berühmt ward, hatte der Soldatenkaiser die Trümmer seines Heeres defiliren gesehen. Zwei Tage danach folgte ihm der Triumpheinzug der drei alliirten Monarchen, trotz aller Lasten und Leiden, die auf der Stadt lagen, ein Tag unendlichen Jubels; auch hier athmeten deutsche Herzen in der Luft der wiedergewonnenen vaterländischen Freiheit auf. An dem zweiten Feldzug gegen Napoleon 1815 nahmen schon frankfurter Freiwillige theil; mit Mühe wurde mein Vater von seinen verständigen Principalen zurückgehalten, diesem allgemeinen Zuge der Begeisterung zu folgen. Im Jahre 1816 erhielt dann die Stadt ihre alte Selbständigkeit zurück, indem sie zu einer der vier freien Städte im deutschen Bunde und zum Sitz des in Wien beschlossenen „Bundestages“ erklärt ward. Sie setzte dieser Wendung ihrer Geschicke ein würdiges Denkmal in der demnächst in antikem Styl erbauten Stadt-

bibliothek am Obermainthor, an deren Giebel bis heute die Inschrift prangt: Studiis libertati reddita civitas.

Die neue Ordnung der Dinge, welche im Anschluß an die alten reichsstädtischen Ueberlieferungen nun eintrat, war nach heutigen Begriffen wohl etwas altfränkisch, aber gar so übel nicht. Die politischen Rechte waren bedingt durch das rite erworbene frankfurter Bürgerrecht und die Zugehörigkeit zu einem der drei christlichen Bekenntnisse. Diese christliche Bürgerschaft gliederte sich nach einer an den platonischen Staat erinnernden, aber den realen Verhältnissen entsprechenden Ordnung in drei Stände; den ersten bildeten neben den spärlichen Ueberresten des alten Patricierthums wesentlich die studierten Leute, den zweiten die Kaufleute, den dritten die Zünfte. Von diesen drei Ständen ward ein „gesetzgebender Körper“ erwählt, und aus dieser gesetzgebenden Vertretung ging — ich glaube mittelst eines engeren Ausschusses und jedenfalls nicht ohne Loos, das in Gestalt einer goldenen Kugel unter silbernen zu ziehen war — der Senat hervor, aus zweiundvierzig Mitgliedern bestehend; je vierzehn aus jedem der drei Stände bildeten in demselben eine „Bank“. Der Senat wiederum wählte aus seiner Mitte Jahr für Jahr die beiden „regierenden Bürgermeister“, den „älteren“ und den „jüngeren“, welche sich nach einer feststehenden Ordnung in die Regierungsgeschäfte theilten. Ohne Zweifel hatte diese Verfassung, welche bis zum Jahre 1848 einer bürgerlichen Aristokratie das Heft in die Hand gab, ihre schwachen Seiten wie alle Regierungsformen. Man klagte gelegentlich über Gunst oder Ungunst der Mächtigen, über den Einfluß der Coterieen oder Freimaurerlogen, über Langwierigkeit und Kostspieligkeit der Processe, welche bei dem noch allein-herrschenden schriftlichen Verfahren vielleicht unvermeidlich war; aber im Ganzen, glaube ich, wurde besser regiert, wohlwollender und bürgerfreundlicher, als gleichzeitig in den meisten monarchischen Gebieten von Deutschland. Die Gehälter der Magistratspersonen waren in Anbetracht des Reich-

thums der Stadt sehr bescheiden, die Finanzen in trefflicher Ordnung, Verbesserungen aller Art wurden unermüdlich angestrebt. Ich bin in großem Respect meiner republikanischen Obrigkeit aufgewachsen, während das, was ich gelegentlich aus den kleinen Nachbarstaaten hörte, mir den befremdlichen Eindruck machte, als ob Regierung und Volk sich als geborene Feinde betrachteten. Andererseits gab uns unsre Staatsordnung ein Gefühl persönlicher Freiheit, eine Lebensluft unbefangener Selbstentfaltung und rückhaltloser Meinungsäußerung, einen bürgerlichen Stolz, wie dergleichen an anderen Regierungssitzen nicht möglich war. Adelsvorrechte und Ordenszeichen gab es nicht, und auf Titulaturen wurde nicht viel gegeben. Jeder hatte das Bewußtsein, daß der Weg zu den höchsten öffentlichen Ehren ihm freistehe, aber sie erschienen nicht einmal als das Höchste. „Ich will ja nicht Senator werden“ war das Sprichwort, mit dem man antwortete, wenn man erinnert ward, daß es nicht eben fein sei, sein Obst über die Straße zu essen.

Greifbarer als die politische und moralische Bedeutung des frankfurter Bürgerrechts war die sociale: es bedingte die Befähigung zu jedem höheren Amt oder selbständigen Geschäftsbetrieb. Während die Einwohner der sieben unterthänigen Dörfer nur Ortsbürgerrechte besaßen, unterschied man in der Stadt den „Bürger“ vom „Beisassen“, d. h. bloßen Schutzbürger ohne active Rechte, und vom „Permissionisten“, dem nur widerruflich Aufenthaltsberechtigten, der lediglich in privaten Stellungen thätig sein konnte. Ein Auswärtiger konnte das frankfurter Bürgerrecht nur erwerben entweder durch ein recht erhebliches Einkaufsgeld oder durch Heirath mit einer Bürgerstochter, so daß eine solche, so arm sie sein mochte, dem auswärtigen Bräutigam immerhin eine werthvolle Mitgift zubrachte. Aber auch der Bürgerssohn mußte es antreten durch einen feierlichen Act, mittelst eines Bürgereides, der im Waffenkleide abzulegen war, also die allgemeine Wehrpflicht in sich schloß. Die Erfüllung derselben

wurde dem Frankfurter allerdings nicht schwer gemacht. Anstatt von dem gesetzlichen Rechte der Aushebung Gebrauch zu machen, unterhielt man als Bundescontingent ein Bataillon geworbener Soldaten, welches von ein paar Graubärten aus den Kriegszeiten befehligt und in strengster Zucht gehalten wurde; versuchte bisweilen ein solcher Söldling nach genommenem Handgeld zu desertiren und wurde wieder eingebracht, so mußte er im Kasernenhof Spießruthen laufen. Die jüngeren Bürger aber bildeten neben diesem „Linienbataillon“ eine „Stadtwehr“, eine Art Miliz, welche — abgesehen von unruhigen Zeiten, in denen sie zu activem Dienst zusammengetrommelt ward — lediglich eine Reihe von Sommerabenden militärischen Uebungen zu widmen hatte. Ihre verschiedenen prächtig ausgestatteten Korps — es war auch etwas Cavallerie und Artillerie dabei — exercirten dann unter großem Zulauf von Jung und Alt auf der Grindbrunnenwiese und schlossen mit einer größeren Gesammtübung. Eine Bürgerwehr im besten Sinne, die sich im Jahre 1848 durchaus herzhaft und zuverlässig erwies und ganz unverdienterweise kraft der damals eintretenden großstaatlichen Reaction aufgelöst wurde.

Alljährlich am 18ten October feierte die Stadt das Gedächtniß der Deutschland befreienden Völkerschlacht und der Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit. Es war ein wahrhaft volksthümliches Fest. Schon am Abend des 17ten ward es durch den Donner der am sachsenhäuser Ufer aufgestellten Kanonen und das feierliche Geläute aller Glocken eingeleitet; in den Schulen war unter gespanntester Aufmerksamkeit erzählt worden von Napoleon und der Leiziger Schlacht. Am Morgen des 18ten fand in der lutherischen Hauptkirche, der Paulskirche, ein feierlicher Gottesdienst statt, an welchem der Senat in corpore Theil nahm. Dann stellten sich die verschiedenen Korps der Stadtwehr an ihren Sammelplätzen auf, während der Senat sich im Kaisersaal versammelte und der Römerberg sammt allen auf ihn gehenden Fenstern sich mit einer dichtgedrängten Volksmenge er-

füllte. Endlich traten die Senatoren in ihrer schwarzen Amtstracht mit ihren vergoldeten Degengriffen auf die roth ausgeschlagenen Stufen heraus, um die Parade abzunehmen. Von lautem Volksjubel begrüßt brach die Reiterei unter Trompetenschall durch das Gedränge sich Bahn; dann folgte, vier Sappeure mit Beilen und großen französischen Bärenmützen voran, das Linienbataillon, das jedesmal durch seine schnurgerade Haltung und seine durchschossene Fahne Bewunderung erregte, danach die Bürgerkorps mit ihren weißen, grünen, rothen Federbüschen und wohlgeübten Musikbanden; zuletzt mit eigenthümlich uniformirter Bedienung die Kanonen, welche dann am Nachmittag, an dem alle Welt spazieren ging, dem Feste den Abschiedsgruß zudonnerten. Und das bescheidene patriotische Schauspiel übte alle Jahre dieselbe Anziehung.

Das war eines von unseren Volksfesten; wir hatten an solchen überhaupt keinen Mangel. Wir hatten zunächst unser Frühlingsfest und unsere Herbstfeier. Der dritte Pfingsttag war in Frankfurt „Wäldchestag“. Ein Korb mit Speise und Trank wurde gepackt und mit demselben familienweise ins „Wäldchen“, in einen nächstgelegenen Theil des Stadtwaldes, unweit des jetzt an der Neckarbahn gelegenen „Sandhofs“, gezogen. Dort lagerte man sich im Grünen, verzehrte fröhlich das Mitgebrachte, machte einen Rundgang durch das weite schattige Volkslager, um Freunde und Bekannte zu begrüßen, und schloß sich etwa einem Spiel im Freien an. So waren Tausende mit den einfachsten Mitteln vergnügt, und man hörte nicht, daß Ausschreitungen vorgekommen wären. — Die Herbstfeier schloß sich an die Weinlese an, denn die beiden Anhöhen zur Rechten und zur Linken des Obermains, der „Röderberg“ und der „Mühlberg“, besonders aber der letztere, waren damals noch von Weingärten eingenommen, die heute vor der Ausbreitung der Stadt verschwunden sind. An den drei „Herbsttagen“ waren die Schulen ausgesetzt, und Feuerwerk und Schießen war erlaubt. Wer einen Garten hatte, illuminirte

ihn, ließ Raketen steigen und Feuerräder sprühen; wer keinen hatte, ging auf die Wiesen, um ein paar „Schwärmer“ oder „Frösche“ loszulassen und mit einer alten Pistole dazwischen zu knallen; die abendlichen Spaziergänge am Main oder durch die Promenaden an den erleuchteten Villen her waren sehr vergnüglich. — Zuweilen legte sich zwischen diese beiden Naturfeste noch ein höchst eigenthümliches Winterfest. Wenn nämlich auf Fastnacht der Main so fest gefroren war, daß man auf ihm herumhantieren und ein Feuer anzünden konnte, dann band die Küfer- und Weinschröterzunft auf dem Eise ein vorher sorgfältig zugerichtetes und mit einer beurkundenden Inschrift versehenes Faß. War dasselbe fertig, so wurde es mit Wein gefüllt und im Triumph auf einem Rollwagen durch die Stadt gefahren; ein schmucker Geselle, als Bacchus costümirt, mit einem großen grünen Kranze, saß rittlings darauf, hatte einen großen Humpen in der Hand, den er mittelst eines Hebers immer von neuem füllte, und trank den Leuten fleißig zu. Ein für die Hauptperson etwas gefährliches Vergnügen; denn die bei dem leichten Trikotanzuge zwiefach fühlbare Winterkälte verführte, von dem Gegenmittel desto reichlicheren Gebrauch zu machen. Der Bacchus fiel zuweilen vom Faß herunter, und mußte durch einen zweiten, dritten ersetzt werden. — Endlich waren auch die berühmten halbjährigen Messen, Oster- und Herbstmesse, wenn auch nicht ihrer eigentlichen Bestimmung nach, doch thatsächlich rechte Volksvergnügungen. Mochten auch die wichtigsten Geschäfte, die auf ihnen gemacht wurden, in Comptoiren oder Lagerräumen vorgehen, — für das Volksbewußtsein war die Hauptsache der Kleinhandel, welcher in den über Nacht hergestellten hölzernen Gassen, den am Mainufer, auf dem Römerberg und dem Liebfrauenberg für drei, vier Wochen erstehenden Budenreihen sich abspielte. Was für mannigfaltige und merkwürdige Schöpfungen des Gewerbfleißes waren da zu sehen; wie vieles insonderheit für Kinder Anziehende, das schon im Anblick vergnügte. Den ganzen

Tag strömten die Betrachter durch die große Ausstellung, und am Montag der letzten Woche, dem sogenannten Nickelchestag, an dem es Sitte war, den Dienstboten den Besuch der Messe zu erlauben, wurde der Menschenstrom lebensgefährlich. Es war ein ungeschriebenes Recht der Kinder, eines Tages in die Messe mitgenommen zu werden, und wenn dann die nöthigen neuen Schuhe oder Kappen gefunden waren, wurde auch irgend ein hübsches Spielzeug oder eine Düte Pfeffernüsse hinzugefügt. Oder es wurde des Abends am Paradeplatz in eine der „Hütten" gegangen, welche die unausbleiblichen Sehenswürdigkeiten verbargen, brüllende Löwen und Rhinocerosse, oder historische Wachsfiguren, englische Reiter und Seiltänzer, eine Hundecomödie oder vielleicht ein Marionettentheater, in welchem „Doctor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" aufgeführt ward. Dazu war während der Messe die Stadt des Sanges und Klanges voll. Einzelsänger und Harfenspieler, Duettisten und ganze Musikbanden durchzogen die Straßen bis in die späte Nacht. Am liebsten hörte man die böhmischen Bergknappen, die mit einem Choral anfingen und am besten spielten; gern warf man ihnen des Abends die lohnenden Kreuzer in einen brennenden Fidibus gewickelt auf die Straße hinunter.

So war es ein heiteres, lebensfrohes Geschlecht, das dort am Mainufer unter dem Sinnbild des freien Adlers und der roth-weißen Flagge hauste; es war auch ein begabtes und tüchtiges. Allerdings von einer gewissen beschränkenden Abgeschlossenheit. Man reiste ja damals viel weniger als heute im Zeitalter der Eisenbahnen und Sommerfrischen; die wenigsten Frankfurter waren über das Weichbild der Stadt je hinausgekommen, wenn sie nicht etwa als Handwerksburschen gewandert waren; sie sehnten sich auch nicht danach, denn sie waren überzeugt, daß es in ihrer Stadt so schön und gut sei wie irgendwo in der Welt. Und sie hatten mit dieser Vorstellung so Unrecht nicht. Ueber den Stand der Sittlichkeit im engeren Sinne des Wortes

wage ich nicht zu urtheilen; ich glaube wohl, daß die Leichtfertigkeit der französischen Zeit, trotz der mit den Freiheitskriegen eingetretenen Besserung, in Frankfurt noch ihre starken privaten Nachwehen hatte, aber dergleichen entzog sich der kindlichen Wahrnehmung. Dagegen das juridische Verbrechen war selten, ungleich seltener als heutzutage, und ein Mord oder Selbstmord etwas so Außerordentliches, daß er die ganze Stadt entsetzte. Der Gegensatz von Reich und Arm ging natürlich auch durch Altfrankfurt hindurch, aber ein Proletariat oder gar einen Pöbel gab es vor 1848 nicht. Wer arbeiten konnte, der arbeitete und fand sein Brod; und wer nicht arbeiten konnte oder durch besondere Umstände in Noth versetzt war, fand Hülfe. Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, Armenpflegen, Krankenhäuser für Fremde und Einheimische, milde Stiftungen für besondere Zwecke waren reichlich und großartig vorhanden und wurden durch eine wie selbstverständliche Freigebigkeit gefördert und gemehrt. Es war allgemeine Sitte, kein Testament zu machen, ja keinen Kauf- oder Miethsvertrag abzuschließen, ohne dabei der wohlthätigen Anstalten zu gedenken. Ueberhaupt ergänzte ein großartiger freithätiger Gemeinsinn die Mängel, welche das kleine staatliche Gemeinwesen etwa erkennen ließ. Wissenschaftliche, künstlerische, volkswirthschaftliche Anstalten wuchsen aus freiem opferwilligem Triebe von Privaten hervor. So die medicinisch-naturwissenschaftlichen Institute, welche den Namen Senkenberg fortpflanzen, die zoologisch-ethnographische Sammlung, die man den Schenkungen des noch in meine Lebzeit hineinreichenden frankfurter Afrika-Reisenden Rüppell verdankte, und vor allem die Gemäldesammlung und Kunstacademie. Ein stiller, reicher Kunstfreund namens Städel schenkte in den zwanziger Jahren seine schöne Privatsammlung sammt einem ansehnlichen Vermögen zur Errichtung einer Kunstschule, eine Stiftung, bedeutend genug, um ein prächtiges Gebäude zu errichten und die Galerie fortwährend mit alten und jungen Meisterwerken zu

vermehren. Das Testament war anfechtbar, indem die juristisch unzulässige Form der Schenkung an eine erst zu errichtende Anstalt gewählt war, aber durch gütliche Uebereinkunft wurde es dennoch rechtskräftig, und so eröffnete sich der Einwohnerschaft die regelmäßige Anschauung einer Gemäldegalerie, die neben einer trefflichen Auswahl von alten Italienern, Altdeutschen und Niederländern die eben damals aufblühende neuere idealistische Malerei in ausgezeichneten Werken, unter anderen den Meisterwerken Lessings, vergegenwärtigt. — Wiederum schuf eine gemeinnützige freie Gesellschaft sociale Veranstaltungen, wie sie heute allgemein geworden, damals aber noch kaum gekannt waren, Sonntags- und Abendschulen für junge Handwerker, Vorträge für Arbeiter, und eine großartige Sparkasse, der ein Directorium von neun angesehenen Kaufleuten allwöchentlich im Ehrenamt zwei volle Vormittage opferte.

Die arbeitenden Stände waren bei uns in verschiedenem Maße, aber durchweg eigenartig vertreten. Die Landwirthschaft theils durch eine Anzahl größerer Güter oder „Höfe“ um die Stadt her, welche, in patricischem oder corporativem Besitz befindlich, von Pächtern bewirthschaftet wurden und durch ihre Milchgärten zum Besuch einluden; theils durch einen sehr ausgebildeten Kleinbetrieb, eine hochentwickelte Gemüsegärtnerei, — dem Hauptgewerbe der Sachsenhäuser, des biderben, durch seine urwüchsige Grobheit berühmten Völkchens, welches in der südlich vom Main gelegenen Vorstadt saß. Bedeutender war das Handwerk entfaltet; ja dasselbe befand sich vermöge seiner alterthümlichen, seitdem allerdings unhaltbar gewordenen Verfassung in großem Wohlstand. Fabriken gab es noch kaum, die Zünfte bestanden noch in voller Rechtskraft und hohem Selbstgefühl. Lehrlings-, Gesellen-, Wanderschaftsjahre waren festgestellt: erst nach ihrer Erledigung wurde, auf Grund einer Prüfung und eines „Meisterstücks“, das Recht des selbständigen Gewerbebetriebes erlangt. Andererseits war dieser Betrieb, soweit nicht die Messen

unter bestimmten Bedingungen auswärtige Arbeit zuließen oder den Handwerkern der frankfurter Dörfer gewisse Einräumungen gemacht waren, gegen den Wettbewerb eines jeden, der nicht Meister derselben frankfurter Zunft war, geschützt. Eine nur in einer autonomen Stadt mögliche Ordnung, die allerdings auch ihre Schattenseiten hatte und dieselben je mehr und mehr entwickelte; — damals war der Uebermuth des leicht reich werdenden frankfurter Handwerkers noch durch die herrschende Mäßigkeit und Sitteneinfachheit gebunden. Der social vorherrschende Stand in Frankfurt war altherkömmlich der Kaufmanns=, oder wie man amtlich sagte, „Handelsstand". Vor allem das Geldgeschäft und der Großhandel, an denen dann wieder viele kleinere Existenzen hingen, umschlossen einen gewaltigen Reichthum und gaben der Stadt ihre Bedeutung für In= und Ausland. Sie hatten ihren Geldstolz, diese großen Kaufleute, aber sie hatten auch — wohl mehr als heute der Handelsstand im Ganzen — sittliche Standesgrundsätze und Ehrbegriffe. Aus ihrem Casino schied unwiderruflich aus, wer einmal bankerottirt hatte. Kornhandel, wie er im Hungerjahr 1817 sich entwickelt hatte, galt als unehrenhaft. Der Begriff der „Solidität" war ein ungleich strengerer als heutzutage. Noch waren, des Hauses Rothschild unerachtet, die Juden nicht allmächtig; noch gingen ihrer etliche mit Rucksäcken durch die Stadt und riefen ihr „Waas zu handele?" — Und nun würde man doch irren, wenn man meinte, daß in einer so ausgeprägten Handelsstadt die Gelehrten keine Hochachtung und die Studien keine Pflege genossen hätten. Vor allen die Juristen übten großen regierenden Einfluß, aber ihrer keiner durfte von der Universität kommen ohne Doctorgrad. Liebte man es auch, den zahlreichen Advokaten etwas anzuhängen, so stand doch der studierte Mann als solcher in besonderem Ansehen. Allerdings entbehrte die Stadt für die in ihr vorhandenen gelehrten Bestrebungen eines Sammelpunktes, aber es gab eine Anzahl von Privatgelehrten, welche nur ihren Studien lebten,

und auch Männer, welche sich dem öffentlichen Leben widmeten, pflegten daneben wohl eine Lieblingswissenschaft. So war der Senator und Altbürgermeister v. Meyer ein theologischer Dilettant, ein frommer Liederdichter und treuer Neuübersetzer der heiligen Schrift; der Bürgermeister Thomas, der Senator Souchay waren gelehrte Historiker. In diesen literarischen Kreisen, und ebenso in den ihnen verwandten künstlerischen waltete mehr oder weniger der romantische Zug der Zeit. Ihm folgte der gelehrte Oberbibliothekar Dr. Böhmer mit seinem eigensinnigen schwarzgelben Großdeutschthum, ein Mann von Bedeutung, der dann in dem berüchtigten Janssen den Superlativ seiner rückläufigen Denkart züchtete. Derselben Richtung diente in liebenswürdigerer Weise der Director der Kunstacademie, Philipp Veit. Sein großes Freskogemälde im städelschen Museum „Die Einführung des Christenthums in Deutschland“ mit den schönen Seitenbildern „Italia“ und „Germania“ wurde als Sinnbild fromm-katholischer Geschichtsauffassung freundlich aufgenommen; als er aber hernach ein dieselbe Richtung übertreibendes und dabei künstlerisch schwaches Bild von Overbeck, „Der Triumph der Religion in den Künsten“, für die Galerie ankaufte, erwachte ein Widerspruch, der ihn veranlaßte, sein Directorium niederzulegen. Die Romantik wich allmählich einer politisch-liberalen oder kirchlich-protestantischen Stimmung.

Das führt mich auf die kirchlichen und religiösen Zustände der Stadt. Von der Reformation her war Frankfurt evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, doch gab es eine katholische und eine reformirte Minderzahl. Die Katholiken, denen man in übertriebener Liberalität vier Kirchen und darunter den Dom überlassen hatte, um sich in der Paulskirche eine praktischere evangelische Kathedrale von zweifelhafter Schönheit zu bauen, waren nur ein bescheidner Theil der Bevölkerung und traten als solche im öffentlichen Leben durchaus nicht hervor; doch gehörten zu ihnen einige eifrigen und im Stillen einflußreichen Familien.

Reformirte Flüchtlinge hatte die Stadt im 16ten und 17ten Jahrhundert aufgenommen, und so war eine deutsch- und eine französisch-reformirte Gemeinde entstanden, denen man nach langer Engherzigkeit endlich auch erlaubt hatte, innerhalb der Stadt Kirchen zu bauen, aber ohne Thürme und Glocken. Seit der Neuverfassung der Stadt waren sie gleichberechtigt und regierten sich wie vordem in altpresbyterialer Weise; sie umfaßten eine Anzahl der wohlhabendsten Kaufmannsfamilien und hatten daher — zumal die französisch redende — ein gewisses vornehme Gepräge. Mit der deutschen, bei weitem stärkeren wäre gleichwohl in den zwanziger Jahren eine Union leicht zu haben gewesen und war schon so gut wie verabredet, blieb aber dank der vis inertiae des lutherischen Kirchenwesens formell unvollzogen. Die lutherische Kirche war, wie beinahe überall, verstaatlicht; der Senat regierte sie mittelst eines Consistoriums, welches unter Zuziehung zweier reformirten Mitglieder zugleich protestantische Oberschulbehörde war. Unter diesem Consistorium bildeten die schon damals mindestens dreißigtausend Lutheraner eine einzige „Gemeinde" mit sechs Kirchen und zwölf Pfarrern. Diese ungeheuerliche Gemeinde hatte einen von ihr gewählten „Kirchenvorstand", der sie dem Kirchenregiment gegenüber vertrat; die Pfarrer aber hatten in demselben nicht Sitz und Stimme, sondern bildeten für sich ein „Predigerministerium" mit einem Senior an der Spitze, das die rein pastoralen Angelegenheiten erledigte. Eine ächt lutherische Kirchenverfassung, die mit ihrer Unbehülflichkeit, mit ihren falschen Einheiten wie falschen Entgegensetzungen das kirchliche Leben, das sie fördern sollte, fast zur Unbeweglichkeit unterband. Aber das ward damals in keiner Weise empfunden, da man in lutherischen Kreisen von der Idee einer lebendigen Gemeinde keine Ahnung hatte, vielmehr das kirchliche Leben in die Theilnahme am Gottesdienst und in das Privatverhältniß zu einem Geistlichen aufgehen ließ. So konnten die kirchlichen Zustände für wohlbefriedigende gelten, da unerachtet

der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und der Stürme der französischen Zeit die kirchliche Sitte eine noch ganz ungebrochene war. Man ging allerseits zur Kirche, mindestens einmal am Sonntag, wo nicht zweimal, trotz der höchst ungeschickten nachmittägigen Stunde; selbst die „Betstunden“ an den Wochenabenden waren noch wohlbesucht. Wenn am Sonntag-Vormittag, bei durchweg geschlossenen Kaufläden, die Menge in ihren Feierkleidern aus den Kirchen strömte, die verschiedenen Züge einander begegneten, hie und da ein Geistlicher im Ornat dazwischen, so gewährte das einen erhebenden Eindruck. Indeß dieser gute Kirchenbesuch beruhte weit mehr auf anerzogener Gewohnheit als auf lebendigem Trieb. Anziehen konnte bei der großen liturgischen Armuth des südwestdeutschen evangelischen Gottesdienstes eigentlich nur die Predigt, aber diese, so wie sie thatsächlich beschaffen war, hatte zumeist keine Anziehungskraft. Die Prediger zerfielen in Orthodoxe und Rationalisten, stimmten aber meistentheils in einer solchen Steifigkeit und Trockenheit ihrer Vorträge zusammen, daß der Durchschnittszuhörer gar keinen Unterschied merkte, sondern gutmüthig sagte „Sie predigen ja alle Gottes Wort.“ Dazu kam, daß zwar ein Theil der Geistlichen würdige Männer waren, aber keineswegs alle; daß eine ins Geistliche verkleidete oder auch gelegentlich die Amtswürde offen wegwerfende weltliche Gesinnung, Herrschsucht, Habgier, Brodneid u. s. w. an einigen stadtbekannt war. Die Menge von lächerlichen oder bitterbösen Anekdoten, die über manche Geistlichen umliefen, verrieth, daß vielfach der Respect vor dem Talar größer war als vor dem Mann, der ihn trug.

Inmitten dieser überlieferten Kirchlichkeit, welche gewiß bei vielen mit ernster Gottesfurcht verbunden war, aber dem unbewußt rationalistischen Zuge der Zeit kein Hinderniß bereitete, fanden sich einzelne „Stille im Lande“, Epigonen jenes Kreises, dem einst Goethe's „schöne Seele“ angehört hatte, und befriedigten tiefere religiöse Bedürfnisse in privaten Zusammenkünften.

Da auf einmal loderte die in Deutschland allenthalben glimmende religiöse Erweckung auch in Frankfurt auf. Ein reichbegabter Prediger, durch Verwandtschaft den ersten Familien nahestehend, Pfarrer Stein an der Heiligengeistkirche, wurde Träger derselben; seine lebendigen Predigten, im Verein mit einer edlen, herzgewinnenden Persönlichkeit, übten eine ungemeine Anziehung. Mein Vater besaß eine ganze Sammlung von Nachschriften dieser Predigten, welche er selbst sich gefertigt oder unsere Mutter ihm hergestellt hatte; und noch ist mir aus meinen Kinderjahren die freundliche Gestalt des Mannes und der sympathische Klang seiner Stimme in Erinnerung. Auch der berühmte Namensvetter, der alte Freiherr von Stein, gehörte zu seinen Verehrern, und sein früher Tod (1834) wurde schmerzlich beklagt. Aber zwei andere treffliche Männer traten einigermaßen in die Lücke ein, Pfarrer Zimmer von der deutsch-reformirten und Pastor Pilet von der französischen Gemeinde, und auf den Unterschied von Reformirt und Lutherisch wurde gerade von den religiös Erweckten nicht das mindeste Gewicht gelegt. Zimmer ein gereifter Mann von weniger glänzenden Gaben als Stein, aber von gleicher Herzensfrömmigkeit, ein Bild ernster Würde und väterlicher Güte; Pilet eine noch jugendliche Persönlichkeit von seltener Liebesfülle und frommen Begeisterung. In den Bibelstunden, welche er Abends in seinem Hause hielt, in gebrochenem Deutsch, aber mit der Beredtsamkeit des Herzens, wurde der letzte Stuhl und das letzte Bänkchen zusammengetragen, um dem Zudrang der Leute aus allen Ständen zu genügen; Speners collegia pietatis schienen wiedergekehrt. Ein Ruf in seine Heimath, die französische Schweiz, entführte Pilet schon im Jahre 1836 seinem frankfurter Wirkungskreis, und ich habe den Eindruck, als sei von da an — allerdings auch aus allgemeineren Ursachen der Zeitgeschichte —, die religiöse Bewegung in Frankfurt in Rückgang gekommen.

Gleichzeitig mit dieser religiösen Bewegung der Geister, und nachhaltiger, entwickelte sich eine andere, die sich wenigstens in einigen acuten Erscheinungen auch dem unerwachsenen Knaben fühlbar machte, die politische. Natürlich, daß zunächst die auswärtigen Weltbegebenheiten der zwanziger Jahre, da „weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlugen", auch in Frankfurt Alt und Jung beschäftigten. Die Bilder des russisch-türkischen Krieges, in den der Griechenaufstand auslief, sind meine ersten politischen Erinnerungen; der dunkelrothe Wein, den wir eines Abends in einem schön erleuchteten Garten tranken, hieß „Türkenblut". Dann kam die Julirevolution mit ihren beiden Nachspielen in Brüssel und in Warschau: in diesen beiden Fällen war man in Frankfurt auf Seiten der Unterliegenden. General Chassé, der heldenmüthige Vertheidiger der antwerpener Citadelle, zog mehr an als die belgischen Freiheitsmänner, denen doch erst die Franzosen hatten durchhelfen müssen; vor allem aber nahm man in ächt menschlichem Gefühl für den Aufstand des unglücklichen Polenvolkes Partei. Abtheilungen der auf deutsches Gebiet geflüchteten polnischen Heerestrümmer kamen auch durch Frankfurt und wurden sympathisch begrüßt und bewirthet, und die Lieder aus Holtei's „Altem Feldherrn", „Noch ist Polen nicht verloren", und „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka" gingen von Mund zu Mund. Aber die Julirevolution hatte auch in Deutschland ihre Nachklänge gefunden, zumal in unserer Nähe, in beiden Hessen, in denen ein kleinlicher Despotismus loyale Unterthanen zum Aeußersten trieb. Mit Staunen sahen wir eines Tages darmstädtische Reiterei durch unsre Stadt ziehen, um im Vogelsberg einen Aufstand niederzuwerfen, von dem niemand etwas gehört hatte. Ernsthafter lagen die Dinge in Hessen-Kassel, wo die Volkserhebung einen rohen Despoten beseitigte, um sich in dem „Kurprinzen-Mitregenten" einen noch viel schlimmeren, tückischen aufzuhalsen. Der in Ruhestand versetzte Kurfürst zog nach Frankfurt, wo er mit einer jungen

zweiten Frau seine Reichthümer verzehrte, indeß sein Sohn trotz der ihm abgenöthigten Verfassung sein braves Volk mit Scorpionen züchtigte. Aber das waren nur einzelne Symptome des politischen Krankheitszustandes, der offener oder heimlicher durch ganz Deutschland hindurchging. Die große Erhebung der Freiheitskriege hatte dem deutschen Volke weder die Einheit noch die Freiheit gebracht. Anstatt die Rechte des deutschen Volkes nach Außen und nach Innen zu wahren, stellte der Bundestag sich bald als ein Organ permanenter Verschwörung der Sonderregierungen gegen ihre Unterthanen und gegen die Einheit der Nation dar, und erndtete dafür den Haß und die Verachtung aller politisch und patriotisch Fühlenden. Wir in Frankfurt machten darin am wenigsten eine Ausnahme. Obwohl der Bundestag unsre Stadt gewissermaßen zur Hauptstadt Deutschlands stempelte, habe ich doch nie einen Frankfurter gekannt, der darauf stolz gewesen wäre. Vielmehr, während wir unsre eigene Obrigkeit ehrten, betrachteten wir diese auf der Eschenheimer Gasse im Thurn- und Taxisschen Palais ihre Heimlichkeiten treibenden Gesandten, sie mochten persönlich sein wer sie wollten, als die unnützesten und verderblichsten Parasiten am Stamme des Vaterlandes. Namentlich seit der Julirevolution trat in Frankfurt, wie überall in Süd-Deutschland, eine Partei der „Liberalen" hervor, der politisch Unzufriedenen, die zwar einigemal harmlose Demonstrationen auch gegen die städtische Verwaltung und Polizei in Scene setzte, aber nicht sowohl für unser kleines Gemeinwesen, als vielmehr für das große Gesammtvaterland freiheitliche Reformen im Sinne trug.

Da überraschte uns auf einmal im Jahre 1833 der Ausbruch einer Verschwörung wider den Bundestag, in welcher die Epigonen der alten Burschenschaft die unbefriedigende Verfassung Deutschlands durch einen burschikosen Handstreich meinten aus den Angeln heben zu können. Der ältere Bürgermeister war, wie Treitschke berichtet, von Berlin aus benachrichtigt und gewarnt, aber vermuthlich hielt er die Warnung für eine neue

Phantasie der alten Berliner Demagogenriecher und gab nichts darauf. Man erzählte sich, er habe die Nacht in einer fröhlichen Gesellschaft angetreten und zu einer bestimmten Stunde die Uhr herausgezogen mit den Worten: Jetzt, meine Herren, muß es losgehen, wenn's wahr ist. Da fielen die ersten Schüsse; bestürzt eilte er auf seinen Posten. Einige hundert bewaffnete Studenten hatten sich durch Ueberfall der Hauptwache bemächtigt und forderten nun die zusammenlaufende Menge in pathetischen Reden auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen und den Bundestag aufzuheben. Das kindisch-tolle Unternehmen, das zu nichts führen konnte, als zu neuen Gewaltmaßregeln gegen die Universitäten, war rasch erstickt; binnen einer Stunde hatte das Linienmilitär mit dem Bayonett die Hauptwache wiedergenommen und die Vertheidiger derselben zu Gefangenen gemacht. Wir liefen am nächsten Morgen mit vielen Hunderten hinaus ans Mainufer, wo die verhafteten Studenten hoch im Rententhurm saßen und in sehr unangebrachtem Humor mit ihren rothen Mützen herunterwinkten. So sinnlos und verbrecherisch die ganze Geschichte war, so gönnte man dem Bundestag doch den Schreck und die jugendlichen Attentäter fanden viel mehr Theilnahme als Verurtheilung. Um ihnen die Verständigung mit dem Publikum abzuschneiden, wurden korbartige Läden vor ihren Gitterfenstern angebracht. Dennoch erfolgten immer wieder Versuche zu ihrer Befreiung; einige bezahlten dieselben mit dem Leben, indem sie im Handgemenge mit den Soldaten niedergestochen wurden; andere entkamen in der That. Auch auf andere Weise zeigte sich, daß sie in der Stadt viel mehr Verbündete hatten als man geahnt. Junge Gelehrte, welche in jener Nacht mit dabei gewesen, verschwanden sofort; andere, welche wenigstens als Mitwisser die eingeleitete Criminaluntersuchung zu fürchten haben mochten, wanderten in den nächsten Monaten nach Amerika aus; mein eigner Ordinarius in der Sexta des Gymnasiums war darunter.

Immerhin scheint das tolle Unternehmen auf die liberal gesinnten Kreise einen ernüchternden Eindruck gemacht zu haben, denn die späteren dreißiger Jahre verliefen in Frankfurt, wenn ich mich recht erinnere, in großer politischen Ruhe und Stille. Man nahm an Vorgängen wie der hannöversche Verfassungsbruch und der Protest der sieben Göttinger Professoren lebhaften Antheil; die liberale Denkart breitete sich überhaupt immer mehr aus, aber gewaltthätige Zuckungen und öffentliche Kundgebungen kamen nicht weiter vor, — bis in die letzten vierziger Jahre, in denen sie verstärkt und andersgeartet wiederkehren sollten. Aber diese Dinge gehören an einen späteren Ort meiner Erzählung.

Drittes Kapitel.

Kinderzeit.

Das also war der Heimathsboden, in dem mein Leben wurzelte und durch dessen Einflüsse es unbewußterweise für immer bestimmt ward. Das bewußte Kindesleben aber entfaltet sich innerhalb zweier engeren Bereiche, die auf diesem weiten Geschichtsgrund sich abheben, in der Familie und in der Schule.

Die Verhältnisse meines Vaters hatten sich allgemach recht günstig entwickelt. Durch die Verheirathung mit einer Bürgerstochter in die frankfurter Bürgerrechte eingetreten, hatte er seinen Comptoirdienst, der ihn bei anwachsender Familie nicht zu ernähren vermochte, mit dem Stande eines Wechselmaklers vertauscht. Dieser gerade in Frankfurt sich empfehlende Stand war damals noch nicht wie später überfüllt; die Thätigkeit in einem Banquierhause hatte die nöthigen Vorkenntnisse und Anknüpfungen dargeboten; dazu blieb freie Zeit zu anderweitigen Unternehmungen übrig. Mein Vater benutzte dieselbe mit Fleiß und Glück, und so hatte er sich zur Zeit meiner Geburt ein kleines nach damaligen Verhältnissen nicht ganz unbeträchtliches Vermögen erworben. Ueberdem hatte er seine Häuslichkeit aus der etwas engen und dumpfen Thiergartenwohnung losgelöst. Wir waren für damalige Maßstäbe wohleingerichtet; die Mutter hatte ein hübsch ausgestattetes Besuchszimmer; auch hatten wir allerhand geselligen Verkehr und bei Familienfesten ging es gast-

frei und fein her. Den Vater führten seine Geschäfte zuweilen auf Reisen; dann brachte er uns schönes Spielzeug mit.

Gleichwohl blieb der alte Thiergarten unsere zweite Heimath, indem unsre Mutter an mindestens zwei Nachmittagen in der Woche mit uns die dortigen Tanten besuchen ging. Und der Thiergarten war für uns Kinder in mehr als einer Weise anziehend und merkwürdig. Er zerfiel in zwei große durch ein Zwischenthor getheilte Hälften, und die eine nach der Friedberger Gasse gehende enthielt eine große „Güterschaffnerei", einen Stapelplatz für den damals noch blühenden Stand der Frachtfuhrleute. Unter einem großen gewölbten Holzdach lagen die Waarenballen, auf denen man herumkrabbeln durfte; Roß und Wagen kamen an oder wurden befördert und ein alter freundlicher Hausknecht zeigte uns alles. Die andere nach der Schäfergasse gewandte Hälfte des Hofes umfaßte ein Häuserviereck, welches die Front nach der offenen Straße kehrte, innen aber wohl ein halb Dutzend Wohnungen enthielt; die Insassen derselben konnten aus ihren Fenstern, die mit Blumentöpfen und Guckspiegeln ausgestattet waren, sich mit einander unterhalten. Stieg man zu den Tanten hinauf, so kam ein Flur mit riesigen alten Schränken neben der Bodentreppe; rechts lagen die geheimnißvollen Stuben, in denen Onkel Heinrich hauste und bald eine Zündmaschine fabricirte, bald ein Oelbild zu copiren suchte; links aber kam man zuerst in eine Küche, in der einem trotz des großen Rauchfangs blanke Zinnteller und -schüsseln entgegenglänzten, dann in eine große niedrige Stube mit grau und blau gestreifter Tapete, in der die Tanten ihr Wesen hatten. Jede von ihnen hatte hier ihr Gebiet, ihren Sessel am Fenster und ihre spiegelblank gehaltene Kommode; an der Rückwand aber stand ein gemeinsamer Glasschrank mit alterthümlichen Gläsern und Tassen, und neben dem riesigen Ofen ein alter Großvaterstuhl, dessen ich mich zu bemächtigen pflegte, wenn es ein Bilderbuch zu besehen gab. Hier sprach alles die Phantasie an: wir

räthselten an den seltsamen alten Kupferstichen und Aquarellen, die an den Wänden hingen; wir holten eine groteske wurmstichige Bibel mit vielen Holzschnitten vom Speicher herunter und besahen sie; dazu sprudelte uns auch die lebendige Quelle volkspoetischer Ueberlieferung. Jene Kinder- und Hausmärchen, welche nachher von den Brüdern Grimm aus erlöschendem Volksgedächtniß aufgeschrieben wurden, die Märchen vom Däumerling, von Hänsel und Gretel, vom „Schneewittchen und den sieben Zwergen auf den sieben Bergen“ flossen uns noch aus mündlicher Ueberlieferung; daheim erzählte sie uns eine alte Magd, aber die Tanten konnten sie auch, und ließen sich nicht vergeblich darum bitten. Endlich walteten bei den Tanten sehr milde Erziehungsgrundsätze; sie verwöhnten uns herzhaft, hatten auch immer etwas Gutes für uns zu essen und zu trinken. Wäre nur der Weg nach dem Thiergarten über die Schäfergasse nicht längere Zeit hindurch so bedenklich gewesen. An der Straßenecke, die der Peterskirche gegenüber liegt, wohnte ein Trödler und an dessen offener Thür hing ein altes dunkeles Oelbildchen, welches mir fürchterlich war. Es war ein Gefecht; zwei rothe Reiter auf einem blutgetränkten Felde schwangen ihre kurzen Säbel zur Abwehr, aber ein unheimlich riesiger Gegner, dunkelbraun und mit einem langen Spieße bewaffnet, griff sie an; — noch ein Moment, und er mußte einen von ihnen durchbohren. Ich bat meine Mutter flehentlich, wenn wir zu den Tanten gingen, nicht an dem Bild vorüberzugehen; wenn es doch sein mußte, so ging ich auf ihre andere Seite und kniff die Augen zu.

Neben den Tanten sind natürlich meine beiden mir vorangegangenen Schwestern in meine ersten Kindheitserinnerungen verwoben. Die älteste, Henriette, ein hübsches, lebhaftes Kind mit schwarzem Haar und leuchtenden braunen Augen, war taubstumm; eine Operation, um derentwillen der Vater mit ihr nach Brüssel zu einem Specialisten reiste, blieb erfolglos, und so

mußte sie, da in Frankfurt noch keine Taubstummenanstalt bestand, in eine solche nach Camberg in Nassau gebracht werden. Bei dieser ihm schmerzlichen Trennung ließ der Vater das etwa siebenjährige Töchterchen malen, und so besitze ich noch ihr ansprechendes Kindesbild. Zugleich ward diese Entfernung nach Camberg der Anlaß meiner ersten Reise; die Eltern besuchten ihr stummes Kind und nahmen mich mit; wir fuhren in einem offenen Wagen durch die waldigen Höhen des Taunus und ich wunderte mich, daß ein vor uns liegender Berg anscheinend gar nicht näher kam. Bald darauf unternahm ein trefflicher Mann und begabter, liebevoller Erzieher, Dr. Ludwig Kosel, in Frankfurt ein Taubstummeninstitut, und mein Vater war unter den Ersten, welche sein an den Senat gerichtetes Gesuch um Genehmigung und Beihülfe unterstützten. Fortan ward meine Schwester hier, in einem großen vor dem Eschenheimer Thor gelegenen Landhause erzogen, nach einer neuen, verbesserten Methode, indem hier nicht wie in Camberg die Zeichensprache, sondern das Sichverlautbaren und dem Anderen von den Lippen Ablesen die Grundlage des geistigen Verkehrs bildete. Bei allem nun eintretenden fröhlichen Verkehr konnte diese Schwester doch dem kleinen Bruder die bemutternde Freundschaft nicht bieten, die zum Lebensglück eines unmündigen Knaben gehört: um so mehr hat meine zweite Schwester Auguste das gethan. Ein stilles blondes Mädchen von großer Herzensgüte, der Mutter Liebling, ging sie schon zur Schule, als ich ihren Namen noch nicht richtig aussprechen konnte; wie freute ich mich, wenn ich aus dem Fenster nach ihr ausblickend sie mit ihren Büchern heimkommen sah. Sie ward die Beschützerin meiner Ausgänge, meine erste Lehrerin im Liederlernen und Buchstabenmalen; bisweilen haben wir auch kindliche Thorheiten gemeinsam ausgeführt.

Wir wohnten damals auf der Wallstraße unweit des Neuen Thores auf einem großen Grundstück, das einem reichen Zimmer-

mann gehörte, und hatten in einem mit Akazien bepflanzten Hofe nach der Straße zu ein Häuschen für uns. Noch sehe ich meinen Bruder Franz, ein bildhübsches Kind, von unserm schönen treuen Hund bewacht, hier am hellen Sommertage im Freien auf der Treppe schlafen, und noch erinnere ich mich des Tauftages eines um zwei Jahre jüngeren Bruders Emil, der hier zur Welt kam. Meine Schwester und ich hatten an des Hausbesitzers und benachbarter Freunde Kindern eine lustige Gesellschaft; der eben erwähnte Hund und ein prächtiger spanischer Widder, den uns der Vater einmal von einer Reise mitgebracht, gehörten auch dazu. Eines Tages starb uns ein Canarienvögelchen: der Vater mußte uns aus Pappe einen kleinen Sarg machen und mit Tinte anstreichen, darein ward es auf blaue und weiße Veilchen gebettet und an der Mauer feierlich begraben; ich trug ein hölzernes Kreuz, das ich mir eigens hatte schnitzen lassen, dem Zuge voran. — Das waren harmlose, ungefährliche Spiele; andere waren es weniger. Auf dem angrenzenden Zimmerplatz lagen einige Fuß hoch über der Erde in Zwischenräumen halbbehauene Balken, und größere Kinder, darunter auch meine Schwester Auguste, sprangen lustig von einem zum andern. Ich Fünfjähriger wollte es ihnen nachthun, fiel aber und schlug mit dem Hinterkopf hart auf einen Balken auf. Ich wurde bewußtlos ins Haus getragen und lag wochenlang unter der Pflege des Arztes; man war froh, daß ich mit gesunden Sinnen und Gliedern davon kam. Aus solchen Krankheitstagen hat sich mir die sorgliche Liebe meiner Eltern, die pflegende Treue meiner Mutter ganz besonders eingeprägt. Ich war überhaupt viel krank in meinen Kinderjahren. Ich hatte dreimal die Bräune und unter anderm einmal sechsunddreißig Blutegel am Halse. Erst mit dem siebenten Jahr gewann ich meine feste, dann nur noch von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten unterbrochene Gesundheit.

Immerhin ist mir jene Wohnung auf der Wallstraße wie der Paradiesgarten meiner Kindheit im Gedächtniß geblieben.

Hinter unserm Akazienhof und dem Zimmerplatz lag ein zweites stattlicheres Haus, und von da ging ein schattiger Garten hinunter zu dem alten Stadtgraben, der die Privatgärten von den höher gelegenen öffentlichen Anlagen schied. Von einer Terrasse, die mit Obstbäumen und Johannisbeersträuchern besetzt war, ging es hinunter zwischen weißen steinernen Figuren und üppig blühenden Pfingstrosen, zu einer Laube, in der die Geschichte vom Mäusethurm bei Bingen gemalt war und zu einem vergitterten Teich, in dem kleine röthliche Fische huschten und spielten. Ein hochgewachsenes blühend schönes Mädchen führte oder trug mich wie oft in diesem geheimnißvollen Garten herum, herzte mich, erzählte mir Geschichten oder brach mir Früchte von den Mirabellenbäumen. Es war die Tochter eines in dem stattlichen Hause wohnenden Greises von gutem Stande, der ebendamals in einem langwierigen Proceß mit einem mediatisirten Fürsten sein ganzes Vermögen verlor; als sie mich spielend auf den Armen trug, ahnte sie nicht, welch trauriger Zukunft sie entgegenging. Sie heirathete nicht lange danach aus Noth einen um sie anhaltenden rohen Menschen; als ich sie als Student mit meiner Mutter nach Jahren einmal besuchte, war sie eine gebrochene Frau. — Auch die Versuchung fehlte in jenem Paradiesgarten nicht. Einst kam mich und meine Schwester Auguste, da wir allein dadrunten waren, die Lust an, in dem verschlossenen Fischteich zu angeln. Eine Angelruthe war schnell gefunden, ein Faden daran, eine zum Angelhaken gebogene Stecknadel, ein Regenwurm als Köder daran senkte sich in das Gewässer hinab. Bald zuckte es, und ein röthliches Fischlein zappelte in der Luft. Aber da fiel es, und fiel nicht in das Wasser zurück, sondern in die bösen Brennnesseln am Ufer, und wir konnten um des Gitters willen nicht heran, um ihm zu helfen; wir mußten es umkommen lassen. Wir angelten nicht mehr.

Es war im Frühling 1829, in meinem sechsten Jahr, da verließen wir diesen schönen Wohnsitz, und zogen hinaus aufs

Land, nach dem wohl zwei Stunden von Frankfurt mainaufwärts gelegenen Dörfchen Fechenheim. Ein unternehmender aber etwas leichtsinniger Freund meines Vaters hatte diesen beredet, hier mit ihm gemeinsam ein — ich weiß nicht wie geartetes — industrielles Werk zu begründen. Ein großes herrschaftliches Haus mit weitem Hof und Garten nahm uns und die zahlreiche Familie jenes Mitunternehmers auf, und so verlebten wir Kinder in ländlichen Verhältnissen und lustiger Gesellschaft einen höchst vergnüglichen Sommer. Der große Hof mit Hühnern und Tauben, die reichtragenden Obstbäume in Garten und Feld, der schöne Blick auf den vorüberfließenden Main mit seinen Schiffen, dazu allerlei Ausflüge nach den benachbarten Ortschaften, das alles bot ungewohnte Freuden, und wenn am Sonnabend unsre älteste Schwester mit dem Marktschiff kam, um den Sonntag bei uns zu verbringen, so war das allemal ein Fest. Aber für meinen Vater und seinen Wohlstand war dieser Sommer verhängnißvoll. Er hatte schon vordem sich von einem geschickten aber treulosen Menschen bestimmen lassen, in Hochheim am Main eine kleine Fabrik anzulegen, die trotz der Entfernung vom Wohnsitz des Eigenthümers ein paar Jahre gut ging, — bis jener Veranlasser in nächster Nähe Concurrenzen ins Leben rief; da hatte mein Vater mit großer Einbuße verkaufen müssen. Nun scheiterte das neue größer angelegte Unternehmen abermals, ich weiß nicht, ob an den ebendamals sich entwickelnden Zollvereinsverhältnissen oder an der Ausländer-Eigenschaft der Unternehmer. Kurz, es trat gar nicht ins Leben, und mein Vater hatte den Rest seines Vermögens umsonst eingebrockt. Wir zogen im Spätherbst als arme Leute in die Stadt zurück.

Wir kamen in ein neuerbautes, noch feuchtes Quartier, das uns den kommenden harten Winter noch härter machte, und der Vater nahm seine alte Thätigkeit als Wechselsensal wieder auf. Aber nun waren die alten Verbindungen abgerissen, die

Zahl der Sensale hatte sich inzwischen vermehrt, und mit dem immer stärker zudringenden jüdischen Elemente in dessen Art und Weise wettzulaufen, war mein Vater nach seiner ganzen Eigenart der Mann nicht. Kurz, es begannen jetzt für uns die sieben mageren Jahre Aegyptens. Unsre Wohnungen wurden enger und von einem Hausgarten war keine Rede mehr. Auch die hübsche Einrichtung schmolz zusammen und konnte nicht ergänzt oder erneuert werden. Die seither gehaltene Dienstmagd verschwand und die Mutter mußte mit der heranwachsenden Tochter die ganze Hausarbeit übernehmen. Obwohl sie das in musterhafter Weise that und den Haushalt mit bewundernswerther Sparsamkeit und erhaltenden Treue im Kleinen führte, so grenzten unsre Verhältnisse doch einige Jahre hindurch an Noth und Mangel, und blieben auch nachher bescheidnere denn zuvor. Erst im Jahre 1834 gelang es dem Vater, wieder eine feste Existenzgrundlage zu finden, und dieselbe war, vorerst wenigstens, schmal genug. Er wurde Buchhalter bei der aufblühenden frankfurter Sparkasse, ein Posten, dem diejenigen kaufmännischen Eigenschaften, die er wirklich besaß, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, vorzüglich entsprachen. Er war im Grunde kein geborener Kaufmann; er hatte zuviel ideale Richtung und zu wenig kaltblütige Ruhe und Umsicht, um es auf dem Tummelplatz der materiellen Interessen sonderlich weit zu bringen. Auch jetzt noch dauerte es Jahre, bis die neue Stellung mit der allmählichen Entwickelung der Sparkassen-Anstalt zu einer wirklich auskömmlichen erwuchs.

Mit diesen äußeren Nothverhältnissen kam noch ein andrer, innerlicherer Nothstand zusammen, der, von Zeit zu Zeit wenigstens, unseren Kindeshimmel umwölkte, und den ich um der Wahrheit willen nicht unberührt lassen darf. Meine guten Eltern würden das Schwere ihrer zeitweiligen Lage leichter getragen haben, wenn nach Christi Gesetz Eines des Andern Last getragen hätte; so aber trug jedes seine Last allein. Mein Vater

war ein Mann von den besten Grundsätzen und idealem Sinne; aber es war wohl manches in ihm Angelegte in seinem Lebensgang nicht zu seinem Rechte gekommen, und daher etwas unbestimmt Unbefriedigtes in ihm, das auch meine Mutter nicht auszufüllen vermochte. Ein herber Zug, wohl schon in seiner harten Jugend wurzelnd, kam naturgemäß unter dem jetzigen Kampf ums Dasein zu weiterer Ausbildung; während er ein tiefes und weiches Gefühl in sich verschloß, war er im Verkehr reizbar und heftig auch bei geringen Anlässen, verdrießlich auch über unschuldige und unvermeidliche Dinge, und das hatte vorzugsweise unsre gute Mutter zu tragen, indem er mit deren harmloser, die Dinge nicht allzuschwer nehmender Art und Weise sich nicht verstand. Meiner Mutter aber fehlte die Umsicht und Welterfahrung, um ihm in seinen Sorgen zu Hülfe zu kommen, und die geistige Ueberlegenheit, seine Schwächen zu nehmen und in Geduld zu tragen. Sie that ihre häusliche Pflicht im vollsten Umfang und war persönlich ganz anspruchslos, aber sie wehrte sich gegen unbillige Vorwürfe oder unverdiente Verdrießlichkeit und flüchtete, um sorglose Stunden zu haben, gern zu ihren Schwestern, während dem Vater gerade die Einflüsse und Ueberlieferungen des Thiergartens, mit Grund und mit Ungrund, unliebsam waren. So fehlte es in unserem Familienleben nicht an Mißklängen, welche das kindliche Gemüth bisweilen schmerzlich berührten. Ein gesundes Gefühl hielt uns ab, für den Vater oder für die Mutter Partei zu nehmen; wir liebten sie beide, und bemühten uns wohl mit unseren schwachen Kräften die Spannungen auszugleichen, bis nachmals ernste und freundliche Gottesführungen die Sache besserten. Auch hatte unser keines sich seinerseits über Vater oder Mutter zu beklagen; im Gegentheil, das Lebensglück, welches sie einander nicht vollgewährten, suchten beide destomehr in ihren Kindern, mit denen ein volles Vertrauensverhältniß sie verband und für die kein Opfer ihnen zu groß und schwer war.

Im Uebrigen haben wir von jener jahrelang bedrängten Lage des Hauses mehr gesehen und gehört als gefühlt. Denn so einfach wir in Nahrung und Kleidung gehalten wurden, es ging uns nichts ab. Es war keine leichte Sache, mit den knappen Mitteln der Mutter der heranwachsenden hungrigen Schaar zu genügen, und wenn es uns einmal allzugut schmeckte, so sagte sie wohl in ihrer frankfurter Art „Man bindet auch einmal einen Sack zu, ohne daß er voll ist“; aber das war nur ein Scherz. Auf unsre anständige, reinliche und mangellose Erscheinung wurde von Vater und Mutter unverbrüchlich gehalten, und was für unsre Bildung und Erziehung erforderlich schien, das mußte übrig sein. So verdankten wir diesen knappen Zeiten viel mehr, als daß wir etwas vermißt hätten; wir lernten fürs ganze Leben Einfachheit, Genügsamkeit, sparsames Zurathehalten, ohne den Sinn für das Anmuthige, für den Schmuck des Lebens darum einzubüßen. Wir lernten, wie wenig man, um froh und glücklich zu sein oder um Schönes zu genießen, des Ueberflusses bedarf, denn unsre Freuden hatten wir auch so. In der guten Jahreszeit ging der Vater allabendlich mit uns Knaben ins Freie, entweder nach der Grindbrunnenwiese, wo wir den Uebungen der Stadtwehr zusehen oder auch hinter den Weiden des Flusses baden konnten, oder zu dem im Norden vor der Stadt hochgelegenen neuen Friedhof, einem der schönsten Friedhöfe in Deutschland, welcher ebendamals in seiner ersten Entwicklung war. Am Sonntag-Nachmittag aber ward ein Familienspaziergang gemacht, sei's in den Wald, sei's nach einem der umliegenden Milchhöfe oder ländlichen Kaffeegärten, wo dann nach frankfurter Sitte eine bescheidene Einkehr gehalten ward. Und wieviel Merkwürdiges, Fröhliches, das kein Geld kostete, brachten unsere Volksfeste, brachten vor allem die zweimaligen Messen. Hier griffen auch die Tanten und der Onkel mit Meßgeschenken ein. Auch war Tante Gretchen, die vor dem Neuen Thor in einem hübschen Landhause den Haus-

halt führte, in der Lage, uns den fehlenden eignen Garten zu ersetzen; in der freundlichen Familie, in der sie die Stelle der Hausfrau versah, waren wir allezeit willkommen und hatten in einem großen Gartengrundstück, welches mit dem Schönen das Nützliche verband, freien Spielraum wie eigene Kinder. Auf Weihnachten endlich griff alles zusammen, um uns das schönste der Kinderfeste zu bereiten. Eine bängliche Scene ging demselben um einige Wochen vorauf wie das Gesetz, der Zuchtmeister, dem Evangelium, — wenn der vermummte Knecht Ruprecht, in Frankfurt der „Nicolaus" geheißen, mit seinem Sack erschien, die erschrockenen Kinder beten ließ und unter einigen Ruthenstreichen Aepfel und Nüsse ausstreute. Dann aber kam der holde Christbaum mit seinen duftenden Wachslichtern und seinem süßen Behang, und überglänzte einen bunten Geschenkstisch und allerlei ringsherum aufgestellte Spielsachen. Es war, wie es in der Schrift von einem rechten Haushalter heißt, Altes und Neues, was das Christkindchen aus seiner Fülle zum Vorschein brachte; die besten Sachen, das wohlgezäumte Schaukelpferd, der ausgestattete Spezereiladen die Puppenstube und -küche kamen neu hergerichtet auf Weihnachten und verschwanden wieder nach Neujahr, wenn ausgespielt und ausverkauft war, um nächste Weihnachten von Neuem mit Jubel begrüßt zu werden. Die thörichte Art, die Kinder mit Spielzeug zu überschütten, und gar mit raffinirtem Spielzeug, das der ergänzenden Phantasie keinen Raum übrig läßt, und so sie von früh auf blasirt zu machen, war damals noch nicht aufgekommen; wie es denn überhaupt auch in Kreisen, die viel mehr vermochten als unser Haus, ungleich einfacher und mäßiger zuging als heute.

So schlicht und recht wie mit unseren Kinderfreuden, war es auch mit unsrer Erziehung und den ersten Geistesanregungen bewandt. Die Eltern leitete ihr natürlicher Tact und eine noch unverworrene volksthümliche Ueberlieferung. Wirkliche Unarten wurden entsprechend gestraft; im Uebrigen ließ man uns mög-

lichste Freiheit. Die Eltern hüteten uns vor aller Berührung mit dem Unsauberen und Gemeinen, und stellten uns Schönes und Löbliches vor die Seele. Die strenge Unterscheidung von Recht und Unrecht, Gut und Böse haben wir mit der Muttermilch eingesogen, und der christliche Glaube war die unfragliche Grundlage aller Welt- und Lebensbetrachtung. Die Mutter hatte mich, seitdem ich Hände falten konnte, mein kleines Nachtgebet sprechen lassen und sobald meine Fassungskraft gewachsen schien, mir ein größeres eingeprägt. Nachher übernahm vorherrschend der Vater die religiösen Anregungen und Unterweisungen; ich erinnere mich, wie er in jener Wallstraßenwohnung mit uns Kindern abends auf der Gartenbank vor dem Hause saß, wo wir mit kindlichem Schauer dem Mond in sein ernstes Angesicht sahen, und wie der Vater uns da vom Himmel und seinen Sternen, vom lieben Gott und den Seligen sagte. Die biblischen Geschichten haben wir ohne die Schule unter Anleitung der Eltern aus der Bilderbibel gelernt, und des Morgens vorm Frühstück hielt der Vater aus frommen Büchern eine kurze Hausandacht. Diese religiöse Geistesnahrung ward empfänglich aufgenommen. Ich erinnere mich aus jenem harten Winter, der auf unseren Landaufenthalt folgte, wie meine Schwester Auguste und ich aus eignem Antrieb mit einander das Vaterunser lernten. Eines Abends waren die Eltern ausgegangen, die kleinen Brüder schliefen und das Dienstmädchen schlief mit. Wir hatten kein Licht, und der Ofen war ausgegangen: so rückten wir auf einem Schemel dicht zusammen und nahmen uns im Dunkeln vor, das Vaterunser aus dem Gedächtniß zusammenzubringen und die Eltern am anderen Morgen damit zu überraschen. Es gelang uns auch, und von da an wurde es von uns beiden abwechselnd nach dem Morgensegen gebetet.

Nächst dem religiösen Nahrungsstoff ging der Heißhunger des kindlichen Geistes vor allem auf Geschichtliches, und da war es denn ein Vorsprung, den wir hatten, daß uns aus großen

selbsterlebten vaterländischen Tagen erzählt und immer wieder erzählt werden konnte. Von den letzten Kaiserkrönungen wußten Mutter und Tanten noch aus dem Munde ihrer Eltern Bescheid; ein erbeutetes Stück Teppich von der Krönung Franz II. war im Thiergarten noch vorhanden; aber die frankfurter Episoden der Freiheitskriege hatten Vater und Mutter selbst erlebt. Die Hanauer Schlacht, das Nachspiel der Leipziger, hatte sich bis nach Frankfurt erstreckt. Die angreifenden Bayern unter ihrem Prinzen Karl waren von französischer Uebermacht über die Mainbrücke nach Sachsenhausen zurückgeworfen worden, wobei die eine der beiden Brückenmühlen in Flammen aufgegangen war. Der Vater selbst hatte einem in Frankfurt abgeschnittenen bayrischen Officier zu einem Nachen verholfen, in welchem er zu seiner Truppe entkam. Damals war die Stadt von verwundeten und erkrankten Franzosen, meist blutjungen Leuten, überfüllt; auf der Straße wurde amputirt; das große gothische Leinwandhaus zwischen Dom und Fahrgasse lag voller nervenkränker Soldaten, ein Ansteckungsheerd für die Einwohnerschaft. Inmitten dieses Elends war der Siegeseinzug der drei verbündeten Monarchen doch mit unendlichem Jubel begrüßt worden; besonders hatte der Kaiser Franz in seinem weißen Uniformfrack und rothen Hosen die Frankfurter gerührt; man erblickte in ihm unverdienterweise noch immer den deutschen Kaiser. Dann folgten die berühmten Feldherrngestalten, die fremdartigen Soldatenbilder; Kosaken waren als Einquartierung ins Haus gekommen, die ihrem an die Wand gehefteten „Herrgott" das Gesicht verhüllten, wenn sie etwas stehlen wollten. Alle diese Geschichtsbilder wurden uns in den frischesten Farben, als wäre es gestern geschehen, vor die Seele gemalt, und jeder Stein in der Stadt, an dem wir vorübergingen, sprach sein Ja und Amen dazu.

So war der kindliche Geist schon mit allerlei Bildungsstoffen erfüllt, als ich im Frühling 1830, sechsundeinhalbjährig, in die Schule kam. Es war keine Vorschule, wie hernach mein

Bruder Franz eine besuchte, sondern die vierte Knabenklasse derselben Anstalt, in welche meine Schwester Auguste ging, die Katharinen- oder „Mittelschule", welche zwischen der vornehmen „Musterschule" und den einfachen Volksschulen eine gewisse Mitte hielt. Sie bestand noch nicht lange, überschritt den gewöhnlichen Elementarunterricht namentlich durch die Zuthat des Französischen und empfing ihren Zuzug aus dem besseren Mittelstand. Es war mir etwas bänglich zu Muthe, als mein Vater mich in dem weiten etwas öden Schulzimmer unter achtzig fremden Buben zurückließ; allein die freundlichen Worte des Klassenlehrers, dem ich übergeben war, eines strammen Mannes von einigen dreißig Jahren, machten mir Muth. Ich war in der That in vortreffliche Hände gefallen, in die des nachmaligen Institutsvorstehers Georg Hassel, eines reichbegabten und damals wenigstens sehr liebenswürdigen Lehrers. Alles athmete den Geist einer jungen aufstrebenden Pädagogik ohne jede Pedanterei. Die zwei ersten Tage wurden unter lauter Scherz und Spiel verbracht, aber in streng militärischer Zucht und Ordnung; so wurde zugleich die Lust an der Schule und die wie selbstverständliche Disciplin begründet. Unter achtzig Schülern, die keineswegs alle gut geartet waren, mußte es Unterschiede und Abtheilungen geben: die älteren und guten Schüler überhörten die Kleinen oder waren mit Ordnungsämtern betraut. Wir lernten lesen nach jener Lautiermethode, die in Halle noch als meine Kinder zur Schule gingen, nicht durchgedrungen war; wir lernten mit Griffel, Bleistift und Kielfeder etwas schöner schreiben als heute unter der Herrschaft der unglücklichen Stahlfeder in Deutschland durchschnittlich geschrieben wird; nur unsre Rechenkünste waren bescheidner als die heutigen. Singstunde hatten wir noch nicht, aber wir lernten Gedichte und trugen sie mit Ausdruck vor. Ja wir trugen, in Chöre getheilt, poetische Dialoge vor in einem Zusammensprechen, das an Exactheit dem Zusammensingen nichts nachgab, und solche Uebungen waren wie ein Sonntagsvergnügen

der Klasse. Nie langweilte der Unterricht, und wenn gegen Ende des Halbtages die Klasse matt werden wollte, so brach der Lehrer ab, commandirte ein paar Scherze, die in pünktlichster Ordnung ausgeführt wurden, und erfrischt, entzückt gingen die Schüler auseinander.

Ein merkwürdig zutrauliches, ja zärtliches Verhältniß waltete zwischen diesem nichts weniger als sentimentalen Lehrer und seinen anhänglichen Schülern. Wenn er sich einmal zwischen uns setzte, um einem Einzelnen zuzusehen oder nachzuhelfen, so wurde er von den Nächstsitzenden förmlich geliebkost, und wenn er nach Hause ging, hingen immer etliche an seinen Händen oder auch an seinen Mantelzipfeln. Und doch waltete in der Klasse auch wieder eine unparteiische und unerbittliche Strenge; ja der Stock spielte eine recht erhebliche Rolle, war auch gewissen Elementen gegenüber nicht wohl zu entbehren. Alle Monate wurde eine große Abrechnung gehalten, eine Art von kleinem Weltgericht. Das Censurbuch wurde aufgethan, Lob und Tadel verlesen; die mehrfach Getadelten wurden herausgestellt und bekamen schließlich „auf die Finger“, d. h. Stockstreiche auf die innere Hand; die Schlimmsten aber, bei denen der Tadel ein bestimmtes Maß überschritt, mußten sich an der Strafbank aufstellen und heulten dort, im Voraus der Prügel gewärtig, die sie schließlich „auf die Hosen“ bekamen. Andererseits war man angenehm überrascht, sich im Lobregister aus diesem und jenem ungeahnten Anlaß hervorgehoben zu finden. Ich erlebte zweimal die etwas bedenkliche Auszeichnung, in die nächsthöhere Klasse gerufen zu werden, um dort einen großen faulen Lümmel, der viel älter war, zu beschämen. Bei einer unsrer öffentlichen Schulprüfungen, an denen immer viel Publikum theilnahm, durfte ich nicht nur ein Gedicht vortragen, sondern auch das Eingangsgebet sprechen, und auf einem Turnplatz, den Herr Hassel an der Bornheimer Haide einrichtete und den ich mit meinem kleinen Bruder Franz, damals einem Vorschüler bei Frau Hassel, besuchte,

erhielten wir beiden mit wenigen Andern ein „Ländchen", d. h. ein uns eigens zugehöriges Beet, das wir mit Blumen bepflanzen durften. Eine noch eigenthümlichere Auszeichnung erfuhr ich bei einem Nebenlehrer, einem guten altmodischen Candidaten, der das Denken nicht erfunden hatte und doch dazu angestellt war uns „Denkübungen" zu geben: er ließ mich, während er docirend in der Stube auf und ab ging, an seinem Lehrertischchen sitzen und in dessen Schublade kramen. Nur in der französischen Stunde hatte ich kein Glück. Hier regierte ein alter steifer Franzose, Vorsänger in der französisch-reformirten Kirche, der weder Deutsch konnte noch irgend etwas vom Unterrichten verstand; sein Unterricht bestand im Einbläuen eines Uebungsbuches, aus dem kein Kind klug werden konnte.

Man kann sich denken, mit welchem Eifer, ja mit welcher Begeisterung ich zwei Jahre hindurch diese Schule besuchte. Noch ist mir ein sprechender Beweis davon in guter Erinnerung. Eines Nachts brach in dem Hause, welches unmittelbar an unsere im zweiten Stockwerk gelegene Wohnung anstieß, Feuer aus. Eine Brandmauer war nicht vorhanden; die Treppe war in größter Gefahr; schon drang der Rauch in unsre Stuben. Es war nach Mitternacht; wir Kinder wurden aus den Betten gerissen, nothdürftig angekleidet und in den Thiergarten zu den Tanten geflüchtet. Natürlich war hier am anderen Morgen ein spätes Aufstehen und große Verwirrung. Die Eltern redeten mir zu, nach einer solchen Nacht aus der Schule zu bleiben; ich sollte einen Entschuldigungszettel haben. Aber ich ließ mich nicht überreden, packte meinen Ranzen, und da es schon spät und Zuspätkommen verpönt war, so rannte ich wie ich konnte die Zeil hinunter. Eben als es auf dem Katharinenthurm Acht schlug, war ich an meiner Schule.

Viertes Kapitel.

Im Gymnasium.

Nach zwei Jahren, als ich mit einem ausgezeichneten Zeugniß in die dritte Klasse aufrücken sollte, nahm mich mein Vater aus der Katharinenschule und schickte mich, da er mich jedenfalls studieren lassen wollte, ins Gymnasium. Es war bei meinen achtundeinhalb Jahren wohl etwas früh; ich ward in Folge dessen nachmals auch etwas vorzeitig zur Universität fertig, und das Gymnasium selbst hätte zwar keinen entwickelteren Verstand, aber wohl einen gefesteteren Willen erfordert als ich ihn mitbrachte. Ueberhaupt hatte dasselbe, wenigstens in den vier unteren Klassen, von denen ich vorab rede, ein gleiches Schülerglück wie das in der Elementarschule genossene nicht zu bieten.

Ich kam in ein altes, düsteres Gebäude und in einen geradezu verfallenen öden Klassenraum. Unsre Gelehrtenschule befand sich zur Zeit noch in den heute verschwundenen Klostergebäulichkeiten, welche sich zwischen der Paulskirche und der Hinterseite des Römers befanden, und da man vermuthlich bereits mit dem Plane umging, es in ein anderes Gebäude zu verlegen, einem Plane, dessen Ausführung ich indeß erst als Secundaner erlebte, so wurde an den verfallenen alten Räumen und an deren gründlich ruinirter Ausstattung nichts mehr gethan. Als der erste Eindruck überwunden war, trat die Romantik dieser Ruine hervor, die langen schmalen Klostergänge, der geheimnißvolle Karcer, ein anstoßender seltsam bepflanzter und verbauter Hof, in dem

ein alter komischer Küster wohnte — er hieß Pomarius, und wir nannten ihn den Marius auf den Trümmern von Karthago —; und aus einigen Klassenfenstern konnte man diesem Küster aufs Dach hinausklettern. Andererseits fehlte es dem Gymnasium an äußerem Glanz und Ehren nicht. Unsre öffentlichen Prüfungen und „Progressionsfeierlichkeiten“ fanden im Kaisersaal statt, angesichts der Bildnisse unsrer alten deutschen Könige, in Gegenwart der regierenden Bürgermeister, des hochwürdigen Consistoriums und einer zahlreichen, außerhalb der Schranken verbleibenden Zuhörerschaft. Vor jenen Autoritäten standen wir dann zur Prüfung jede Klasse zwei Stunden lang in militärischer Reihe, die Bücher in den Händen, kerzengrad. Bei der „Progression“ aber wurden nicht blos die Versetzungen öffentlich verkündigt, sondern auch vom Rector und einigen älteren Schülern Reden gehalten, die letzte von einem Abiturienten lateinisch, und dann wurden an die Besten aller Klassen Prämien vertheilt. Wer dann so glücklich war, ein prächtig gebundenes klassische Schriftwerk zu erhalten, eine Ehre fürs Leben, der trat vor, legte die Prämie dankend auf den Tisch der Behörde nieder und begegnete aus derselben wohl einem freundlichen, aufmunternden Blick.

Das alles war an sich schön und gut, wenn man es auch heute aus hohen pädagogischen Gründen abgeschafft hat. Auch der Lehrverfassung unsres Gymnasiums möchte ich vor der heutigen, zumal der neuesten preußischen, den Vorzug geben. Die Anstalt war ein ächtes alte Gymnasium, das alles Gewicht auf eine gründliche humanistische Bildung legte. Die neueren Sprachen und die Kunstübungen waren nur facultativ, der naturwissenschaftliche Unterricht nahezu null, selbst deutsche Literatur nicht vorgesehen; dagegen waren Latein, Griechisch, Geschichte höchst ausgiebig bedacht, auch für deutschen Styl und Mathematik wohlgesorgt. Das war einseitig, aber diese Einseitigkeit war besser und leistete zur Vorbildung des Schülers auf jeden höheren

Beruf mehr als die moderne Vielseitigkeit, die den alten Spruch multum, non multa auf den Kopf stellt, einzelne Kenntnisse und Fertigkeiten in höherem Maße mittheilt, aber nicht den Menschen als solchen harmonisch ausbildet, und in den alten Sprachen, diesem vorzüglichsten aller formalen Bildungsmittel, nur noch Pfuscher erzieht, die keine correcte lateinische Periode mehr zu bilden vermögen.

Aber freilich, die Lehrverfassung und die lebendige Handhabung derselben waren zweierlei. Die letztere ließ im frankfurter Gymnasium viel zu wünschen übrig, und das lag vor allem an den Mängeln des Schulregiments.

Es lag in der Natur der Sache, daß Senat und Consistorium über die Gelehrtenschule kein starkes Regiment führen konnten: wer in diesen Behörden wäre dem Lehrercollegium auf dessen eigenstem Gebiete überlegen oder auch nur gewachsen gewesen? So lag der Schwerpunkt im Rectoramt, und das war — auch nach ziemlich einhelliger öffentlichen Meinung — nicht gerade in glücklichen Händen. Unser Rector, Dr. Vömel, ein Schwiegersohn Jung Stillings, Philologe und Theologe zugleich, war in beiden Gebieten ein gelehrter Mann; er war auch ein wohlmeinender Mann, — ich persönlich habe von ihm viel Wohlwollen erfahren, für das ich ihm Dank weiß. Aber für unser Gymnasium war er ein langjähriges Unglück. Sein Standpunkt als Philologe mag erhellen aus zwei Aussprüchen, die ich als Primaner von ihm gehört habe und die mir unvergessen geblieben sind. Einmal: „Das Geheimniß der Wissenschaft ist, daß man weiß, wo Barthel den Most holt", d. h. daß man die alten Folianten kennt, aus denen man ausschreiben kann. Und wiederum: „Ich habe den ganzen Demosthenes daraufhin durchgesehen, ob er die zweite Person Praesentis passivi öfter in η oder in ει ausgehen läßt: seht, das ist Philologie!" Sein Standpunkt als Theologe und daher auch als Pädagoge aber war der des orthodoxen Pietismus, ähnlich der Art und Weise Hengsten-

bergs, und so hing es wohl mit einem einseitigen Begriff von der sündigen Verderbniß des jugendlichen Herzens zusammen, daß seinem Auftreten den Schülern gegenüber jene ächte Liberalität, jenes Mitgefühl für das jugendliche Wesen gebrach, ohne welche Knabenherzen nicht zu gewinnen sind; daß er dieselben vielmehr durch Willküracte und zuweilen erniedrigende Strafen abstieß, während er gleichzeitig durch persönliche Schwächen und Geschmacklosigkeiten die jugendliche Kritik herausforderte. Und nun war leider sein Verhältniß zu den Lehrern kein besseres als zu den Schülern; es fehlte ihm, wie gegenüber der Behörde und Bürgerschaft, so auch dem Lehrercollegium gegenüber an jener Ueberlegenheit und sittlichen Autorität, die nicht aus der Amtsstellung oder der Gelehrsamkeit als solcher, sondern nur aus der hinter beiden stehenden rechten Persönlichkeit entspringt. Unter diesen Umständen bot unser Gymnasium ein höchst ungleiches, einigermaßen anarchisches Bild dar. Es war wie in Israel „zu der Zeit, da kein König da war“: „ein jeder that, was ihm recht däuchte“, und das war theilweise nichts weniger als das Rechte. Keinen lebendigeren Beweis konnte man finden für die Wahrheit, daß die erste aller pädagogischen und schulmethodischen Fragen die Frage nach der rechten Persönlichkeit des Lehrers ist und nach der Möglichkeit, solche Persönlichkeiten zu gewinnen. Während in einzelnen Klassen und Fächern Tüchtiges, ja Ausgezeichnetes geleistet ward, herrschten in anderen Zustände, die aller Lehrweisheit, ja aller Zucht und Ordnung spotteten.

Die Nebenfächer, neuere Sprachen, Zeichnen und Gesang, hätten immerhin facultativ sein können: es hätte doch dafür gesorgt sein müssen, daß in ihnen überhaupt etwas gelernt werden konnte, aber das war zumeist nicht der Fall. Französisch lehrte uns ein roher Naturalist, der alle Grammatik verachtete und uns durch das bloße Lesen französischer Comödien der französischen Conversation mächtig machen wollte; es kam nicht das Mindeste dabei heraus. Zeitweise besser, zeitweise noch schlim-

mer war es mit dem englischen Unterricht bestellt: nachdem ein tüchtiger Lehrer einigen Grund gelegt hatte, kam ein Anderer, der es sich stilllächelnd gefallen ließ, daß wir ihm den Shakespeare aus dem vor uns liegenden Schlegel-Tieck in Jamben übersetzten, und der, als er einmal öffentlich zu prüfen hatte, jedem die Frage und Antwort, die ihm zugedacht war, zuvor im Couvert zuschickte. In der Zeichenstunde legte uns ein alter brummiger Bürgerwehrmajor verschlissene Landschaftsbilder vor, die wir mit schwarzer Kreide copiren sollten; wie? das blieb sein Geheimniß. Alle Stunde kam er und half unserm wilden Geschmier mit einigen Kraftstrichen nach, so daß allmählich ein leidliches Bild entstand, aber zeichnen lernte man nicht. Im Singen sollte ein alter Klosterbruder uns unterrichten, der einst der mönchischen Haft entsprungen und Protestant geworden war. Der gute, heitere Greis liebte fröhliche Jugend; er ließ uns die Bänke auf die Tische stellen und von da droben herunter Chöre aus Haydn's Schöpfung singen, aber wir lernten weder Noten noch Melodieen. So ward nicht nur nichts gewonnen, sondern die Schüler verlernten in diesen Nebenstunden Zucht und Fleiß. Um das alles kümmerte sich der Rector, wenn der Lärm nicht so groß ward, daß er bis in seine Ohren drang, absolut nicht.

Wesentlich besser stand es allerdings in den eigentlichen Klassenstunden, welche der Rector auch von Zeit zu Zeit revidirte. In Sexta regierte uns mit Geschick und Anstand jener junge Doctor, der nachher, bald nach dem Burschenschafter-Attentat von 1833, nach Amerika verschwand. Er brachte uns die Elemente der lateinischen Grammatik, Declination und Conjugation, dazu in spaßigen Versen die Genusregeln so gründlich bei, daß sie fürs Leben festsaßen. Weniger glücklich war sein Religions- und sein Naturgeschichtsunterricht: in jenem wurden hauptsächlich die Könige von Israel und von Juda mit Jahreszahlen memorirt; in diesem ließ er uns die classificirten lateinischen Namen sämmtlicher Schmetterlinge und Motten ins Reine

schreiben und auswendig lernen, ohne daß wir erfuhren, wie eines dieser Wesen aussieht. Und das war der einzige Naturgeschichtsunterricht, den das Gymnasium uns bot. In Quinta fuhr ein gutgebildeter und wohldenkender Mann, dem aber das Unheil der Abstractheit und Langweiligkeit anhaftete, in der lateinischen Grammatik und biblischen Geschichte fort, erklärte uns auch die Kirchenfeste und ließ uns Kirchenlieder lernen. Er war für beide Unterklassen der Specialist für Geographie: da lernten wir denn die Erdtheile, Länder, Meere, Flüsse, Alpen, Vorgebirge, — allerdings an der Karte, aber ohne jede Ahnung eines naturgesetzlichen Zusammenhangs. Gefürchtet war die Quarta, in die ich nach je einem Sextaner- und Quintanerjahr aufstieg, um die ordnungsmäßigen drei Semester, also bis zum zwölften Jahre darin zu verbleiben. Hier regierte ein gestrenger und hitziger Herr von dürftiger Gelehrsamkeit, großem Selbstgefühl und theatralischem Wesen, — dennoch nicht ohne Lehrgeschick und Erfolg. Seine launenhafte Ungerechtigkeit konnte allerdings auch negative Erfolge zeitigen: er war es, der nachmals meinem Bruder Franz durch empörende Redensarten das ganze Gymnasium verleidete. Mich verhöhnte er einst, daß ich in einem Aufsatz über die olympischen Spiele geschrieben, der Sieger habe einen „Oelkranz“ erhalten: ich hatte gemeint, wie man Oelberg und Oelzweig sage, könne man auch Oelkranz sagen, aber es hatte Olivenkranz heißen sollen! Ein andermal stellte er mich bei einer Klassenrevision dem Rector mit den Worten vor: „Ein Knabe, der sich auf sehr bösen Wegen befindet.“ Die Begründung war, daß ich in meinen Exercitien und Aufsätzen zwar überraschende Geschicklichkeit beweise, aber in den Lehrstunden öfter zerstreut sei. Meine „bösen Wege“ bestanden darin, daß ich daheim soeben den „Letzten der Mohikaner“ las, und daher in den Stunden manchmal, anstatt den pathetischen Reden über Spiritus asper und Spiritus lenis zu lauschen, mich im Geiste in den nordamerikanischen Urwäldern befand.

Es begreift sich, daß ich unter solchen Schulverhältnissen den Eifer nicht behielt, der mich einst in der Katharinenschule beseelt hatte; mein Leben pulsirte nicht mehr in der Schule, sondern ich nahm dieselbe mit dem kindlichen Leichtsinn eines Elfjährigen als ein unvermeidliches Uebel, mit dem man sich abfinden müsse, in den Kauf. Ich kam bei alledem ganz gut voran, war als Zweiterster nach Quinta und nach Quarta gekommen, und auch in dieser saß ich — wir wurden nach der Güte unsrer Exercitien gesetzt — trotz aller unliebsamen Censuren, die mir der Ordinarius gab, immer ziemlich weit oben. Mein Vater hatte mir, um mich auf die gefürchtete Quarta besser vorzubereiten, bereits in der Quinta durch einen fleißigen und gründlichen Primaner im Griechischen Privatstunden geben lassen; dieser gute Unterricht dauerte auch jetzt noch in beiden alten Sprachen fort, und so schadete es meinen Kenntnissen nichts, wenn ich die geräuschvollen Auseinandersetzungen des Klassenlehrers mitunter verträumte. Auch war mein geistiges Interesse unvermindert rege, nur nicht gerade nach der Richtschnur des Klassenpensums. Vor allem fesselte mich alles Geschichtliche. Ich quälte meinen Privatlehrer um Auskunft über jeden historischen Satz, der in meinen Uebungsbüchern vorkam, um ins Lateinische oder Griechische übersetzt zu werden, und ein deutsch-lateinisches Uebersetzbuch, dem eine römische Geschichte von Romulus bis Augustus zu Grunde gelegt war, verschlang ich als Lesebuch im Voraus. Sehr anziehend war mir unter demselben Gesichtspunkt eine „Klio der Römer“, welche in der Quarta gelesen ward und auserlesene Stücke aus Cäsar, Curtius, Sallust, Livius und Tacitus enthielt. Wir hatten in derselben Klasse auch schon einen vorbereitenden Geschichtsunterricht, aber da wurden unsre jugendlichen Geister auf dürre Weide geführt: anstatt lebendige Erzählung zu empfangen, sollten wir die Kohlrauschischen Geschichtstabellen auswendig lernen. Ich habe nichts behalten, als die „achtunddreißig Zahlen“, die ja allerdings als

die Meilensteine am Weg der Weltgeschichte werthvoll und unerläßlich waren. Endlich kam dem Lehrer eines Tages der gute Einfall, uns aus einer Uebersetzung des Herodot vorlesen zu lassen; — da horchten wir auf! — Mit einem Mitschüler, den zur Zeit dieselbe Neigung erfüllte, faßte ich einen großen kindischen Plan: wir wollten, da wir an keine Weltgeschichte zu kommen wußten, uns selber aus unseren verschiedenen Büchern eine solche zusammentragen. Ganz besondere Dienste sollte dabei ein alter Quartant in Schweinsleder leisten, den mein Freund besaß und der vorzugsweise altchinesische Geschichte enthielt. Selbstverständlich gedieh das seltsame Unternehmen nicht weit, aber wäre es bis zum trojanischen Krieg und bis zu den punischen Kriegen gediehen, so wären jedenfalls die Trojaner gegen die Griechen und die Karthager gegen die Römer zu ihrem Rechte gekommen.

Je weniger Geist und Gemüth des Knaben von der Schule erfüllt und gefesselt ward, um so bedeutsamer wurden ihm überhaupt anderweitige Erlebnisse und Beschäftigungen. Unser schulmäßiger Bildungsgang bedurfte ohnedies nach verschiedenen Seiten hin der privaten Ergänzung, — nach keiner dringender, als nach der religiösen. In jeder neuen Klasse des Gymnasiums ging der Religionsunterricht aus einer anderen Tonart, aus einer religiös anregenden nirgends. Oder wie hätte es das jugendliche Gemüth weihend anregen können, wenn nach jener trockenen biblischen Geschichte in den Unterklassen nun in der Quarta ein Lehrer, der für sich das neue Strauß'sche „Leben Jesu“ bewunderte, uns Bickels orthodoxes Spruchbuch auswendig lernen ließ, jene dürre Sammlung biblischer Beweisstellen, welche nach dem Schema „Natürliche Religion — Geoffenbarte Religion — Von Gottes Dasein, Wesen, Eigenschaften“ u. s. w. die christliche Religion als dogmatische Mumie behandelt? Wie ganz anders lauteten die lebendigen Fragestellungen der Zeit! Ein Krieg auf Leben und Tod war im Zuge zwischen dem alten überlebten Rationa-

lismus und der jung erweckten mehr oder weniger pietistisch gefärbten Gläubigkeit, ein Krieg, in welchem den noch weit überwiegend rationalistischen Predigern und Kirchenregierungen eine Minderzahl von begeisterten Geistlichen und Laien in enggeschlossenen Privatkreisen gegenüberstand. Mein Vater, in welchem die Nothzeiten, die er durchzumachen hatte, die alten frommen Jugendeindrücke neu anfachten und vertieften, stand mit warmem Herzensantheil auf der letzteren Seite. Als ein in hohen Würden stehender und doch wenig Achtung genießender frankfurter Geistliche eben damals eine Predigt drucken ließ „Welche Ereignisse brachten Christum ans Kreuz", eine Predigt, die mit rationalistischem Pragmatismus den Kreuzestod Jesu lediglich aus Zeitverhältnissen erklärte, mußte er aus meines Vaters Feder eine Gegenschrift erleben, die ihm in laienhafter Weise die göttliche Nothwendigkeit des Heilandstodes auseinandersetzte. Durch die lebendige Theilnahme des Vaters an der religiösen Zeitbewegung kam natürlich auch ich, so wie es für einen Elf- bis Zwölfjährigen möglich ist, in deren Wellenschlag. Wir wurden nunmehr in die öffentlichen Gottesdienste mitgenommen, natürlich nur zu solchen Predigern, welche der religiösen Stimmung des Vaters entsprachen. Er wirkte auch selber in seinem Sinne gelegentlich auf uns ein, und stellte uns überdies unter die liebenswürdigste Einwirkung, welche dazumal in seinem Sinne in Frankfurt möglich war. Der bereits oben von mir erwähnte Pfarrer Pilet gab den Kindern seiner näheren Freunde an den Sonntag-Nachmittagen einen biblischen Unterricht, und an demselben nahm auch ich mit meiner Schwester Auguste Theil. Der herzgewinnende Mann legte uns die Bergpredigt aus; dabei wurde auch gefragt und geantwortet, schließlich das Erörterte in Aufsätzen wiedergegeben. Ich hatte dabei gutes Lob, und wenn mir dieser Unterricht auch nicht so tief ins Gemüth eindrang wie meiner Schwester, so befestigte er mich doch in der anerzogenen religiösen Richtung meiner Gedanken.

Aus dem Kreise religiöser Gesinnungsgenossen, mit denen mein Vater damals verkehrte, sind mir besonders zwei Characterköpfe in lebhafter Erinnerung geblieben, ein streitbarer Geistliche und ein friedsamer Laie. Es lag in der Natur der kirchlich-theologischen Krise, daß die neue Gläubigkeit neben stillfrommen, positiv erwärmenden Persönlichkeiten auch recht kriegerische Geister ausbildete, die den im Besitz befindlichen Rationalismus mit Schneidigkeit angriffen. Zu diesen gehörte in den dreißiger Jahren für Frankfurt und Umgegend kein Namhafterer als Pfarrer Richter in Praunheim, einem kurhessischen Dorf, eine gute Stunde von unsrer Stadt nach dem Taunus hin gelegen, dessen Pfarrstelle frankfurter Patronats war. Geistlichen wie Stein, Zimmer, Pilet an Innerlichkeit nicht zu vergleichen, aber ein begabter, beredter, unermüdlich rühriger Mann, machte er sich in Frankfurt freiwillig zu schaffen, redete in den christlichen Vereinsversammlungen, gab einen „Christlichen Hausfreund“ und einen „Christlichen Beobachter“ heraus und übte mit alledem eine nach der einen Seite ebenso stark abstoßende, wie nach der anderen anregende Wirksamkeit. Wie oft sind wir an schönen Sommersonntagen in der Frühe durch die wogenden Kornfelder seinem an der Nidda hübsch gelegenen Dörfchen zugewandert, um ihn predigen zu hören. Ich habe aus diesen Predigten, die den Eindruck des Improvisirten machten, nichts im Gedächtniß behalten, wohl aber, daß er im Kirchengebet, wenn er des Kurfürsten und Kurprinzen-Mitregenten gedachte, nie verfehlte hinzuzusetzen: „Schaff' in ihnen, Herr, ein reines Herz und gib ihnen einen neuen und gewissen Geist“, — eine Fürbitte, zu welcher im damaligen Kurhessen jedenfalls Muth gehörte. — Sein völliges Gegenbild bei gleicher Glaubensrichtung war ein Mann, mit dem wir öfters jenen Predigtgang gemeinsam machten, der Spezereihändler Tempel aus der Fahrgasse, ein rechtes Friedenskind und volksthümlich-christliches Original. Er entstammte dem Odenwald, wo ihn auf der ein-

samen väterlichen Mühle als Kind der berühmte Räuberhauptmann jener Gegend, der „Schinderhannes“, manchmal auf den Knieen geschaukelt hatte. Seine Umsicht, Redlichkeit und Leutseligkeit hatte das von ihm begründete bescheidne Geschäft zu einer Goldgrube gemacht; alle Landpastoren der Umgegend kauften oder borgten bei ihm. Es waren nicht lauter Gerechte; — einer griff einst, während der Kaufmann ins Comptoir ging, um die Rechnung auszustellen, in die offengelassene Kasse und stahl eine Fünfzigguldenrolle daraus. Tempel kam zurück, warf einen Blick in seine Kasse und errieth sofort den Thatbestand. Um nun den armen Sünder nicht zu Grunde zu richten, und ihm andererseits seine Schändlichkeit auch nicht hingehen zu lassen, ergriff er rasch entschlossen die Feder und schrieb in die Rechnung: „baar erhalten 50 Gulden.“ Der Pfarrer las es, erblaßte, und steckte die Rechnung ein. — Dieser rechte Israelit ohne Falsch ging zwar in Frankfurt fleißig zur Kirche, aber sein eigentlicher Prediger war Friedrich Wilhelm Krummacher, unter den Frommen damals ein Stern erster Größe, dessen Predigtbücher er alle anschaffte und immer wieder las. Wenn er an einem Sonntagnachmittag unsern Vater zum Spaziergang abholte, um sich mit ihm über religiöse Dinge zu unterhalten, dann blieb er von Zeit zu Zeit stehen und trug ganze Stellen aus „Elias dem Thisbiten“ oder anderen Krummacher'schen Phantasiepredigten, die seinem mystisch-frommen, kindlich-poetischen Sinne besonders gefielen, wörtlich vor. Bei solchen Spaziergängen liefen wir Kinder mit und hörten zu; der liebreiche, selbst kinderlose Mann beschenkte uns oft ohne allen Anlaß; er hatte in noch ganz anderen Maßstäben für alle frommen Zwecke offene Hand. Sein weiches Herz ist hernach unter den Schrecknissen von 1848 gebrochen.

Wenn man unter Pietismus eine engherzige, duckmäuserige Lebenshaltung, ein Verkennen und Verdächtigen des unschuldig Natürlichen versteht, so war derselbe bei aller mystisch-gefühligen

Gläubigkeit solchen Männern doch fremd; er blieb es insonderheit auch meinem Vater, der für Natur und natürliches Wesen einen ausgeprägten Sinn hatte. So ist denn auch mir die Freiheit der natürlichen Bewegung und Kraftentfaltung ganz unverschränkt geblieben. Unverschränkt auch in derjenigen Form, in welcher dieselbe oft nur als Unart betrachtet wird, während sie zwar von Unart nicht frei, aber beim Knaben im Kerne doch etwas Besseres ist, — in der Form des wilden Spielens und Lärmens, der Händel und Raufereien. In und außer dem Hause habe ich auch daran mit guten Kameraden mein Theil gehabt, Straßenkriege mitgeführt, auch einmal einen viel größeren, aber feigen, verweichlichten Mitschüler zum öffentlichen Ringkampf auf dem Römerberg herausgefordert und ihn zur Freude aller Fischweiber, welche da ihre Buden hatten, untergekriegt. Im Ganzen konnte ich, der ich bei meinem frühen Eintritt ins Gymnasium immer einer der Jüngsten und Kleinsten war, bei solchen Kraftproben freilich nur eine bescheidene Rolle spielen. Schön und gut war es, daß dies Bedürfniß der jugendlichen Kraftentwickelung auf unserm Gymnasium in eine sinnige und sittliche Zucht genommen ward durch die Entstehung eines Turnplatzes. Nicht als hätte das Gymnasium als solches einen besessen oder hergestellt: das Turnen war seit den Tagen der Demagogenriecherei politisch verdächtig und wurde zur Zeit in Frankfurt nur hier und da privatim gepflegt. Da faßten einige tüchtigen und gereiften Primaner, die wohl bereits academische Fühlung hatten, einen Plan, welchen auszuführen damals vielleicht nur in unserer freien Stadt möglich war, den Plan eines unter dem Selbstregiment der Schüler stehenden Turnvereins. Sie ließen eine Aufforderung zur Theilnahme durch die Klassen gehen, welche wir unseren Eltern bittend heimbrachten, mietheten einen Platz vor der Stadt, den sie mit Turngerüsten versahen, theilten die ihnen anvertrauten jüngeren Mitschüler in fünf „Riegen“, denen sie vorstanden und vorturnten, und alles ging

in bester Zucht und Ordnung, ohne daß je eine amtliche Person den Turnplatz betrat. An einem schulfreien Nachmittag wurde zwei Stunden hindurch stramm geturnt, dann bis in den Abend hinein gespielt und dazwischen aus einem studentischen Liederbuch gesungen. Besonders diese freien Zuthaten waren köstlich für uns. An die Stelle des wilden Knabenspiels trat nun auch im Spiele Sinn, Zucht und wetteifernde Geschicklichkeit; unser Barrlaufen, Schlagball und Eckball waren auch gymnastische Uebungen. Nicht minder begeisterte uns unser Liederbuch, die „Auswahl deutscher Lieder", wie namentlich burschenschaftliche Kreise sie gebrauchten, Vaterlandslieder, Volkslieder, Kneiplieder harmloser Art. Vor allem mit Rührung sangen wir Kleinen das „Wir hatten gebauet" mit, noch ohne den Sinn dieses schwermüthigen Liedes, des Grabgesangs der zur Auflösung genöthigten Jenenser Burschenschaft, zu verstehen. Zuweilen wurden auch Turnfahrten gemacht, entweder in den Wald, um dort einen großen Räuber- und Soldatenkrieg aufzuführen, oder auf zwei Tage „ins Gebirg", wobei auf einem Strohlager übernachtet ward. Noch ist mir in gutem Gedächtniß, wie treu und liebreich dabei die leitenden Primaner sich unserer annahmen, und mit Wehmuth gedenke ich insonderheit unseres hochgewachsenen Führers, eines Urbildes deutscher Jugend voll Muth, Kraft und Idealität; — auch ihn hat hernach ein im Vaterlande nicht zu befriedigender Freiheits- und Thatentrieb nach Amerika geführt, wo er in Ansiedlerkämpfen frühe gefallen ist.

So ward die Leibesübung die Brücke zum Naturgenuß, und die Verbindung von beiden war Gewinn für Leib und Seele. Ich danke es meinem Vater bis heute, daß er mich im Fußwandern von früh auf geübt hat, wie weh einem auch auf dem Heimweg von weiteren Spaziergängen die müden Füße auf dem spitzigen Dorfpflaster thun mochten. Aber auch die geistige Frucht dieser Uebung, die Weckung des Natursinnes durch Wanderungen in schöner und bedeutender Landschaft, ver-

danke ich ihm. Unser bläulicher Taunus durfte auf die Dauer doch nicht blos von ferne winken: der Vater machte mit uns, oder mich mitnehmend mit einem Freunde, zuweilen vom Sonnabend in den Sonntag Ausflüge nach demselben, die wenig kosteten, weil sie zu Fuße durchgeführt wurden. So nach Homburg vor der Höhe mit seinem Schloßgarten, nach Königstein und Falkenstein, wo die Romantik zerfallener Ritterburgen mich grüßte, nach dem anmuthig im Thal versteckten Epstein und auf den benachbarten Rossert, wo ich zum erstenmale den freien Luftzug und die weite Rundschau eines Berggipfels genoß. Einmal ward auch der Altkönig mit seinen altdeutschen Steinringen, und einmal sein höherer Zwilling, der Feldberg erstiegen, letzterer von Kronberg aus in der Nacht, um vom Brunhildenfelsen aus — der Stätte, wo einst Siegfried die schlafende Brunhilde geweckt — den Sonnenaufgang zu genießen. Nachmals ging unsere Sehnsucht weiter hinaus, nach dem Rhein, von dem so viel Sagen erzählten und dessen Herrlichkeit eine in unseren Händen befindliche malerische alte Karte uns ahnen ließ. Der Vater entsprach diesen Wünschen einmal, indem er mit uns drei Brüdern und zweien unsrer Kameraden einen dreitägigen Ausflug ins Rheingau unternahm. Wir besahen uns Mainz mit seinem Dom und Drususstein, sowie den Biebricher Schloßgarten, wanderten auf dem rechten Rheinufer über die Berge bis zum Niederwald und nach Asmannshausen, fuhren hinüber nach dem neuhergestellten Schlosse Rheinstein, unter dessen ritterlichem Schmuck besonders ein Jugendbild Franzens von Sickingen sich mir einprägte, erblickten das damals noch berühmte binger Loch und den Mäusethurm, — endlich trug uns ein Dampfboot, das erste, das ich zu sehen bekam, nach Mainz zurück. Es war wie eine Vorahnung eines großen Stückes Lebenszukunft, die mir am Rhein erblühen sollte.

Dem Zuge zum Naturgenuß gingen auch einige Anläufe zur Naturkunde zur Seite. Je weniger unser Gymnasium zu

derselben anleitete, um so mehr private Liebhabereien irgend ein Naturreich auszuplündern gingen im Schwange, und hatten immerhin den Nutzen, nicht nur eine zur Ordnung anhaltende Beschäftigung zu gewähren, sondern auch einige Kenntnisse zu vermitteln. Mein Führer auf diesem Gebiet ward ein etwas älterer Mitschüler, Heinrich Frey, der es hernach zum Professor der Medicin und Zoologie in Zürich gebracht hat, ein strebsamer Junge von mehr Verstand als Gemüth, in welchem die zukünftige Bestimmung schon damals sich regte. Seine Naturaliensammlungen gingen über das Durchschnittsmaß solcher Jugendliebhabereien weit hinaus; namentlich besaß er eine ausgezeichnete Schmetterlingssammlung, die er durch Fang und Einkauf oder Tausch, Raupenzucht und Puppensuche zusammengebracht hatte und aufs sorgfältigste conservirte. Auf dies verwickelte Gebiet nun folgte ich ihm zwar nicht weit, da mir dasselbe viel zu kostspielig und zeitraubend war; dagegen legte ich mir auf seine Anregung eine Mineraliensammlung an, welche freilich über ein geordnetes Zusammenstellen kleiner Geschenke und Einkäufe nicht hinauskam. Etwas weiter brachte ich es später als Secundaner in der Botanik. Der Vater eines meiner Schulkameraden, Inhaber eines kleinen Ladengeschäfts, trieb dieselbe mit Eifer und Einsicht als sein Privatvergnügen, und so schloß ich mich einen Sommer hindurch seinen Excursionen an. Hier war die Ausbeute, die unsre Umgegend darbot, viel reichlicher als für Mineralogie; ich brachte ein wohlaufgezogenes Album der frankfurter Flora zusammen und machte mich auch nach einem Handbuch derselben mit dem Linné'schen System bekannt, um nach demselben zu classificiren, während freilich das sogenannte natürliche System zu demselben Zwecke mir zu künstlich blieb.

Aber die Magnetnadel meiner Eigenart wies nicht sowohl auf die Natur- als auf die Geisteswelt als Erkenntnißobject. Ein Zug, der sich bei mir vorab in einer frühen und immer weiter greifenden Leselust geltend machte. Der Vater hatte von

meinen ersten Schülerzeiten an für eine unschuldige und altersgemäße Befriedigung derselben gesorgt; die rührenden Geschichten von „Rosa von Tannenburg“, oder „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam“, die Erzählungen vom „Verfasser der Ostereier“ (bekanntlich einem evangelisch frommen katholischen Bischof) hatten den ersten Lesehunger gestillt. Aber bald genug genügten sie dem anspruchsvollen Geiste nicht mehr; auch fehlte es schon in der Quinta nicht an naseweisen Kameraden, welche auf diese „Geschichten für die reifere Jugend“ altklug herabsahen, und behaupteten, es gehe in denselben gar nicht so zu, wie in der wirklichen Geschichte. Ich sah mich auf eigne Hand in meines Vaters kleiner Büchersammlung um, die in schönen Halbfranzbänden auf seinem Schreibpult stand, und fand da unter anderm Jung Stillings selbstverfaßte Lebensgeschichte und seine „Scenen aus dem Geisterreich.“ Vor allem die Jugendgeschichte, bei der bekanntlich Goethe Pathe gestanden hat, erfüllte mit ihren Märchen und Volksliedern, wie viel mehr mit der thatsächlichen Poesie eines volksthümlich-originalen Lebens meine Phantasie in wohlthätiger Weise. Aber auch das andere, weit weniger gesunde Buch zog mich an: die Einbildung, auf dem Gebiete des absoluten Geheimnisses, das doch jede Menschenseele so nahe angeht, sichre Schritte thun zu können, bestach das kindlich gläubige Gemüth. Diese „Scenen aus dem Geisterreich“ bildeten für mich die Brücke zu einer jüngeren noch weit bedenklicheren Literatur. Die Mystik des neuerweckten Glaubenslebens hütete sich in einigen ihrer Freunde nicht davor, in naturphilosophischen Mysticismus auszuarten und mittelst desselben die Grenzlinie zwischen Glauben und Aberglauben zu verwischen. Vielleicht das sensationellste Erzeugniß dieser Richtung war Justinus Kerner's „Seherin von Prevorst, oder über das Hereinragen der Geisterwelt in die unsre.“ Das schauerliche Buch interessirte auch meinen Vater, und so fiel es ohne sein Vorwissen in meine Hände. Die Frucht war eine Phantasieerregung

und Gespensterfurcht, welche hernach in der Kraft gereifterer Jugend zu überwinden mir nicht ganz leicht geworden ist. — So war es eine Macht geistiger Befreiung und Genesung, die um dieselbe Zeit in der Schiller'schen Dichtung über mich kam. Ich kam wohl schon als Zehn- oder Elfjähriger, ich weiß nicht mehr wie, in den Besitz von Schillers Gedichten; — es war einer der damals massenhaft umlaufenden Nachdrucke, den mir aber ein guter alter Buchbindergeselle im Hause sauber einband und den ich unermüdlich durchgenoß. Ich declamirte diese volltönigen Verse seitenweise auswendig, oft ohne sie recht zu verstehen; vor allem die Balladen und die Umdichtung des zweiten Buches der Aeneis, „die Zerstörung von Troja", begeisterten mich. Bald darauf entdeckte ich auch im Thiergarten — wiederum in einem abscheulichen Reutlinger Nachdruck, der mich aber höchstens durch seine Druckfehler genirte — die Schiller'schen Dramen und verschlang sie mit leidenschaftlicher Begier. Nicht minder entzückend, und meinem kindlichen Alter entsprechender waren Gustav Schwabs „Schönste Sagen des griechischen Alterthums" und eine prosaische Uebersetzung der Ilias, die ich um diese Zeit zu lesen bekam und durch die mir für die Schillerschen Gedichte erst ein volleres Verständniß aufging. Ein wahrer poetische Hausschatz endlich war für mich wie meine Geschwister das sogenannte Bremer Lesebuch, eine treffliche Schulauswahl von Gedichten, Märchen, Fabeln und poetischen Erzählungen, die heute von Modernerem verdrängt ist, während noch meine Enkel sich an dem zerlesenen alten Buche erbauen. Auch sie konnte ich halb auswendig, und Stücke wie Tieck's Elfenmärchen oder E. M. Arndt's Klas Avenstaken wurden immer von neuem gelesen.

Mit dem zwölften und dreizehnten Jahre thaten die Schleusen der Leselust sich nun vollends auf. Ich steuerte auf das hohe Meer der modernen poetischen Literatur. An Schiller schloß Theodor Körner sich an, sein soviel schwächerer, aber doch liebenswürdiger Nachahmer und in „Leyer und Schwert"

von da an schlossen wir einen vertrauten Bund, der bis weit in unsre Studentenjahre hinein lebendig geblieben ist. Mein Freund war etwas älter und gereifter als ich, ein feinsinniger, nach verschiedenen Seiten hin zum Kunstverständniß angelegter Mensch, hatte auch entschieden mehr poetische Erfindungsgabe als ich. Wenn die Welt von ihm, abgesehen von ein paar späten kunstgeschichtlichen Spezialuntersuchungen, nie etwas gesehen hat, so wird das daher kommen, daß er, ein ästhetischer Feinschmecker, auf die Dauer das Genießen dem Hervorbringen vorgezogen hat; schon damals pflegte er manches mit Geschick anzufangen, aber nichts fertig zu machen. Auch in der Kenntniß und Beurtheilung der in- und ausländischen Literatur war er mir voraus; vieles habe ich von ihm und durch ihn gelernt, — auch manches, das besser einer späteren Zeit erharrt hätte. Unter anderem brachte er mich an die Romantiker; wir lasen Novalis, Fouqué's Undine und Zauberring, und begeisterten uns für nordische Mythologie. Eines Tages theilte er mir den ersten Abschnitt eines Romans mit, welcher das Ringen des nordischen Heidenthums mit dem Christenthum historisch und mythologisch darstellen sollte; es war eine Nachbildung von Novalis' Heinrich von Ofterdingen, aber von ächt poetischem Wurf. Unerachtet des etwas launenhaften Wesens, welches als Frucht einer religiös-engherzigen Erziehung diesem Freunde anhaftete und unseren Verkehr zuweilen störte, gingen wir fast täglich mit einander um; auf unseren Spaziergängen tauschten wir unsre Lesefrüchte, unsre Ansichten und Urtheile aus. Das Ernsthafte verschlang sich mit dem Kindischen, wie es dieses Lebensalters Art ist. Zum letzteren gehörte auch, daß wir danach trachteten, uns einmal gedruckt zu sehen. Ein dritter Verbündeter, welcher aber mehr Literaturfreund als Poet war, verhalf uns dazu, indem er uns auf ein kleines frankfurter Unterhaltungsblatt, die „Iris“, aufmerksam machte, die selber von einem Winkelpoeten herausgegeben ward. Seibt hatte soeben ein ganz hübsches Gedicht in Uhland'scher Manier gemacht;

wir beiden Anderen thaten hinzu was wir für unser Bestes hielten; ein anonymer Begleitbrief wurde verfaßt und die werthvolle Sendung nach dem Briefkasten des Redakteurs getragen. Nachdem wir die Schelle gezogen, liefen wir davon, damit uns niemand entdecke. Wir hatten die Befriedigung, uns in der nächsten Nummer gedruckt zu sehen, mit einer schmeichelhaften Fußnote, die uns zu weiteren poetischen Versuchen ermunterte.

Daß bei so mannigfachen und lebhaften Nebenanliegen — „Allotria" hätte unser Ordinarius gesagt — die Gymnasialstudien zeitweise sehr in den Hintergrund treten konnten, begreift sich leicht. Sie hätten es mit nichten gemußt, wenn in der Tertia, in welcher ich vom zwölften bis zum vierzehnten Jahre saß und die erzählten Beziehungen und Neigungen pflegte, eine feste Hand uns geführt hätte. Allein diese wichtige Uebergangsklasse litt damals in ganz besonderem Maße an dem Uebelstand, daß unsre Gymnasiallehrer wohl zu Gelehrten, aber nicht zu Lehrern und Erziehern vorgebildet werden. Unser Ordinarius war an sich eine ganz sympathische Persönlichkeit: ein schöner stattlicher Mann, dem unter dem schwarzlockigen Haar die tiefe Spur eines Duellhiebs über die Stirn bis in den einen Augenwinkel lief; ein hervorragender alter Burschenschafter, der auf dem Wartburgtage von 1817 die Festrede gehalten hatte und dann als Flüchtling nach Frankfurt gekommen war. Dazu ein Mann von vielseitiger gelehrten Bildung und von Gemüth, der zuweilen ganz interessant sein, zuweilen recht eindringlich zu uns reden konnte. Aber leider ein Mann ohne alle methodische Zucht und Folgerichtigkeit, im Unterrichten wie in der Disciplin von augenblicklichen Stimmungen und Einfällen regiert. So wurde einem unbefestigten und von mancherlei Nebenanliegen in Anspruch genommenen Schüler, wie ich war, das regelmäßige Arbeiten und Lernen hier vielmehr verleidet. Oder was Langweiligeres konnte es geben, als aus Rost's griechischem etymologischen Wörterbuch seitenweise auswendig lernen, oder die

große Zumpt'sche Grammatik auf alle in ihr vorkommenden lateinischen Wörter durchpräpariren zu sollen? Wurde gar über die Ferien aufgegeben, „den ganzen Zumpt zu repetiren", so war doch vorauszusehen, daß die Wenigsten dem nachkommen würden. Nicht minder groß waren die pädagogischen Mißgriffe. Noch in der Quarta hatte der sonst gutmüthige Mann mir einmal, weil ich beim mündlichen Uebersetzen das Wort mensis als femininum behandelte, ein Nachsitzen von dreiviertel auf fünf bis acht Uhr zudictirt. Ich ging im Gefühl der Ungeheuerlichkeit dieses Strafmandats um fünf Uhr ruhig nach Hause, und gestand das auch offen, als er mich am folgenden Tag fragte. Wohl im Bewußtsein seiner Uebereilung ließ er meinen Ungehorsam ungestraft, aber bis acht Uhr nachsitzen mußte ich doch. — In der Religionsstunde lasen wir bei diesem Lehrer die synoptischen Evangelien im Grundtext, wurden aber in den religiösen Inhalt derselben in keiner Weise eingeführt; nur mit gelegentlichen Stimmungsäußerungen begleitete er das Uebersetzen. Als wir an die Geschichte vom Wandeln Jesu auf dem See kamen, warf er hin: ἐπὶ τῆς θαλάσσης könnte auch heißen „Am See hin." Nach einer Pause: „Aber der Evangelist hat es so nicht gemeint, der hat ein Wunder erzählen wollen." Wiederum nach einer Pause: „Glaub's wer's kann, ich kanns nicht!" Neben dieser Schriftauslegung bestand unser Religionsunterricht in der Veranlassung eines „Spruchbuchs", in welches wir alles einschreiben sollten, was uns erhebend und rührend erschienen sei. Wenn der Tag der Vorlegung herankam, dann besann man sich, was man Erhebendes und Rührendes auftreiben könnte, und ein Spaßvogel schrieb in sein Spruchbuch die Verse aus Schlegels Arion: „der Jüngling hüllt die schönen Glieder In Gold und Purpur wunderbar" u. s. w., indem er mit ernsthaftem Gesicht versicherte, daß ihm das besonders erhebend und rührend vorgekommen sei. — Endlich mußten wir zum Schluß des Semesters ein „Selbstbekenntniß" schreiben, für welches uns eine Reihe

von Gewissensfragen als Anhaltspunkte gegeben waren, eine Art von Generalbeichte über unser innerstes Dichten und Trachten, aus welcher der Professor seine Schüler kennen lernen wollte. Eine naive Aeußerung in einem solchen Selbstbekenntniß, welche einfach wiedergab, was andere Leute mir über meine „guten Anlagen" in den Kopf gesetzt hatten, nahm, wie ich hernach durch einen Blick in die nicht für unsere Augen bestimmten „großen Censuren" ersah, den ungeschickten Pädagogen so wider mich ein, daß er mich anhaltend unfreundlich behandelte, und so verlor ich unter seiner Hand alle Lust, etwas Ernstliches zu thun, wovon wiederum die Folge war, daß ich anstatt der gewöhnlichen drei Semester vier in der Tertia sitzen mußte.

Nicht als hätte ich in diesen beiden Tertianerjahren seitens der Schule nichts gewonnen und gelernt; bei den Nebenlehrern der Klasse, welche ihre Berufspflicht an mir besser erfüllten, war ich ganz gut angeschrieben. Vor allem unser Geschichtslehrer, kein geistreicher, aber ein treuer und gewissenhafter Mann, der uns vierstündig die alte Geschichte vortrug, hatte über mangelndes Interesse bei mir nicht zu klagen und mit Lust arbeitete ich die chronologischen Tabellen aus, in denen wir uns am Ende jedes Hauptabschnittes das Gerüst des Geschichtsverlaufs zu vergegenwärtigen hatten. In der Mathematik, für welche ich wenig Gabe und Neigung besaß, kam ich unter der Leitung eines guten eifrigen Fachlehrers doch zu einem ganz befriedigenden Verständniß der Geometrie bis zum pythagoräischen Lehrsatz und den Aehnlichkeiten, sowie der Arithmetik bis zu den Gleichungen zweiten Grades. Aber auch aus den philologischen Stunden des Ordinarius hielt ich fest, was für einen jugendlichen Sinn anziehend war. Wie hätte man ohne inneren Antheil den Livius und in ihm die Geschichte des zweiten punischen Krieges lesen können? er war mir weit anziehender als der in Tertia auch getriebene Ovid mit seinen albernen Meta-

große Zumpt'sche Grammatik auf alle in ihr vorkommenden lateinischen Wörter durchpräpariren zu sollen? Wurde gar über die Ferien aufgegeben, „den ganzen Zumpt zu repetiren“, so war doch vorauszusehen, daß die Wenigsten dem nachkommen würden. Nicht minder groß waren die pädagogischen Mißgriffe. Noch in der Quarta hatte der sonst gutmüthige Mann mir einmal, weil ich beim mündlichen Uebersetzen das Wort mensis als femininum behandelte, ein Nachsitzen von dreiviertel auf fünf bis acht Uhr zudictirt. Ich ging im Gefühl der Ungeheuerlichkeit dieses Strafmandats um fünf Uhr ruhig nach Hause, und gestand das auch offen, als er mich am folgenden Tag fragte. Wohl im Bewußtsein seiner Uebereilung ließ er meinen Ungehorsam ungestraft, aber bis acht Uhr nachsitzen mußte ich doch. — In der Religionsstunde lasen wir bei diesem Lehrer die synoptischen Evangelien im Grundtext, wurden aber in den religiösen Inhalt derselben in keiner Weise eingeführt; nur mit gelegentlichen Stimmungsäußerungen begleitete er das Uebersetzen. Als wir an die Geschichte vom Wandeln Jesu auf dem See kamen, warf er hin: *ἐπὶ τῆς θαλάσσης* könnte auch heißen „Am See hin.“ Nach einer Pause: „Aber der Evangelist hat es so nicht gemeint, der hat ein Wunder erzählen wollen.“ Wiederum nach einer Pause: „Glaub's wer's kann, ich kanns nicht!“ Neben dieser Schriftauslegung bestand unser Religionsunterricht in der Veranlassung eines „Spruchbuchs“, in welches wir alles einschreiben sollten, was uns erhebend und rührend erschienen sei. Wenn der Tag der Vorlegung herankam, dann besann man sich, was man Erhebendes und Rührendes auftreiben könnte, und ein Spaßvogel schrieb in sein Spruchbuch die Verse aus Schlegels Arion: „der Jüngling hüllt die schönen Glieder In Gold und Purpur wunderbar“ u. s. w., indem er mit ernsthaftem Gesicht versicherte, daß ihm das besonders erhebend und rührend vorgekommen sei. — Endlich mußten wir zum Schluß des Semesters ein „Selbstbekenntniß“ schreiben, für welches uns eine Reihe

von Gewissensfragen als Anhaltspunkte gegeben waren, eine Art von Generalbeichte über unser innerstes Dichten und Trachten, aus welcher der Professor seine Schüler kennen lernen wollte. Eine naive Aeußerung in einem solchen Selbstbekenntniß, welche einfach wiedergab, was andere Leute mir über meine „guten Anlagen“ in den Kopf gesetzt hatten, nahm, wie ich hernach durch einen Blick in die nicht für unsere Augen bestimmten „großen Censuren“ ersah, den ungeschickten Pädagogen so wider mich ein, daß er mich anhaltend unfreundlich behandelte, und so verlor ich unter seiner Hand alle Lust, etwas Ernstliches zu thun, wovon wiederum die Folge war, daß ich anstatt der gewöhnlichen drei Semester vier in der Tertia sitzen mußte.

Nicht als hätte ich in diesen beiden Tertianerjahren seitens der Schule nichts gewonnen und gelernt; bei den Nebenlehrern der Klasse, welche ihre Berufspflicht an mir besser erfüllten, war ich ganz gut angeschrieben. Vor allem unser Geschichtslehrer, kein geistreicher, aber ein treuer und gewissenhafter Mann, der uns vierstündig die alte Geschichte vortrug, hatte über mangelndes Interesse bei mir nicht zu klagen und mit Lust arbeitete ich die chronologischen Tabellen aus, in denen wir uns am Ende jedes Hauptabschnittes das Gerüst des Geschichtsverlaufs zu vergegenwärtigen hatten. In der Mathematik, für welche ich wenig Gabe und Neigung besaß, kam ich unter der Leitung eines guten eifrigen Fachlehrers doch zu einem ganz befriedigenden Verständniß der Geometrie bis zum pythagoräischen Lehrsatz und den Aehnlichkeiten, sowie der Arithmetik bis zu den Gleichungen zweiten Grades. Aber auch aus den philologischen Stunden des Ordinarius hielt ich fest, was für einen jugendlichen Sinn anziehend war. Wie hätte man ohne inneren Antheil den Livius und in ihm die Geschichte des zweiten punischen Krieges lesen können? er war mir weit anziehender als der in Tertia auch getriebene Ovid mit seinen albernen Meta-

morphosen. Daneben bot uns eine Anthologie von Jacobs in trefflicher Auswahl mit nachhelfenden Anmerkungen einen ersten Durchblick durch die griechische Poesie von den einfachsten Versproben und Distichen an bis zu Sophokles und Aristophanes; vor allem blieb mir der ergreifende homerische Ausschnitt, der Besuch des alten Priamos bei Achilleus zur Erbittung der Leiche Hectors und die Todtenklage um diesen unvergeßlich. So empfing der angeregte historische und poetische Sinn auch hier das Seine. Aber wenn charactervoller Fleiß und folgerichtige Erziehung im Leben des Schülers mehr werth ist als einzelne Kenntnisse und Anregungen, dann war ich in der Tertia mehr zurück- als vorangekommen.

Es sind aus dem damaligen frankfurter Gymnasium unerachtet der großen Mängel desselben eine ganze Anzahl das Mittelmaß überragender Männer hervorgegangen, und ich schreibe das zum guten Theil dem weiten Spielraum zu, welchen es der freien Entwicklung der Individualität ließ. Dagegen weniger glücklich und kräftig angelegte Naturen zu einem brauchbaren Mittelgut zu schulen, war es kaum geeignet, und manche, denen man den abwärts-gerichteten Zug schon anmerkte, hatten volle Freiheit zu Grunde zu gehen.

Fünftes Kapitel.

Secunda und Prima.

Im Herbst 1837 also wurde ich vierzehnjährig in die Secunda versetzt, um von da an in je drei Semestern die beiden Oberklassen anstandslos zu durchlaufen. Das Knabenalter lag hinter mir und das Jünglingsalter begann, ein Uebergang, den bald nachher, am 11. Mai 1838 die Confirmation zum Ausdruck brachte. Im Zusammenhang mit Anderem, was mit ihr zusammentraf, trug auch sie, wie vorher schon der Uebergang in die höhere Klasse, dazu bei, die bisherige Kinderei zurückzudrängen und größerem Ernste Bahn zu brechen.

Im Winter 1837—38 hatte der seitherige poetische Dilettantismus in neuer Auflage weitergeblüht. Seibt und ich hatten uns mit zwei guten Freunden zu einem literarischen Kränzchen vereinigt, das an jedem Sonntag Abend gehalten ward. Der eine Theilnehmer war jener Schmetterlingssammler Heinrich Frey, den lediglich der Verkehr mit uns vorübergehend zu poetischen Versuchen anregte, der andre ein mir gleichalteriger Kamerad von der Katharinenschule her, der nachmalige Landgerichtsrath in Frankfurt Karl Fabricius, ein begabter, stolzer, leidenschaftlicher Junge, nicht ohne poetische Begabung; — er hatte das ganze Unternehmen angeregt und herbergte es in seinem Hause. Wir fingen damit an, Scenen aus Schillers Wallenstein im Kostüm aufzuführen, wozu wir einen ganzen Trödel von Theatersachen

zusammengebracht hatten; aber bald zeigte sich, daß wir zu vieren hierin nichts Rechtes vermochten. So gingen wir zu gegenseitiger Mittheilung eigner Hervorbringungen über, Gedichte, Erzählungen, Recensionen wurden geliefert; dann wurde aus neu aufgetriebenen poetischen Werken vorgelesen, zu vieren Schach gespielt u. s. w. Das wäre nun ganz gut gewesen, wenn nicht die halbkindische Neigung hinzugekommen wäre, die Poesie auch im Leben finden zu wollen. Frey und Fabricius gingen denselben Winter in die Tanzstunde, und dieselbe gab Anlaß zu allerhand Neckereien und kleinen Narrheiten; man schrieb sich Neckverse und Parodieen, dichtete einander allerlei Abenteuer an, die schließlich auf einen sehr fraglichen Kuß hinausliefen; — ein im Grunde sehr unschuldiges Treiben, welches nur wenn es durch eine pietistische Verdachts- und Vergrößerungsbrille angesehen ward, bedenklich erscheinen konnte. Leider trug der Vater meines Freundes Seibt eine solche Brille, und beschloß daher, seinen Sohn, den er selbst durch allzuenge Beschränkung zu kleinen Ausschreitungen veranlaßt hatte, unserem gefährlichen Umgang zu entnehmen und in eine fromme Erziehungsanstalt in der französischen Schweiz zu schicken. So kam im Frühling 1838 ein schmerzliches Abschiednehmen über uns; es war gerade am Tage vor meiner Confirmation, als ich meinem Freunde am Postwagen die letzte Hand reichte. Wir versprachen einander fleißig zu schreiben, und ich that es auch meinerseits, empfing aber lange Zeit kein Lebenszeichen, und dann ein paar kurze farblose Briefchen, welche offenbar eine Censur zu passiren gehabt hatten. Jetzt erst besann ich mich, daß ich meine ersten Briefe dem Vater meines Freundes arglos zum Einlegen übergeben hatte und daß dieselben, die den muthwilligen Ton unsres Kränzchens unbedenklich fortgesetzt, vermuthlich der Anlaß geworden waren, unseren weiteren Verkehr zu unterbinden; denn sonst hatte ich nie eine Veranlassung gegeben, von mir einen übeln Einfluß auf den älteren und über-

legenen Freund zu besorgen. Je inniger unsre Freundschaft gewesen, um so weher that mir diese Lahmlegung derselben.

Ueber diesen Dingen löste unser Kränzchen für längere Zeit sich auf und die poetische Hervorbringung ruhte. Es war in der That gut so: „Ich fürchte, sagte einmal unser Ordinarius in der Secunda, es sind einige Dichter unter Ihnen, — ich wollte lieber, daß es Trachter wären"; und er hatte Recht. Die unreife Spielerei war nicht ohne die Gefahr geblieben, daß Ernstes und Nöthiges darüber zu kurz käme, und auf ästhetischem Gebiete selbst galt es doch, anstatt der eignen werthlosen Versuche vielmehr die großen Meister, die klassischen wie die vaterländischen, erst recht zu verstehen und in sich aufzunehmen. Dazu war in unsrer Secunda und Prima die beste Gelegenheit. Nicht ohne die größte Dankbarkeit kann ich des ebenerwähnten Ordinarius der Secunda gedenken, den hernach ein günstiges Geschick zugleich mit mir nach Prima aufrücken ließ, so daß ich drei Jahre hindurch seiner ausgezeichneten Leitung genoß. Hatte die unzulängliche Leitung in der Tertia mich auf den Standpunkt einer möglichst wohlfeilen Abfindung mit den Schulansprüchen hinabgleiten lassen, so hat mich dieser unser Prorector und hernach Conrector, Konrad Schwenck, aus den Banden des Leichtsinns und aus der Gefahr der Mittelmäßigkeit herausgerissen. Ein geistvoller Philologe im Sinne Friedrich August Wolfs, dem bonner Fr. Gottfried Welcker sinnesverwandt und befreundet, war Schwenck ohne Frage die bedeutendste Lehrkraft, welche unser Gymnasium zur Zeit besaß. Keine von vornherein einnehmende Persönlichkeit, vielmehr als mürrisch und spöttisch verrufen und jedenfalls von keinem glücklichen Temperament. Auch verziehen ihm die frommen Kreise nicht, daß er einst in jugendlicher Reiberei mit dem Pietismus sich den übermüthigen Vers geleistet hatte: „Ewig Hallelujah singen mit der Palme in der Hand, Das ertrüg' ich nicht; drum hab' ich mich der Hölle zugewandt." Doch habe ich nie ein gottloses Wort aus

seinem Munde gehört, wohl aber einmal eine Warnung vor denen, welche uns etwa auf der Universität den Namen „Schleiermacher“ verdächtigen würden. Allerdings, sein Ideal war das humanistische, aber er hatte doch ein Ideal, und zwar dasjenige, welches wir fassen und brauchen konnten. Und er hatte in den Dienst dieses Ideals nicht nur eine reiche Begabung und gründliche Bildung zu stellen, sondern auch entschiedenes Lehrtalent und — trotz des anfänglichen gegentheiligen Scheins — ein ernstes Wohlwollen für diejenigen Schüler, welche sich dafür empfänglich zeigten. „Ich habe Sie nicht zu erziehen, sondern Ihnen den Horaz zu erklären“, rief er uns einst im Unmuth zu; aber er erzog uns wirklich, indem er uns über die Anfechtungen des Gemeinen erhob und für das Edel-Schöne, das *καλοκαγαθόν* begeisterte.

Auf eigenthümlich wirksame Weise fing er das in der Secunda an. Er bedauerte, daß unser Lehrplan keine Stelle habe für deutsche Literatur, und um uns diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, verwendete er eine Xenophonstunde nach raschem Uebersetzen des griechischen Pensums größerentheils dazu, uns deutsche Gedichte auswendig vortragen zu lassen und sie uns dann zu erklären. Eine reiche Auswahl war uns freigegeben, nicht nur Schiller'sche und Goethe'sche Balladen, sondern auch Ebenbürtiges aus Uhland, Chamisso, Platen, — mit letzterem war Schwenck persönlich befreundet gewesen und rückte ihn mit Vorliebe ins Licht. Indem wir dann Idee, Anlage und Schönheiten solcher klassischen Gedichte geistvoll auseinandergesetzt bekamen, wurde das oberflächlich Gekannte uns erst wahrhaft lebendig und bildend. War diese Erklärung gegeben, dann durfte jeder auch über anderes, was er gelesen hatte oder lesen wollte, um Auskunft bitten, und erhielt sie, wenn es sich irgend verlohnte, in eingehender und anregender Weise. So wurde ein lebendiger Zusammenhang gewoben zwischen dem, was uns in der Schule in Anspruch nahm und dem, was wir daheim

aus Liebhaberei trieben; das einseitig stoffliche Interesse, welches unsre Leselust beherrschte, vertiefte und vergeistigte sich zu einem wissenschaftlich-künstlerischen, und zugleich kamen die Verbindungsfäden unsrer modernen Dichtung mit dem klassischen Alterthum uns zum Bewußtsein. Indem aber der Lehrer die freie Gunst dieses deutschen Literaturunterrichts, welchen alle besseren Elemente der Klasse ihm dankten, abhängig machte von dem Fleiß und Wohlverhalten der Klasse in seinen übrigen Unterrichtsstunden, erreichte er, daß schon um deßwillen für niemanden lieber und fleißiger gearbeitet wurde als für ihn.

Neben Schwenck habe ich noch zwei andere Lehrer der beiden Oberklassen, welche uns bereits in der Tertia nahegetreten waren, als treue und um mich verdiente Männer zu nennen, unseren Geschichtslehrer Professor Roeder, und unseren Mathematiker und deutschen Styllehrer Professor Herling. In dem wiederum vierstündigen Geschichtsunterricht kamen wir nun, nachdem in der Tertia die uns auch sonst so vielfach berührende alte Geschichte erledigt war, an das fremdartigere Mittelalter, und da war es nun ein guter Griff des sorgsamen Lehrers, unser trockenes Handbuch und seine eigene Erläuterung desselben mitunter zu ergänzen durch das Vorlesen einer poetischen Bearbeitung großer Vorgänge oder ihrer Darstellung in klassischen Geschichtswerken, wie z. B. Raumers Hohenstaufen oder Joh. v. Müllers Schweizergeschichte. Wir empfanden den romantischen Reiz des Mittelalters, und namentlich die Hohenstaufen wurden unsre patriotischen Lieblinge. — Dem Mathematiker Herling vermochte ich zwar in das Wirrsal der stereometrischen Figuren nicht so gut zu folgen wie in die schlichten Verhältnisse der Planimetrie: um so mehr bin ich ihm als meinem Stylbildner verpflichtet. Der gute alte Herr, von unleugbarer Komik des Auftretens und darum von den Schülern vielfach zum Besten gehalten, war doch ein ebenso eifriger wie einsichtiger Lehrer und von den besten Gesinnungen erfüllt. Von Haus aus

Theologe und daher auch mit dem Unterricht im Hebräischen betraut, in dessen Anfangsgründe er mich nachmals einführte, hatte er die deutsche Grammatik zu seinem Hauptfach und zum Gegenstand gediegener Schriftwerke gemacht. War sein Lehrbuch der deutschen Syntax, welches er mit uns durchnahm, für uns auch „grau wie alle Theorie", so enthielt es doch nicht nur prächtige Stylproben, namentlich aus Klopstock, an denen man sich nebenher erholen konnte, sondern es machte in der That auf die Gesetze des Styls und auf die gangbaren Uebertretungen derselben in einer Weise aufmerksam, die mir zeitlebens Früchte getragen hat. Verpfuscher unsrer edlen deutschen Sprache, wie sie sich heutzutage als Schriftsteller breit machen, Leute, welche für Conditionalsätze keinen Conjunctiv mehr zu bilden oder ein umlautendes Zeitwort wie „Ich lade, du lädst" nicht mehr zu conjugiren verstehen, wären aus seiner Schule nicht hervorgegangen. Die praktische Anwendung und Einübung seiner Styllehre erfolgte mittelst der Kritik des deutschen Aufsatzes, welchen wir allwöchentlich, und bei der vernünftigen Stellung der Themata auch gern, für ihn schrieben. War derselbe in Gedankengehalt, logischer Entwicklung und sprachlicher Form nach des Lehrers Wünschen, so wurde das durch die dreifache bezügliche Note 1. 1. 1. ausgedrückt, die ich nicht selten davon trug. Dagegen war 3. 3. 3. die niederste gangbare Censur. Aber welche Erheiterung der Klasse, als der Sohn des Rectors, ein armer beschränkter Junge, für sein unbeschreibliches Erstlingsmachwerk die apokalyptische Zahl 6. 6. 6. erhielt!

Mein so in der Secunda wiedergefundenes Schülerglück vollendete sich in der Prima in einer Weise, die mir noch heute in mancher Hinsicht ideal erscheint. Wir waren unser aufs Höchste vierzehn, im letzten Semester sogar nur neun; davon waren einige für Höheres überhaupt nicht zu haben, einer und der andere ein bereits erkennbares Kind des Verderbens. Solche überließ Professor Schwenck, nachdem er ihnen gründlich seine

Meinung gesagt, ihrem Schicksal, und trat dafür mit uns Uebrigen in ein desto näheres und persönlicheres Verhältniß. Wir trieben manches nicht, was man auf auswärtigen Gymnasien trieb, aber ich glaube, wir waren im Ganzen im Vortheil. Wir trieben keine lateinischen Sprachübungen, schrieben auch keine lateinischen „Aufsätze", in denen ein beliebiger möglichst trivialer Gedankengang in vorräthige ciceronianische Phrasen eingewickelt worden wäre; aber wir lernten dafür lateinisch denken und schreiben. Alle Woche wurde uns eine gehaltvolle Darstellung in gutem Deutsch dictirt, und sie hatten wir in gutes Latein zu übertragen. Das war ein wahrhaftes „Exercitium", eine Geistesübung: wie oft haben wir unter einander berathen, wie man diesen und jenen Ausdruck, diese und jene characteristisch-deutsche Wendung dem Geiste der lateinischen Sprache gemäß wiedergeben könne. Fehler gegen die Grammatik gehörten dabei nur noch zu den seltenen lapsus styli; der Primus der Klasse hatte im ganzen letzten Semester deren acht, ich ihrer neun. So that das Lateinlernen seine beste und bleibendste Wirkung, das bildende Sicheinleben in die Feinheiten eines fremden Sprachgeistes von vorbildlicher Ausprägung, und infolgedessen konnte man, wenn auch nicht fließend, auch Latein sprechen, wenn es sein mußte. Griechische Exercitien schrieben wir nach Erledigung des grammatikalischen Unterrichts überhaupt nicht mehr; aber die Sicherheit in den Formen und Regeln war beim Lesen der Schriftsteller Gegenstand steter Erprobung und galt als Ehrensache. Aufs Uebersetzen mußte man so oder so präparirt sein; nur schlechtere Schüler gebrauchten sogenannte Eselsbrücken, aber es half sie nicht viel. Auf die Uebersetzung baute die Erörterung sich auf, die sprachliche und die sachliche. Wie unser Professor uns in der Secunda die Oden des Horaz analysirt hatte, so erläuterte er uns jetzt die Tragödien des Sophokles. Hatten wir übersetzt, dann übersetzte er wohl noch einmal, um in gewähltem Deutsch uns die poetischen Schönheiten fühlbar zu machen.

Zuletzt wurde die Idee des Dramas, die Characterzeichnung, die Peripetie dargelegt und die heidnisch-fromme Lebensanschauung des Dichters zum Bewußtsein gebracht. Und in wie weitem Umfang sind wir doch mit der klassischen Literatur beider Sprachen bekannt geworden! Wir haben den ganzen Cäsar, auch den Sallust und nicht wenige Bücher des Livius — zuletzt cursorisch — gelesen; von Cicero die verrinischen, catilinarischen und philippischen Reden, sowie die bedeutendsten philosophischen Schriften, welche uns nebenbei auch etwas in die Geschichte der antiken Philosophie einführten. Secunda hatte die horazischen Oden, Prima die Satiren und Episteln uns bekannt gemacht, dazu einige vergilische Eklogen und zwei Bücher der Aeneis; um uns einen vollständigen Ueberblick zu geben, nahm Schwenck noch eine Komödie des Terenz und einige Stücke des Juvenal hinzu. Von den Griechen hatte, abgesehen von der prosaischen und poetischen Anthologie, die wir in Tertia gelesen, Xenophon den Anfang gemacht, die Anabasis und die Cyropädie; in der Prima hatte der Rector mit uns seinen Lieblingsschriftsteller, den Demosthenes, aber auch den Phädon des Plato getrieben. Die Odyssee und die Ilias kannten wir vollständig im Grundtext, dazu einige homerische Hymnen und vier Tragödien des Sophokles. Mit alledem war uns eine gute, wenn auch etwas idealisirende Kenntniß des Alterthums erwachsen; dazu hatten wir auch die neuere Geschichte bis zum Jahre 1815 (— weiter durfte sie im damaligen Deutschland nicht gelehrt werden —), ebenso gründlich wie die alte und mittlere durchwandert. Nur das Verhängniß des Religionsunterrichts war bis zuletzt sich gleichgeblieben. Der hiefür combinirten Secunda und Prima ertheilte ihn der Rector im Sinne seiner Orthodoxie. Er las mit uns Apostelgeschichte und Korintherbriefe im Grundtext, — mit solchem Erfolge, daß ich nichts davon behalten habe, als daß er uns in verzweifelten Erklärungen immer wieder das „Zungenreden“ deutlich machen wollte, ohne daß es jemand

verstand, und daß er am Schlusse eines Semesters drei Bänke durchfragte, ihm aus den durchgenommenen Korintherbriefen irgendetwas zu sagen, und nichts zur Antwort bekam. —

Ich galt als Primaner, ohne mich irgend anzustrengen, für einen so guten Schüler, daß wenn einmal in der Sexta oder Quinta ein Lehrer fehlte, ich dorthin geschickt ward, um denselben zu vertreten, und mit großem Vergnügen hörte ich einmal in einer Badezelle der Schwimmbahn nebenan befindliche Sextaner mich als ihren freundlichen Hülfslehrer rühmen. Auch wurde ich schon von der Secunda an und noch mehr als Primaner zu Privatstunden an junge Schüler, welche der Vorbereitung oder Nachhülfe bedurften, aufgefordert, und hatte so Gelegenheit, mich im Unterrichten zu üben und zugleich mir ein Taschengeld zu erwerben, wie es mir mein Vater zu gewähren nicht in der Lage gewesen wäre. Ich bestritt davon nicht nur die bescheidenen Unkosten unsrer Schülerspaziergänge, sondern konnte zugleich den Trieb, eine kleine Bibliothek zu besitzen, damit befriedigen. Denn an die Stelle des Stein- und Pflanzensammelns war jetzt die Leidenschaft des Büchersammelns getreten; man durchkroch die Lagerräume gutmüthiger Antiquare, um etwas zugleich Merkwürdiges und Billiges aufzutreiben, vor allem antike oder moderne Klassiker, wenn auch jene nur in Tauchnitzschen Stereotypausgaben, diese in Auswahlbändchen der Hildburghauser Miniatur- und Cabinetsbibliothek. Allmählich kam man weiter; meine guten Schwestern schenkten mir ein schönes polirtes Büchergestell mit selbstgestickten Tragbändern, das ich bis heut in Ehren halte, und das konnte ich schon mit schön gebundenen Schriftwerken füllen; dann kam die neue Cotta'sche Schillerausgabe in zwölf Bänden, die Goetheausgabe in vierzig, und zum englischen Shakespeare, den mir mein Vater geschenkt hatte, eine neuerscheinende deutsche Uebersetzung hinzu.

So hätte nichts an meinem dermaligen Glücke gefehlt, wenn ich meinen alten Freund noch zum Austausch und Mitgenuß

gehabt hätte. Ich trauerte unserem Verkehr noch immer nach, und diese Nachtrauer war mein nächstes Motiv, wenn ich einmal versuchte, die antiken Elegieen, die ich las, ein wenig nachzubilden:

— „Wenn ich in müßigen Stunden vergessene Blätter entfalte,
Die mir ein fröhliches Herz einstens mit Liedern gefüllt,
Und ich fliege sie durch, mich still der Erinnerung freuend,
Wiederempfindend, was ich damals so lebhaft empfand;
Wenn ich der Tage gedenke, da wir in inniger Freundschaft
Hand in Hand hinan klimmten den Pindischen Pfad,
Ach, dann quillt mir im Herzen die Wehmuth; Seufzer der Sehnsucht
Ueber das einstige Glück steigen aus traurender Brust.
Denn mit dir entfloh der heitere, freudige Muth mir,
Welcher das glückliche Kind glückliche Lieder gelehrt ....“

In solcher Stimmung versuchte ich schließlich das Briefschreiben noch einmal und direct, und erhielt sofort lebhafte, eingehende Antwort, zugleich die Erklärung der früheren Hindernisse unseres Briefwechsels. Seitdem tauschten wir wenigstens von Zeit zu Zeit unsre Erlebnisse und Stimmungen aus, die sich freilich beiderseits ins Ernstere verändert hatten. Aber als Sechzehnjähriger bedarf man mehr, als blos einen fernen Freund, an den man alle paar Monate schreibt; man bedarf eines gegenwärtigen, mit dem man Tag für Tag alles theilen kann, und da dies Bedürfniß nicht blos auf meiner Seite vorhanden war, sondern auch auf andrer, so wurde es auch befriedigt. Wir übriggebliebenen Genossen des alten Kränzchens hatten wieder mit einander gesellig angeknüpft; während aber das Verhältniß zu Heinrich Frey ein blos kameradschaftliches blieb, wuchsen wir beiden, Karl Fabricius und ich, in eine jener verfrühten Jugendfreundschaften hinein, die ebenso reizend als flüchtig sind. Es war ein im Grunde seltsamer Bund, rein auf persönlicher Anziehung und unaufgeschlossenem Liebesbedürfniß beruhend, ohne Gemeinsamkeit der tieferliegenden Lebensrichtung. Denn mein Freund hatte ganz andere Lebensideale als ich; er freute sich als künftiger Jurist einem flotten Studentenleben entgegen, und einer religiösen Weltanschauung, wie sie bei mir zwar etwas

zurückgedrängt, aber unversehrt im Hintergrunde lag, stand er ganz fremd und ablehnend gegenüber. Merkwürdig und für mich vorbedeutend, wie damals meine beiden Freunde sich auf polarisch entgegengesetzten Standpunkten befanden, während ich zwischen ihnen die Mitte hielt! Denn mein ferner Freund in Lausanne war zur Zeit von den streng-religiösen Einflüssen, in die er verpflanzt war, einseitig bewältigt, so sehr, daß er selbst an der sittlichen Berechtigung von Kunst und Poesie zweifelte und uns zu einer Auffassung des irdischen Daseins im Lichte der Ewigkeit mahnte. Das aber war dem anderen ganz zuwider, und er wollte von einem Freunde nichts mehr wissen, welcher „das Leben zur fortgesetzten Confirmandenstunde mache". Ich konnte weder dem einen noch dem 'andern beistimmen, und hielt sie beide fest. Ich hatte damals, als Primaner, begonnen, ein Tagebuch zu führen, was ich auch bis gegen Ende meiner Studienzeit fortgesetzt habe; in dieses schrieb ich aus Anlaß jenes Gegensatzes die altkluge Bemerkung: „der Mensch ist nicht sowohl dazu geboren, Gott zu verherrlichen, denn wie wäre das dem Geschöpf gegenüber dem Schöpfer möglich; sondern durch Ausbildung des göttlichen Funkens in ihm der Gottheit als dem Urbilde der Vollkommenheit immer näher zu kommen, indem gerade in dieser Ausbildung des Geistes zuletzt die Seligkeit bestehen muß." — Aber von solchen Betrachtungen war in der neuen Freundschaft, wie gesagt, die Rede nicht. Dieselbe war, wenigstens von meines Freundes Seite, ein leidenschaftliches und zärtliches Verhältniß, das ich ruhiger erwiederte; daher auch von zeitweiligen Mißverständnissen, von einer Art Eifersucht des öfteren gestört, dann in zärtlichen Erklärungen, schwärmerischen Stunden wieder neubesiegelt.

— „Es wölbten sich die Zweige duftig
Wie aufgelöstes Lockenhaar;
Hoch oben Vogelnester luftig,
Unten ein selig Freundespaar...."

Nicht als hätten wir uns unsrer Schulkameradschaft darum entzogen, aber wir kehrten aus ihr, die freilich auch ganz ungenießbare, ja unsaubere Elemente enthielt, immer wieder in einen vertraulichen Verkehr zurück, der tagtäglich, mündlich und schriftlich, auf gemeinsamen Spaziergängen oder in Versbriefchen, deutschen und lateinischen, unterhalten ward.

War's dennoch ein Zeugniß unsrer Grundverschiedenheit, vermöge deren wir auf die Dauer einander nicht genügen konnten, daß unsre Augen sich gleichzeitig auf einen Dritten richteten, den wir gleicherweise zum Freunde zu haben begehrten? Unsere Prima hatte damals, zum Ersatz für ihre turnerische Selbstherrlichkeit, die sie inzwischen an einen städtischen Turnplatz verloren hatte, vierzehntägige Ausflüge der oberen Klassen in den Wald eingerichtet. Dort ward getummelt und gespielt, dann in irgend eine nahe ländliche Kneipe gezogen und, wie das die Art älterer Gymnasiasten ist, in Vorausnahme des studentischen Comments gekneipt und gesungen. Bei diesen Gelegenheiten, bei denen sich harmlose Jugendlust und frühzeitige Entartung nebeneinander kundgaben, zog uns ein Mitschüler an, der ein gutes Jahr jünger als wir und noch der Secunda angehörig, uns gleichwohl mit hellenischer Ruhe an sich herankommen ließ, ein Bild jugendlicher Unschuld, Anmuth und Begabung. Mein Freund schwärmte geradezu für den schönen vielversprechenden Knaben, der nachmals auch im Leben Wort hielt und zuerst in unserer Vaterstadt, später am Hofe des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin ein hochgeschätzter Arzt geworden ist. Bald war die gewünschte nähere Befreundung erreicht, und wir fanden freundliche Aufnahme in einem glücklichen und glücklich machenden Hause. Karl Mettenheimer — so hieß der neue Freund — war der Erstgeborne einer zum wohlhabenden Mittelstand gehörenden Kaufmannsfamilie; fünf Brüder, lauter schöne, blühende Knaben, offen und zutraulich, die später zum Theil meine Schüler wurden, standen ihm zur Seite; die liebenswürdige

lebensfrohe Mutter, eine besonders auch musikalisch begabte Frau, sah unsre Befreundung mit ihrem hoffnungsvollen Aeltesten gern, und ist insonderheit mir eine mütterliche Freundin geworden. Aber diese Anknüpfungen fanden erst gegen Ende meiner Gymnasialjahre statt; die Entwicklung der neuen Freundschaft sollte erst in meine Studentenzeit fallen.

Daneben nahm mich in dieser meiner letzten Schülerzeit die eigene Familie in Freud und Leid wieder stärker in Anspruch als vordem. Unser häusliches Leben hatte sich allgemach glücklicher und fröhlicher entwickelt. Meinen beiden Brüdern Franz und Emil war noch eine dritte Schwester Johanna nachgefolgt, die einzige, die meine alten Tage miterleben sollte; endlich war noch im Jahre 1838 ein Spätling nachgekommen, ein kleiner „Heinrich", und hatte ein neues Element der Lebensfreude in unser Haus gebracht. Die äußeren Verhältnisse des Vaters hatten sich auskömmlich und behaglich gestaltet und der Mutter gingen die beiden nun erwachsenen Schwestern fleißig an die Hand. Mit unsrer Henriette, welche nach ihrer Confirmation wohlunterwiesen und -erzogen ins elterliche Haus zurückgekehrt war, wetteiferte unsre gute Auguste in anspruchsloser Hingebung für die Ihrigen; die beiden, rastlos fleißig wie sie waren, fanden neben der Hausarbeit noch Zeit genug, mit Stickereien ein Taschengeld zu erwerben, welches nicht nur für ihre eignen bescheidenen Bedürfnisse hinreichte, sondern auch zu liebevollem Beschenken der Ihrigen die Mittel gewährte. Wie schön waren in diesen Zeiten unsre Weihnachtsabende; sieben blühende Kinder fröhlich um den geschmückten Lichterbaum her, und die Eltern wie die erwachsenen Schwestern ihre beste Freude darin findend, uns Heranwachsende zu erfreuen. Da zog im Sommer 1840 ein dunkles Wetter über unserem Hause auf. Auguste, die stille, freundliche, selbstlose Arbeiterin, erkrankte am Nervenfieber; die Krankheit trat sogleich sehr heftig auf; wenige Tage, und die Hoffnung des Genesens mußte aufgegeben werden. Die Kranke

lag beständig in Fieberträumen; nur einmal, am vorletzten Tage, zerriß der Schleier vor ihrem Bewußtsein, um uns einen unvergeßlichen Einblick in ihr Innenleben zu gewähren. Sie richtete zuerst rührende Abschiedsmahnungen zu wechselseitiger Liebe und Friedfertigkeit an die Ihrigen; dann betete sie laut „Herr, wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde", gedachte auch noch jener Unterrichtsstunden bei Pilet, wo sie den rechten Trost gelernt habe. Am folgenden Morgen rief mich mein Bruder Franz mit thränenvollen Augen aus dem Gymnasium nach Hause; sie lag im Sterben. Wir weinten und trauerten alle bitterlich in dem nun erst recht auflebenden Bewußtsein dessen, was wir an ihr gehabt; vor allem ging der Mutter der Tod ihres treuen Kindes, ihrer besten Freundin, durchs Herz. Und der Leidenskelch unserer Familie sollte mit diesem ersten Schmerzenserlebniß noch lange nicht geleert sein.

Zunächst trat eine wehmüthige Ruhepause ein, und die bedeutsamen Tage, welche mir bevorstanden, drängten die frische Trauer einigermaßen zurück. Mit dem 28ten August 1840 nahte der Tag meiner Entlassung zur Universität. Von einem Abiturientenexamen war in Frankfurt keine Rede; die Lehrer erklärten, auch ohne Examen beurtheilen zu können, wem ein Zeugniß der Reife gebühre, und so blieb unserem Schlußsemester das gehetzte, knechtische Repetiren erspart, das so manchem angehenden Studenten die Universität als den ersehnten Ausruheplatz vom Lernen erscheinen läßt, anstatt als die erwünschte Stätte höherer Fortsetzung desselben. Ich war in der Exercitienliste nur der Zweite, aber man behandelte mich mit Rücksicht auf die Gesammtleistung als den Ersten. Ich bekam den Auftrag, im Kaisersaal die lateinische Abschiedsrede zu halten, zu der ich das Thema wählte: Wieviel die griechische Tragödie zur Versittlichung der Zuschauer beigetragen habe. Mit einem dritten mir gleichstehenden Abiturienten loste ich um den ersten Preis: das Glück war mir günstig, und es war eine ganze Sammlung prächtiger griechischen und

lateinischen Klassiker, welche ich dankend auf den Tisch der Behörde niederzulegen hatte. Verschiedene Stipendien, welche mir aus den mancherlei frankfurter Stiftungen bereits bewilligt waren oder weiterhin noch bewilligt wurden, nahmen meinem Vater die Sorge für meinen Unterhalt auf der Universität wenigstens zur guten Hälfte ab.

Seit Jahren hatte es für selbstverständlich gegolten, daß ich Theologie studieren werde. So war es meines Vaters Lieblingswunsch, gegen den ich nie etwas einzuwenden gefunden hatte. Daß man als Theologe in den engen und steifen frankfurter kirchlichen Verhältnissen nur die kümmerlichsten Aussichten hatte, störte unseren Idealismus und unser Gottvertrauen auch jetzt nicht; Brodstudiumsgedanken lagen gänzlich fern. Gleichwohl war mein Entschluß mir damals einigermaßen ins Schwanken gerathen: die Anziehungen der klassischen Studien waren in der Secunda und Prima so stark geworden, und dagegen war das, was ich in den gleichzeitigen Religionsstunden von Theologie gekostet hatte, so wenig genießbar, daß bei meiner überhaupt vorhandenen ästhetischen Richtung die Wagschaale der Philologie zur Zeit überwog. Ich beschloß mit Zustimmung meines Vaters, mich für Theologie und Philologie zugleich anzumelden und es dem weiteren Eindruck beider Fächer zu überlassen, welches von beiden mich schließlich behalten sollte. Als ich mich von meinem verehrten Professor Schwenck verabschiedete und ihm auf sein Befragen diese Geständnisse machte, äußerte er, es werde schwer sein, Theologie und Philologie so nebeneinander zu studieren, daß nicht eins von beiden den Vorzug bekomme. Dann fragte er, ob ich auch einen festen Glauben und eine entschiedene Neigung zur Theologie hätte; es sei das bei der gegenwärtigen Zerklüftung der Theologie eine unerläßliche Frage. Ich meinerseits fragte ihn, ob er das Collegium logicum für nothwendig halte und was er überhaupt über das Studium der Philosophie denke. Er antwortete, das Collegium logicum

sei seines Erachtens eine pure Lächerlichkeit, und das Philosophiren überhaupt wie das Spiel eines Mädchens mit der Puppe; die sämmtlichen Systeme von Kant bis Hegel hätten nichts herausgebracht. Es sei ja interessant zu wissen, was andere große Geister gedacht; aber jeder Mensch müsse sein eigener Philosoph sein, da werde er schon finden, wo das Leben seine Haken habe. Schließlich wurde er herzlich und sagte: „Sie stehen jetzt vor der schönsten Zeit Ihres Lebens; Sie haben drei Jahre zu verleben, in denen einem der Himmel noch voller Geigen hängt. Diese Jahre, ohne Verliederlichung durch Saufen u. s. w. hingebracht, sind die schönste Lebenszeit. Sind Sie einmal Pfarrer und sollen den Leuten einen Weg der Tugend zeigen, den niemand gehen mag, oder sind Sie erst Lehrer, und sollen eine Jugend unterrichten, die mit aller Gewalt nicht unterrichtet sein will, so haben Sie keine so schönen Tage mehr." Halb glaubte ich dem geistvollen, hypochondrischen Manne, halb glaubte ich ihm nicht. — Als erste Musenstadt hatte mein Vater mir Bonn ausersehen. Heidelberg, Gießen, Jena waren als rationalistisch verrufen, dagegen leuchtete über Bonn der Name Karl Immanuel Nitzsch's als ein Stern gläubiger Wissenschaft. Auch Schwenck billigte meine Wahl; in Bonn lehrte sein Freund Fr. Gottfried Welcker, an den er mich empfahl.

Das Semester begann erst Ende Oktober, und die langen Ferien würden über freiwilliger Arbeit und frohem Freundesverkehr ungetrübt verflossen sein, wenn nicht zu der noch währenden Trauer uns neue Sorge überschlichen hätte. Im Laufe des Oktober zeigten sich bei meinen beiden Brüdern die Anzeichen derselben Krankheit, welche unsre Schwester weggerafft hatte; der Krankheitsherd muß in unsrer derzeitigen Wohnung gelegen haben. Der vierzehnjährige Franz, der soeben in ein Banquierhaus als Lehrling eingetreten war, erkrankte in geringerem Grade, so daß sein Zustand keine dringenden Besorg-

nisse einflößte; der zwölfjährige Emil dagegen, ein lieber, sanfter, sinniger Knabe, der uns mit seinem liebenswürdigen Wesen und seiner musikalischen Begabung besonders ans Herz gewachsen war, lag so schwer danieder, daß ein zweiter Arzt zugezogen ward. Wiederholt schien die Krankheit gebrochen, und nahm dann doch einen neuen und stärkeren Anlauf. Es ward mir schwer, unter solchen Umständen zu gehen, und den Eltern noch schwerer, mich ziehen zu lassen; dagegen drangen die Aerzte darauf, damit nicht auch ich ergriffen würde, und in der That bin ich unter sieben Geschwistern der einzig Verschonte geblieben. Ich reiste mit meinem alten Schulgenossen Heinrich Frey, der seit einem Semester in Bonn Medicin studierte und mir in der Fremde die ersten Wege weisen sollte. Mein Vater begleitete mich bis nach Mainz, wo damals die Eisenbahn endete und am nächsten Morgen das Dampfboot zu nehmen war. Es war in der Abenddämmerung; hinter dem Zollhäuschen der Schiffbrücke küßte er mich und befahl mich Gott, um mit sorgenvollem Gemüth zu seinen kranken Kindern zurückzukehren. Ich aber ging, ein schüchterner Siebzehnjähriger, beklommenen Herzens in die Nacht hinein, meiner Zukunft entgegen.

---

sei seines Erachtens eine pure Lächerlichkeit, und das Philosophiren überhaupt wie das Spiel eines Mädchens mit der Puppe; die sämmtlichen Systeme von Kant bis Hegel hätten nichts herausgebracht. Es sei ja interessant zu wissen, was andere große Geister gedacht; aber jeder Mensch müsse sein eigener Philosoph sein, da werde er schon finden, wo das Leben seine Haken habe. Schließlich wurde er herzlich und sagte: „Sie stehen jetzt vor der schönsten Zeit Ihres Lebens; Sie haben drei Jahre zu verleben, in denen einem der Himmel noch voller Geigen hängt. Diese Jahre, ohne Verliederlichung durch Saufen u. s. w. hingebracht, sind die schönste Lebenszeit. Sind Sie einmal Pfarrer und sollen den Leuten einen Weg der Tugend zeigen, den niemand gehen mag, oder sind Sie erst Lehrer, und sollen eine Jugend unterrichten, die mit aller Gewalt nicht unterrichtet sein will, so haben Sie keine so schönen Tage mehr.“ Halb glaubte ich dem geistvollen, hypochondrischen Manne, halb glaubte ich ihm nicht. — Als erste Musenstadt hatte mein Vater mir Bonn ausersehen. Heidelberg, Gießen, Jena waren als rationalistisch verrufen, dagegen leuchtete über Bonn der Name Karl Immanuel Nitzsch's als ein Stern gläubiger Wissenschaft. Auch Schwenck billigte meine Wahl; in Bonn lehrte sein Freund Fr. Gottfried Welcker, an den er mich empfahl.

Das Semester begann erst Ende Oktober, und die langen Ferien würden über freiwilliger Arbeit und frohem Freundesverkehr ungetrübt verflossen sein, wenn nicht zu der noch währenden Trauer uns neue Sorge überschlichen hätte. Im Laufe des Oktober zeigten sich bei meinen beiden Brüdern die Anzeichen derselben Krankheit, welche unsre Schwester weggerafft hatte; der Krankheitsherd muß in unsrer derzeitigen Wohnung gelegen haben. Der vierzehnjährige Franz, der soeben in ein Banquierhaus als Lehrling eingetreten war, erkrankte in geringerem Grade, so daß sein Zustand keine dringenden Besorg-

nisse einflößte; der zwölfjährige Emil dagegen, ein lieber, sanfter, sinniger Knabe, der uns mit seinem liebenswürdigen Wesen und seiner musikalischen Begabung besonders ans Herz gewachsen war, lag so schwer danieder, daß ein zweiter Arzt zugezogen ward. Wiederholt schien die Krankheit gebrochen, und nahm dann doch einen neuen und stärkeren Anlauf. Es ward mir schwer, unter solchen Umständen zu gehen, und den Eltern noch schwerer, mich ziehen zu lassen; dagegen drangen die Aerzte darauf, damit nicht auch ich ergriffen würde, und in der That bin ich unter sieben Geschwistern der einzig Verschonte geblieben. Ich reiste mit meinem alten Schulgenossen Heinrich Frey, der seit einem Semester in Bonn Medicin studierte und mir in der Fremde die ersten Wege weisen sollte. Mein Vater begleitete mich bis nach Mainz, wo damals die Eisenbahn endete und am nächsten Morgen das Dampfboot zu nehmen war. Es war in der Abenddämmerung; hinter dem Zollhäuschen der Schiffbrücke küßte er mich und befahl mich Gott, um mit sorgenvollem Gemüth zu seinen kranken Kindern zurückzukehren. Ich aber ging, ein schüchterner Siebzehnjähriger, beklommenen Herzens in die Nacht hinein, meiner Zukunft entgegen.

Sechstes Kapitel.

Zwei Bonner Studentenjahre.

Das erst durch die preußische Universitätsstiftung aus halb bäurischen Zuständen emporgehobene Bonn war damals im Ganzen noch ein recht unansehnlicher, kleinbürgerlicher Ort; die schönen Außentheile, namentlich die vor dem Coblenzer Thore gelegene Villenstadt, waren erst in schwachen Anfängen vorhanden. Doch war der große französisch-regelmäßige Hofgarten vor dem alten Kurfürstenschloß und die nach Poppelsdorf, dem Kreuzberg und dem Venusberg führende Allee anmuthend, und noch schöner der „alte Zoll", die hochgelegene alte Bastion, von der man auf den mächtig einherflutenden Rhein mit seinem jenseitigen Hügellande hinunterschaut und stromaufwärts die blauen sieben Berge vor Augen hat. Ich hatte bald bei guten Leuten, die in der Sternstraße ein Lädchen hatten, eine bescheidene Stube gefunden und betrat mit Andacht das Hallenviereck der Universität, d. h. des geräumigen, aber etwas niedrigen und vernachlässigten Kurfürstenschlosses. Die Immatrikulation, zu der ich mich meldete, wurde erst auf Grund eines vier Folioseiten umfassenden Reverses gewährt, welcher die uns schon in Frankfurt vorgehaltenen Bundestagsgesetze gegen verbotene Verbindungen sammt specifisch-preußischen Zusatzbestimmungen umfaßte; hatte man diese Drohungen unterschrieben, dann hieß man auf der Matrikel vir praenobilissimus. Der Act war mir um der Person des Rectors willen eindrucksvoll. Ernst Moriz Arndt, der Herold der

Freiheitskriege, war nach zwanzigjähriger sinnloser Suspendirung soeben siebzigjährig in seine Rechte und Ehren wiedereingesetzt und sofort zum Rector erwählt worden. Es war eine Lust, dem jugendlichen Greise mit den blühenden Wangen unter schneeweißem Haar in das freundliche leuchtende Auge zu sehen und seinen kräftigen Handschlag zu empfangen.

Die Universität, das geisteskräftige Pfropfreis, welches Preußen dem unter Pfaffenherrschaft und Franzosenzeit verkommenen Rheinland eingepflanzt hatte, gehörte zu den angesehensten deutschen Hochschulen. Zwar ihr berühmtester Name, August Wilhelm v. Schlegel, war nur noch ein mürbes eitles Schattenbild, so interessant er auch noch über Literaturgeschichte plaudern konnte. Aber in der theologischen Facultät lehrte Karl Immanuel Nitzsch, nach Schleiermachers Tode der erste deutsch-evangelische Gottesgelehrte, und übte durch seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit und seine tiefsinnige Vermittelungstheologie eine bis nach Holstein und in die Schweiz reichende Anziehungskraft. Leider konnte ich als Anfänger, wie er selbst dem schüchternen Besucher sagte, von seinen Vorlesungen vorerst keinen Gebrauch machen, nur hin und wieder hörte ich eine geistvolle, schriftaufschließende Predigt von ihm. Neben ihm vertrat Friedrich Bleek die biblischen Fächer, der gelehrte, besonnene, gewissenhafte Kritiker der Schleiermacher'schen Schule. An ihn hatte ich mich zunächst zu halten und begann bei ihm Einleitung ins Neue Testament und Philipperbrief zu hören; aber die erstere Vorlesung beunruhigte mich durch ihre wenn auch noch so maßvolle Kritik, die mir ganz neu war, und die zweite machte mir keinen Eindruck, weil der Bleek'schen Exegese der historische und biblisch-theologische Hintergrund fehlte, ohne welchen die biblische Auslegung eine rein philologische Operation bleibt. So blieb ich, was theologische Anregung anging, auf Karl Heinrich Sack angewiesen, bei dem ich theologische Encyclopädie und Pentateuch belegte. Seine würdevolle geistliche Erscheinung und Lehrweise

zog mich an, während er in der That das schwächste Glied der Facultät war. Schüler Schleiermachers, aber in ängstlich conservativer Verengung, versuchte er sich in allen theologischen Fächern und erstarkte in keinem; sein Lehrerfolg war ein geringer, wie denn auch seine Pentateuch-Vorlesung nicht zu Stande kam. Gleichwohl fesselte mich seine theologische Encyclopädie, und das war der beste Beweis für meine theologische Bestimmung, die mir auf diese Weise zum Bewußtsein kam. Nicht als hätte ich mich nicht mit gleichem Eifer meiner geliebten Philologie hingegeben: ich hörte bei den beiden bonner Koryphäen und Antipoden derselben, Welcker und Ritschl, bei jenem Philologische Encyclopädie und Römische Literaturgeschichte, bei diesem die Adelphi des Terenz. An Ritschl bewunderte ich die Virtuosität seiner Textverbesserungen, aber das kannte ich vom Gymnasium her und blieb dabei, daß diese Art Philologie eine pure Vorarbeit zur Hauptsache mache. Dagegen den geistvoll-unbeholfenen Vortrag Welckers hörte ich „mit der gespanntesten Aufmerksamkeit", wie er mir hernach ins Testirbuch schrieb; noch erinnere ich mich des freundlichen Blickes, mit dem der wohlwollende Mann meinem an seinen Lippen hängenden Auge begegnete, wenn ich Tag um Tag ihm auf der vordersten Bank gegenübersaß. Endlich wollte ich den lieben alten Arndt in seinen Vorlesungen über die Germania des Tacitus und über die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte genießen. Sie waren inhaltlich nicht bedeutend; anziehend blieb nur der lebhafte jugendfrische Greis, zumal wo er Selbsterlebtes erzählte.

So hatte ich einen reichlichen Griff in den bonner Katalog gethan, hospitirte auch wohl noch bei einem und dem andern Professor. Ich fand sie anfangs alle geistreich und gelehrt, und auch als ich dies Urtheil nach und nach einschränken lernte, fuhr ich fort, einmal angenommene Vorlesungen durchzuhören und sauber nachzuschreiben. Mit Studenten suchte ich vorab keine Berührungen, abgesehen von meinen frankfurter Bekannten. Der alte

Arndt hatte uns schon bei seiner Immatrikulationsansprache gewarnt vor dem „Waffenführen wider einander“, das ein ganz anderes Ding sei als das einmal nöthig werdende Waffenführen fürs Vaterland, und als ich meine Vorlesungen bei ihm annahm, entließ er mich mit den Worten: „Gott gebe Ihnen hier viel Freude und keine Händel“. Händel waren in Bonn allerdings wohlfeil zu haben. An jedem späten Abend erfüllte sich der Marktplatz mit angetrunkenen Studenten, die mit einander Händel suchten und zu dem Ende auch den friedfertig Einhergehenden „anrempelten“; bis draußen in den Hofgarten hörte man das wüste Getümmel und Gejohle. Die Regierung hatte die burschenschaftlichen Verbindungen, welche dem Studentenleben doch eine ideale Richtung gegeben hatten, verboten; dagegen duldete sie die, welche in Raufen und Saufen die höchsten Ziele des Studentenlebens erblickten. Alle Farben des Regenbogens waren in bonner Korpsmützen vertreten; die vornehmste Landsmannschaft war die verrufenste, andere galten für sauberer. Aber schon die Vertauschung der academischen Freiheit mit der Unterwerfung unter ein engherziges und bizarres Verbindungsgesetz war mir schwer verständlich, und vollends haben Rohheit und Liederlichkeit als vermeintliche Vorrechte der geistigen Auslese deutscher Jugend mich von vornherein angewidert. So ging ich denn dem Farbenverbindungswesen, wie es dermalen in Bonn bestand, möglichst aus dem Wege; wie hätte ich auch als Duellant vor meinen Eltern und Gönnern in Frankfurt bestehen wollen? Weil man aber doch nicht wissen konnte, was einem begegnete, so hielt ich es für angezeigt, den Fechtboden zu belegen, und habe mich vier Monate lang redlich geplagt, den Schläger führen zu lernen. Ich habe es nicht weit gebracht: ein freundlicher älterer Student, der sich bemühte, mich „einzupauken“, sagte mir schließlich, mein Arm sei noch zu schwach, um wie es sein müsse aus dem Handgelenk heraus zu schlagen. Und als mir gegen Semesterende mein theuer bezahlter Fechtapparat auf dem Fechtboden selbst

Stock einher; auch meine jüngere Schwester war auf der Genesung. Die älteste, taubstumme schien es ebenfalls, aber die Krankheit hatte bei ihr eine innere Lähmung zurückgelassen; ich sollte sie zum letzten Male sehen. Sie siechte hin, und nach schweren, mit dem Heldenmuthe des Glaubens ertragenen Leiden folgte sie im Februar den Geschwistern nach.

Diese schwere Heimsuchung unsrer blühenden Familie, die von sieben Geschwistern nur drei übrig ließ, blieb nicht ohne dauernde Spuren in meinem Gemüth. Die frommen Gefühle der Kindheit, im späteren Schülerleben eingeschlummert, so daß ich mir nur einen historischen, keinen lebendigen Glauben zuschrieb, waren wieder aufgewacht, und meine ganze Gemüthsart weicher, innerlicher, verzagter geworden. Wäre nicht der Gedanke an Vater und Mutter gewesen, ich wäre gerne auch gestorben. Ich lebte fort in freudloser Pflichterfüllung, schrieb fleißig an Eltern und Freunde, las meine alten Klassiker weiter, und besuchte regelmäßig die Universitätskirche, in der eine Predigt von Nitzsch über das Wort „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein" mich sonderlich ansprach, so daß ich den Gedankengang in mein Tagebuch eintrug. Aber es ist in der Jugend wie im Frühling: ein furchtbares Wetter zerschmettert die Zweige, und in wenigen Wochen treiben sie wieder. Als der Vorfrühling den Bann von der Erde nahm, begann auch der Bann der Schwermuth von meiner Seele zu weichen. Ich hatte in den Anfangstagen des Semesters, ehe jene Trauerbotschaften kamen, noch eben einen Blick in die Herrlichkeit der Rheinlandschaft gethan und in Rolandseck jenes Lied mitempfunden, das damals den französischen Kriegsgebärden gegenüber von Mund zu Munde ging: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein": jetzt führte mich Karl Fresenius an einem sonnenhellen Tage nach Godesberg und ins Siebengebirg. Es war eine Gesellschaft liebenswürdiger älterer Studenten; sie bildeten ein Quartett und sangen in der Heisterbacher Ruine das „Wer hat dich, du schöner Wald,

Aufgebaut so hoch da droben?" Das Herz ging mir auf; es war der erste frohe Tag, den ich wieder genoß.

Die Frühlingsferien in Frankfurt vollendeten meine Genesung. Auch abgesehen vom Elternhause, — wie stark wurzelte mein Leben noch in den alten Verhältnissen! Ich war in ihnen glücklicher als bis jetzt auf der Universität. Gern besuchte ich meine alten Lehrer; einer von ihnen, Professor Röder, lud mich und meine Freunde zu einem schönen geselligen Abend ein. Beglückt kehrte ich zurück in den Kreis der alten Freunde und führte auch Fresenius in denselben ein, der trefflich zu ihnen paßte; daß Fabricius und Mettenheimer noch Schüler waren, und wir Studenten, kam gar nicht in Betracht. Wir trieben mit einander unsre alten Sprachen, spielten Schach zu vier, machten gemeinsame Spaziergänge und Wasserfahrten, und begegneten uns in unseren Gesprächen in der Freude an allem Edlen und Schönen. So breitete der gute Engel der reiferen Jugend, die Freundschaftsbegeisterung, seine Fittige über mein verarmtes Herz und machte es wieder reich und zukunftsfreudig. Insonderheit entwickelte sich in diesen Ferien meine Freundschaft mit dem liebenswürdigen Karl Mettenheimer, der sich mit der ganzen Offenheit eines aufblühenden hochgerichteten Herzens mir hingab. Die Stunden, welche ich mit ihm und in seinem Hause unter der sonnigen Freundlichkeit seiner Mutter verbrachte, mochten sie in Arbeit oder Spiel, im Genusse edler Musik oder im Austausch unsrer Gedanken hinfließen, waren Balsam für's Gemüth. Die Glückseligkeit erreichte ihren Gipfelpunkt, als er in den Pfingstferien mich in Bonn besuchte und mein Gast war, dann seine Mutter ihn abholte, und ich der beiden Führer und Begleiter in das schöne Siebengebirge sein durfte. — In diesen Zeiten des tiefsten Leides und dann der hellen Freude lebte auch mein poetischer Trieb wieder auf, um nun wahrhaft Erlebtes zum Ausdruck zu bringen. Ich hatte meinem Bruder Emil ein schwermüthiges Andenken gedichtet, welches meinem

Vater besonders tröstlich war; in den Ferien dichtete ich das „Krucifix auf der Mainbrücke“, dem ich in meinem „Blüthenstrauß vom Lebenswege“ die erste Stelle gegeben habe, und die ebendort folgenden Gedichte „Wasserfahrt“ und „Drachenfels“ sind Wiederklänge jener schönen Tage, in denen ich damals in Frankfurt und am Rhein meinen Freundschaftsbund mit Karl Mettenheimer feierte.*)

So begann mein zweites Semester unter anderen und glücklicheren Sternen als das erste. Ich hatte an Fresenius einen Umgang nach meinem Herzen, den die gemeinsame Liebe zu den frankfurter Freunden wesentlich verinnigt hatte, einen Freund, mit dem mich der Sinn für das Gute, Wahre und Schöne, insonderheit auch das pietätvolle Festhalten am christlichen Glauben verband. Unsre Geschmacksrichtungen gingen zwar einigermaßen auseinander; er nach seiner Eigenart war ein besonderer Liebhaber Jean Paul's, an dessen Formlosigkeit und launenhaftem, zum Theil gemachtem Humor ich keinen Geschmack finden konnte; ich dagegen las und lebte mich um diese Zeit immer tiefer in Goethe hinein. Allein das störte uns nicht, und bald sollte eine neue und überaus wirksame Gemeinschaft der Neigungen uns noch enger verbinden. Fresenius, obwohl nicht Theologe, sondern Mathematiker und Pädagoge, hatte sich mit Gottfried Kinkel angefreundet, dem sechsundzwanzigjährigen Privatdocenten der Theologie, der in Bonn neben der amtlich berufenen Facultät seine besonderen Zauberkreise zog. Er redete mir zu, mich mit diesem seinem Freunde als Zuhörer bekannt zu machen, es werde mich gewiß nicht gereuen. Ich folgte ihm und ging nach dem Poppelsdorfer Schloß hinaus, an dessen Ostfront Kinkel von der Universität eine Miethswohnung hatte; ein für mein weiteres academische Leben folgenreicher Gang. Noch gedenke ich des Moments, da ich schüchtern die Klingel gezogen und der hohe

*) Blüthenstrauß vom Lebenswege, Gesammelte Gedichte von W. B. S. 9, 15, 18.

jugendlich schöne Mann mit dem schwarzen Barett auf dem langen schwarzen Haar mir die Thür aufthat. In eindringender, herzgewinnender Unterhaltung wußte er dem Zaghaften die Lippen zu erschließen. Wir saßen an einem nach dem botanischen Garten gehenden offenen Fenster, zu dem der Glycinnen- und Magnolienduft heraufstieg, und hatten das Siebengebirg und die schöne weitere Berglinie bis zum Erpeler Ley vor Augen. Ich nahm bei Kinkel zwei Vorlesungen an, über Evangelium Johannis, und über „Geschichte des Heidenthums von Augustus bis Constantin", und wurde auf einen wöchentlichen freien Abend, der für die Zuhörer bestimmt war, eingeladen. Bald kannte ich nichts Schöneres als jene Vorlesungen und diesen Abend.

Gottfried Kinkel, den die Welt nachmals als Dichter und Kunstschriftsteller, weiterhin als Revolutionsmann kennen gelernt hat, war damals noch von Herzen Theologe und vielleicht auf dem glücklichsten Punkte seiner Entwicklung; es war die Zeit, da er seinen „Otto den Schützen" und seine schönsten Lieder dichtete. Sohn eines orthodoxen rheinischen Landpfarrers und einer frommen Mutter, hatte er als Student Hengstenbergischen Ansichten gehuldigt; dann hatte Nitzschs „väterlich-freundliche Leitung", wie er selber sagte, ihn milder und freier gemacht; mit der jugendlichen religiösen Wärme und Begeisterung verband sich historischer und poetischer Sinn und schien ihn auf eine Theologie im Geiste Herders hinzuführen. Es war ihm vergönnt gewesen, Hand in Hand mit einer begabten älteren Schwester, der nachmaligen Pastorin Bögehold, Italien und Rom zu sehen, Kunstanschauungen und poetische Motive dort zu gewinnen. Ausgestattet mit einem seltenen Lehr- und Darstellungstalent, auch ein durch Form und Vortrag anziehender Prediger, schien er einer glänzenden Zukunft als theologischer Docent entgegenzugehen, als eine verhängnißvolle Wendung seines Privatlebens, eine Anstoß erregende Verlobung, von der ich erst nachmals erfahren sollte und weiterhin zu reden haben

werde, dieselbe in Frage stellte und die Reihen seiner Zuhörer lichtete; — ebendamals, da ich ihn kennen lernte, stand er in diesem Wendepunkt seines Lebensganges. Aber ein kleiner und man darf sagen auserlesener Haufe von Studenten hielt um so treuer und begeisterter an ihm fest, und zu diesen gehörte fortan auch ich. Ich hörte seine Vorlesung über das Johannesevangelium selbfünft, aber keiner von uns fehlte eine Stunde; — soviel fesselnder war diese lebenvolle theologische Behandlung, als Bleeks ohne Zweifel viel gründlichere philologische Exegese. Geradezu entzückend aber war uns die von etwa fünfundzwanzig Theologen und Nichttheologen besuchte „Geschichte des Heidenthums“, in der Kinkel sein Darstellungstalent in aller Weise frei spielen ließ. Es war ein glücklicher Gedanke, das antike Heidenthum in seinem Todeskampfe mit dem Christenthum zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen, die ihren Standpunkt einmal nicht, wie gewöhnlich, innerhalb der siegreichen Macht nahm, sondern in der unterliegenden; — zwiefach anziehend für mich, der ich ein so warmes Interesse am klassischen Alterthum in meinen theologischen Bildungsgang mitbrachte. Die Vorlesung beruhte — was sich meiner Erkenntniß natürlich damals entzog — durchaus nicht auf selbständigen tieferen Forschungen, aber sie verwerthete das Bereitliegende mit solchem künstlerischen Geschick und bot es in einem solchen Glanz der Form und des Vortrags, daß es ein wahrer Genuß war, ihr zu folgen. Ich war so hingenommen, daß ich mich nicht begnügte, diese Vorlesung wie andere im freien Augenblicksauszuge nachzuschreiben, sondern sie möglichst wörtlich festzuhalten suchte und sie daheim von neuem ausarbeitete. — Nicht minder anziehend, ja entzückend waren die freien Abende, welche Kinkel uns darbot. Hier fand sich ohne Zweifel der auserlesenste Studentenkreis zusammen, den die bonner theologische und philosophische Facultät damals umschloß. Ich nenne nur den später schriftstellerisch namhaft gewordenen Theodor Althaus, den älteren baseler

Riggenbach, der damals lebhaft überzeugter Hegelianer war, und Jacob Burkhardt, den genialen Kunsthistoriker und Geschicht-schreiber der Renaissance. Es waltete der freieste Ton, ganz anders als in Professorenabenden, da man sich schüchtern ausfragen und belehren ließ, auch zuweilen ein stiller Engel durch das Zimmer schwebte; stundenlang riß das angeregteste, vielseitigste, mitunter auch disputirende Gespräch nicht ab. Und Kinkel beherrschte dasselbe, ohne das fühlen zu lassen; über jedes Thema, das angegeben ward, wußte er sich auf überlegene Weise auszusprechen, den Vorlauten zu dämpfen, den Schüchternen zur Mittheilung anzuregen, auch dem Besten und Gereiftesten Genüge zu thun. Zuweilen las er auch etwas nicht Allzulanges vor, bald etwas Ernstes aus irgend einer neuen poetischen Erscheinung, bald etwas Komisches, z. B. aus einer Jesuitenpredigt des 17ten Jahrhunderts oder aus den Epistolae obscurorum virorum; nach solchen uns neuen Mittheilungen loderte dann das Gespräch desto höher auf. So saßen wir bei der einfachsten Bewirthung regelmäßig bis über Mitternacht und gingen in hochgehobener Stimmung nach Hause; einmal waren wir auch so angeregt, daß wir, anstatt nach Hause, in der Nacht auf den Kreuzberg zogen, um in dem dortigen Kaffeehause bis zum Sonnenaufgang weiterzuplaudern.

Neben den Kinkel'schen Vorlesungen, deren materiale Schwächen ich dazumal noch nicht zu durchschauen vermochte, verblaßte mir nun freilich manches andere, was in diesem zweiten Semester die Universität mir darbot. So vor allem Sacks Vortrag der alten Kirchengeschichte, und mit Grund. Der unglücklich hin und hertastende Mann hatte sich durch das momentane Fehlen eines kirchenhistorischen Ordinarius verleiten lassen, hier ein Gebiet zu betreten, für welches ihm ebensosehr die gelehrte Unterlage wie die lebendige Auffassung abging; ich fühlte die Dürftigkeit der Darstellung und hörte im folgenden Semester die alte Kirchengeschichte bei Kinkel noch einmal. Aber auch Bleeks ge-

lehrte Jesajahvorlesung durchzuhören brachte ich nur durch meine anerzogene formale Gewissenhaftigkeit fertig. Er überzeugte mich von dem späteren, exilischen Ursprung der Kapitel 40—66, aber weder der jesajanische Davidsspross noch der deuterojesajanische Gottesknecht, ja nicht einmal das weitläufig erörterte Wesen der Prophetie wurde mir recht lebendig. Nur von einer Hospitirstunde in Nitzsch's Dogmengeschichte, welche anzunehmen ich mich noch für unreif gehalten hatte, empfing ich einen bedeutenden Eindruck, gerade weil hier ohne allen Schmuck der Form in rein sachlichem Vortrag gehaltvolle Klarheit und Tiefe walteten. Ich hatte fortgefahren mich auch an Nichttheologisches hinzugeben, war indeß auch nach dieser Seite nicht mehr so befriedigt wie anfangs. Arndts „Vergleichende Völkergeschichte" war ein liebenswürdiges Geplauder, dem ich nur aus persönlicher Zuneigung lauschte. Aber auch Welckers Kunstarchäologie, mit der ich jeden Morgen begann, befriedigte mich nicht recht. Ich kannte die schönsten Werke antiker Plastik aus den trefflichen Gypsabgüssen des frankfurter Städel'schen Museums und hätte mir dieselben gerne kunstgeschichtlich erläutern lassen; statt dessen hielt der gute Welcker, wie das der Philologen Art ist, sich den größten Theil des Semesters mit der muthmaßenden Beschreibung von Untergegangenem auf. Endlich hatte ich mich trotz Schwencks Warnung verleiten lassen formale Logik anzunehmen, — bei van Calker, da Brandis, der namhafteste bonner Philosoph, sie angezeigt und wieder abgesagt hatte. Ich fand, daß mein spottender Conrector wesentlich Recht gehabt; es war eine recht überflüssige Sache, das was man kraft des gesunden Menschenverstandes besaß und im grammatischen wie mathematischen Unterricht auch praktisch geübt hatte, nun in barbarisch-pedantischen Formen erst theoretisch lernen zu wollen.

Ich hatte mich in diesem zweiten Semester mit Vorlesungen derart überladen, daß, wenn ich nicht auf Spaziergänge und Geselligkeit, die doch auch ihr Recht hatten, verzichten wollte, für den Privatfleiß

nicht viel übrig blieb. Es kam denn auch nur zu einer genießenden Nebenbeschäftigung. Ich trieb mit Fresenius Griechisch, besonders die sophokleische Antigone, und sah mich weiter in der deutschen poetischen Literatur um. Ich las einige Hauptwerke von Rückert und Eichendorff; am liebsten kehrte ich immer wieder zu Goethe zurück. In seinen Liedern und Hauptdramen, vor allem im ersten Theile des Faust fand ich — nächst dem Homer — das vollendete Urbild echter Poesie, bei reiner Gefühlstiefe die höchste Unmittelbarkeit der Aussprache in der einfachsten, wahrsten und darum schönsten Form. Seine prosaischen Hauptwerke, zu denen ich damals fortschritt, sprachen mich allerdings in sehr verschiedenem Maße an. Im Werther fühlte ich das Gegenbild der genial-naiven Goethe'schen Jugendlyrik, aber die Geschichte ergriff mich nicht sonderlich; ich empfand, wie zwischen dieser Sentimentalität und unserer eigenen Zeitstimmung doch eine weite Kluft liege. Auch an Wilhelm Meister habe ich keine ungetheilte Freude gehabt; ich fand einzelne Partieen sehr fesselnd und selbstverständlich die eingestreuten Lieder unbeschreiblich schön, aber das Ganze machte mir keinen befriedigenden Eindruck, ja erschien mir gar nicht als ein rechtes Ganze, und die darin bekundete Lebensauffassung stieß mich durch ihre starke Dosis Leichtfertigkeit ab. Dagegen habe ich mich an die „Wahlverwandtschaften" damals wie später mit voller Bewunderung hingegeben; ich erkannte in ihnen nicht nur ein Meisterstück künstlerischer Anlage und Durchbildung, sondern auch — im Widerspruch mit dem landläufigen Urtheil — das Denkmal einer sittlich-ernst gewordenen Lebensansicht; denn die Gedankensünde wider die Ehe, das „Wer nur ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren" kann doch nicht ernster, tragischer gerichtet werden als hier geschieht. Endlich, daß ich „Wahrheit und Dichtung" mit größtem Genuß und größter Anregung las und immer wieder las, brauche ich kaum hinzuzufügen. — Theologisches sah ich zur Zeit wenig und nichts Bedeutendes, und

hatte doch das Gefühl, daß ich von dem philologischen Interesse immer mehr zum theologischen übergehe; letzteres war zunächst durch Kinkels Einfluß erheblich gesteigert. Ueber all mein Sinnen und Erleben unterhielt ich mit meinen auswärtigen Freunden einen ausführlichen Briefwechsel, der manche schöne Stunde wegnahm, aber nun einmal zu meinen Lebensfreuden, unbewußt auch zu meinen Bildungsmitteln gehörte.

Wievielmehr gehörte dazu der lebendige Umgang, den ich genoß. Nun belohnte es sich, daß ich im ersten Semester nicht aufs Gerathewohl unter irgend einer Verbindungsfarbe nach Freunden gegriffen hatte; ich hatte das Glück, mit einer ganzen Reihe gereifterer und hervorragender Commilitonen umzugehen, die mich freundlich zu sich emporzogen. Durch Fresenius kam ich auch mit anderen Genossen des Kinkel'schen Kreises in freundlichen Verkehr. So unter andern mit Alexander Kaufmann, dem poetisch begabten humorvollen Kenner des Cäsarius von Heisterbach und anderer rheinisch-mittelalterlichen Denkwürdigkeiten; von seinem in Mondorf unfern der Sieg gelegenen elterlichen Gütchen machten wir reizende Wasserfahrten auf den stillen Buchten, welche dort vom Rhein aus in das waldige Uferland sich hineinziehen. Wiederum lernten wir eines Abends im Poppelsdorfer Wirthsgarten zwei engverbundene Freunde kennen, die wir bei Kinkel gesehen, Adolf Torstrick aus Bremen und Gustav Wurm aus Köln, zwei Philologen, die mit einander ein vielseitiges geistige Leben führten; zumal der erstere sollte später einer meiner vertrautesten Freunde werden. Vor allem zog Jacob Burkhardt uns an, der geistreiche, liebenswürdige Kunstkenner; er hatte bereits Italien gesehen, und es war reizend ihn erzählen und schildern zu hören. Auch wir kümmerten uns nach Kräften ein wenig um die bildenden Künste, besuchten in Frankfurt wie in Köln die Gemäldeausstellungen, und freuten uns dort an der reichen Blüthe der damaligen idealistischen Malerei, die neben der etwas weichlichen oder katholi-

sirenden Richtung ebendamals in Lessings Meisterwerken auch einen ernst historischen und protestantischen Zug entwickelte, während in Köln uns zuerst die Bahnbrecher der realistischen Schule, die belgischen Maler Biefve und Gallait mit ihren großen Historienbildern entgegentraten. Bei einem solchen Ausflug nach Köln sah ich denn auch zum erstenmale den Kölner Dom. Noch in seiner alten ruinenhaften Gestalt; nur Ein Thurm und dieser nur in halber Höhe, mit dem so lange stillstehenden Krahnen, und nur durch ein Flickwerk im Renaissancestyl mit ihm verbunden der Chor. Es war dennoch ein überwältigender Eindruck, als wir um die Straßenecke bogen, und der Wunderbau des unvollendeten Thurmes, dieses in's Vegetative vergeistigten Steinriesen, vor uns aufstieg. „Kaum läßt sich ahnen, schrieb ich in mein Tagebuch, wie diese Thürme vollendet gen Himmel ragen würden". Natürlich wurden auch die anderen kölner Kirchen durchwandert und im Museum die fromme Einfalt der altdeutschen Meister nachgefühlt. — Neben der Kunst kam endlich die Natur, die Landschaft nicht zu kurz. Gegen Pfingsten machten wir zu Fünfen einen fröhlichen mehrtägigen Ausflug ins Ahrthal und nach dem Laacher See. Zumal der letztere entzückte mich; wir liefen durch den lichtgrünen Wald nach dem schimmernden großen Wasserspiegel hinunter, besuchten die herrliche romanische Stiftskirche, in deren Wölbungen Gesangestöne wie Himmelsklänge verhallten, und wiegten uns in der Abendbeleuchtung auf den dunkelgrünen Fluten im Kahn. — Alle diese durchgeisteten Freuden genoß ich mit dem lieben Fresenius zweimal, einmal aus dem vollen Becher der Wirklichkeit, und dann in froher wechselseitigen Erinnerung. Wie oft habe ich, wenn wir aus Kinkels offenem Abend kamen, bei dem in Poppelsdorf wohnenden Freunde die Nacht verbracht, oder wenn wir in meiner Behausung mit einander Antigone gelesen hatten, er bei mir. Wir hatten dann eine sehr einfache Kunst, aus einem Bette zweie zu machen, mit Hülfe eines umgestürzten Stuhles, auf dessen

Lehne eine Matraze gelegt ward: dann plauderten wir noch aus dem Bette über alles, was uns lieb und werth war, und tauschten unsre Gedanken und Neigungen aus. Es war ein fremder Klang in diese harmlosen Jugendträume hinein, als mein Freund eines Tages von zweien unsrer alten Mitschüler, die in Halle Theologie studierten, einen Brief erhielt, der von ihren inneren Kämpfen und Bekehrungswehen erzählte. Er theilte mir ihn mit, und wir wußten beide damit nichts anzufangen, wiewohl uns die Sache bewegte. „Ich weiß nicht, was ich von mir halten soll, schrieb ich in mein Tagebuch, wenn ich so aufrichtige Leute so viel von ihren inneren Kämpfen, Ungewißheiten und Abwegen in Betreff ihrer Erleuchtung durch Gottes Geist reden höre. Ist das Schwärmerei? Oder träume ich in sträflicher Sicherheit? Oder läßt uns nur verschiedene Gemüthsanlage so verschiedene Wege gehen?" —

An einem solchen vertraulichen Abend weihte mich Fresenius denn auch, so gut er's wußte, in Kinkels angefochtene Verlobungsgeschichte ein. Es lebte in Bonn eine katholische junge Frau, die sich nach kurzer Ehe von ihrem Manne wegen der Rohheiten desselben getrennt und in das Haus ihrer Eltern zurückgeflüchtet hatte, eine musikalische Künstlerin, ebenso hochgeschätzt wegen ihres Gesangunterrichts und ihrer Compositionen, wie andererseits wegen einer gewissen Excentricität schief angesehen und mit allerlei Sagen umwoben; mit der hatte sich Kinkel verlobt. Er hatte sich mit ihr verlobt, obwohl er bereits mit einem edlen und frommen Mädchen, der Schwester seines Schwagers Bögehold, versprochen war. Die Sache war gekommen wie ein Wahlverwandtschaftsverhängniß. Im Hause ihres Vaters, eines guten alten Gymnasiallehrers, hatte Johanna Mockel — oder wie sie auf ihren Compositionen mit ihrem Ehenamen hieß: Johanna Mathieux — einen Kreis von Musikfreunden um sich gesammelt, ausübenden und zuhörenden; als der letzteren einer war Kinkel mit ihr bekannt geworden und hatte mit

der fünf Jahre älteren Frau eine Freundschaft geschlossen, die — an der beiderseitigen Künstlernatur sich entzündend — auf Johanna's Seite zuerst mehr als Freundschaft geworden war. Unter Begleitung eines erwachsenen Schülers, der im Hause des Professors Mockel aufgenommen war, hatten die beiden einen Ausflug gemacht, eine Kahnfahrt auf dem Rhein; ein daherfahrender Dampfer hatte den Kahn umgestürzt; Kinkel, der ein guter Schwimmer war, hatte seine Begleiterin ans Ufer gerettet.*) In diesem Moment war die bereits glimmende Glut zur hellen Flamme aufgelodert; sie hatten sich ihre Liebe gestanden und Kinkel hatte seiner seither schon vernachlässigten Braut aufgesagt. Dieser Bruch eines offenkundigen Verlöbnisses ohne alle Schuld der Braut, die Neuverlobung mit einer geschiedenen oder vielmehr noch im Scheidungsproceß liegenden Frau, dazu der erschwerende Umstand, daß es ein Lehrer der evangelischen Theologie war, der sich auf diese Weise mit einer Katholikin verband, hatte gerechten Anstoß erregt und die Gunst, welche sich dem aufstrebenden jungen Gelehrten seither in reichem Maße zugewendet hatte, nahezu vernichtet. Die Vorsteherin eines Pensionats, in welchem Kinkel unterrichtete, kündigte ihm auf; die kölner Gemeinde, deren sonntägiger Hülfsprediger er war, entließ ihn; die Professoren der Facultät erklärten ihm nach vergeblichen väterlichen Vorstellungen, daß sie gegenüber dem erregten großen Aergerniß ihn wenigstens für Bonn zu keiner Professur vorzuschlagen vermöchten. So war Kinkel um eben die Zeit, da ich mit ihm bekannt ward, in eine materiell wie moralisch höchst bedrängte Lage gerathen, die seine ganze Widerstandskraft herausforderte und durch den Mannestrotz, den sie in ihm hervorrief, auf seine innere Entwicklung einen nachhaltigen und allmählich verhängnißvollen Einfluß üben sollte.

---

*) Vgl. in Kinkels Gedichten das Lied: „Erblickt' ich dort am Ufer jene Stelle." Die beiden ersten Strophen rühren von ihr, die beiden letzten von ihm her.

Natürlich erzählte mir Fresenius das alles vom Standpunkt begeisterter Liebe zu Kinkel; auch für dessen Verlobte war er aus persönlicher Bekanntschaft aufs wärmste eingenommen. Selbstverständlich stellt idealistische Jugend, zumal da, wo sie liebt und verehrt, das Recht des Herzens über alles, und setzt die objectiven sittlichen Normen des Gemeinschaftslebens unbedenklich dagegen zurück. So war auch uns diese romanhafte Verlobungsgeschichte des verehrten Mannes kein ernstlicher Anstoß, vielmehr in ihren tragischen Wirkungen ein Beweggrund mehr, von Herzen an ihm Theil zu nehmen.

Es war gut, daß ich auf diese Weise unterrichtet war, denn ich hatte in den Ferien Anlaß, Kinkel in Frankfurt, wohin auch dunkle Gerüchte über ihn gedrungen waren, in Schutz zu nehmen, — um so mehr Anlaß, da er selbst in Frankfurt erschien. Er kam, um Fresenius zu einer verabredeten Fußreise ins Frankenland abzuholen und blieb sowohl vor- als nachher einige Tage in unsrer Stadt. Ich durfte ihm unsre Kunstsammlungen und sonstigen Sehenswürdigkeiten zeigen, und die anziehendsten Gespräche über Wissenschaft und Kunst, Kunst und Religion fielen dabei für mich ab. Mein alter Lehrer Schwenck hatte soeben meine rosigen Ansichten über ein neues Aufblühen der deutschen Dichtung stark gedämpft; diese modernen Poeten, hatte er von seinem klassicistischen Standpunkt aus mir gesagt, machten ihm einen Eindruck wie Leute, die niesen wollten und nicht könnten, und gar das Theater liege in der größten Misère. Wie gern ließ ich mir von Kinkel, der selbst ein junger Dichter und angehender Dramatiker war, diese trüben Ansichten widerlegen. Aber auch auf religiös-sittliche Fragen, auch auf Liebe und Ehe kam die Rede, und da äußerte sich Kinkel so ernst und fromm, daß ich ganz beruhigt war und auch mein Vater, mit dem ich ihn bekannt machen durfte, das beste Zutrauen zu ihm gewann. Wir machten mit Kinkel eine fröhliche Wanderung in den Taunus, zu Fuß in Einem Tage von Hof-

heim und Epstein über Königstein und Kronthal, und als er mit Fresenius von seiner Frankenreise zurückkam, veranstaltete ich ein Zusammensein mit meinen frankfurter Freunden. Er übte auch auf sie seine erobernde Macht, und wir hatten die schönsten Stunden zusammen.

So setzte sich das bonner Jugendglück auch in die frankfurter Ferienzeit hinein fort und sein Thermometer sank auch nach Kinkels Abreise nicht. Es war die Blüthezeit der alten Schulfreundschaften. Zunächst sah ich nach Jahren meinen alten Freund Seibt wieder, der aus der Schweiz zurückgekehrt war, um als Student nach Marburg zu gehen; die Fäden des alten Austausches waren rasch wieder angeknüpft. Dann rief mich eine freundliche Einladung der Familie Mettenheimer nach Königstein im Taunus; ich verlebte in der dortigen Sommerfrische mit Jung und Alt ein paar harmlos fröhliche Tage, hatte auch zum erstenmale im Leben Gelegenheit, im Verkehr mit heranwachsenden jungen Mädchen ritterliche Sitten einzuüben. Dann gings mit neuer Frische zu den Büchern und den Freunden; in schönster Abwechselung und schönstem Zusammenhang wurde gearbeitet und genossen. Ich las mit Mettenheimer Thucydides und Demosthenes, Terenz und Juvenal; für mich studierte ich Hase's Kirchengeschichte und eine philosophische Schrift von Passavant über die Willensfreiheit. Daneben las ich Immermanns Epigonen, das in unser Jahrhundert versetzte sittlich ernstere Nachbild des Wilhelm Meister, und meinen Freunden las ich Kinkels noch ungedruckten „Otto den Schützen“ vor, von dem ich mir in Bonn eine Abschrift angefertigt hatte. Miteinander nahmen wir die alten Spaziergänge und Kahnfahrten wieder auf; letztere besonders nach der aus Goethe's letztem frankfurter Aufenthalt berühmten Gerbermühle, in deren offenem Erdgeschoß wir einmal vor einem gewaltigen Gewitter Zuflucht suchten und bei einer mitgenommenen Flasche Wein Blitz und Donner fröhlich über uns hingehen ließen. Bei solchen Gelegenheiten wurden

neben harmlosem Scherz und Geplauder auch die ernstesten Gespräche über ewige Wahrheit zwischen uns geführt, obwohl der nun vor der Pforte des Studentenlebens stehende Fabricius dieselben nicht leiden konnte; Fresenius und ein fünfter alte Schulfreund, der sich uns näher angeschlossen hatte, waren um so mehr dafür zu haben. Besonders reich waren endlich diese Ferien an gemeinsamen musikalischen Genüssen: in Mettenheimer's Hause, im frankfurter Museum, im Cäcilienverein wurde uns darin das Beste und Edelste geboten, und an solche Genüsse schlossen sich dann wieder unsere geselligen Feiern an; namentlich erinnere ich mich eines Abends, wo wir in dem zugleich musikalischen und geselligen „Liederkranz" zu Gaste waren und an unserem Tische die Glückseligkeit des Jugend- und Freundschaftsgefühls eine nicht weiter zu überbietende Höhe erreichte. Der Schluß der Ferien führte uns nach verschiedenen Seiten auseinander, auch Fresenius kehrte nicht mehr nach Bonn zurück; so feierten wir noch einmal ein überschwängliches Abschiedsfest, einen „herrlichen und unsterblichen Abend", wie es in meinem Tagebuche heißt. Wir umarmten und küßten uns unter Thränen, und gelobten einander zweierlei: einmal, daß Keiner sich als Student verloben wolle, und dann, daß wir für immer Freunde bleiben wollten. Das erstere, glaube ich, haben wir alle gehalten; das zweite unterlag dem weiteren Strome persönlicher Entwicklung, dessen Wandlungen noch keiner vorhersah.

Auf solche Festtage des Jugendglückes schien nur ein öder bonner Winter folgen zu können, indem außer Fresenius auch Burkhardt, Torstrick und andere mir werthen Glieder des Kinkelschen Kreises von dort Abschied genommen hatten; doch kam es anders. Ich kehrte mit guten theologischen Vorsätzen nach Bonn zurück und nahm für diesmal nur Theologika an: bei Nitzsch Biblische Theologie, welche mich auch in hohem Grade fesselte, bei Bleek Apokalypse und Einleitung ins Alte Testament, in welch letzterer mich besonders die scharfsinnige und verwickelte

Pentateuchkritik anzog, bei Lic. Sommer Psalmen, bei Kinkel Alte Kirchengeschichte und Kirchliche Archäologie. Daneben wurden theologische Abhandlungen gelesen, auch mit einem von Jena gekommenen Landsmann Neues Testament getrieben. Zugleich kam ich, indem ich für den Umgang der geschiedenen Freunde Ersatz suchte, mehr als seither in den Verkehr mit anderen Theologie-Studierenden hinein. Es bestand in Bonn eine „Theologenkneipe", ein harmloser Verein, der in den weitherzig gehandhabten studentischen Geselligkeitsformen lediglich einen gemüthlichen Austausch von Fachgenossen bezweckte und mit einer ähnlichen „Schweizerkneipe", einem Verein der durch Nitzsch zahlreich nach Bonn gezogenen Schweizer, auf Besuchsfuß stand. In diesen Verein ließ ich mich aufnehmen und lernte dort verschiedene Commilitonen kennen, die mir wohlgefielen und mich auch ihrerseits liebgewannen. So einen Westphalen Clamor Topp, einen feinen, liebenswürdigen Menschen, mit dem ich bald auf du und du stand; Albrecht Schöler, den nachmaligen „Hunsrücker Chronisten" und poetisch-volksthümlichen Prediger, der mit seinen langen Haaren und starken Zügen so wild aussah, daß ihm der Kneipname „Timur" zu Theil ward, und der doch ein so treu- und weichherziger Sohn der Mosel war; und nachher Albrecht Wolters, welcher bis zu seinem Tode mein immer vertrauterer Herzensfreund bleiben sollte. Nun aber waren gleichzeitig mit mir einige älteren Studenten in die Theologenkneipe eingetreten, die von auswärts kamen und Reformideen für's Studentenleben mitbrachten: Reinhard, nachmals Pastor in Emmerich, Engelbert, der spätere Leiter der Duisburger Diakonenanstalt, und Jungck, der nachmalige treffliche Superintendent von Sigmaringen. Sie wollten in dem bonner Studentenleben, das sich einerseits in ein florirendes Korpswesen, andrerseits in eine pure Masse privater Existenzen spaltete, ein Neues und Besseres anbahnen, eine Vereinsbildung für alle vier Fakultäten, beruhend auf den Principien der Fröm-

migkeit, Sittlichkeit, Wissenschaftlichkeit, unter Verpönung des Duells. Sie beredeten die Mitglieder der Theologenkneipe, der Stamm dieser neuen Vereinsbildung zu werden, die ihre Statuten sowohl den Behörden als den bestehenden studentischen Korporationen einreichte. Es sind wohl die Voranfänge des nachmaligen „Wingolf" gewesen, indem der gute Schöler uns schon damals als „Wingolf", d. h. die Halle der Freundschaft, ansang; aber wir hatten in Wirklichkeit keinen Namen. Die Korpsstudenten nannten uns, die wir uns durch schwarze Sammtbarette kenntlich gemacht hatten, den „Tugendbund", ließen uns aber friedlich gewähren. Von einer pietistischen oder auch nur dogmatischen Färbung sollte keine Rede sein; als hallische Freunde den Stiftern einen langen Brief schrieben, in dem viel von „Im Glauben Stehen" die Rede war und das alte burschenschaftliche Commersbuch zu weltlich gefunden wurde, betonte unser Präses Reinhard, daß das nicht die Richtung unsres Vereins sei. Ich kann nicht sagen, daß die langen Berathungen über Principien und Statuten, welche die unerläßliche Beigabe des neuen Unternehmens waren, mir sonderlich anziehend gewesen wären. Auch an den Kneipabenden fand ich, daß die stehenden Scherze des studentischen Comments, das Vor- und Nachtrinken, Salamanderreiben u. s. w. nicht zu oft kommen dürften, um nicht langweilig zu werden. Dazu war das damalige bonner Bier so schlecht, daß einer einmal einen Zettel an sein Glas heftete mit der Aufschrift „Alle Stunde einen Eßlöffel voll." Aber sonst war das Gesellschaftsleben in seiner Sauberkeit, Mäßigkeit, Herzlichkeit ein wohlthuendes; es hatten sich auch einige nicht-theologischen Elemente angeschlossen, welche den weiteren Horizont bewahren halfen, wie der schon früher erwähnte Philologe Gustav Wurm, der nachmalige Buch- und Kunsthändler Schulte und Andere. Wir hielten freie Reden, trugen selbstverfaßte Gedichte vor oder lasen etwas aus guten Büchern, wie aus E. M. Arndts patriotischen Schriften. Wegen

meiner poetischen Beiträge und meines noch ziemlich mädchenhaften Aussehens hatte ich den Kneipnamen „Sappho“ erhalten und wurde viel gehätschelt. Gegen Ende des Semesters machten wir in Wagen eine große Ausfahrt zum Commers in Rolandseck. Auf der damals noch nicht von Nonnen abgesperrten Insel Nonnenwerth wurde Kaffee getrunken; dann nach dem Rolandsbogen hinaufgezogen, wo unter Gesängen ein mit edlem Weine gefülltes Trinkhorn kreiste. Bei der abendlichen Festlichkeit wurde zwischen den Liedern allerlei Selbstgedichtetes von mir und Anderen vorgelesen; dann kam um Mitternacht der fast mystisch erscheinende Act des „Landesvaters“, der dem Ganzen einen höchst feierlichen Abschluß gab.

Bei alledem, wenn ich gewußt hätte, was mir von anderer Seite zugedacht war, so hätte ich vielleicht vermieden, mich durch förmliche Mitgliedschaft eines solchen studentischen Vereins zu binden. Gleich in den ersten Semesterwochen hatte mich Kinkel darauf angeredet, ob ich nicht dichtete, und da ich es nicht ganz leugnen konnte, mußte ich an einem gemüthlichen Nachmittag mit meinen poetischen Heften zu ihm hinauskommen und ihm vorlesen. Meine älteren, wohlklingenden, aber inhaltlich unbedeutenden Gedichte lobte er mäßig, dagegen die jüngsten, besonders das große Freundschaftsgedicht „Drachenfels“ fand er sehr hübsch. Zum Danke las er mir dann auch einiges von seinen eigenen Gedichten vor, was mir sehr wohlgefiel. Nicht lange danach — es war gerade den Tag nach meinem Eintritt in den Theologenverein — erfuhr ich den Zweck dieser poetischen Beichte. Es bestand im Hause seiner Verlobten ein kleiner poetische Klub, „der Maikäfer“ genannt, und ich wurde eingeladen, an des abgegangenen Fresenius Stelle in denselben einzutreten. Man kam an einem wöchentlichen Abend zusammen, ein handschriftliches Blatt, welches während der Woche umlief und von den Mitgliedern zu füllen war, wurde verlesen, dann der übrige Abend literarischer oder musikalischer Unterhaltung ge-

widmet. Auch machte man gemeinsame Spaziergänge und vereinigte sich von Zeit zu Zeit an einem Sonntag-Nachmittag, um bei einer Tasse Kaffee „Maleracademie“ zu halten, d. h. die gefüllten Maikäfernummern mit colorirten Titelbildchen zu versehen, in denen freiwilliger und unfreiwilliger Komik natürlich ein weiter Spielraum eröffnet war. Ich sagte mit Freuden zu; der Kreis war klein, außer der „Directrix“, wie wir die Vorsitzende nannten, zur Zeit nur aus Kinkel, mir und jenem im Hause erzogenen Primaner, mit Vornamen „Andreas“, einem begeisterten Verehrer der beiden Verlobten bestehend; — man hatte allerdings auch auswärtige Mitglieder, die von Zeit zu Zeit auf Besuch kamen und an die mitunter aus dem Stegreif poetische Episteln geschrieben wurden. Ernst und Scherz war sehr anmuthig gemischt: wir saßen um einen Theetisch, auf den nach der eigentlichen Sitzung eine ganz einfache Bewirthung und schließlich ein Glas Wein kam; jeder mit seinem Orden geschmückt, einem buntzusammengesetzten Maikäfer an grünseidenem Bande. Die Vorlesung des Blattes, das wir natürlich größerentheils mit scherzhafter leichter Waare füllten, erweckte sofort eine heitere Stimmung; dieselbe hob sich höher, wenn ein neues wohlgelungenes Gedicht zum Vorschein kam. Nach dem Abendbrod las Kinkel mit seinem ausdrucksvollen Vortrag und seiner prächtigen Stimme aus irgend einem neuen poetischen Werke vor, oder die „Directrix“ setzte sich ans Clavier, phantasirte in reizender Weise, oder sang eins und das andere ihrer selbstcomponirten lieblichen Lieder. Der erste Eindruck ihrer Person hatte meine Phantasie etwas enttäuscht; sie war weder jung noch schön, und wenn man den jugendlich-schönen Bräutigam an ihrer Seite sah, so konnte man sich des Gefühls einer gewissen Unnatur dieser Verbindung nicht entschlagen. Aber ihr Wesen war einnehmend, von anmuthiger Freiheit und Sicherheit ohne unweibliche Zuthat, und in einer Weise geistig-ausgiebig, daß man darüber den Mangel an Jugend und Schönheit vergaß.

Wenn ihr Finger phantasirend „durch die Saiten meisterte“, ein zum Verständniß vorher angedeutetes Thema, etwa eigne Erlebnisse und Hoffnungen oder die Charactere ihrer Freunde musikalisch zeichnend, oder wenn sie ihre Lieder sang, die in Wohllaut verklärten schönsten Lieder von Geibel oder von Kinkel, — nicht mit bedeutender Stimme, aber im durchgebildetsten seelenvollen Vortrag, dann im Dämmerlichte des traulichen Zimmers wurde sie jung und schön. Die Formen des Verkehrs zwischen ihr und Kinkel waren innig, aber ohne verliebte Spielerei, dem Dritten gegenüber taktvoll; gelegentliche Aeußerungen der Bewunderung für ihn lehnte er mit religiösem Ernste ab. Wollte man zwischen beiden vergleichen, so war er allerdings der reichbegabte, geistvolle Mann, aber im Grunde überragte sie ihn, ohne es zu wissen; es war etwas Geniales in ihr, was er nicht besaß. Und so begriff man, trotz allem, was gegen dies Bündniß mit Grund eingewandt werden konnte, daß die beiden einander liebten und ihre Vereinigung der Welt abzutrotzen entschlossen waren. Es war kein Zweifel, diese reiche weibliche Künstlernatur war seine Muse geworden; in der Berührung mit ihr und im Kampfe um ihren Besitz hatte seine poetische Begabung sich zu ihrer möglichen Blüthe entfaltet.

Das neue Verhältniß, in das ich eingetreten war, entwickelte eine ebenso ungeahnte wie beglückende Tragweite. Bald wurde ich zu den Aufführungen des musikalischen Kränzchens, zu dem die begabtesten Schülerinnen der Directrix um sie vereinigt waren, als Zuhörer eingeladen, bald lasen wir in ähnlicher anziehender Gesellschaft Platen'sche Lustspiele mit vertheilten Rollen. Noch reizender aber wurden die Maikäferspaziergänge, welche uns der milde rheinische Winter fast an jedem Sonnabend-Nachmittag gestattete. Da saßen wir im stillen einsamen Fichtenwald, am Rande der Friesdorfer Höhen, die herrliche Landschaft vor Augen, und Johanna sang in die Waldeinsamkeit hinaus das schöne Kinkel'sche Lied „Welt, o Welt, wie liegst

du so weit!“ Oder wir fuhren an einem vorzeitigen Frühlingstage von Plittersdorf im Kahn zurück; „der Himmel liebäugelte mit seinem Abbild im Wasser, heißt es in meinem Tagebuch, der goldene Abendstern stand über dem Siebengebirg, und indeß Kinkel und ich im Takte die Ruder führten, sang unsre Begleiterin wie eine Loreley über die Fluten hin.“ Zumeist aber mündeten diese Winterspaziergänge in einem uns vorbehaltenen behaglichen Kaffeestübchen in Endenich: da saßen wir dann etwa zwei Stunden und Kinkel las vor, aus den Dichtungen des unlängst verstorbenen Karl Immermann, den er als mannhaften, charactervollen Dichter besonders verehrte, aus „Tristan und Isolde“, oder das „Trauerspiel in Tyrol“, oder den geheimnißvollen „Merlin“, jene mystisch-romantische Dichtung, mit deren Deutung wir uns viel beschäftigten. Diese Spaziergänge, bei denen bald Andreas theilnahm, bald wir dreie allein waren, vollendeten was die Maikäferabende angefangen, ein Verhältniß der Zutraulichkeit zwischen mir und den beiden Verlobten, wie es herzlicher zu einem jüngeren Bruder nicht hätte bestehen können. Indem ich mich gedrungen fühlte, beiden so manche Bitterkeit, welche ihre damalige Lebenslage enthielt, nach Kräften zu vergüten, wurde ich — theils um meiner poetischen Darbringungen, theils um meiner persönlichen Anhänglichkeit willen — in einem Maße ihr Liebling, wie es wohl noch mit keinem Mitglied des Maikäferordens der Fall gewesen. Sie hatten meinen Vornamen in den Namen des freundlichen nordisch-mythologischen Gottes Baldur umgebogen: „Guten Abend, freundlicher Balder“, hieß es, wenn ich kam, „Gute Nacht, herziger Balder“, wenn ich ging. Insbesondere aber gestaltete sich mein Verhältniß zu Kinkel zu einer so innigen Freundschaft, wie sie zwischen einem sechsundzwanzigjährigen Manne und einem achtzehnjährigen Jüngling nur bestehen kann. Ich hatte bei ihm ein für allemal offenen Zugang, und vom Weihnachtsabend an, den ich bei ihm zubrachte, behielt er mich

auch, um mich nicht so spät nach Bonn zurückgehen zu lassen, oftmals zu Nacht. Wir saßen dann bis Mitternacht auf dem Sopha zusammen im Gespräch, oder wir plauderten noch aus den Betten heraus. Ich half ihm bei der Reinschrift seiner Gedichte, die er damals zum Druck vorbereitete, und dabei vertraute er mir die intimsten Entstehungsmotive derselben an; ich konnte sagen, er habe kein Geheimniß vor mir. Verreiste er, und ich begleitete ihn an den Postwagen, so küßte er mich, und hörten wir am Maikäferabend dem Clavierspiel Johanna's zu, so setzte er sich auf einen Schemel neben meinen Stuhl und lehnte das Haupt an mich, indeß mein Arm um seinen Hals lag. War es zu verwundern, daß im Sonnenschein eines solchen Freundesverkehrs mein jugendlicher Geist die schönsten Blüthen trieb, deren er zur Zeit fähig war? Es war in der That so, wie ich es in der damals gedichteten Ode „Am Rhein" aussprach*): meine kindliche Ahnung, die mich immer nach dem Rheinland als dem gelobten Land meiner Zukunft hatte schauen lassen, hatte sich über Erwarten erfüllt:

„Traun, nicht umsonst vertraute des Knaben Herz,
Und schöner, reicher, als mich der schönste Traum
Mit bunten Blumen je beschenkte,
Bot mir das Leben die frischen Kränze.

Vor Euch, o Freunde, leg' ich sie dankend hin,
Die Ihr mir Sehnsucht tauschtet in Seligkeit:
An deren Liebes=Sonnenstrahlen
Frischer erstarkte die kranke Blume.

Stolz hebt mein Haupt sich, seit es vor Euch sich neigt;
Hoch schlägt das Herz mir, seit es sich Euch geschenkt,
Und reicher blühn mir Liedesblumen,
Seit sie zu Euerer Freude sprossen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so lebhafter und anziehender Privatverkehr den Ansprüchen meiner Studentenverbin=

---

*) Vgl. Blüthenstrauß S. 31.

dung manchen Abbruch that; daß ich zuweilen einen Spaziergang mit Kinkel und Johanna einer langweiligen Statutenberathung vorzog oder auch von einem solchen in den Kneipabend einmal zu spät kam. Da man mir hierüber Vorstellungen machte, erklärte ich, meinen Privatverkehr um solcher Gesetzlichkeiten willen nicht verkürzen zu wollen; lieber wolle ich mich mit der Stellung eines Hospitanten ohne Stimmrecht begnügen, zumal ich für Gesetzgebung in studentischen Angelegenheiten keinen Beruf in mir fühle. Man ließ mich aber nicht los, sondern gestattete mir kleine Freiheiten. In anderer Weise wären gegen Semesterende hin meine verschiedenen freundlichen Beziehungen mir beinahe zu viel geworden. Gestern der Commers bis tief in die Nacht, von dem ich, aus Ehrgeiz in keiner Vorlesung zu fehlen, in der Frühe durch Schneewetter zurückgefahren war; heute eine Abendeinladung zu Kinkel, der einen für den „Maikäfer" in Aussicht genommenen jungen Privatgelehrten, den nachmaligen Züricher Professor Behn-Eschenburg, mit mir bekannt machen wollte; morgen eine Festlichkeit bei Albrecht Wolters, der sein nachträglich bestandenes Hebraicum mit Freunden feiern wollte und der mir zu liebenswerth war, um ihm abzusagen. Meine sonst so gute Gesundheit rief mir ein „Nicht Zuviel!" zu; ich fühlte mich erschöpft und hatte Brustschmerzen. Nach ein paar Ruhetagen unternahm ich mit Kinkel eine Fußwanderung in den Westerwald; wir wollten dem von Marburg aus auf Besuch herüberwandernden Fresenius bis Altenkirchen entgegengehen. Hinter'm Siebengebirg, in öder Gegend, überfiel uns ein Regen, der stundenlang dauerte und uns gründlich durchnäßte; allein wir lebten dem Goethe'schen „Dem Wind, dem Regen, dem Sturm entgegen" tapfer nach, gaben uns Reime, Räthsel, Geschichtsfragen auf, bis wir endlich nach zehnstündiger Wanderung am Ziele waren und unseren nicht minder mitgenommenen Freund antrafen. Nach den nöthigen Maßregeln zum Schutz unsrer Gesundheit feierten wir noch einen fröhlichen

Abend mit einander; — was bringt unversehrte Jugend nicht alles fertig! Fresenius kam nach Bonn zu einem besonderen Ehrentage der Directrix: sie hatte ein Liederspiel, das gleichfalls die (im Maikäfer einmal als poetische Preisaufgabe gestellte) Geschichte von Otto dem Schützen behandelte, componirt und zur musikalischen Aufführung vor einem auserlesenen Kreise vorbereitet. Es waren prächtige Chöre und Lieder, die auch einem musikalischen Laien wie mir einleuchteten. Die Aufführung fand vielen Beifall; dann folgte ein heiterer gesellige Abend, an dem wir mit den Sängern und Sängerinnen, Charaden aufführten. Den folgenden Abschiedstag verlebten Fresenius und ich mit den beiden allein; sie begleiteten uns ans Dampfboot und küßten uns. Wir fuhren in die Nacht hinein, heimwehvoll zurück schauend, bis die letzten Lichtspuren von Bonn verschwanden.

Die Ferien flogen in Arbeit und Genuß diesmal schneller vorüber als sonst. Fresenius und ich lebten von der schönen Erinnerung, schrieben und empfingen poetische Briefe nach und von Bonn, und verkehrten in alter Weise mit unsren frankfurter Lehrern und Freunden. Ich las mit Karl Mettenheimer, der nun auch Abiturient war, Sophokles und Tacitus, arbeitete eine kleine Abhandlung aus, zu der mir Kinkel das Thema gegeben hatte, eine Untersuchung der an die Werke des karthagischen Cyprian angehängten wunderlichen Confessio Cypriani, aus der Calderons „Wunderthätiger Magus“ stammt, und eilte im schönsten Frühlingswetter nach Bonn zurück. Mir war, als wäre die Rheinlandschaft nie so schön gewesen; ich genoß sie tagtäglich mit vollen Zügen; „ich lebe jetzt ein rechtes Traumleben, schrieb ich in mein Tagebuch, jeden Morgen schwärme ich in den herrlichen Frühling hinein.“ „Und, hätte ich hinzufügen können, fast jeder Tag, jeder Abend bringt neue Freudenstunden.“ Bald wars eine Rheinfahrt, welche wir unternahmen, bald ein Spaziergang auf die Höhen der rechten Rheinseite, an dessen Ziel uns Kinkel

aus Gervinus' neuer Deutschen Literaturgeschichte „Goethe in Italien“ vorlas, bald ein Abend mit ihm in der Vinea Domini, wo wir mit irgend einem besuchenden jungen Gelehrten, noch lieber mit dem ehrenfesten bonner Dichter und Germanisten Karl Simrock beim „funkelnden Weine“ zusammensaßen. Die Verhältnisse unseres Maikäfers nahmen damals vorübergehend größere Maßstäbe an. Jener Behn=Eschenburg, ein selbständiger, feinsinniger Mensch, war eingetreten, freilich nur für kurze Zeit, da er im Begriff war von Bonn zu scheiden; er wohnte zur Zeit in Plittersdorf, und so wurden unsre poetischen Abende wiederholt dort an den vorüberrauschenden Rheineswellen gehalten. Sodann hatte ich meinen alten poetischen Freund Seibt diesmal mit nach Bonn gebracht und Kinkel zugeführt; es dauerte nicht lange, so war auch er Mitglied unseres Bundes. Ein anziehender Gast, der um diese Zeit nach Bonn kam und an unseren Dingen theil nahm, war Hr. v. Binzer, der nun in reifen Jahren stehende Dichter des Burschenschafts=Liedes „Wir hatten gebauet“, ein ernster feingebildeter Mann. Er brachte seine geistreiche, schriftstellernde Frau und zwei hübsche Töchter mit, die zwar nicht an unseren Sitzungen, aber an unseren Spaziergängen Theil nahmen; mit ihnen haben wir einmal bei Küdinghofen nach einer von der Directrix angegebenen Idee ein Stegreif=Lustspiel im Freien aufgeführt. Binzer's nahmen auch an unserem Stiftungsfeste theil, das am 29. Juni mit einem dichterischen Wettbewerb und Preisgericht begangen ward und den jährlichen Höhenpunkt unsres Ordenslebens bildete. Die Räume der Directrix waren phantasievoll geschmückt, und eine auserlesene Schaar von Preisrichtern und =richterinnen zusammengebeten. Kinkel las ein neugedichtetes Trauerspiel, „Lothar von Lotharingien“, in welchem er den Liebes= und Ehehändeln dieses schwachen Karolingers eine tiefere tragische Bedeutung unterzulegen versucht hatte; Hr. v. Binzer schüttelte den Kopf dazu, aber uns jungen Leuten imponirte die klangvolle Sprache im

klangvollen Vortrag ungemein. Jacob Burkhardt hatte einen leicht hingeworfenen anmuthigen Balladencyclus „St. Goar“ geschickt, welcher die Loreleysage mit dem Auftreten der altchristlichen Missionare am Rhein sinnig verwob; ich las ein Märchen, das einige wohllautende Lieder enthielt, in der Erfindung nicht viel werth war, aber doch den zweiten Preis davon trug. Das Ganze schloß mit einem prächtigen geselligen Abend, an dem sich die mit Epheukränzen geschmückten Dichter am glücklichsten fühlten. Das mußten den beiden, die solche Feste mit den bescheidensten äußeren Mitteln schufen, auch ihre Feinde lassen: sie wußten das Leben poetisch zu verschönen und mit einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses zu verklären, — wenigstens so lange für sie und ihre Genossen die Maientage desselben währten.

Die schönsten Feierstunden jenes herrlichen Frühlings 1842 haben wir doch im engsten Kreise, wie wir im Winter gewesen, auf unsren „Buchtfahrten“ gehabt. Andreas und ich, damals zusammenwohnend, sorgten dann für den Maiwein, ohne den es nicht abgehen durfte; Kinkel und Johanna für das Uebrige. Dann wurde rheinabwärts auf der rechten Stromseite nach Bergheim spaziert, wo eine von frischem Waldgrün überwölbte heimliche Rheinbucht begann, und im Kahne langsam das crystallene Gewässer, auf dem die Seerosen schwammen, hinabgefahren in tiefer, tiefer Stille, die nur das Plätschern der Ruder und der Gesang der Nachtigallen unterbrach. Zuletzt aber, dem Inselchen Pfaffenmütz gegenüber, gings hinaus in den offenen Rhein mit seiner mächtig strömenden Flut. Nun landeten wir an irgend einem hübschen Waldplätzchen, entfernt von jedem Menschenlaut, setzten uns auf den grünen Rasen und füllten die Becher, indeß Johanna uns ein helltönendes Lied sang oder aus dem Stegreif ein Märchen erzählte. Ich habe den Zauber dieser Buchtfahrten, den später mein Bruder Franz nacherleben sollte, wiederzugeben gesucht in jenem Liede „Du Tiefe, du zaubrische Tiefe, was lockst du den irrenden Sinn“, welches in meinem

„Blüthenstrauß“ mitgetheilt ist.*) Ein anderes poetische Spiegelbild jener Eindrücke, das ich nicht aufgenommen habe, mag hier seine Stelle finden, weil es nicht nur das Naturbild malt, sondern auch das Lebensgefühl ausspricht, das mich in jenen Tagen erfüllte.

Es glänzet zwischen dunklen Bäumen der kühlen Bucht crystallne Flut;
In ihrem Spiegel, still, in Träumen, des Waldes klares Bildniß ruht.
Der blaue Himmel schaut hernieder ins Grün der hellen Flut hinein,
Dann aus der Tiefe aufwärts wieder in glühndem Abendsonnenschein.

Und in dem leichten Kahn hinunter trägt mich zum Strom die leise Fahrt;
Im stillen Grunde spielen munter die Silberfischlein, dicht geschaart.
Und manches Pflänzchen, zartgestaltet, rankt aus der Tiefe sich empor,
Bis hold und lieblich dann entfaltet die Blume oben blickt hervor.

Du schaust, o Herz, in Farbengluten dein eignes stille Bild gemalt,
Das aus den sonnenhellen Fluten dir zauberhaft entgegenstrahlt.
Noch weilst auch du in Waldesschweigen, in stille Schatten gern verirrt;
Noch kann der Himmel niedersteigen in deine Tiefen unverwirrt;

Noch wundersam gestaltet ranken aus deinem Grunde leis hervor
Sich blumengleiche Traumgedanken zum hellen Sonnenlicht empor;
Und wie kein Sturm in reiner Welle den holden Frieden hier versehrt,
Hat keiner dir die klare Helle in finstres Dunkel noch verkehrt.

Doch sieh, es thut sich auf die Enge und mächtig saust der frische Wind;
Der grünen Wogen kraus Gedränge jagt er den Strom hinab geschwind.
Verloren ist des Grundes Helle; kein zartes Pflänzchen wurzelt dort;
Es trägt den Kahn mit Blitzesschnelle der Rhein in breitem Bette fort.

Der Berge tiefe Schatten malen mit dunklem Blau sich ernst und hehr;
Doch fallen reicher auch die Strahlen in das bewegte Wellenmeer;
Vom Ufer lagern Riesenbilder sich wachsend auf die dunkle Flut,
Doch auch vom Himmel mild und milder strömt nun darauf die goldne Glut. —

Sei muthig, Herz, und ohne Bangen: einst gleichst auch du dem starken Rhein!
Die Blüthenträume sind vergangen, getrübt des Himmels Wiederschein.
Es reißt die Welt mit Sturmestriebe dich aus des Friedens goldner Haft;
Doch mit dem Hasse wächst die Liebe, und mit dem Kampfe wächst die Kraft! —

Wer meinem damaligen poetischen Traum- und Genußleben aus einer gewissen Ferne zugeschaut hätte, dem wäre vielleicht die Besorgniß gekommen, ich sei in Gefahr, mittelst desselben

*) Vgl. Blüthenstrauß S. 26; Haideröschen S. 26.

von ernsteren Lebenszielen abzukommen und am Ende gar meine theologische Bestimmung mit dem Traum einer Dichterlaufbahn zu vertauschen. Diese Gefahr, der aus besonderen Motiven seines Lebensganges Kinkel damals in der That zu erliegen begann, bestand in ernsthafter Weise für mich nicht. So sehr auch Stimmung und Aufmunterung zur Zeit eine einseitige Pflege meines bescheidnen poetischen Talents begünstigen mochten, ich überschätzte dasselbe nicht und fühlte keine Versuchung, es bis zu handwerksmäßigen Leistungen auszupumpen. Noch mehr: die Frage nach dem Wahren und Guten war mir unverrückt wichtiger als die nach dem Schönen, und da ich auf sie nur von der Theologie befriedigende Antwort erhoffte, so kam mir auch meine nun feststehende Wahl zwischen ihr und der Philologie nie wieder in Frage. Ich war in jenem Sommersemester neben allen jenen geselligen und poetischen Freuden ein so fleißig Theologie-Studierender wie je zuvor. Ich hörte bei Nitzsch Dogmatik und Homiletik, beide mit lebhaftem Antheil, wenn auch die erstere nur mit halbem Verständniß; bei Kinkel die zweite Hälfte der Kirchengeschichte, Neutestamentliche Zeitgeschichte und Erklärung der katholischen Briefe, und war dabei für mich nicht unthätig. Von Kinkels lebensvollen wenn auch nicht sonderlich in die Tiefe gehenden Vorträgen vor allem für Kirchengeschichte eingenommen, trieb ich einige patristische Studien, las den Apologeticus Tertullians, des Lactanz leidenschaftliches Zeitgemälde de mortibus persecutorum und bei Kinkel mit einigen Bekannten Cyprians De gratia dei, schrieb auch aus eigenem Antrieb ein paar exegetische Versuche. Aber freilich — und das wird die in dem mitgetheilten Gedicht ausgesprochene Vorahnung einer nahenden stürmischeren Lebensepoche erklären — meine Theologie war bei alledem in ziemlichem Gedränge, nicht durch die Poesie, sondern durch die in ihr selber waltenden kritischen Mächte.

Die früheren vierziger Jahre waren ja Sturmzeiten der evangelischen Theologie; den starken Wellenringen, welche Straußens

Leben Jesu aufgeworfen, war seine Dogmatik, diese kritische Auflösung aller christlichen Dogmatik, gefolgt. Nun hatten diese Dinge allerdings in Bonn keine Vertretung, oder vielmehr sie hatten eine, die nur abstoßen konnte; der Bruno Bauer'sche Radikalismus, dessen letzte Ergießungen ich eben damals in Bonn miterlebte, diese maßlosen Schmähungen des Johannesevangeliums und der theologischen Ausleger desselben machten nahezu den Eindruck der Geisteskrankheit, mit nichten den überlegener Wissenschaft. Aber so gemäßigt kritisch, so apologetisch-positiv die Facultät sein mochte, der Strauß'sche kritische Zugwind drang doch zu uns durch, selbst ohne daß man das berüchtigte „Leben Jesu" selbst in die Hand nahm. Nitzschs geistvolle Skizze des Lebens Jesu in seinen Vorlesungen über biblische Theologie, ein Versuch, Strauß gegenüber die feuerfesten Grundzüge desselben herauszustellen, zeigte mir doch, zumal an der Kindheitsgeschichte, welche von frommer Jugendgewöhnung her unsereinem unverhältnißmäßig schwer wog, wie umfassende Zugeständnisse eine wahrheitliebende gläubige Theologie dem radikalen Kritiker zu machen fand. Unsre Directrix hatte mit der Unsicherheit und Wißbegier einer aufgeklärten Katholikin sich in das Strauß'sche Buch vertieft: da Kinkel sich auf ihre aus demselben gezogenen Fragen nicht einließ, trug sie dieselben auf unseren Spaziergängen mir vor. Ich vertheidigte die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte nach besten Kräften, nicht ohne augenblicklichen Eindruck, aber wie es zu geschehen pflegt, die Rückwirkung war, daß ich selbst um so mehr in die Skepsis hineingerieth. Ich hatte längst gelernt, auf die buchstäbliche Eingebung der Bibel zu verzichten und der historischen Kritik in Nebensachen Raum zu geben, aber hier handelte sichs nicht um Außenwerke, hier handelte sichs um die innerste Burg des Christenglaubens, um das Heiligthum, und da zeigte sich nun, auf wie schwachen Füßen, wissenschaftlich genommen, die anerzogene christliche Weltanschauung stand. Auch Kinkel, meine derzeit nächste theologische Autorität,

versagte hier; er lehnte wohl die Strauß'sche Kritik aus allgemein-historischen Gründen, wie er sagte, ab, aber in den theologischen Principienfragen war er selbst unsicher und in letzter Zeit immer unsichrer geworden.

Nun lag es im Zuge der Zeit, die letzte Entscheidung in den theologischen Principienfragen von der Philosophie zu erwarten, der zeitweilig allverehrten Königin der Wissenschaften. Mit der Philosophie aber war man in Bonn übel versorgt. Der Name desjenigen philosophischen Systems, welches zur Zeit die Welt beherrschte, des Hegel'schen, wurde auf den bonner Kathedern kaum genannt. Brandis, der namhafteste philosophische Lehrer, den man hatte, kündigte wohl „Geschichte der Philosophie seit Kant" an, kam aber in derselben regelmäßig über Kant nicht hinaus, ein Verfahren, welches der philosophischen Zeitlage gegenüber den Eindruck der Feigheit machte. Ob der jüngere Fichte, der neben ihm Philosophie lehrte, mehr that, weiß ich nicht; bei ihm, auf den hernach bei seiner Berufung nach Tübingen ein witziger Mann den Vers aus Schillers Glocke anwandte „Nehmet Holz vom Fichtenstamme, Doch recht trocken muß es sein", wurde überhaupt wenig gehört. So lag das Hegel'sche System an unserem Horizont als eine dunkle, unheimliche Wolke, vor der man sich fürchtete, und die anscheinende Schwierigkeit, mit der selbst ein Mann wie Nitzsch sich seiner zu erwehren schien, vergrößerte noch diesen Eindruck. Was wir von der Hegel'schen Philosophie erfuhren, das erfuhren wir durch Freunde, welche auswärts studiert hatten oder studierten, und das war trostlos. Unser guter Karl Fresenius war in Marburg mit seinem warmen Herzensglauben in die Denkschule eines Bayrhoffer gekommen; nachdem er sich ein halbes Jahr gegen dessen Hegel'sches Scheidewasser gesträubt hatte, war er jetzt so weit, auf den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit feierlich zu verzichten. Umsonst bemühte ich mich in meinen Briefen, ihn in der christlichen Weltanschauung, in

der er sich weit glücklicher gefühlt hatte, festzuhalten: „Wählen wir uns denn, antwortete er mir einmal, unsere Ueberzeugungen, und ergreifen die schöneren? Ob wir alle leben oder sterben, was liegt der Entwicklung der Vernunft daran?" Ein Unterliegender in denselben Kämpfen war auch unser Freund Gustav Wurm. Unser Umgang, unsere Gespräche drehten sich wesentlich um den Gegensatz von Christenthum und Hegelthum, ein Gegensatz, über dessen Tiefe seit Straußens Auftreten die Jugend sich nicht mehr täuschte. Durch ihn erhielt ich die ersten Belehrungen über das berühmte System, wiewohl er selbst gestand, mit den ersten Vordersätzen der Hegel'schen Logik nicht im Reinen zu sein. Was ich ihm als Christenthum entgegenhielt, erschien ihm für das Herz als wünschenswerth, — „wenn man's glauben könnte". Aber er ließ nicht gelten, daß mein Christenthum das biblisch-urkundliche sei: letzteres als ein möglichst Unvollkommenes, als ein System grob abergläubischer Vorstellungen zu deuten, war schon damals die Folge jener karikirten Idee von Geschichtsentwickelung, welche noch unsere Tage beherrscht. Ich erwehrte mich der trostlosen pantheistischen Weltanschauung so gut ich konnte; aber das war klar, ich durfte ihr nicht aus dem Wege gehen, sondern mußte sie schärfer ins Auge fassen. Ich mußte dem Herde der philosophischen Zeitbewegung näher treten und meine Studien fortsetzen in der Residenz der Philosophie, der Hegelschen insonderheit, in Berlin. Das war auch, wiewohl aus anderen Gründen, der Wunsch meines Vaters und selbst Kinkels aufrichtiger Rath.

Eine erste Frucht dieser noch mehr geahnten als erlebten Conflicte von Glauben und Denken reifte mir schon damals: die unbefangene, duldsame Stellungnahme zwischen theoretischem Glauben und Nichtglauben, welche ich auch zeitlebens festgehalten habe. Freunde wie Fresenius und Wurm waren so brave, sittlich ernste, ja in ihrer Weise so fromme Menschen, daß es unmöglich war, sich selbst für gottwohlgefälliger zu halten,

weil man beglückendere Ueberzeugungen hatte. Sie brachten ihrer Wahrheitsliebe große Herzensopfer: warum sollte man sie nicht hochachten und lieben? „Wenn ich irre, hatte mir Wurm am Ende eines unsrer bewegten Gespräche gesagt, so muß die Gottheit doch den Ernst unsres Strebens erkennen, denn die Trägheit ist die eigentliche Sünde“. Nicht alle in unsrer Studentenverbindung hätten das gelten lassen wie ich. Es gab in derselben zwei Strömungen; die eine drang auf ein positiv-christliches Bekenntniß der Mitglieder, die andere wollte sich mit einer frommen, „religiösen“ Gesinnung begnügen. Unser musikalischer Vereinsbruder Topp verglich daher einst unsre Gemeinschaft einem Septimenaccord, der den Grundton in sich hege sammt einer nicht unangenehmen Dissonanz. Aber die Dissonanz konnte auch unangenehm werden. Auf dem zweiten Commers, den wir — wieder gegen Semesterschluß — in Rolandseck hielten, redeten einige unter dem Doppeleinfluß ihrer theologischen Richtung und ihrer Angetrunkenheit eine solche Sprache Kanaans, daß es mir und Wolters zuviel ward. Als wir selbander in den Garten hinausgingen, um frische Luft zu schöpfen, fanden wir hier unsern Freund Wurm in Thränen; er klagte, daß er sich bei dieser Tonart als einen Fremdling im Verein, als einen Ausgestoßenen fühlen müsse. Wir nahmen uns seiner an, es gab nachträglich im Verein eine scharfe Erörterung, und wir behielten nothdürftig Recht. Aber nach unsrer Abreise trat hiegegen eine Reaction ein, und nun erklärten wir unseren Austritt. — Eben jener Commerstag hatte mich schon vor jenem Zwischenfall mit Albrecht Wolters inniger zusammengeführt. Als wir gegen Abend nach dem Rolandsbogen hinaufstiegen, hatten wir einander unsre beiderseitige Absicht nach Berlin überzusiedeln mitgetheilt und für dort treues Zusammenhalten gelobt. Er verrieth mir, daß eben heute, am 25ten August, sein Geburtstag sei und bat mich um ein nachträgliches Geburtstagsgedicht. Das Gefühl der zu glücklicher Ergänzung angelegten Verschiedenheit

unsrer Temperamente und die Erinnerung an den Moment, da wir Arm in Arm unter dem Rolandsbogen gestanden, ähnlich der antiken „Dioskurengruppe", — „Mein Blick in lichte Höh' gedrungen, der deine still gesenkt zu Thal" — gab mir die Motive zu dem in meinem „Blüthenstrauß" mitgetheilten Gedicht, welches meinem Freunde zeitlebens lieb und werth blieb.

Alles Zukunftsgewölk, das am Lebenshorizont aufstieg, das dunkle Gewirre anklopfender Lebensfragen hinderte mich nach Jugendart nicht, die sonnige Gegenwart bis zur letzten Stunde auszugenießen. Wir hatten noch zwei große Feste zu feiern. Das erste war der 11te August, Kinkels Geburtstag. Ich hatte mich an einem Geschenk seiner Zuhörer betheiligt, konnte aber nicht umhin, ihm auch ein persönliches Angebinde darzubringen: ich schrieb in der Nacht vorher ein längeres Gedicht in Octaven, in welchem ich meiner Liebe, Begeisterung und Dankbarkeit schwungvollen Ausdruck gab; dazu hatte ich mir von Frankfurt ein hübsches Kunstblatt kommen lassen und sandte ihm beides in der Frühe hinaus. Beides machte ihm in der That große Freude; „Ihr Gedicht ist wunderschön", flüsterte er mir schon in der Universität zu. Den Abend waren die nächsten Freunde bei ihm eingeladen; aber ein größerer Haufe sammelte sich unter den Fenstern im botanischen Garten und brachte ein Ständchen. Da Kinkel sie heraufrief und ihnen eine Dankrede hielt, schoben sie mich vor, im Namen der Studierenden die Gegenrede zu thun. — Das andere Fest war eine Aufführung der Goethe'schen Iphigenie, mit deren Vorbereitung wir Maikäfergenossen das ganze Semester hindurch beschäftigt gewesen. Ein auserwählter Kreis von Professoren und Damen füllte das eine Zimmer der Directrix, das andere mit seiner Flügelthür war die griechisch-einfache Bühne. Johanna spielte die Iphigenie, Andreas den König, unser Freund Schöler, der ebenfalls in den Maikäfer gezogen worden, den Arkas, Kinkel den Orestes und ich den Pylades, eine Rolle, in welche ich all mein Gefühl für Kinkel

hineinlegen konnte. Als wir nun so im griechisch-scythischen Kostüm, Kinkel und ich im Chiton und farbigen Ueberwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgescheitelten dunklen Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit und wir machten unsre Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung erndtete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden; daran schloß sich ein übermüthig fröhlicher Abend.

Nun aber kamen die wehmüthigen Abschiedstage. „Ich kann mir noch gar nicht denken, daß wir scheiden sollen, sagte mir Kinkel einmal, aber es muß sein." Ein andermal beim abendlichen Heimgang umschlang er mich und sagte: „Wir werden doch immer warme Freunde bleiben, Balder!" Jeder der drei letzten Tage hatte seine besondere Weihe. Den 4ten September, Kinkels und Johannas Verlobungstag, feierten wir auf dem Petersberg, den 5ten war mein neunzehnter Geburtstag; wir waren wiederum zusammen und ich wurde freundlich beschenkt. Am sechsten, an dessen Abend ich reisen mußte, wurde noch einmal Maikäfer gehalten und Wolters unmittelbar vor seiner Abfahrt in denselben aufgenommen; man wollte ihn in der Ferne und für die Zukunft festhalten. Noch eine kurze Weile blieb mir übrig; Johanna holte drei Gläser und füllte sie mit rothem Wein, um auf frohes Wiedersehen anzustoßen. Noch einmal sang sie mir die Abschiedslieder „Ade, es muß geschieden sein", und „Die Segel sind aufgezogen, die Wellen tanzen im Meer." Dann begleiteten mich beide an die Landungsbrücke. Der Dampfer kam durch die Nacht. Da umhalsten und küßten sie mich, und bald winkte ich ihnen vom Bord die letzten Grüße zu. Bewegt von Lebensglück und Trennungsleid fuhr ich in die Nacht hinein, in eine dunkle, andersgeartete Zukunft. Ein reicher Lebensabschnitt lag hinter mir; hatte ich auch ein Wiederkehren nach Jahresfrist zugesagt, es konnte nicht wieder werden wie vordem.

Siebentes Kapitel.

Studienjahr in Berlin.

Ein zwiespältiges Gefühl beherrschte diese Herbstferien, die Mitte und Wende meiner Studentenzeit. Auf der einen Seite das Vorgefühl neuer gewaltiger Geistesmächte, welche auf mich eindringen sollten; in ein neu zu beginnendes Tagebuch schrieb ich als Losung das Wort aus Immermann: „der Athem der Zeit sauset, und wen er berührt, der weiß nicht, wie er gestern gedacht hat, noch wie er morgen denken wird.“ Andererseits lebte ich im stärksten Nachgefühl des poesievollen bonner Freundschaftsglückes und die herzlichen, inhaltreichen Briefe Kinkels und Johannas, die ich empfing, nährten dasselbe. Dagegen trat der Verkehr mit den frankfurter Freunden diesmal stark zurück. Fresenius war nach Beendigung seiner Studien als Lehrer in die Bender'sche Erziehungsanstalt in Weinheim eingetreten und kam nur besuchsweise nach Frankfurt herüber. Mettenheimer aber befand sich mit Fabricius auf einer Ferienreise in die Schweiz. Sie hatten mich eingeladen, ihnen bis Freiburg im Breisgau entgegen zu reisen und den Schwarzwald mit ihnen zu durchwandern, und ich entschloß mich auch hiezu. Aber über dieser Reise waltete kein glücklicher Stern.

Als ich nach Mainz kam, von wo aus damals nur Nachtboote den Verkehr mit dem Oberrhein vermittelten, war an dem betreffenden Dampfer ein Schaden geschehen, dessen Ausbesserung

nahezu einen Tag kostete. So kam ich, nach langwieriger Fahrt in Breisach ausgesetzt, erst einen Tag nach dem verabredeten Termin nach Freiburg, und meine Freunde waren am Morgen weitergewandert, ohne eine Weisung zu hinterlassen. Nur sehr unsichere Vermuthungen konnte der Wirth mir an die Hand geben. Nachdem ich mir den schönen Freiburger Münster besehen, zog ich auf die ungewisse Suche aus, wanderte durchs Höllenthal nach Donaueschingen, von da über die Berge nach Triberg, fand aber keine weitere Spur. Ich freute mich an den waldigen Bergen und stillen Thälern, unterhielt mich mit Bauern und Kindern, dichtete hin und wieder ein Wanderliedchen, aber nach vier oder fünf Tagen war ich des einsamen Umherlaufens müde. Ich erreichte Offenburg, suchte von hier aus in dem öden Grenzbezirk, in dem ich mich auch einmal bei einbrechender Nacht bedenklich verirrte, nach der nächsten Dampfbootstation und fuhr nach Hause zurück. Die verfehlte Abrede war wie ein Sinnbild des forthinigen Auseinandergehens unsrer Lebenswege. Neue Herzensbündnisse, welche mit den alten nicht wieder zu verflechten waren, sollten in den Vordergrund treten.

Solch ein neuer Herzensbund knüpfte sich damals in seinen ersten Anfängen zwischen mir und meinem Bruder Franz an. Wir waren in unsrer Schulzeit ziemlich fremd neben einander hergegangen, ja hatten uns vielfach in Gegensatz und Streit mit einander befunden. Nun hatte er zwei Jahre auf seinem Banquiercomptoir zugebracht und auf demselben seine guten Fähigkeiten bewährt, aber das Gefühl, für diese Geldgeschäfte nicht geboren zu sein, war immer stärker geworden. Er bedauerte lebhaft, das Gymnasium verlassen zu haben, und konnte den Wunsch, zu den Studien zurückzukehren und Theologie zu studieren, nicht länger verhehlen. Er vertraute sich mir an, und wie hätte ich ihn nicht verstehen sollen? Aber die Schwierigkeiten waren groß; es war für den Vater eine starke Zumuthung, sich seinen eigenen Stand und Beruf als geisttödtend, als unerträglich hin-

stellen zu lassen; der Wankelmuth hinsichtlich des frei erwählten Kaufmannsstandes schien keine Beharrlichkeit bei einer anderen Berufswahl in Aussicht zu stellen; endlich, woher sollten die Mittel zum Studierenlassen eines zweiten Sohnes kommen? Ich gewann dennoch so viel Boden, daß ich meinen Bruder ermuntern konnte, zunächst in seinen freien Stunden sein Latein und Griechisch wieder aufzunehmen; wenn der Vater darin Beharrlichkeit sehe, dann werde sich weiter reden lassen. Von da an datirte unser brüderliches Freundschaftsverhältniß, welches sich bis zum Tode des „Frühvollendeten" immer inniger gestalten sollte.

Anderen jungen Freundschaften flog ich entgegen, als ich am 22ten October nach Berlin aufbrach. Der Abschied von den Eltern war diesmal ein schwererer, da er bei der Weite der Entfernung auf ein ganzes Jahr galt; noch sehe ich meine gute Mutter aus dem Fenster mir nachblicken, als ich zum Postwagen ging. In Kassel traf ich verabredeterweise mit meinem Freunde Wolters zusammen, der von seiner niederrheinischen Heimath kam. Wir hatten einen halben Tag zu warten, besuchten die schöne Gemäldesammlung, hatten aber im Uebrigen von der kurfürstlichen Residenz einen übeln Eindruck. Auf den Straßen schleiften noch Strafgefangene ihre Kugeln; auf dem Schloßplatz stand das Marmorbild des landesherrlichen Seelenverkäufers aus dem vorigen Jahrhundert mit der Inschrift Pater patriae; auf dem Postamt verweigerte man uns die Fahrkarten, wenn wir nicht unsre für die berliner Immatriculation mitgenommenen, auf dem Grunde der Koffer ruhenden Pässe vorlegten. Dann fuhr uns eine elende Postkarre, wie die damalige preußische Postverwaltung sie sich nicht übel nahm, in zwei Nächten und einem Tag nach Halle, von wo an man Eisenbahn hatte. In der zweiten Nacht waren wir in Eisleben: während des Umspannens ließen wir uns das Lutherhaus zeigen. Ein einsames Nachtlicht brannte darin: „vielleicht ein Sterbender, vielleicht

eine Kindbetterin", warf Wolters hin; „Wenn heute ein neuer Luther geboren würde!" antwortete ich. Auch in Halle hatten wir Aufenthalt; ein unangenehmer, aufdringlicher Student der Theologie schleppte uns in einen Bierkeller am Markt. Er war Hegelianer, und setzte uns mit vieler Dialektik auseinander, daß wenn die Diebe in der Majorität wären, Stehlen sittlich sein würde. Später erfuhren wir, der begabte aber verbummelte Mensch habe geendet wie es bei solcher Dialektik begreiflich war, als römischer Convertit. Wir besahen uns die ehernen Löwen auf dem Markt und das noch öde Universitätsgebäude, ohne Ahnung, daß wir beide hier einmal als Professoren ein- und ausgehen sollten; die Stadt mißfiel uns wegen ihres Schmutzes und Torfgeruchs. Endlich waren wir, mittelst eines Eisenbahnwagens dritter Klasse, der etwas geringer war als die heutigen offenen Viehwagen, mit märkischem Sande überstäubt, in Berlin; ein dort im Postdienst stehender Bruder meines Freundes herbergte uns die erste Nacht.

Meine erste Zuflucht in der großen fremden Stadt war der mir von Bonn her freundlich gesinnte Jacob Burkhardt; er hatte nach einer kurzen Hauslehrerei in Berlin noch einmal das freie Studentendasein gewählt, um seine Promotion vorzubereiten und Ranke's historisches Seminar weiter zu genießen. Ein Erhebliches älter und welterfahrener als ich, nahm er sich meiner mit großer Güte an, half mir eine Wohnung in der Nähe der Universität finden und machte mich sozusagen mit Berlin bekannt. Die Stadt war zwar noch unendlich bescheidner als heute, gewährte aber immerhin vom Brandenburger Thor an die Linden entlang bis zum königlichen Schloß und der Kurfürstenbrücke einen großartigen Eindruck, den Eindruck einer denkwürdigen Geschichte und kraftvollen Gegenwart. Burkhardt mit seinem ausgezeichneten Kunstverstand wußte mir auf alles Bedeutende ein Licht zu werfen; besonders machte er mich auf die Schlüter'schen und Schinkel'schen Werke aufmerksam, freilich nicht ohne mit einer

gewissen antipreußischen Ironie auch auf Armseliges oder Lächerliches hinzuweisen, auf das Unächte anscheinend lapidarer Bauwerke, oder auf „die umgekehrten Propyläen mit Treppen drauf", wie Geibel das Brandenburger Thor genannt. Er wurde auch mein lehrreicher Führer in die berliner Kunstanstalten. Vor allem ins Alte Museum, dessen Fresken er mir deutete, dessen Rotunde er mich bewundern ließ und in welchem er mir aus den verschiedenen Schulen das Beste zeigte und erklärte. Er führte mich vor die Kiß'sche Amazone, zu dem im Hofe des Gießhauses seiner Aufstellung noch harrenden alten Fritz, und zu den Grabdenkmälern von Charlottenburg; er besuchte mit mir die große Gemäldeausstellung, in welcher ich neben Lessings Huß die großen Belgier Biefve und Gallait wiedersah. Endlich kamen wir durch ihn zu einem ausgiebigen Genuß des Theaters. Gleich in den ersten Tagen führte er mich in die damals mit Mendelsohns Musikhülfe neu auf die Bretter gebrachte sophokleische Antigone; dann sahen wir im Laufe des Winters Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und den Faust, hörten den Barbier von Sevilla und den Don Juan, und genossen in einem kleineren Theater für geringes Geld die originellen Aufführungen einer italienischen Operntruppe. Nach solchen Bühnengenüssen gingen wir dann in der Regel noch zu einem gemeinsamen bescheidnen Abendbrod und hatten dabei ebenso behagliche wie gehaltvolle Gespräche.

Ueberhaupt wurde Burkhardt für diesen berliner Winter der Mittelpunkt einer höchst anregenden und wohlthuenden Geselligkeit, an der ich mit Wolters theilnehmen durfte. Ein ebenso geist- wie gemüthvoller Mensch, übte er auch auf solche, deren innerste Richtung mit der seinigen nicht zusammenging, eine unwiderstehliche Anziehung. Zu Kirche und Theologie hatte er, vom heimathlichen baseler Pietismus abgeschreckt, kein Verhältniß; als ich ihn eines Tages darauf anredete, äußerte er, die Blüthezeit beider sei vorbei, die Gebildeten wendeten sich

davon ab, es sei wieder wie in den Zeiten vor der Erscheinung des Christenthums. Er hoffe auf eine neue Offenbarung; bis dahin müsse die Menschheit sich einpuppen. Aber diese neue Offenbarung fand er mit nichten in der Hegel'schen Philosophie. Mit Goethe'schem Objectivismus lächelte er über den vielbewunderten Formelkram und liebte es, seine Hegel'schen Freunde, welche in ihrem System den Schlüssel zu aller Wahrheit zu besitzen wähnten, mit dem „überwundenen Standpunkt" der positiven Kenntnisse aufzuziehen. Er selbst verfügte über dieselben im Reich der Geschichte und Kunstgeschichte schon damals im weitesten Umfang, hatte bereits verschiedene ausgezeichnete Monographieen — über Karl Martell und über Conrad v. Hochstaden, den Erbauer des Kölner Domes — aus den Quellen herausgearbeitet, und besaß neben alledem ein schönes poetische Talent, vermöge dessen er, wenn er in guter Stimmung war, das prächtigste Gedicht fast aus dem Stegreif hinwarf. Dabei ließ die ihm eigne liebenswürdige Bescheidenheit ihn jene Gegensätze gegen Theologie oder Philosophie nie angriffsweise geltend machen, und dagegen seinen positiven Reichthum in freundlichster Weise mit solchen theilen, die — wie wir beiden — gar nicht im Stande waren, ihm Gleichwerthiges zu bieten. — Zunächst waren Wolters und ich durch gemeinsame Zugehörigkeit zum bonner „Maikäfer" mit ihm verknüpft. Wir verabredeten als Filiale desselben ein poetisches Wochenkränzchen, in dem wir unsre Gedichte, Novellen, dramatischen Versuche einander mittheilten und einen poetischen Briefwechsel mit Bonn unterhielten. Natürlich wurde hier manche poetische Eintagsfliege losgelassen, aber auch mancher hübsche poetische Einfall geboren; eines meiner besten Gedichte, die Ballade „St. Severinus", gehört diesem Winter an, sie entstand mir aus der Lesung der merkwürdigen Vita Sancti Severini aus dem fünften Jahrhundert, an die mich Burkhardt gebracht. — Aber nicht lange blieb unser Verkehr in dieser von Bonn entlehnten Form und Schranke beschlossen. Bald fand

sich zu uns aus alter bonner Bekanntschaft der Bremer Adolf Torstrick, kein Poet, dagegen ein begeisterter Hegelianer, ein reichbegabter, hochstrebender Mensch von edelstem und liebenswürdigstem Character. Andererseits führte uns Burkhardt aus seinem Bekanntenkreise zwei Freunde zu, zwei Brüder Schauenburg aus Westphalen, der ältere, Hermann, Mediciner, etwas ungezügelt, ein Burschenschafter epigonischer Art, aber im Grunde ein treuherziger Mensch, der jüngere, Eduard, ein feiner, liebenswürdiger Humanist. Wir begegneten uns eines Abends in Burkhardts Quartier am Schiffbauerdamm; bald waren wir befreundet und luden einander ein; am häufigsten aber war Burkhardt unser einfacher freundlicher Wirth und dabei der unerschöpfliche Wirth unsrer Geister. Es wurde gelesen, disputirt, erzählt, gedichtet; bei einer Tasse Thee oder einem Glase Punsch, der den in Berlin allzutheuern Wein ersetzen mußte, verhandelten wir unerschöpflich und unermüdlich, in Ernst und Scherz, Philosophie und Theologie, Poesie und Kunst, Geschichte und Politik. Auch ein Clavier war da, und wer singen und spielen konnte, sang und spielte uns etwas. Wir nannten Burkhardts Stube nur unsern Salon, und wir durften manchem berliner Salon gegenüber auf ihn stolz sein. Eines Abends wurden Burkhardt und ich von einem vornehmen Professor, an den wir empfohlen waren, „zu Thee und Butterbrod“ eingeladen. Wir wußten nicht, daß das in der berliner Sprache einen Ball bedeute, gingen hin und fanden uns in einer großen Gesellschaft gedrechselter jungen Herren und uns gänzlich unbekannter jungen Damen. Wir behaupteten — nicht ganz ehrlich, aber jedenfalls waren wir außer Uebung — nicht tanzen zu können, und gingen, zu einiger Verwunderung der Einladenden, möglichst früh. Wie ungezwungen und gehaltvoll war dem gegenüber unsre Geselligkeit. Als Weihnachten kam, bedachten wir einander, ohne der eine vom andern zu wissen, allerseits mit kleinen Geschenken; indem man sich bedanken wollte, traf man zusammen,

und so ging der freundlichste und herzlichste gesellige Abend bei Burkhardt aus dem Stegreif hervor.

Soweit hatte ich, anstatt aus der stillen Bucht des bonner Lebens in die erwartete neue mächtige Strömung zu kommen, vielmehr eine angenehme Fortsetzung des rheinischen Freundschaftsglückes in wenig veränderten Formen gefunden. Allmählich aber machte sich mir doch fühlbar, daß ich in einem anderen und mächtigeren Fahrwasser segelte.

Der erste ungewohnte Luftzug, den ich in Berlin verspürte, war der politische. In Bonn hatte ich in tiefem politischen Frieden gelebt, als Ausländer dem preußischen Staate dankbar, der einem wenn auch nicht ohne einige polizeiliche Engherzigkeit die höchsten Bildungsmittel darbot; im Uebrigen von seinen inneren Fragen unberührt. In Berlin wurde man sofort von der politischen Aufregung umflutet, welche die beiden ersten Jahre Friedrich Wilhelms IV erzeugt hatten, und die Wellen, welche hier brandeten, strömten aus ganz Deutschland zusammen. Es war die Blüthezeit der politischen Poesie eines Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstädt, Herwegh. Wir hatten schon in Frankfurt uns an den „Unpolitischen Liedern" des witzigen und schalkhaften breslauer Germanisten ergötzt, die so vieles in der That Lächerliche in den deutschen Zuständen dem öffentlichen Gelächter preisgaben; nun war er um eines einzigen tactlosen Witzes auf den König willen aus Amt und Brod gejagt worden. Weniger Theilnahme konnte ich dem „Kosmopolitischen Nachtwächter" schenken, dem talentvollen Dingelstädt: ich hatte ihn im Frankfurter Museum seine intimsten Herzenserlebnisse in klangvollen Versen vortragen hören, und wenige Wochen danach verhöhnte er die Stadt, der er sein Herz geoffenbart, mit den schamlosen Worten: „Feiles Nest, — wenn nur zur Stunden Sich ein Käufer eingefunden". Von ähnlichem sittlichen Gehalt erwies sich ja später auch der Dichter der „Lieder eines Lebendigen": aber damals bezauberten uns unerfahrene jungen Leute diese hochrhetorischen Klänge der

Klage und Anklage wider unsre politischen Zustände: „Schwarzer Tod ist unser Sold nur, Unser Gold ein Abendgold nur, Unser Roth ein blutend Herz“, oder der erschütternde Zuruf an Friedrich Wilhelm IV: „Der letzte Fürst, auf den man traut! O eile: eh der Morgen graut, Sind schon die Freunde in der Ferne“. Es war ein unbeschreiblicher Eindruck, als Herwegh ebendamals nach Berlin kam, vom Könige empfangen ward wie ein Marquis Posa von Philipp II, und wenige Wochen nachher, allerdings um begangener groben Taktlosigkeiten willen, aus Preußen ausgewiesen wurde. Den harmlosesten und wirklich deutschesten dieser dreie, Hoffmann von Fallersleben, habe ich damals in Berlin von Angesicht gesehen. Er kam als der abgesetzte Professor und heimathlose Bummler, der sich überall gern zu einem fröhlichen Trunke laden ließ; eine Gruppe politisirender Studenten beschloß, ihm einen festlichen Abend zu bereiten, und durch Hermann Schauenburg kamen auch Wolters und ich zur Betheiligung. Da saß er, ein schöner heiterer Mann mit grauen Haaren inmitten der jugendlichen Kneiperei, hatte die ganze Brieftasche voll „unpolitischer Lieder“, die er in recitativischer Weise vortrug, und wir sangen jubilirend die Kehrreime mit. Zu seiner Ehre muß ich sagen, daß, als einige der Veranstalter mit religiös radikalen Aeußerungen kamen, er dergleichen ablehnte, und die Jugend ermahnte, sich auf das Trachten nach politischer Freiheit zu beschränken.

Ein zweites, bedeutendere, aber auch seltsamere Original, das in den Wogen der damaligen politischen Aufregung schwamm, habe ich gleichfalls kennen gelernt, — Bettine. Meine Freundin in Bonn hatte mir eine Empfehlung an sie mitgegeben und ich hatte mich auf die Verwerthung derselben in den Ferien vorbereitet durch Lesung der „Günterode“ und des „Briefwechsels Goethes mit einem Kind“, Schriften, deren Eindruck ich nur der Wirkung einer Flasche Schaumweins vergleichen konnte. Ich fand natürlich kein „Kind“ mehr, sondern eine kleine alte Frau von unruhigster Lebhaftigkeit, die allerdings wie ein Kind halb

geistreiche, halb unsinnige Einfälle in bunter Mischung hervorsprudelte. Mit diesen überschüttete sie mich, wenn ich sie auf ihre Aufforderung zuweilen Sonntags nach der Kirche besuchte; „lachen Sie nur, geniren Sie sich nicht“, pflegte sie zu sagen, wenn ich zuweilen bei ihren ungewaschenen Urtheilen über alle geistigen Größen der Universität die Heiterkeit nicht zurückhalten konnte. Auch dieser durchaus unpolitische und unpraktische Sprühgeist war vom politischen Fieber der Zeit angesteckt und zwar nach der socialistischen Seite hin. Sie schrieb an dem „Dies Buch gehört dem König“, lief auch wohl ins Schloß, um dem Könige guten Rath zu geben, und dann berührte sie sich wieder mit dem äußersten Radikalismus; auch Bruno Bauer gehörte zu ihren Freunden.

Aber die Opposition durfte nicht nach dem Gehalt solcher poetischen Irrlichter beurtheilt werden, die ihr voraufflackerten, sie war in der That ernst und tief. Der König hatte es in zwei Jahren bereits dahin gebracht, daß zwischen ihm und der Zeitstimmung keine Verständigung mehr war: er hatte alle bewegten und bewegenden Elemente dadurch wider sich aufgebracht, daß er einerseits mit dem Zeitgeist discutirte, und demselben andererseits die freie Rede und Antwort nicht gewährte. Nichts verstimmte mehr wider die Regierung und nichts war dabei ohnmächtiger, vergeblicher als die Censur. Wir wurden durch den älteren Schauenburg Mitglieder eines studentischen Lesecirkels, der nichts als verbotene Bücher umfaßte; je mehr sie verboten waren, desto mehr glaubte man ihnen. Hier las ich mit größtem Eindruck die „Vier Fragen eines Ostpreußen“, in denen die preußische Verfassungsfrage aufgerollt war, den Görres'schen Athanasius, dieses donnerkeilartige katholische Manifest gegen den preußischen Bureaukratismus in kirchlichen Dingen, und Aehnliches. Aber auch in nächster Nähe, in augenblicklichen Angelegenheiten der Universität empörte die Engherzigkeit des Regierungssystems alle freiheitliebenden Geister. Als eines Tages

verlautete, daß eine höchst unschuldige Kritik, welche der alte ehrwürdige Marheineke über Schellings Offenbarungsphilosophie drucken lassen wollte, auf Censurhindernisse gestoßen sei, nahm die studierende Jugend natürlich für die unterdrückte Seite Partei. Ein großer Fackelzug für Marheineke und Vatke, die beiden Vertreter des Hegelthums in der Theologie, wurde veranstaltet, und viele, die nichts weniger als Hegelianer waren, auch Wolters und ich, nahmen Theil.

Im Uebrigen hielt ich mich von den politisirenden Studentenkreisen, mit denen man bei solchen Gelegenheiten in Berührung kam, fern. Ich sah bald, daß der politische Oppositionsgeist in diesen Kreisen vielfach mit einem religiösen Radikalismus und Nihilismus zusammenhing. Noch mehr, ich bemerkte, wie mancher großmäulige Freiheitsheld mit Willen weit schlimmere Fesseln trug als die des preußischen Absolutismus, die Fesseln jener öffentlichen und geheimen Sittenverderbniß, welche in Berlin allerdings weit zudringlicher als in Bonn die academische Jugend umringte. Ohnedies war ich nicht nach Berlin gekommen, um die preußische Staatsverfassung zu verbessern, sondern um meine persönliche Durchbildung zu fördern, und so gab ich mich denn mit ungetheiltem Eifer der Fülle und Mannigfaltigkeit der Bildungsmittel hin, welche die Universität mir darbot.

Eine einzige Hauptvorlesung, die ich annahm, hing mit dem angeregten politischen Interesse einigermaßen zusammen, Ranke's Europäische Geschichte seit 1814; doch war es mehr um des Mannes als um des Gegenstandes willen, daß ich sie hörte, und hätte auch wahrscheinlich, wenn die Geschichtsperiode eine andere, ältere gewesen wäre, mehr Freude und Gewinn davon gehabt. Die Vorlesung wäre wohlgeeignet gewesen unser unreifes politische Urtheil zu klären, wenn der geistreiche Mann etwas mehr Freimuth hätte aufwenden wollen; so aber zog er vor, seinen Stoff in der Weise zu behandeln, wie er ihn dem Kronprinzen von Bayern als Privatissimum vorgetragen hatte —

mit jener alle dunklen Farben abdämpfenden vornehmen Neutralität, die überhaupt ein Grundzug seiner Geschichtsbehandlung ist. Den Mangel an Schärfe des Urtheils ersetzte einigermaßen die formale Lebhaftigkeit. Der sitzend lehrende kleine Mann sprang alle Augenblicke gesticulirend auf; einmal griff er auch über das Katheder hinaus, um einen unmittelbar davor sitzenden schnarchenden Schläfer aufzuwecken mit den unbeschreiblich wirksamen Worten: „Bitte, mein Herr, nicht so laut!" — Die Theologie anlangend, war es mein Wille, die verschiedensten Richtungen derselben, wie sie in Berlin vertreten waren, auf mich wirken zu lassen. Nur mit Twesten bin ich seltsamerweise außer Berührung geblieben, weil ich nach dem Urtheil erfahrener Freunde, nachdem ich Nitzsch's Dogmatik gehört, hier nichts Neues und Besseres zu erwarten hatte; dagegen mit Hengstenberg habe ich's versucht. Die kalte und etwas lauernde Art seines Empfangs mißbehagte mir, ohne mich abzuschrecken; als er aber in der „Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach den vier Evangelien" nicht nur die handgreiflichsten Abweichungen der Berichte mit schlechten Ausflüchten leugnete, sondern auch diejenigen Ausleger, welche dieselben ehrlich anerkannten, mit krähender Stimme des Unglaubens beschuldigte, ergriff mich ein Widerwille, und ich ließ die Vorlesung, die einzige unter allen, die ich je angenommen habe, fahren. Ein Gegenstand persönlicher Ehrfurcht war und blieb mir Neander; „hätte er im Mittelalter gelebt, sagte Burkhardt, so wäre er heilig gesprochen worden". Von seinen Vorlesungen dagegen war ich etwas enttäuscht. Ganz abgesehen von seinen wunderlichen Kathedergebärden, — sowohl seine Kirchengeschichte als seine Auslegung des Neuen Testaments ließen mich die geistvolle Tiefe und Originalität vermissen, die ich an Nitzsch gewohnt war, und schienen mir allzusehr auf das Mittelmaß der Hunderte eingerichtet, die sich in seinem Auditorium, dem größten der Universität, zusammenfanden. Dagegen in seinem kirchengeschichtlichen Seminar, in welches ich eintrat,

um mich einmal in einer selbständigen theologischen Arbeit zu versuchen, gewann ich ihn lieb. Da saß er, der ebenso gelehrte wie demüthige Mann, im Hausrock unter uns wie ein Vater unter seinen Kindern, warf von Zeit zu Zeit, mit seinen halbblinden Augen vom Buche aufsehend, eine gute Bemerkung hin, und war von aufmunternder Freundlichkeit gegen die, bei denen er ein Verständniß gewahrte. Wir lasen bei ihm Tertullian und Plotins Schrift gegen die Gnostiker, so ziemlich das schwerste Griechisch, das mir vorgekommen ist; daneben wurden über neue theologische Erscheinungen kritische Referate gegeben und die einlaufenden Arbeiten der Mitglieder recensirt. Neander hatte auch ein vielbesprochenes Kränzchen, aber in dasselbe hat er mich nie eingeladen, wahrscheinlich weil er mich für einen Hegelianer hielt; seine Verstimmtheit gegen die Hegelei, die in diesem Kränzchen von Speichelleckern oft mißbraucht ward, war von seinen kleinen Schwächen die größte. — Allerdings, ich hörte auch bei den Hegelianern Marheineke und Vatke, Neanders Antipoden, aber ohne große Befriedigung. Marheineke, den Nitzsch immer mit Hochachtung genannt hatte, war ein auch geistig altgewordener Mann, der mit großer, nur zuweilen von einem feststehenden Witz begleiteter Grandezza eine steife Theologie in Hegelschen Formen, vor allem in ewigen Dreitheilungen, vortrug. Zumal die „Praktische Theologie", die ich in diesem Winter bei ihm hörte, kleidete in diese Formeln und Dreitheilungen ein so widerstrebendes unpraktische Material, daß der leere Formalismus einer Logik, die sich stolz über die alte formale Logik erhob und als das immanente Gesetz alles Lebens gebärdete, mir schon daran aufgehen konnte. Weit geisteslebendiger war Vatke, ein noch in aufsteigender Entwicklungslinie befindlicher Docent von anregender Kraft und großer wenn auch kühler Klarheit. Aber die kleine Vorlesung über Geschichte der neueren Theologie, die ich bei ihm hörte, konnte mich wohl von den Thorheiten der preußischen Unterrichtsverwaltung, nicht aber von

der alleinigen Vernünftigkeit der Hegel'schen Methode überzeugen.

Und nun hätte ich mich allerdings über das berühmte System auch von einem Philosophen unmittelbar unterrichten lassen sollen, und ich hatte auch den guten Willen dazu. Noch war Berlin die Universität, an welcher nach einer spitzen Bemerkung Stahls in jedem Semester vierzehnmal „Logik und Metaphysik" und einmal Ethik gelesen wurde. Ich ging versuchsweise zu dem Solidesten jener vierzehn Diadochen, zu Gabler, den Hegel auf seinem Todtenbette für den einzigen erklärt haben sollte, der ihn verstanden, leider aber mißverstanden habe. Ich fand aber eine so trockene und abstrakte Begriffserörterung, der ich schlechterdings nicht nachrechnen konnte, daß ich nach vierzehn Tagen den Versuch aufgab, durch diese für mich ungangbare Thür in das Reich des reinen Denkens einzudringen, und mich lieber auf meinen Privatverkehr mit Hegelianern verließ. So blieb ich für meine Einführung in die Philosophie auf Schelling und Trendelenburg angewiesen, die beiden nicht-hegelschen Sterne. Es war der zweite Winter, daß der greise Schelling, wie ein philosophischer Messias und Erlöser von der Hegelei nach Berlin gerufen, seine „Offenbarungsphilosophie" vortrug. Noch war der weite Hörsaal so voll, daß man seinen bestimmten Platz mit Hülfe einer Karte in Anspruch nehmen mußte. Ich hatte den meinen unmittelbar hinter dem alten Steffens, dem anmuthigen Greise, der noch vor Wenigen seine phantasievolle Naturphilosophie vortrug und hier noch einmal zu seines Meisters Füßen sitzen wollte. Der Eindruck von Schellings Persönlichkeit und Lehrvortrag war allerdings ein bedeutender; im Unterschiede von seinem Antipoden Hegel beherrschte er in hohem Maße die Form, und zur wohlerworbenen Autorität kam eine trotz der siebzig Jahre noch ungebrochene Kraft. Mit leuchtenden blauen Augen unter dem reichen schneeweißen Haar, mit trotzigem Angesicht, wie ein alter Berggeist, stand er seiner

zum großen Theil feindseligen, Hegel'schen Zuhörerschaft gegenüber; wenn bei irgend einem scharfen Worte über ihren Meister diese Hegelianer tumultuirten, dann sagte der Alte ruhig: „Ich werde warten, bis das Getöse aufhört.“ Seine einleitenden Ausführungen über academisches Studium, über die Aufgabe der Philosophie, über sein eignes Verhältniß zu Kant, Fichte und Hegel — welch letzteren er nie beim Namen nannte, sondern nur als den „Nachgekommenen“ bezeichnete — waren wohlverständlich, anziehend, mitunter begeisternd. Insbesondere erinnere ich mich eines Ausspruchs, den er mit erhöhter Stimme dem schon damals sich regenden philosophischen Nihilismus entgegenwarf und der heute wieder bemerkenswerth genug ist: „Ohne Metaphysik besteht nicht nur keine Philosophie, sondern auch keine Religion, keine Tugend, keine Kunst; — das alles wäre verloren, wenn man an aller Metaphysik irre würde, — was ich aber für so unmöglich halte, als daß je das Affengeschlecht die Menschheit im Besitz der Erde ablösen werde.“ Auch die Unterscheidung einer „negativen“ und „positiven“ Philosophie, von denen jene die aprioristische Gedankenwelt, diese die Welt der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit entwickeln solle, erschien mir einleuchtend. Hernach aber, als wir an die „Potenzen“ kamen, ging mir der Athem des Verständnisses aus, und ich merkte nur, daß der dichterische greise Philosoph unter dem Titel „Offenbarungsphilosophie“ aus der stark autoritativ aufgefaßten Bibel ein gnostisches System herauslesen wollte, das nimmermehr in derselben enthalten war. Mein Heft, welches ich nach möglichst wörtlichen Nachschriften zu Hause ins Reine zu schreiben unternommen hatte, blieb unvollendet, und von Philosophie gelernt habe ich ohne Frage mehr bei Trendelenburg, dem außerhalb der herrschenden Strömung stehenden ernsten, nüchternen Denker, der zugleich Historiker und schon als solcher mir zugänglicher war. Die Geschichte der Philosophie, die ich bei ihm hörte, konnte ja, das Ganze von Thales bis Hegel um-

fassend, nur Skizze sein, aber Platon, Aristoteles, Spinoza und Kant wurden eingehend behandelt, alles in ächt historischem Styl, ohne gewaltthätige Construction. So empfing man hier die ahnende Erkenntniß, daß Philosophie ein ewig unfertiger Versuch sei, von den verschiedensten vermeintlichen Axiomen aus, wie Zeitstimmung und Individualität sie an die Hand geben, das Räthsel des Daseins zu lösen, — eine Schule des Denkenlernens und ein großes Stück Kulturgeschichte, aber keine Offenbarung der ewigen Wahrheit.

Wenn ich sage, ich konnte mich für die Kenntniß des Hegelschen Philosophirens auf meinen Privatverkehr mit Hegelianern verlassen, so denke ich vor allem an meinen lieben Freund Torstrick, der in dieser Art und Weise zu philosophiren lebte und webte. Er hatte mir, als wir uns in Berlin wieder begegneten, unter herzlicher Umarmung das Versprechen abgenommen, „die freie philosophische Entwicklung des Geistes nicht zu verachten", und so war er auch allezeit bereit, mich in das, was ihm als die Krone dieser Entwicklung erschien, in der mir faßlichsten Weise einzuführen. Er besaß das mir abgehende Talent formal-philosophischen Denkens in seltenem Maße; die abstractesten Studien machten ihm keine Noth, wie er denn auch nachher als Gymnasialprofessor in seiner Vaterstadt Bremen ein gründlicher Aristotelesforscher geworden ist. Aber so wenig ich in dieser Richtung mit ihm wetteifern oder auch nur ihm nacheifern konnte, — an ihm gerade lernte ich die Selbsttäuschung der Hegel'schen Methode noch gründlicher kennen als an dem alten Marheineke. Torstrick trieb mit treuem Fleiße auch positive Studien, Philologie, Geschichte, Volkswirthschaftslehre; aber seine Philosophie that ihm den bösen Zauber an, die Thatsachen nie einfach auf ihn wirken zu lassen, sondern sie ihm in luftige dialektische Constructionen zu verflüchtigen, wobei sie nicht nur ihre Frische und Unmittelbarkeit verloren, sondern auch sachlich verändert und möglicherweise in ein ganz falsches Licht gerückt

wurden. Auch ihm war das Christenthum eine liebenswürdige Antiquität, heute in unaufhaltsamer Selbstauflösung begriffen, und nur noch für diejenigen genießbar, welche unfähig, sich in den Aether des reinen Denkens zu erheben, in der niederen Atmosphäre der religiösen Vorstellung verharrten. Und da in der hegelisch construirten Religionsgeschichte das spätere Gebilde immer das höhere sein mußte, so stand a priori fest, daß schon der Islam das Christenthum irgendwie überflügelt hatte. Eines Tages überraschte mich mein Freund mit einem geschichtsphilosophischen Aufsatz, in welchem das Judenthum als die „Religion des Vaters", das Christenthum als die des Sohnes, — und der Islam als die des heiligen Geistes zurechtgerückt war! Noch in Berlin aber sollte ich auch den ehrlich eingestandenen Schiffbruch Hegel'scher Orthodoxie bei meinem Freunde erleben. Eines Morgens kam er zu mir in sichtlich tiefer Niedergeschlagenheit, mit verweinten Augen nach schlafloser Nacht: als ich in ihn drang mir zu sagen, was ihm widerfahren sei, eröffnete er mir, es sei ihm klar geworden, daß es mit der Hegel'schen Philosophie, an die er so fest geglaubt, dennoch nichts sei. Denn wenn, wie das der Grundgedanke des Systems sei, in Hegel die ewige Vernunft, die Gottheit, zu sich selbst, zum Selbstbewußtsein gekommen sei, dann sei ja die Weltgeschichte am Ende, und keine andere Perspective der Zukunft, als etwa ein Zurücksinken unsrer ganzen Cultur in chaotische Barbarei, um den ganzen Proceß wieder von vorn anzufangen, und so weiter in schlechter Unendlichkeit. Er habe diese vernichtende Folgerung einem Kreise philosophischer Gesinnungsgenossen vorgelegt und sie hätten nur schlechte Ausflüchte vorzubringen gehabt. Mit diesem Durchbruch kritischer Erkenntniß war jedoch mein armer Freund mit nichten aus den Fesseln Hegel'scher Dialektik erlöst. Vielmehr die Gewöhnung in ihren Kategorieen zu denken und alles Lebendige denselben zu unterwerfen, war ihm so zur andern Natur geworden, daß an ihm das Goethe'sche Wort: „Ich sage

dir, ein Kerl, der speculirt, Ist wie ein Thier auf dürrer Haide, Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, — Und rings umher ist grüne Weide" sich auch weiterhin bewährte. Glücklicherweise war sein Herz nicht mit dem Verstande gefangen, und so hinderte ihn die im System bekanntlich zu kurz gekommene Ethik nicht, ein treuer, liebevoller, selbstloser Freund und überhaupt im Leben ein Christ zu sein.

Aber die philosophische Zeitströmung umbrandete mich in noch ganz anderer Weise als in Gestalt der Torstrick'schen Dialektik; sie berührte mich gleichzeitig als quasi-religiöse Lebensmacht, als förmliches Lebensprincip einer bedeutend angelegten Persönlichkeit. Gleich in den Anfängen meines berliner Aufenthaltes war ich mit einem älteren Studenten Ernst Ackermann aus Lübeck bekannt geworden. Burkhardt kannte ihn oberflächlich, suchte aber seinen näheren Umgang nicht, weil er ihm „unheimlich" war. Wir saßen selbviert in einem stillen Gastzimmer nach dem Abendbrod; Burkhardt und Hermann Schauenburg waren eingeschlafen; ich aber gerieth mit meinem Gegenüber, einem jungen Manne mit wildem schwarzem Haar, dunkeln funkelnden Augen und bleichen etwas schmerzlichen Gesichtszügen in ein anziehendes Gespräch über Literatur, in dem wir einander wohlgefielen. Da wir uns in den Vorlesungen von Marheineke und Vatke wiederbegegneten — Ackermann war wie ich Theologe —, so fingen wir an, uns einander zu besuchen, und durch mich wurde er auch mit meinen Freunden vertraut. Ein reichbegabter, aber von einem dämonischen Genius getriebener Mensch, der im Pantheismus lebte und webte. Nicht als hätte er als Theologe sich einseitig an die Hegel'sche Schule gehalten; in aufrichtigem Suchen nach innerlich befriedender Wahrheit hatte er nach Schleiermacher wie nach Hegel gegriffen; auch Nitzsch zog ihn an. Aber sein innerstes Wesen schien ihn in den Zauberkreis einer Weltanschauung zu bannen, in der ihm alles Natürliche und Menschliche, das aus der Tiefe in die Höhe

loderte, als das wahrhaft und einzig Göttliche erschien und der Gegensatz des Heiligen und Sündigen in den bloßen Gradunterschied des Edleren und Gemeineren zerrann. „Mit Ackermann, schrieb mir Freund Wolters ein Jahr später, ist es durchaus ein anderes Verhältniß als mit unserem lieben Torstrik: an diesen ist seine Richtung nur von außen herangekommen; — Ackermann, glaube ich, hätte seine Denkart aus sich selbst entwickelt, auch wenn sie nicht die große Geltung in der Zeit gehabt hätte.“ Mehr philosophischer Dichter als Denker, ergriff er mit leidenschaftlicher Glut den geistig-sittlichen Gehalt des modernen Lebens, aber vor allem von der Seite des Unheimlichen, Problematischen, Abgründigen. Eine Reihe von Novellen, denen man es anfühlte, daß sie in ruhelosen Nächten rasch entstanden waren, erinnerten an die krankhaft phantastische Manier E. T. A. Hoffmann's, überragten dieselbe aber durch den ernsten geistigen Gehalt, indem sie große psychologische, ethische oder religiöse Probleme verhandelten, sich in alle Abgründe menschlichen Denkens und Wollens vertieften. Als der ziemlich einsame und in dieser Vereinsamung unglückliche Mensch Vertrauen zu uns gefaßt hatte, lud er uns auf einen Abend in den Weihnachtsferien zu sich ein und las uns einige dieser Novellen vor. Geistvolle Conceptionen waren in denselben mehr rhetorisch als plastisch, aber doch mit mächtiger Phantasie ausgeführt; mit speculativen Anläufen auch in das problematische Jenseits hinüberzugreifen wechselte eine starke erotische Glut, für welche der Dichter, der durchaus reinen Wandels war, in der Dichtung offenbar einen Blitzableiter gesucht hatte; das Ganze ähnelte, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, schon wesentlich den naturalistischen Stürmern und Drängern von heute. Mit einem aus Bewunderung und Grauen gemischten Gefühle schieden wir in später Nacht; als wir auf der Brücke am Schiffbauerdamm uns trennten, sagte Burkhardt: „Wir werden einmal sagen, daß wir ihn gekannt haben.“

Ich weiß nicht, was eigentlich diesen geistvollen und friedlosen Menschen zu mir, dem viel Jüngeren und Unreiferen, dazu Andersgerichteten hinzog; ich vermuthe, es war die Friedsamkeit und Sonnenhelle, die im Vergleich mit ihm in meinem Leben waltete. Zum Proselyten wollte er mich nicht machen, und in die Hegel'schen Schulbegriffe war er durchaus nicht eingemauert. Wir verdankten ihm die Kenntniß der geistreichsten Verspottung des Hegelthums, die vielleicht existirt, des heute ganz vergessenen, aber auch damals wenig beachteten aristophanischen Lustspiels „die Winde", das gegliedert nach den drei Kategorieen des An sich, Für sich und An und für sich die Hegel'sche Idee, Dialektik und Schule zum Spiel eines wahrhaft poetischen Witzes macht; er las es uns eines Tages mit innerstem Vergnügen vor. Ueberhaupt aber stritten sich die lichten und die dunklen Geister noch um seine Seele; er klagte mir eines Tages, daß alles, was zu den Grundlagen des Lebens gehöre, ihm ein Doppelangesicht zeige, so daß er zu keiner gefesteten Ueberzeugung kommen könne. Aber in seinen Gedichten, die er mir je und je vorlas und die zu leidenschaftlich waren, um schön zu sein, loderten fast nur die Flammen des Umsturzes, des gesellschaftlichen und des religiösen. Nur Ein Heiliges war hier aufrecht geblieben, — das Andenken an die verstorbene Mutter. Der ganze Mensch lag in dem an diese Mutter gerichteten Verse

Gäb's einen Himmel, so wär' er für dich!
Gäb's eine Hölle, so wär' sie für mich!

Aber dem Dichter gab es weder Hölle noch Himmel. In einem längeren, am Grabe der Mutter empfundenen Gedicht war der Verzicht auf jenseitiges Wiedersehen, auf persönliche Unsterblichkeit feierlich ausgesprochen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die Auseinandersetzungen zwischen christlicher und pantheistischer Weltanschauung, deren unser Verkehr voll war, sich gerade auf diesen Punkt zuspitzten. Er bedrängte mich mit seinen vermeint-

lich stärksten Gründen: daß das zeitliche Menschenleben eine Curve sei, die nicht über sich hinausweise, sondern wie sie mit der Imbecillität angehoben, so auch in die Imbecillität auslaufe; daß mit dem Leibesleben auch das Geistesleben, auf dessen Selbständigkeit ich mich berufen, altere und verfalle. Ich wußte ihm damals noch nicht zu erwidern, was ich ihm heute erwidern würde: daß dies vermeintliche Verfallen des Geisteslebens doch nur das Brüchigwerden der Zusammenhangsfäden sei, welche den inwendigen Menschen mit dem Mutterschooße der Sinnenwelt verknüpfen, während er selbst, unversehrt, ja wachsend bis zuletzt, einem Ausgeborenwerden in eine höhere Welt entgegenreift. Gleichwohl stieß der Pantheismus bei mir hier gerade auf einen unüberwindlichen Widerstand. Die Undenkbarkeit, daß die Persönlichkeit sich selbst verliere, die Unendlichkeit der geistig-sittlichen Lebensaufgabe, die keiner im Diesseits vollkommen löst, dazu das Postulat der Liebe, die ohne ein ewiges Wiederhaben die unglücklichste aller Illusionen wäre, — das alles blieb durch die Argumente meines philosophisch überlegenen Freundes in mir unwiderlegt. Im Uebrigen befand sich, wie bei einer solchen geistigen Atmosphäre begreiflich genug, meine christliche Ueberzeugung im stärksten Wellenschlag; wenn ich auch, wie mein Tagebuch mir zeigt, auf landläufige Einwendungen gegen das Christenthum ganz guten Bescheid wußte, so war ich doch meiner Sache innerlich nichts weniger als gewiß.

Bei alledem, ein geistig reicheres, vielseitiger anregendes Leben, als dieser berliner Winter dargeboten, konnte der Neunzehnjährige nicht führen, und wenn dabei der Sturmwind der Zeit etwas durch die Segel der Seele ging, so muthete auch das an, wie dem Seemann das Herz wächst beim Eintritt bewegter See. Es war eine herzbewegende Schlußfeier des Winters, als Burkhardt, der nun von dem geliebten Deutschland scheiden mußte, um in Paris seine kunsthistorischen Studien fortzusetzen, uns zum letztenmale auf seine Stube zusammenbat.

Als ihm schließlich in unser aller Namen Wolters unseren Dank aussprach für alles, was wir an ihm und durch ihn gehabt, brach er in Thränen aus, wollte dem einen dies, dem anderen jenes abbitten und redete herrliche Worte über Deutschland und deutsche Freunde. — Es wäre uns schwer gewesen, nach diesem Abschied die Ferien in dem für uns verarmten Berlin zu verbringen, aber Freund Wolters bedurfte auch dringend einer Luftveränderung; er hatte fast den ganzen Winter gekränkelt und uns ernstliche Sorge gemacht. So beschlossen wir zwei, da unser beider Heimath zu ferne lag, für die Ferienzeit nach Dresden überzusiedeln, wo wir uns einen zeitigeren Lenz, Kunstgenüsse, einen Ausflug nach Prag und daneben Ruhe und Stille zu einiger Arbeit versprechen durften. Wir hatten beide während des Winters etwas für unsere Kräfte Großes vorbereitet, zwei ernstliche Monographieen für Neanders Seminar, Wolters eine Geschichte der Wiedertäufer im 16ten Jahrhundert, zu der er in seiner niederrheinischen Heimath allerlei rares Quellenmaterial gesammelt hatte, ich eine Geschichte des Papstes Nicolaus I, auf den ich durch Kinkels Trauerspiel „Lothar" geführt worden war. Ich hatte den Winter durch neben allem Anderen fleißig Quellen studiert, fränkische Chronisten, byzantinische Historiographen, Papstbriefe u. s. w. gelesen, in den Hinkmar, den Photius und selbst den Pseudoisidor Blicke gethan, und ohne andere Hülfe, als welche Plank's „Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung", darbot, das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit und bewegten Zeit aus den Quellen herausgearbeitet, so weit, daß nur noch der letzte, genußreichste Theil der Aufgabe, die künstlerische Gestaltung des gewonnenen Materials übrig blieb. Ungefähr ebensoweit war Wolters mit seinem Unternehmen, und so gingen wir mit gutem Gewissen und froher Erwartung in die Ferien. Wir fuhren am 29ten März von dem noch ganz winterlichen Berlin ab, und wandelten gegen Abend im dresdener Zwinger und auf der Brühl'schen Terrasse schon zwischen grünenden Büschen.

Erquicklichere Ferientage nach dem immerhin aufregenden und ermüdenden berliner Winter ließen sich nicht denken. Wir waren zu zweien allein, und wir genügten uns. Mein Freund, der mir im späteren Leben von allen der nächste, vertrauteste werden sollte, war gerade in dieser Stille am besten zu genießen. Ein selten tief und reich angelegter Mensch, geistvoll und herzensfromm, aber von Kränklichkeit und Kümmernissen gedrückt, versank er leicht in eine passive Schwermuth, aus der meine lebhaftere und fröhlichere Art ihn aufzustacheln hatte; nun aber in unserem trauten Selbander ging er mehr aus sich heraus, ja genas zu einer Lebensfreudigkeit, wie er sie ich glaube bis dahin nicht gekannt. Wir führten mit einander ein nach unseren Begriffen geradezu ideales Dasein. Wir waren im „Großen Rauchhaus" abgestiegen, einem uns empfohlenen Studentenquartier, und da wir für einen fünfwöchentlichen Aufenthalt an eine Privatwohnung dachten, machte uns der freundliche Wirth so billige Bedingungen, daß wir gern bei ihm verblieben. Da saßen wir denn in einem für unsere Maßstäbe eleganten Wohnzimmer früh morgens behaglich beim Frühstück und lasen uns eine Stunde aus Immermanns Memorabilien oder sonst einem guten deutschen Buche vor. Dann gings an unsere wissenschaftliche Arbeit, der jeder still für sich ein paar Stunden widmete. Gegen Mittag wurde eine von den dresdener Sehenswürdigkeiten besucht oder, da die Gemäldegalerie noch winterlich geschlossen war, ein Gang nach dem Zwinger oder nach der Elbbrücke mit ihrem Blick auf die blauen Berge gethan. Am Nachmittag aber, nachdem die Arbeit wieder etwas gefördert worden, ward ein weiterer Spaziergang gemacht, nach dem Waldschlößchen hinaus oder nach einem anderen ländlichen Zielpunkt, wo wir dann unser Abendbrod nahmen. In besonders strahlender Erinnerung ist mir ein solcher Spaziergang geblieben in den Plauener Grund, der damals von Fabriken noch unbehelligt in unmittelbarer Nachbarschaft der Großstadt ein Idyll

unversehrter lieblicher Naturwildniß darbot. Es war der erste volle Frühlingstag; ein Weg durch Wald und Wiese, eine malerische Schlucht mit Felsabhängen, ein schäumender Bach und Wasserfall, an den Abhängen die ersten Veilchen, Primeln und Anemonen, über den Pfad hingaukelnde Citronenfalter, — welch ein Becher der Erquickung für junge Herzen nach einem Winter in dem naturarmen Berlin! Inmitten aller dieser Herrlichkeit lag ein sauberes Wirthshäuschen; auf dem Balkon desselben wurde uns ein trefflicher Landwein kredenzt; da saßen wir, bis die Nacht herabdämmerte, in heller Jugend- und Frühlingslust, in ernst-fröhlichem Austausch über die innerlichen Ergebnisse des berliner Semesters, und schlossen mit einer herzlichen Neubesiegelung unsrer Freundschaft. Nicht minder schön war der Heimgang durch die gestirnte Frühlingsnacht; wir verirrten uns ein wenig und kamen durch einen Friedhof an ein stilles Pfarrhaus, hinter dessen geschlossenen Läden eine leichte Hand Clavier spielte; wir lauschten und malten uns in unsrer Phantasie das Bild des holden Pfarrtöchterleins, das da drinnen phantasirte. Ein Jahr später habe ich die Eindrücke dieses Abends zum Motiv eines Gedichtes gemacht, um dessen Erfindung und Formgebung mich Kinkel fast beneidete, und das er sich ausbat, um es einem von ihm herauszugebenden Rheinischen Jahrbuch einzuverleiben.*)

Nach drittehalb Wochen, die unsre Ausarbeitungen gut gefördert hatten, ergriffen wir den Wanderstab zu unsrer Reise nach Prag. Wir wanderten durch die kühlen Wäldchen und grotesken Felsgebilde der sächsischen Schweiz, genossen von der Bastei herab den schönen Blick, der uns ein wenig an die geliebte Rheinlandschaft erinnerte, und erklommen den großen Winterberg, auf dem wir uns verirrten und bei einbrechender Dämmerung schon auf ein Nachtquartier im Freien gefaßt waren, als wir zu desto größerer Freude die am Gipfel gelegene wirth-

*) „Eine Lenznacht", Blüthenstrauß S. 37.

liche Zuflucht entdeckten. Vom Prebischthor niedersteigend überschritten wir, nicht ohne hochnothpeinliches Paßexamen, die östreichische Grenze und fuhren in einem „Stellwagen" in anderthalb Tagen nach Prag. Die Fahrt ging über das Schlachtfeld von Kulm; in dem Kurort Teplitz wurde übernachtet. Am anderen Tage, da wir in der Mittagspause bei Tisch saßen, warf ich die laute Frage in die Gesellschaft, ob's hierzulande noch Hussiten gebe. Da stand am andern Tisch ein würdiger Mann auf und sagte: Ja, ich bin einer. Es war ein evangelischer Pfarrer, der sich freute, deutsche Theologen seines Bekenntnisses zu finden; er verständigte uns, daß man in Böhmen die einheimischen Protestanten bis heute Hussiten nenne. Er war auf einer Collectenreise für seine Gemeinde, deren Schulhaus halb eingestürzt war, und ich verschaffte ihm hernach aus Frankfurt durch eine Darstellung der Verhältnisse einige Beihülfen, aber nicht ohne daß der gute Mann wegen meiner Mittheilungen in einem frankfurter Localblatt seitens seiner Regierung zur Rede gestellt ward; — so gut war damals der östreichische Spionendienst in Deutschland organisirt! Wir verdankten dem Pfarrer in Prag einen guten, billigen Gasthof, und nun begann ein viertägiges Durchbetrachten der merkwürdigen und fremdartigen Stadt, die unserem historischen Sinne die reichlichste Nahrung bot. Wir suchten die altberühmte Universität auf, in deren Hofe der griechisch beschriebene Denkstein eines Paläologen uns auffiel; desgleichen den Judenfriedhof mit seinen uralten Grabsteinen und hebräischen Inschriften. In den Kirchen, namentlich im St. Veitsdom war ein gutes Stück spätmittelalterlicher Geschichte vor Augen gestellt; vor allem die Gräber der großen böhmischen Könige, eines Ottokar und Georg Podiebrad; „wenn die Habsburger aussterben, sagte der freundliche alte Küster, der sie mit nationalem Stolze uns zeigte, dann dürfen wir Böhmen uns wieder einen König wählen"; — „sie sind aber, fügte er wehmüthig hinzu, an die neunzig Köpf'". So spürte man überhaupt leise die keimende

nationale Sonderbewegung; in der Bibliothek wurde uns ein Bildniß von Johann Huß mit vielsagender Ehrfurcht gezeigt. Freilich, viel ostensibler waren die Reliquien seines mythischen Doppelgängers, des Brückenheiligen Johann Nepomuk, der heute sammt allem, was man von ihm zeigt, als Jesuitendichtung erwiesen ist, durch welche das Bild Hussens aus dem Volksherzen hat verdrängt werden sollen. Von den vorreformatorischen Erinnerungen gingen wir über zu denen des dreißigjährigen Kriegs. Wir besuchten den hochgelegenen Hradschin jenseits der Moldau, traten in das alterthümlich erhaltene Zimmer, an das historische Fenster, woselbst das gewaltthätige Hinauswerfen der kaiserlichen Commissarien den furchtbaren Krieg entzündete. Und in dem schönen Brückenthurm zwischen Altstadt und Kleinseite erblickten wir noch die schwedischen Kugeln, mit denen Graf Königsmark dreißig Jahre später unter den Westphälischen Frieden das Punctum gesetzt hatte. Vor allem fesselten uns die Erinnerungen an Wallenstein. Im Speisesaal seines Palastes war er selbst als Gott Mars an die Decke gemalt, ein bleicher Stern über seinem Haupte; ein paar Blumen aus seinem anstoßenden Garten, mit Gedenkzettelchen von Wolters' Hand, liegen noch in meinem Tagebuch.

Als wir, erfüllt von diesen Eindrücken, nach Dresden zurückkamen, war nicht nur der Frühling voll aufgeblüht, sondern auch die Gemäldegalerie endlich und täglich geöffnet. Ihr Besuch wurde nun die letzten acht Tage hindurch unser Hauptgenuß. Weniger vielseitig in kunsthistorischer Beziehung als die des berliner Museums, überragt sie dasselbe bekanntlich weit an Prachtstücken aus der Glanzzeit der Malerei, dem 16ten und 17ten Jahrhundert, und wir hatten in Berlin wenigstens soviel gelernt, um mit einigem Verstand hier in die Fülle des großartig Schönen zu versinken. Die erhabene Sistinische Madonna, neben ihr die rührend mütterliche nach Holbein, Titians Zinsgroschen, die prachtvollen Rubense und van Dyks, dazu die un-

zähligen Wouwerman's prägten sich unvergeßlich ein, und unerachtet unserer bescheidenen Geldverhältnisse konnten wir es uns nicht versagen, aus der Hanfstängel'schen Copieensammlung jeder ein großes Kunstblatt als Andenken zu erwerben. — Fast hätten diese Geldverhältnisse den einzigen Schatten in unser vollkommenes Ferienglück hineingeworfen. Durch die Schuld der östreichischen Post, die in Prag von mir einen Brief bestens angenommen und dann, weil er unfrankirt war, liegen gelassen hatte, blieb eine erbetene und sicher erwartete Geldsendung von Frankfurt aus, und da wir am 4ten Mai zur Eröffnung des Neander'schen Seminars in Berlin sein mußten, um unsre Arbeiten rechtzeitig einzureichen, so sahen wir uns bei unsrer Abreise in der peinlichen Lage, die bescheidene Rechnung unsres freundlichen Wirthes nicht vollständig decken zu können. Wir nahmen diese Verlegenheit, die einzige solche, die mir in meinem Studentenleben begegnet ist, tragischer als nöthig war. Wir boten unserem Wirthe an, unsre Koffer als Pfand zurückzulassen; er aber hatte ein gutes Zutrauen zu uns gewonnen und nahm das nicht an, sondern ließ uns gutes Muthes nach Berlin zurückkehren, wo unsre Freunde uns sogleich in Stand setzten unsrer Verbindlichkeit zu genügen.

Mit unsrer Rückkehr von dem schönen Dresden, dem ein schwungvolles Abschiedsgedicht gewidmet ward, fühlten wir uns wie aus einem stillen Hafen in ein stürmisches Meer zurückgeworfen. Die gewitterschwüle Luft, welche fühlbar auf den preußischen Verhältnissen lag und auf deren Bedenklichkeit der feinfühlige Burkhardt noch bei seinem Abschied mich aufmerksam gemacht hatte, schien einen Wetterstrahl in unseren Kreis entladen zu wollen. Unser burschenschaftlich-demagogisch angehauchter Freund Schauenburg, der Mediciner, war mit Anderen wegen „politischer Umtriebe" verhaftet worden. Die schon in Dresden an uns gelangte Nachricht hatte uns sehr erschreckt; nicht als hätten wir unserm Freunde, der in diesen Dingen mit einem

uns fremden Kreise seine eigenen Wege ging, etwas Schlimmeres zugetraut als ein paar burschikose Phantasieen; aber wir erinnerten uns der maßlosen Verfolgungssucht, welche unter Friedrich Wilhelm III gegen solche jugendlichen Thorheiten gewüthet hatte, und waren um den Verhafteten und seine Zukunft ernstlich besorgt. Auf seinen Wunsch wendete ich mich an Bettine, die ja mit solchen Regungen sympathisirte und sich andererseits rühmte, allezeit beim Könige Zutritt zu haben, damit sie sich für den Bedrohten verwende. Aber da machte ich eine seltsame Erfahrung. Die phantastische Dame wünschte interessante Geständnisse des Verhafteten, und da diejenigen Geständnisse, welche Schauenburg ihr ehrlicherweise machen konnte, ihrer hochfliegenden Vorstellung von einem Verschwörer nicht entsprachen, so verlor sie das Interesse und that nichts. Glücklicherweise war das auch nicht nöthig; das Universitätsgericht nahm die Sache als jugendlichen Unverstand, und Schauenburg wurde nach einigen Wochen freigelassen. Er behauptete sogar, der Rector — es war der allerdings zu den politisch Mißvergnügten gehörende Friedrich v. Raumer — habe bei seiner Entlassung gegen ihn geäußert: was er — Schauenburg — gesagt, das dächten ja in Preußen alle vernünftigen Leute.

Ernstlicher als die mir doch fernliegende politische Zeitfrage trat die philosophisch-theologische von neuem an mich heran. Die neuen Vorlesungen, welche ich hörte, waren Marheineke's Dogmatik, Vatke's Alttestamentliche Theologie und Religionsgeschichte und Stahl's Kirchen- und Eherecht. Davon war die letztere für die Entwicklung meiner Denkart allerdings unerheblich; sie führte mich nur sehr harmlos etwas in juristisches Denken ein. Stahl war damals noch nicht der geistreiche Führer der Reaction, welcher der Wissenschaft Umkehr predigte und die rückläufigen Bestrebungen in Staat und Kirche mit glänzender Sophistik vergoldete, sondern er war noch der gemäßigt liberale Rechtslehrer, der trockene Materien in ansprechendem freien Vor-

trag lebendig machte. Auch in seinem Hause, zu dem ich vermöge einer Empfehlung Zutritt hatte, wurde weder politisirt noch philosophirt, sondern unter Mithülfe seiner liebenswürdigen Frau, welche auch in Berlin ihrer bayrischen Mundart treu geblieben war, gemüthlich geplaudert. — Dagegen forderten die Vorlesungen von Marheineke und Vatke eine schließliche Entscheidung über die ganze in ihnen waltende Art, die Theologie auf die herrschende Zeitphilosophie zu begründen. An Marheineke's Dogmatik zog mich anfangs die größere formale Klarheit an, die sie vor Nitzsch vorauszuhaben schien; bald aber ward ich ihrer Dürre und Zweideutigkeit inne. Hinter orthodoxen Worten versteckten sich hier die mark- und blutlosen Hegel'schen Begriffe, welche einen darüber völlig im Dunklen ließen, ob man mit geistigen Realitäten oder mit leeren Formeln und Hirngespinnsten zu thun habe. So konnte Marheineke stundenlang über den Teufel hin- und herreden und mit großem Pathos betonen, daß derselbe „kein Wesen, vielmehr ein Unwesen, nämlich das Unwesen schlechthin" sei; aber ob es nach ihm einen Teufel gebe oder nicht, erfuhr man nicht; — wenn man nicht etwa seine Schlüsse aus dem feierlich hinzugefügten Witz ziehen wollte: — „So, wie wir sagen: das Polizeiwesen ist ein wahres Unwesen". Was Marheineke gegen Strauß und dessen grundstürzende Christologie zu sagen hatte, war herzlich wenig, und ein lebendiger Gott trat einem in dieser Glaubenslehre nirgends entgegen, so ehrlich es auch der alte Mann meinen mochte, wenn er sein Hegel'sches „Reich der Wahrheit" das Reich Gottes nannte. — Dagegen ging Vatke offen und kritisch-frei mit der Sprache heraus. Hier wurde nicht nur die Graf-Wellhausensche Ansicht vom Alten Testament, welche später so großes Aufsehen gemacht hat, die Umstellung von Gesetz und Propheten in Propheten und Gesetz, bereits lange vor Graf und Wellhausen vorgetragen, sondern diese historisch-literarische Kritik ruhte auch eingestandenermaßen auf einem religionsphilosophischen

Grunde. In dieser religionsphilosophischen Grundlegung wurde zwar eine göttliche Transscendenz und Immanenz unterschieden, aber zwischen dieser Immanenz, als dem allgemeinen göttlich-weltgeschichtlichen Entwicklungsproceß, und der besonderen biblischen Gottesoffenbarung ein wesentlicher Unterschied nicht gemacht. Wohl wurden in dem allumfassenden Offenbarungsproceß der Weltentwicklung gewisse Höhenpunkte anerkannt, in denen die allgegenwärtige Wahrheit in besonderer Form, „auch in der Form der Wahrheit" herausgetreten sei, — die alt- und neutestamentliche Religion; aber ein reeller Unterschied von Weltgeschichte und Heilsgeschichte, von natürlichem Vernunftlicht und übernatürlicher Erleuchtung wurde ausdrücklich abgelehnt. So hochachtend ich dem ausgezeichneten, nach Vermittelung von Christenthum und Philosophie ringenden Docenten folgte, so gab ich mich doch über die Tragweite seiner Grundanschauung keiner Täuschung hin. „Obwohl dies bei Vatke ein Zurücklenken zu christlichen Ideen ist, schrieb ich in mein Tagebuch, so ist doch auch auf diesem Standpunkte das positive Christenthum abgethan. Die Philosophie wäre unsre Religion; der Mensch nichts als Glied in der Kette der allgemeinen Offenbarungsentwicklung; er vollendete seinen Zweck im Diesseits. Der väterliche Gott, der Heiland mit seiner erlösenden Liebe, die persönliche Vollendung in einer höheren Welt fielen weg." — So auf dem Wege meiner Studien auf des Tempels Zinne geführt, empfand ich es als meine Pflicht, das Christenthum vor allem nach seinen Selbstzeugnissen zu fragen und dann den Stimmen der Hegelschen Gnostiker gegenüber doch auch die der Apologeten zu hören. Ich begann für mich, die Evangelien ohne Commentar, synoptisch zu studieren. Daneben griff ich zu Neanders „Leben Jesu", das mich aber in keiner Weise befriedigte. Dann zu Ullmann's „Sündlosigkeit Jesu", und diese treffliche, wenn auch keineswegs einwandfreie Schrift führte mich zuerst darauf, daß die ganze Frage nach der Wahrheit des Christenthums nicht von allge-

meinen Ideen und Speculationen, sondern von der Untersuchung der Thatsache aus angefaßt sein wolle; sie gab mir die erste Zuversicht, daß dieser Weg mit nichten einen Bruch mit der Wissenschaft bedeute, sondern zu einer ächteren und zuverlässigeren Erkenntniß zu führen im Stande sei. Als Ullmann seinen Dienst gethan hatte, verlangte mich danach, einen größeren Zeugen zu hören: ich schaffte mir Schleiermachers Glaubenslehre an und widmete diesem großartigen und grundlegenden Werke tagtäglich ein bis zwei Stunden, indem ich jedesmal das Pensum des vorigen Tages noch einmal las, um es völliger zu verstehen. Da wehte eine andere Lebensluft als in Marheineke's Dogmatik, und eine neue theologische Welt ging mir auf.

Auch zu dieser neuen Wendung meines Entwicklungsganges kamen mir die Hülfen und Anregungen, die mir der academische Hörsaal schuldig blieb, aus meinem Verkehr mit Commilitonen. Neue Freundschaften waren im Anzug, unerwarteterweise aus dem Schooße des Neander'schen Seminars, welches mir seither zuweilen herzlich langweilig gewesen war. Gegen Mitte des Semesters kamen in demselben unsre in Dresden vollendeten Arbeiten zur Beurtheilung; sie erhielten von Neander ein nicht gewöhnliches Lob. Von der meinigen sagte er geradezu, sie sei vortrefflich nach Inhalt und Form; die einzigen Anstöße, die er hatte, waren einige Anklänge an Hegel'sche Geschichtsbetrachtung, über die mich mein wohlwollender Recensent seinerseits in Schutz nahm. Diese Urtheile Neanders und die Art und Weise, in der ich mich gegen andere Einwendungen des Recensenten vertheidigte, lenkten die Aufmerksamkeit einiger Koryphäen des Seminars auf uns seither schweigsamen Leute, und bald war die Kluft seitheriger wechselseitigen Zurückhaltung überbrückt. Es waren hier die Hauptelemente eines ähnlichen Freundeskreises wie der unsrige, der sich um Burkhardt geschlossen hatte, aber eines rein theologischen, an Neander angeschlossen und in entschiedenem Gegensatz gegen die Hegel'sche Strömung. An der

Spitze stand das alle anderen hochüberragende Freundespaar Hermann Rossel aus Aachen und Siegmund Rauh aus Berlin, beide bereits über die Studentenjahre hinaus und auf der Schwelle zum Licentiatenexamen und zur Docentenlaufbahn. Hermann Rossel eine schlanke Jünglingsgestalt mit edeln, fast hellenischen Zügen, die hernach, bei seinem frühen Tode, der ihm befreundete Bildhauer Hugo Haagen in Marmor festgehalten hat; ein schweigsamer, vornehm zurückhaltender Mensch von so überlegenem Wesen, daß gleichzeitig Neander und Schelling sich von diesem „princeps juventutis" die größten Dinge versprachen. Sein schriftstellerischer Nachlaß, ein paar feinsinnige kirchenhistorische Aufsätze, eine Preisarbeit über Schleiermacher'sche und Strauß'sche Kritik im Vergleich mit einander, deren Schlußbetrachtung ich nie ohne Bewunderung habe lesen können, und die Bruchstücke eines umfassenden, neue Bahnen eröffnenden Werkes über die Gnostiker sollten nachmals der theologischen Welt offenbaren, welch seltene Verbindung von historischer und speculativer Kraft hier das Größte versprach, während eine kleine Sammlung ganz eigenartiger Gedichte zugleich den vollendeten Schönheitssinn und eine ebenso tiefinnige wie freie christliche Weltanschauung bezeugte. Das stärkste Widerspiel und doch der vertrauteste Genosse dieses seltenen Menschen war Siegmund Rauh, das untersetzte, unordentliche, schelmische Kind Israels; überströmend von Geist, Witz, Beredtsamkeit, nur nicht im Stande in der Fülle seiner sprudelnden Hervorbringung Zucht und Ordnung zu halten; ein Mensch, wie berauscht von der Unerschöpflichkeit des geistigen Lebens, und darum ein Gegner aller begrifflichen Schablone. An diese beiden langte der dritte, der kleine schmächtige Ostfriese Wilhelm Bolhuis, nun zwar nicht heran; aber er behauptete neben ihnen mit einem gewissen Selbstgefühl sein Eigenrecht, das sich auf einen scharfen Verstand nicht minder wie auf eine gründliche theologische Bildung stützte. Bald waren diese neuen Freunde nicht nur mit mir und Wolters, sondern auch

durch uns mit Torstrick und Ackermann auf vertrautem Fuß. So groß war bei aller Grundverschiedenheit der Richtungen die Weitherzigkeit noch unfertiger Jugend, die wechselseitige Hochachtung vor Wahrheitsliebe und sittlichem Ernst, und die Anziehungskraft höherstrebender, ideal gerichteter Geister, daß von da bis ans Ende des Semesters der lebhafteste Austausch unter uns entstand; ein Austausch, so reich und ernst, so in die Höhe und in die Tiefe gehend, wie er schwerlich damals auf irgend einer deutschen Hochschule bestanden hat.

Die Anlässe und Gelegenheiten hiezu waren mannigfalt. Bald saßen wir zusammen, um den im Seminar noch immer getriebenen dunklen Plotin zu enträthseln, bald fuhren wir mit einander nach Charlottenburg, um im kleinen Hoftheater einer klassischen Aufführung beizuwohnen; bald lud uns Rauh aus Anlaß des von ihm gewonnenen theologischen Preises zu einem platonischen Gastmahl. Ich gedenke eines Sonntag-Nachmittags, an dem uns Bolhuis an Schleiermachers Grab führte; er stellte uns vor die Büste des wunderbaren Mannes, und wir fühlten aus dem Stein heraus den Blick seiner Augen, den frommen, freien, festen Blick in Gott und Welt. „Ach daß er noch lebte, rief unser Führer bewegt aus; die Anderen sind doch alle nur Epigonen!" Auch zu einem gewaltigen Volksprediger führten uns die neuen Freunde, zu Goßner in die böhmische Kirche. Mein Kirchenbesuch war in Berlin, wie schon zuletzt in Bonn durch Kinkels Schuld, ein spärlicher geworden; man hatte an den freien Sonntagmorgenden so oft etwas Andres zu thun, und eine Weihnachtspredigt von Ehrenberg hatte durch ihre geistlose Schablonenhaftigkeit mich geradezu abgeschreckt; selbst der wackere Jonas, mit dem wir's später versuchten, hatte uns kalt gelassen. Dagegen die originelle aus dem Stegreif sprudelnde Herzensberedtsamkeit des evangelisch-katholischen Goßner sprach uns an, und wir nahmen es ihm nicht übel, daß er, die studentischen Zuhörer gewahrend, anfing von dem jungen Saulus

zu reden, der mit seiner Collegienmappe zum Gamaliel gelaufen, ohne da das Rechte zu finden. Einen großartigen Eindruck machte uns die Art und Weise, wie der alte Mann eines Sonntags den eben erfolgten Tod eines königlichen Prinzen verkündete, der — wie damals mehrere Prinzen des königlichen Hauses — einen berüchtigten Lebenswandel geführt hatte. Mit einem „Da hat mir das Consistorium auch etwas geschickt, was ich vorlesen soll“, theilte er die byzantinisch-stylisirte Todesanzeige mit; dann fuhr er fort „Nun, König oder Bauer, das ist vor Gott einerlei“, führte den Gedanken des ohne Ansehn der Person stattfindenden Gottesgerichtes mit einigen Worten aus, und legte dann mit einem ablehnenden „Nun, Gott sei ihm gnädig“ den Zettel bei Seite.

Damals hatten Rossel und Rauh sich in dem nordwärts von Berlin gelegenen Dörfchen Weißensee eingemiethet, um in der Stille mit einander zu arbeiten; dorthin luden sie uns wiederholt ein. Es war in der That eine ländliche Einsamkeit, ein kleiner umwaldeter See; auf dem ruderte Hermann Rossel uns beim Sonnenuntergang schweigend umher. Dann wurde, gewürzt von überströmendem Scherz und Ernst, das ländlich einfache Mahl gehalten und zur Nachtruhe der Inhalt von zwei Betten unter Sieben vertheilt. Wiederum folgten sie unseren Einladungen nach Berlin, die sich drängten in dem Maße, als die schönen Tage der Gemeinschaft gezählt waren. Bei allen diesen Geselligkeiten kam der ungezwungene jugendliche Austausch immer wieder auf die ernstesten Probleme der Zeit und der Ewigkeit zurück: das Verhältniß von Glaube und Wissenschaft, Speculation und Erfahrung, logischem und ethischem Denken; — auch die Fragen von Staat und Kirche, Ehe und Erziehung, Gesellschaft und Socialismus wurden unermüdlich verhandelt. Eines Morgens nach einem solchen Zusammensein, da Rauh bei Torstrick zu Nacht geblieben war, sagte mir letzterer: „Das ist ein gewaltiger Mensch; wir haben bis früh vier Uhr mit

einander gesprochen; wir stehen auf Du und Du.“ Der Theologe hatte dem Philosophen mit überwältigender Beredtsamkeit vorgehalten, wie die Speculation niemals das warme Leben zu erfassen vermöge, ja wie sie die Energie des sittlichen Wirkens lähme, und hatte damit einen Punkt getroffen, auf dem Torstricks eigenes Lebensgefühl ihm Echo gab. In anderer Weise griff mir gegenüber Volhuis die Hegel'sche Position und zugleich Vatke's Vermittelung derselben mit der Theologie an. Er bestritt die Berechtigung, Sein und Denken in Hegels Weise congruiren zu lassen, machte gegenüber der construirenden und nivellirenden Speculation die übernatürliche Heilsthatsache geltend, welche als solche nicht wissenschaftlich zu erdenken, sondern religiös-sittlich zu erfahren sei und von der Wissenschaft nur negativ, durch Widerlegung natürlicher Erklärungsversuche, begründet werden könne; — ein Weg, auf dem sich eine von der Philosophie sachlich unabhängige Theologie ergab. Volhuis ist später von Schleiermacher zu Hengstenberg, dessen Gunst er schon damals genoß, übergegangen und hat sich in seinem späteren, auch einem frühen Ende zueilenden Leben von den alten Freunden abgewandt: damals war er mir ein werther Wegweiser aus der labyrinthischen Verschlingung von Theologie und Philosophie.

Schließlich mußte freilich jeder aus diesem Labyrinth sich seinen eignen Ausweg bahnen. Was mir aus allem berliner Hören, Sinnen und Verhandeln als Ergebniß reifte, war in Kürze dies. Die Hegel'sche Philosophie faßt den Weltproceß als puren göttlichen Denkproceß, den sie entsprechend nachzudenken meint, und sie faßt den Menschen lediglich als den Durchgangspunkt, in dem dieser Proceß sich vollzieht. Die Weltgeschichte aber ist kein blos logischer Proceß, sondern vielmehr ein ethischer, und der Mensch kein bloßes Denksubject, sondern er ist sittliche Persönlichkeit, und zwar werdende, unvollkommene, sündige. Als solche findet er in sich nicht blos ein logisches Vermögen, sondern ein religiöses Abhängigkeits- und

sittliches Freiheitsgefühl: beides das Zeugniß eines Gottes, der nicht blos logischer Geist, sondern absolute Persönlichkeit, das persönliche Ewig-Gute, mit anderen Worten heilige Liebe ist. Daß dieser Ewig-Gute sich dem Menschen offenbart, um ihn zu heiligen und so seiner ewig-seligen Gemeinschaft fähig zu machen; daß er seine Liebes- und Lebensfülle hineinlegt in ein geschichtliches Ebenbild seines Wesens, in eine urbildlich-menschliche Persönlichkeit, in deren auf wechselseitiger Hingabe beruhender Gemeinschaft wir allein unsre ewige Bestimmung zu erreichen vermögen, das ist vom Standpunkt religiös-sittlichen Denkens aus vollkommen vernunftgemäß, wenn auch die Gewißheit hiervon nicht durch aprioristisches Denken, sondern nur auf dem Wege innerer Erfahrung zu gewinnen ist. Es gibt überhaupt kein „reines Denken", wenn man nicht ein rein formales Denken darunter verstehen will, sondern unser Erkennen ist, je höher es greift, um so mehr ethisch mitbedingt; unsere Weltanschauung ist immer der Spiegel unsrer innersten Willensrichtung, unsrer Gesinnung. — Mit diesen Erkenntnissen war mein Christenthum, an welchem ich mit dem Herzen immer festgehalten hatte, wie auch die Verstandeswellen mich schaukeln mochten, in seinen Grundzügen vor meiner Vernunft gerechtfertigt und so die Grundlage einer von der Zeitphilosophie nicht weiter zu gefährdenden Theologie gewonnen.

So hatte das berliner Studienjahr mir in der That, wenn auch in schwachen Anfängen, die ersehnte religiös-theologische Klärung gebracht. Aber wie weit war ich damit abgebogen von den Wegen meines schwärmerisch verehrten bonner Lehrers und Freundes, der sich in derselben Zeit in entgegengesetzter Richtung fortentwickelt hatte. Ich war mit Kinkel und dem Kinkel'schen Kreise ununterbrochen in lebhaftem Verkehr geblieben, und hatte nicht nur nach Kräften Beiträge in den „Maikäfer" und zum Stiftungsfeste geschickt, sondern auch von meinen Eindrücken und Erlebnissen eingehende Rechenschaft gegeben; ich hatte ebenso von

Kinkel und von Johanna fortgehend vertraute Briefe erhalten. Im Frühling war Johanna bei einem mit Kinkel befreundeten Geistlichen zum evangelischen Bekenntniß übergetreten; bald darauf hatten die beiden ihren Hausstand begründet, den hauptsächlich sie mittelst ihrer Gesangstunden erhielt; die öffentliche Meinung begann sich mit dem anstößig gefundenen Bündniß auszusöhnen und alles schien gut werden zu wollen. Im Auftrag eines den beiden wohlwollenden und mit dem Kultusministerium in Zusammenhang stehenden berliner Professors hatte ich damals an Kinkel den vertraulichen Rath zu schreiben, er möge den Gegensatz gegen die bonner Facultät, welche fortfahre ihn zu einer Beförderung außerhalb Bonn's zu empfehlen, nicht unnöthig verschärfen; auch darauf Bedacht nehmen, daß er mehr Theologisches anstatt des Poetischen veröffentliche; dann habe er die besten Aussichten. Leider ging Kinkel immer mehr den entgegengesetzten Weg. Eine Wendung, die ich in ihren Anfängen ihm schon in Bonn abgefühlt, aber mir selbst nicht recht eingestanden hatte, trat immer stärker bei ihm hervor: er hatte der Geistesrichtung seiner Verlobten, sowie der Spannung, in welche er durch sie mit seinen theologischen Lehrern gekommen war, auf seine Denkart und seinen Lebensberuf einen ungerechtfertigten und verhängnißvollen Einfluß eingeräumt; er hatte sich von seiner religiösen Lebensauffassung und theologischen Lebensaufgabe immer mehr ab- und einem rein ästhetischen Dichten und Trachten zugewendet. Uns, seine berliner Freunde, erschreckte schon das, daß er daran dachte, seinen theologischen Lehrberuf aufzugeben und seine Zukunft lediglich auf sein poetisches Talent zu stellen. Kinkel war — das war uns immer klarer geworden — ein poetisch begabter und angeregter Mensch, aber kein Dichtergenius. Die gehobene Stimmung, in welche Jugend, Verlobung und Kampf mit der Gesellschaft ihn versetzt, hatten ihn das Beste leisten lassen, dessen er als Dichter überhaupt fähig war; er hatte seinen Höhepunkt bereits überschritten. Alles,

was er seit Otto dem Schützen gedichtet hatte, war mittelmäßig; es zeigte den mit dem poetischen Handwerk vertrauten Mann, entbehrte aber des Duftes ächter Poesie, der Weihe des Genius. Als wir in Berlin sein Trauerspiel „Lothar“ wiederlasen, verstanden wir, warum Hr. von Binzer über dasselbe den Kopf geschüttelt, indem kein fürstlicher Schwächling dadurch zum tragischen Helden wird, daß er seiner tugendhaften Gemahlin eine leidenschaftliche Maitresse vorzieht und darüber zu Grunde geht. Und doch war das alles das Schlimmste nicht, was uns an Kinkels Fortschreiten erschreckte. Das war vielmehr die Wahrnehmung, daß seine Abkehr von der Theologie zu einem mittelmäßigen Literatenthum bei ihm zusammenhing mit einer Abkehr vom Christenthum, an der wir den tiefen, heiligen Ernst des Zweiflers vermißten. Während wir jungen Leute in Berlin mit aller Kraft unsrer Seele den Kampf der Zeit zwischen Philosophie und Christenglaube durchkämpften, war Kinkel ohne ernste Kämpfe und neue Studien, lediglich auf dem Wege der Stimmung und Verstimmung, aus seiner früheren warmen Herzensgläubigkeit zu einem armseligen Deismus herabgeglitten. Ein offenherziger Bekenntnißbrief, den er mir eben damals über seinen veränderten theologischen Standpunkt geschrieben, ließ darüber keinen Zweifel. Ein persönlicher Gott, aber ohne übernatürliche Offenbarung; Christus eine blos relative Größe; das Christenthum eine überlebte Religion, weil es nicht auf den weltlichen Lebensgebieten, z. B. nicht auf dem in der Gegenwart so wichtigen politischen, unmittelbar Neues, Epochemachendes gewirkt: das war das Bekenntniß, bei welchem er nun doch noch Jahr und Tag evangelischer Religionslehrer blieb. Unverkennbar hatte an diesem Zerfall mit dem Christenglauben der Zerfall mit seinen früheren theologischen Lehrern, gegen die sich Kinkel ohne ihr Verschulden in eine immer leidenschaftlichere Verbitterung hineingeredet hatte, nicht geringen Antheil, und das machte uns die neuen Bekenntnisse vollends anstößig. Darin dachte Freund

Torstrick, seiner kritischen Stellung zum Christenthum unerachtet, nicht anders als Wolters und ich.

Je aufrichtiger und inniger unsre Liebe zu Kinkel war, um so tiefer betrübte und erregte uns dies wie uns schien unverantwortliche Leichtnehmen der größesten Lebensfragen seitens eines Mannes, welcher seit fünf Jahren die studierende Jugend Theologie gelehrt hatte. Wir tauschten unsre Eindrücke aus, suchten die Ursachen und Zusammenhänge der vor Augen liegenden Fehlentwickelung auf und kamen so zu einer übereinstimmenden Kritik an Kinkels jahrelangem Thun und Unterlassen, die gewiß ihr Gutes gehabt hätte, wenn wir sie für uns behalten hätten. Aber dies ließ unser jugendlicher Wahrheitseifer und unsre Liebe zu Kinkel nicht zu. Ich zunächst als der mit ihm Vertrauteste hielt es für meine Freundespflicht, ihm aus Anlaß jener seiner brieflichen Bekenntnisse ernste Vorstellungen zu machen. Ich schrieb ihm einen langen zwei- dreimal umgearbeiteten Brief, der ihn meiner unveränderten treuen Liebe versicherte, aber ihm nicht verhielt, wie wir über seine neueren Dichtungen, seine Abwendung von der Theologie, die jahrelange Unterlassung aller wissenschaftlichen Fortarbeit, endlich über seine Spottgedichte auf ehrwürdige Männer, die ihm nichts zu Leide gethan, dächten und empfänden. Ohne Zweifel war es eine große jugendliche Unerfahrenheit, zu meinen, ein solcher Brief eines kaum Zwanzigjährigen, eines bis dahin unselbständig bewundernden Schülers an einen um acht Jahre älteren Lehrer, an einen Mann von Kinkels Selbstgefühl und wetterfestem Trotz könne anders empfunden werden, denn als blutige Verletzung. Ich hatte Kinkel in der That zuviel zugetraut und zugemuthet, indem ich die Kritik, welche wir vermöge unsrer jungen Lebensfortschritte an ihm zu üben gelernt hatten, in aller Frische und Schärfe ihm selbst vortrug, und der herzliche Begleitbrief, den ich an seine Frau gerichtet hatte mit der Bitte, die freundliche Auslegerin meiner Motive zu sein, hatte sich auch bei dieser in dem menschenmöglichen

Maß von Unparteilichkeit verrechnet. Kinkel antwortete nicht; statt seiner antwortete, wiewohl ohne Auftrag, der vorbehaltlos für ihn schwärmende Andreas, der für die Einwendungen, welche wir wider Kinkel hatten, schlechterdings kein Verständniß besaß und meinen Schritt nur wie einen Verrath an der Freundschaft, wie eine Majestätsbeleidigung aufzufassen im Stande war; sein Brief war maßlos und schien jede Verständigung auszuschließen. Nun ergriff, im Unwillen der Liebe zu mir, Torstrick die Feder, nahm mich aber nicht nur gegen diese Beleidigungen bei Kinkel in Schutz, sondern legte zugleich diesem ungefähr das Nämliche, was ich ihm vorgehalten hatte, wohl noch schärfer und erregter dar. Ihm, der zu Kinkel nie ein so nahes Verhältniß gehabt hatte wie ich, schrieb Kinkel einen schneidig zurückweisenden Absagebrief. Ich selbst erhielt eine Antwort von Frau Kinkel, kühl, verletzt, eine Vertheidigung ihres Mannes, die an Spitzen gegen mich keinen Mangel hatte, aber doch auf keinen förmlichen Abbruch unsrer Beziehungen hinauslief. Ich theilte diese Antwort, die erst in den Ferien an mich gelangte, an Freund Wolters mit, und dieser glaubte nun auch mit dem Bekenntniß seiner Uebereinstimmung mit uns nicht zurückhalten zu dürfen. Dazwischen kam ein herzlicher und verständiger Brief unseres Freundes Wurm, der uns über das Unbesonnene und Verkehrte unseres Vorgehens aufzuklären suchte; er blieb nicht ohne Eindruck auf mich, und meine Liebe zu den bonner Freunden war in der That groß genug, um mich auf seinen Rath alles thun zu lassen, was ohne Verleugnung von Ueberzeugungen zur Verständigung möglich war.

In die Aufregungen, welche diese Erlebnisse mir bereiteten, fiel mein Abschiednehmen von Berlin. Torstrick wollte nach Göttingen übersiedeln, Wolters noch einen Winter in Berlin verbleiben, Ackermann mit nach Bonn gehen. Ich selbst hatte es nie anders vorgehabt, als das vierte Studienjahr, das mir vergönnt war, wiederum in Bonn zu verbringen und meine

Studien unter Nitzsch's Leitung zu vollenden. Dabei blieb es auch jetzt, so peinlich der noch ungelöste Conflict mit Kinkel war. Von meinen Abschiedsbesuchen ist mir der bei Bettine im Gedächtniß geblieben. Ich hätte gern an der berühmten Frau etwas gehabt und dankbar von ihr mitgenommen. Aber so oft ich zu ihr kam, orakelte sie über Gott und Welt ohne Respect vor beiden, machte sich lustig nicht nur über Männer wie Ranke, Schelling, Trendelenburg, sondern auch über Christenthum und Bibel, und wußte doch von beiden so wenig, daß sie den Apostel Johannes in Verwechselung mit dem Täufer auf Patmos Heuschrecken und wilden Honig essen ließ. Als ich sie jetzt besuchte, innerlich erregt von meinem Zusammenstoß mit Kinkel und dadurch kecker, rücksichtsloser gestimmt, widersprach ich ihr herzhaft, beschrieb ihr ihren Freund Bruno Bauer, und blieb ihr auf ihre Frage, was denn christliche Principien seien, den Bescheid nicht schuldig. Das gefiel ihr nun gerade, sie lud mich ein zum zweiten Frühstück zu bleiben, und da ich danken mußte, entließ sie mich mit den fast herzlichen Worten: „Sie sehen, wir zwei werden nicht einig; ich kanns auch nicht verlangen: das wäre, als wenn ich zur Knospe vor der Zeit sagen wollte Brich auf!" — Was meine academischen Freunde anging, so steigerte sich gegen den Abschied hin unser Verkehr zu einer fast täglichen Gemeinschaftsfeier der Geister und Herzen, in der wir mit einander in alle Tiefen des geistigen Lebens tauchten und zugleich uns immer wieder bezeugten, wie lieb wir uns hätten. Am letzten Tage ward zum Andenken ein gemeinsames Daguerreotyp gefertigt: von den Sieben, die darauf vereinigt sind, lebt außer mir nur Einer noch, und der ist ein gebrochener Mann. Den Abend waren wir im Café romain unter den Linden zusammen; noch gedenke ich der prächtigen Mondnacht, in die wir hinaustraten und die auch das unpoetische Berlin phantastisch verklärte. Man hatte beschlossen, mir bis Wittenberg das Geleit zu geben. Wir besuchten die Heimstätten und Denkmale der Reformation, sprachen

im theologischen Seminar ein, dessen Insassen uns ins Freie führten, aber durchaus nicht mit uns theologisiren, sondern nur kegeln wollten, feierten dann noch einen stillen Abend unter uns, und am folgenden Morgen umarmten und küßten wir uns zum letzten Mal. Was ich damals in mein Tagebuch schrieb: „Das sind Freunde! Wo in aller Welt finde ich ein solches Häuflein wieder?“ das unterschreibe ich noch heute nach funfzig Jahren. Eine seltene Gunst Gottes hatte mich in meinem Studentenleben und zumal hier in Berlin so viel treffliche und ausgezeichnete Genossen finden lassen, daß selbst das Glück, ausgezeichnete Lehrer hören zu dürfen, dagegen zurücktrat.

Achtes Kapitel.

Das Schlußjahr in Bonn.

Und nun war ich allein, und zog im Zwiegefühl meines Reichthums und meiner Verarmung meine Straße. Mein Vater hatte mir vorgeschlagen, meinen Heimweg durch Franken zu nehmen, seine alte Heimath kennen zu lernen und das eben bevorstehende Erlanger Universitätsjubiläum mitzumachen, zu dem einige Empfehlungen zur Verfügung standen. Es war von Leipzig aus eine Reise in altem Styl, die gegen heute auch ihre Vorzüge hatte. Ein berliner Professor mit seiner Frau und anmuthigen Tochter waren die Postwagengesellschaft; man wurde mit einander bekannt, und als in der Nacht inmitten des Voigtlandes dem Wagen ein Rad brach, konnte ich mich den Damen hülfreich erweisen. Von Plauen aus wanderte ich einen Tag lang mit dem hallischen Professor und Domprediger Blanc zu Fuße, und entdeckte in ihm einen mittheilsamen alten Freund Schleiermachers. Dann gings einsam zu Fuße weiter durch die Wälder der „Fränkischen Schweiz"; ich besah mir die märchenhaften Muggendorfer Tropfsteinhöhlen; ein Bauer zeigte mir in einem Felsenprofil ein Napoleonsgesicht, mit der guten Bemerkung: „Von Gott war er nicht; er war nur eine Zuchtruthe Gottes." So kam ich nach Kunreuth, meines Vaters ländlichem Geburtsort. Noch lebte sein alter Lehrer, inmitten von Kindern und Enkeln; ich mußte durchaus bei ihm Herberge machen. Ueberhaupt, die alten Leute, welche meinen Vater noch gekannt, kamen

zusammen, begrüßten in mir sein jugendliches Ebenbild und thaten mir alles Freundliche an. In Erlangen hatte mein Vater eine Stiefschwester von mütterlicher Seite, die an einen Handschuhmacher verheirathet war: hier wurde ich mit der ganzen Liebe guter armer Leute aufgenommen. Zwei Bäschen, eines von sechzehn und eines von dreizehn Jahren, freundeten sich bald mit mir an; gegen Abend führte der alte Onkel mich in irgend einen Biergarten; danach verplauderte ich den Rest des Tages mit der Tante und den Kindern; es war ein Idyll nach dem Epos und Drama des berliner Jahres. Von Frankfurt hatte ich Briefe an die Privatdocenten Dr. Heider und Lic. Ebrard: ersterer lud mich mit allerlei vornehmen Ehrengästen ein, wobei ich einen interessanten Disput zwischen preußischer Union und bayrischem Lutherthum vernahm. Ebrard führte mich bei der Studentenverbindung der Uttenreuther ein, die mich herzlich aufnahm; ich fand auch rheinische Bekannte, und kam — ich wußte kaum wie — mit so und so vielen Pfarrern auf Du und Du. Auf der Universität erhielt ich eine Festkarte zum öffentlichen Actus, zur Einweihung der Statue des Universitätsstifters und zu der großen geselligen Feier im Schloßgarten. Bei letzterer war unter den hübsch in Weiß und Blau gekleideten Schenkmädchen auch meine ältere Cousine; sie war ein sinniges, frommes Mädchen, mit dem man gern auch ein ernsthaftes Gespräch führte. Wir schlossen gute Freundschaft, die wir auch bis an ihr Lebensende gehalten haben.

Diese erlanger Jubiläumstage, einfach und gemüthlich in süddeutscher Art, lehrten mich die Bedeutung dieser bescheidenen Universität als geistigen Mittelpunktes für das protestantische Franken würdigen. Aber wie hätte ich daneben die nahe klassische Stätte altdeutscher Culturblüthe übergehen dürfen? Ich ging auf zwei Tage nach Nürnberg hinüber und gab mich mit voller Freude dem Eindruck der herrlichen gothischen Stadt hin, die damals noch nicht vom Fabrikruß geschwärzt und in ihrer Alter-

thümlichkeit überhaupt unversehrt war. In dem rheinischen Pfarrer Krafft (nachmals in Elberfeld), einem alten Studienfreunde Kinkels, fand ich einen sachkundigen Genossen meiner Freude; mit ihm besah ich die herrlichen Kirchen, die schönen Brunnen, die in ihrer Art unübertrefflichen Bildwerke aus der Zeit eines Peter Vischer und Albrecht Dürer. Wir wanderten mit einander auf die Burg, nach dem Johannisfriedhof, schließlich auch ins „Wurstglöckchen"; er hätte mich gern beredet, mit ihm nach Italien zu gehen, wohin er unterwegs war. Auf der Heimreise von Erlangen ward noch einmal in Bamberg Rast gemacht, die Altenburg bestiegen und der von König Ludwig I. stylrein hergestellte Dom bewundert. In Würzburg erreichte ich ein Dampfboot, das mich in langer Tagesfahrt nach Frankfurt trug. In der Unterhaltung mit einem guten alten berner Adligen, der einen Theologie studierenden Sohn hatte und mich zum Besuch in Bern einlud, und mit einem münchener Künstler, der mir die culturgeschichtliche Bedeutung des um seiner Gedichte willen immer von uns verlachten Königs Ludwig erklärte, vergingen die Stunden, bis endlich am späten Abend die Lichter meiner schönen Vaterstadt auftauchten und mein Vater und Bruder am Ufer mich umhalsten.

Das Wiedersehen mit den Meinigen war nach fast jähriger Trennung um so wohlthuender. Die Umstände unseres Hauses waren glücklichere geworden; der Vater war mit seinen Berufsverhältnissen wohlzufrieden, und der Mutter erwuchs in der verbliebenen Tochter ein Ersatz der Dahingegangenen. Mein Bruder Franz hatte so eben die langersehnte Befreiung vom Comptoir erlangt; wir überlegten, daß er am besten thue, auf einen Wiedereintritt ins Gymnasium hinzuarbeiten, und ein tüchtiger Privatlehrer ward gefunden, der in Anbetracht der ernsten Fortarbeit, welche der Schüler schon seither auf eigne Hand vollbracht, die Reife für Prima binnen Jahresfrist in Aussicht stellte. — Ich konnte auch meine alten frankfurter Freunde wieder begrüßen;

dazu kam eines Tages Burkhardt auf der Heimreise von Paris und brachte in Betreff des Ausgleichs mit Kinkel verständigen und freundlichen Rath. Fresenius, der seit Jahresfrist in dem Bender'schen Institut in Weinheim thätig war, lud mich ein, ihn auf einige Tage zu besuchen. Ich wanderte von Darmstadt zu Fuße die Bergstraße entlang und fand den alten Freund in der vollen Begeisterung des Pädagogen. Im Getümmel der Jungen, welche hier vor allem zu derber Gesundheit Leibes und der Seele erzogen werden sollten, war die trostlose Hegel'sche Weltansicht in den verborgensten Schrein seiner Brust zurückgewichen, um sich dann doch, wie später einmal ein schmerzliches Gedicht mir verrieth, je und dann wie ein eisiger Nebel auf dies warme Herz zu legen. — Ein Ferienerlebniß von bleibender Bedeutung ward mir's, daß ich mit meinem Vater der Stiftung des Gustav-Adolfs-Vereins beiwohnen durfte. In der deutsch-reformirten Kirche hatten sich die Vertreter unseres deutsch-evangelischen Volkes — leider noch mit Ausschluß der von ihren Regierungen zurückgehaltenen Preußen und Bayern — um den Altar zusammengefunden, um das Statut zu berathen. Es gelang die brüderliche Zusammenfassung der rationalistischen und positivistischen Denkart, der glückliche Ausgleich zwischen der leipziger Centralisation und der Selbstthätigkeit von Haupt- und Zweigvereinen, und das von dem Hofprediger Zimmermann eifrig vertretene Kapitalisirungsprincip wurde überwunden von dem hochherzigeren Entschluß, die Jahreseinnahmen sofort für brennende Bedürfnisse zu verwenden. Die Gestalten des holsteiner Propstes Nielsen, der in weitherziger Weise die positive Richtung vertrat, des alten schmächtigen jugendfrischen de Wette, der die Frankfurter bei dieser Gelegenheit mit einer schönen Gastpredigt erfreute, und vor allen des ehrwürdigen Domherrn Großmann, dieses geborenen Vorsitzenden des Centralvorstandes und Gesammtvereins, sind mir noch in lebendiger Erinnerung. Auch in Frankfurt bildete sich ein Hauptverein, dem mein Vater

und ich von Anbeginn angehörten, und eine seiner ersten Unterstützungen galt jenem böhmischen Pfarrer, den ich im Frühling auf meiner Prager Reise kennen gelernt.

Unter alledem waren zwischen Frankfurt, Bonn und Berlin die Briefe hin- und hergegangen, welche in der Kinkel'schen Angelegenheit Verständigung suchten, und es war, für mich wenigstens, noch vor meiner Abreise ein vorläufiger Friedensschluß zu Stande gekommen. So konnte ich gegen Ende October mit Ackermann, der mich abholte, guten Muthes den Rhein hinunter fahren. Wir trafen in Bonn zuerst mit Andreas zusammen, der seine Uebereilung gegen mich bald bereut hatte, und erfuhren von ihm, daß Kinkel und seine Frau im Begriff seien ins Theater zu gehen. So gingen auch wir dahin; wie ich nach den Logen hinaufsah, begegneten mir freundlich grüßende Blicke, und bald kam Kinkel in's Parterre herunter und küßte mich herzlich. Ich stellte ihm meinen bereits angekündigten Begleiter vor, und den folgenden Tag besuchten wir, freundlich eingeladen, die beiden in ihrem neuen Hausstand. Es waren dieselben Räume im Poppelsdorfer Schloß, welche Kinkel seither schon innegehabt, aber aus der Unordnung der Junggesellenwirthschaft in geschmackvoller Weise zu einer behaglichen Familienwohnung umgewandelt. Der Einblick in die junge Häuslichkeit, wie er uns von da an zu Theil ward, konnte mit vielem versöhnen, zumal was die Hausfrau betraf. Sie machte die Vorurtheile, die man wegen unpraktischer und unweiblicher Genialität wider sie gehegt hatte, glänzend zu Schanden. Wenn sie am Vormittag drei bis vier Gesangstunden gegeben und damit zum Unterhalt des Hausstandes den Hauptheil beigetragen hatte, erfüllte sie noch in musterhafter Weise die nächsten Hausfrauenpflichten und war am Abend gegen die Freunde des Hauses unermüdet ausgiebig und freundlich.

Man hatte bei unseren ersten Wiederbegegnungen an die zwischen uns stattgehabten Mißhelligkeiten nicht gerührt, sondern

mich aufgenommen wie einen in ungetrübtem Verhältniß wiederkehrenden Freund. Gleichwohl machte sich bald fühlbar, daß die alte unbefangene Zutraulichkeit nicht wiederkehren könne, auch abgesehen davon, daß man natürlich den verheiratheten Mann nicht so formlos anlaufen konnte wie vordem den Junggesellen. Und es war nicht in erster Linie unser unbesonnener Angriff auf Kinkel, der jene Wiederkehr hinderte, — darüber kam man wirklich bei beiderseitigem besten Willen hinweg: sondern es waren die Thatsachen selbst, welche uns zu jenem Angriff verleitet hatten. Es war wirklich mit Kinkel eine ungünstige Veränderung vorgegangen; so urtheilten auch meine Freunde Seibt und Wurm, welche ganz außerhalb des Conflicts gestanden hatten. Insbesondere hatten sie den Eindruck, namentlich aus seiner Herbigkeit gegen Torstrick, daß er überhaupt selbständig denkende Freunde nicht so zu lieben vermöge wie unselbständige Anhänger. „Meine ehemalige Bewunderung für Kinkel, schrieb ich im Laufe des Winters an Wolters, hat sich in Betrübniß verwandelt; — wie ist es mit ihm so anders geworden! Der Lieb' und Andacht schöner Kranz, der ihm so wohl stand, ist zerpflückt; die Jugendlichkeit, der unbefangene Scherz, die Poesie, die Milde sind der entwichenen Frömmigkeit nachgezogen." Es war, als sei der Frühlingsduft von seinem Wesen gewichen; er dichtete nichts Rechtes mehr, er erschien öfter verstimmt, in seiner Lustigkeit manchmal gewaltsam, und überhaupt nicht so glücklich, wie man ihn an dem schwer errungenen Ziel seiner Wünsche hätte erwarten sollen. — Allerdings, seine Lage war in manchem Betracht eine peinliche. Nur mit Mißmuth konnte er noch seine alten theologischen Vorlesungen halten, und den Religionsunterricht im Gymnasium, den er in einen fast nur historischen verwandelte, behielt er auch nur bei, weil er ihm die einzige feste Einnahme gewährte. Dazu kam das Bewußtsein, in seiner gegenwärtigen Geistesrichtung von uns abfällig beurtheilt zu werden. Ich konnte es ihm nicht verdenken, wenn

er gelegentlich auf die ihm gemachten Vorhaltungen zurückkam und sich wider uns rechtfertigte; auch nicht, wenn er zuweilen zum Angriff überging und einen theologischen Disput mit mir anfing; wiewohl es seiner Frau weh that zu sehen, daß wir erst dann wieder recht lebhaft mit einander wurden, wenn wir ins Streiten kamen. Ich hielt mich in solchen Fällen vorsichtig und schonend; zuweilen kamen aber auch Ausfälle, auf welche zu antworten man der guten Sache schuldig war. So als an einem Shakespeare-Leseabend in seinem Hause Kinkel einem zuhörenden alten Herrn einen patristischen Folianten als Schemel hinschob mit den für mich gemünzten Worten „Das ist das Beste an diesen Kirchenvätern, daß man die Füße darauf setzen kann." „Vielmehr, warf ich über den Tisch hin, daß man sie mit Füßen treten kann, und sie bleiben doch unverwüstlich." Kinkel schwieg, Ackermann warf mir einen belohnenden Blick zu. Viel mehr als bei Kinkel, hatte ich bei seiner Frau den Eindruck, daß die auseinandergehenden Ueberzeugungen der alten Liebe keinen Eintrag gethan. Auch sie konnte sich wohl einmal über eine meiner theologischen Ansichten entsetzen, aber sie suchte niemals den Streit statt der Verständigung und freute sich jedes Zeichens meiner alten Anhänglichkeit.

Indem sich unser Verkehr mit dem Kinkel'schen Hause, abgesehen von den „Maikäfer"-Abenden, auf bestimmte Einladungen beschränkte, entwickelten wir studentischen Freunde ein selbständigeres Leben unter uns. Dasselbe war freilich weit entfernt von der Höhe und Wärme meines berliner Freundschaftslebens. Ich hatte sozusagen zu jedem der alten Freunde mein besonderes Verhältniß. Mit Andreas verband mich das persönliche Vertrauen, welches er mir in seinen eignen Lebensfragen schenkte, während religiöse Erörterungen mit ihm, dem schon als Primaner mit seiner Kirche zerfallenen Katholiken, ausgeschlossen waren. Er zog sich damals, in dem Gefühl, eigentlich keine poetische

Ader zu haben, aus dem „Maikäfer“ zurück, in den Ackermann dafür eintrat; gab auch die anfangs ergriffene Jurisprudenz auf und wandte sich dem Baufach zu; von seinen mit eisernem Fleiße betriebenen architectonischen Studien habe ich manches gelernt. Mit Ackermann bestand ein freundlicher Verkehr, aber eigentlich kein freundschaftlicher: innerlich wichen wir einander vielmehr aus, weil wir entschlossen waren, verschiedene Wege zu gehen; er hatte, wie er mir gelegentlich gestand, in den Ferien innerlich mit der Theologie gebrochen. Freund Wurm, der in Köln bei seinen Eltern lebte und nur als Doctorand zeitweise herüber kam, hatte sich von den philosophischen Problemen auf seine Philologie und Geschichte zurückgezogen; ihn beschäftigte seine Promotion. Bei dieser sollte ich ihm lateinisch opponiren, und zwar, worüber wir einig waren, ohne die häßliche Comödie eines auswendig gelernten Dialogs. Da strich uns der Dekan Dr. Loebell, aus Angst, daß wir den empfindlichen confessionellen Frieden der paritätischen Universität stören könnten, alle unsre verabredeten kirchengeschichtlichen Thesen, und ich mußte mit meinem Freunde über die „Vögel“ des Aristophanes disputiren, mit denen ich mich erst geschwind bekannt zu machen hatte. Einmal erfreute uns auch ein Besuch Torstricks, der sich, wiewohl ohne Erfolg, um eine Institutslehrerstelle in Bonn bewarb. Ich hatte zwischen ihm und Kinkel eine Art von Versöhnung herbeigeführt; aber die persönliche Begegnung zwischen beiden fiel, namentlich auf Kinkels Seite, so kühl und befangen aus, daß Torstrick das Verhältniß verloren gab. Er selbst war der alte liebevolle und speculirende Freund, der mich und sich selbst construirte, sich aber entschlossen hatte, von der eisigen Berghöhe der reinen Idee in das grünende Thal des praktischen, ethischen Christenthums herunterzusteigen. Den meisten Austausch hatte ich mit meinem alten Freunde Seibt, den ebenfalls religiöse und theologische Probleme bewegten. Wir lasen mit einander den Römerbrief, gingen mit einander zu tiefer Befriedigung in Nitzsch’s

Predigten, und stimmten in unserem Urtheil über Kinkels Persönlichkeit und Lebenswendung zusammen.

Ich hatte aber auch abseits von allen diesen Freunden innerlich mit mir selbst zu thun. Die religiös-theologische Gährung und Klärung, welche ich in Berlin durchgemacht hatte, wirkte in mir nach, und ich lebte in dem Wunsche, daß dieselbe eine reiche und reife Frucht in mir bringen möge. Ich war ja nun der Haltbarkeit, der Wahrheit des Christenthums in der Auseinandersetzung mit der Geistesströmung der Zeit gewiß geworden; aber war das nicht blos eine intellectuelle Gewißheit? Lebte ich auch was ich glaubte; war mein Glaube ein lebendiger? In Berlin hatte mir mein Freund Torstrick einmal gesagt, mein Christenthum beruhe nicht sowohl auf einem tiefen Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, als auf historischen Urtheilen, ästhetischem Wohlgefallen und sittlicher Anhänglichkeit. Wenn das richtig war, — und etwas Wahres war daran —, war ich dann ein wahrhaftiger Christ? Die neugewonnenen theologischen Erkenntnisse selbst, daß die Religion nicht im Denken und Wollen, sondern im Elemente des Gefühls ihre Heimath habe, und daß die Wahrheit des Christenthums sich dem inneren Menschen auf dem Wege der religiösen Erfahrung bezeuge, verschärften diese Frage; — wie unzulänglich war mein Gefühl der Liebe zu Gott, wie unerfahren war ich hinsichtlich des Lebens Christi in mir. So berechtigt solche Fragen waren, so wenig waren sie frei von Mißverständnissen der religiösen Begriffe „Gefühl“ und „Erfahrung“; ich faßte beide in dem weit verbreiteten methodistischen Sinne, wozu auch das frischgelesene Buch von Tholuck „Von der Sünde und dem Versöhner“ beigetragen hatte. Dies Buch heimelte mich, offen gestanden, nicht an; ich kannte keine „Höllenfahrt der Selbsterkenntniß“, durch die ich hätte zur Himmelfahrt der Heilserfahrung gelangen können. Ich erfuhr den Widerstreit von Sinnenlust und Geistestrieb, wie ihn Paulus beschreibt; ich fand in meinem Herzen neben der Anlage zu allem

Guten die Keime zu allem Bösen, und verstand, wie allerdings, je schärfer der sittliche Blick und religiöse Ernst die Selbstprüfung vornehme, um so unendlicher auch die Kluft zwischen unserer gottgegebenen Bestimmung und unserem thatsächlichen Zustand sich aufthue, eine Kluft, die nicht die eigene Willenskraft, sondern nur der Geist Gottes in uns ausfüllen könne. Aber Höllenangst hatte ich dabei nie gefühlt; der Himmel der Gottesliebe war mir offen geblieben; ich war ja auch ein Christ von Kind auf, und hatte es nur immer mehr zu werden, nicht aber aus einem außerchristlichen Zustand in einen christlichen erst überzugehen. Auch konnte ich niemals, wie so viele Protestanten, den Schwerpunkt des subjectiven Christenthums einseitig in die Aufhebung des Schuldgefühls, in die Sündenvergebung legen, als ob Christus uns nur von dem Schatten der Sünde, vom Schuldbewußtsein hätte erlösen wollen, und nicht vor allem von der Sünde selbst; als ob nicht die Heiligung, die sittliche Vollendung der letzte und eigentliche Wille Gottes an uns wäre.

Andererseits hingen diese religiösen Skrupel zusammen mit einer „selbsteignen“ inneren Pein, die sich keineswegs auf das religiöse Verhältniß beschränkte. Seit ich überhaupt aus der kindlichen Unmittelbarkeit der ersten Jugend herausgetreten war, neigte ich dazu, zu hadern mit meiner Individualität, mit meinem Temperament; ich erschien mir selber gemüthsarm, zu großen und tiefen Empfindungen nicht angethan. Gerade das, was Andere vielleicht an mir beneideten, das ruhige Gleichmaß der Stimmung und der Entwickelung, das Fernliegen leidenschaftlicher Erschütterungen und gewaltsamer Krisen im Gemüthe, das erschien mir als ein tiefer Mangel meines Wesens, und ich bin erst spät dazu gelangt, es so, wie mich Gott schöpferisch bereitet, am besten zu finden. Unter der Wolke dieser Selbstbeurtheilung warf ich mir vor, auch meine Freunde nicht so zu lieben wie ich sollte, wie viel weniger Gott und den Heiland, und es war ja auch gewiß so, aber wie sollte ichs ändern? Ich klagte meine

Noth meinem Freunde Wolters, dem ich zutraute, sich auf dergleichen Innerlichstes am besten zu verstehen, und es waren goldene Worte, die er mir zurückschrieb. „Es geht uns allen, lieber Freund, wie den Bäumen: wir wachsen dem Himmel wohl entgegen, aber nicht hinein. Nur gedeiht kein Leben, das nicht, seines Anfangs und Zieles bewußt, in jedem Augenblicke satt und gleichsam selbstgenügsam in sich ausruht. Halte nur aus, dränge nicht, nicht über Nacht kommt der Frühling. Der Geist wird durch das Christenthum in den mannigfachsten Formen erst fürs Christenthum erzogen. Im Leben ist kein Sprung; die jeweilige Entwickelung faßt die Fäden der früheren, wenn sie eben haltbar sind, auf, und erst nach und nach springen die, welche den Drang und die Wucht des Neuen, Größeren nicht auszuhalten vermögen. Aber wie das Samenkorn, einmal angekeimt, nicht wieder zurück kann, ja nicht einmal seine Entwickelung aufzuhalten vermag, so gewiß in allem Glaubensleben; — der Glaube ist ja ein Senfkorn."

Uebrigens hinderten diese Stimmungen und Sorgen das frische Zugreifen in die vor mir sich aufthuende Fülle des geistigen Lebens nicht. Zunächst im Lernen: Bonn hatte mir auch nach Berlin und im siebenten Semester genug zu bieten, und ich war fleißiger als früherhin. Ich hörte bei Nitzsch Theologische Encyclopädie und Evangelische Missionsgeschichte, bei Bleek Genesis, bei Kinkel, den ich nicht ganz umgehen wollte, Neueste Kirchengeschichte; zugleich trat ich in das von Nitzsch und Sack geleitete homiletische Seminar ein. Außerdem zog mich mein historisches Interesse in Dahlmanns „Deutsche Geschichte seit Karl V." In Dahlmann hatte Bonn während meines berliner Jahres einen Historiker ersten Ranges erhalten, und einen solchen, der ganz anders als Ranke gerade die Jugend anziehen mußte. Waltete bei Ranke das künstlerische Talent, die ästhetische Behandlung der Geschichte vor, so trat einem bei Dahlmann vor allem der sittliche Ernst, die politische Ueberzeugung, die Vater=

landsliebe entgegen. Auch der Vortrag war von Ranke's sprunghafter Lebhaftigkeit sehr verschieden. In ruhiger Würde stand der ernste Mann da, eine fast finstere Erscheinung mit einem essigsauren Zug um den Mund, der doch seiner edlen, keineswegs pessimistischen Denkart keineswegs entsprach, und in lapidarem Styl, den der Zuhörer im Wesentlichen festhalten konnte, erzählte er characterisirend, in trefflicher Auswahl der denkwürdigen Züge. Das war eine wirkliche ernste und positive Einführung in die Theilnahme am vaterländischen öffentlichen Leben, und ganz naturgemäß ging aus diesem Geschichtslehrer der gediegene, charactervolle Parlamentsredner, dem ich im Jahre 1848 lauschen sollte, hervor.

Aber in erster Linie hing ich jetzt an den Lippen Karl Immanuel Nitzsch's. Jetzt erst, nachdem ich Schleiermacher getrieben, verstand ich die Sprache dieses Größten seiner Nachfolger. Und wenn bei aller Bewunderung der Schleiermacher'schen Glaubenslehre zweierlei an ihr mich nicht ganz befriedigte, einmal daß die christliche Lehre so ausschließlich aus dem christlichen Bewußtsein abgeleitet wurde, und nicht zugleich aus dem Lehrgehalt der h. Schrift, und dann daß sie so hermetisch von der Speculation abgesperrt werden sollte, während doch was im frommen Gemüthe Wahrheit ist, auch in der Welt der objectiven Erkenntniß sich als Wahrheit bewähren muß, so fand ich bei Nitzsch diese beiden Schleiermacher'schen Schranken durchbrochen. Auf Schleiermacher'scher Grundlage, die doch vertieft und verbreitert erschien, entfaltete sein „System der christlichen Lehre" diese als wesentlich biblische Theologie, welche von der Grundlage der Schrift aus in die Höhen der Speculation hinaufwuchs und mit den philosophischen Theorieen sich auseinandersetzte. Ich bat mir es aus, die Einleitung seiner biblischen Theologie noch einmal hören zu dürfen, in der er die Grundbegriffe Religion, Offenbarung, Weissagung und Wunder entwickelte; sie wurden Grundlagen auch meines theologischen Denkens. Aber

auch die theologische Encyclopädie, die ich als Anfänger einst bei Sack gehört hatte, jetzt bei Nitzsch noch einmal zu hören, war mir ein wahrer Genuß und Gewinn: in geistvoller Skizzirung, die nach jeder Seite hin Licht verbreitete, trat das Gesammtgebäude meiner Wissenschaft vor mich hin und erweckte das Gefühl, daß darin gut wohnen sei. Eigenthümlich fesselnd war endlich die kleine Vorlesung über Evangelische Missionsgeschichte, mit welcher Nitzsch den ersten Versuch machte, einen Gegenstand in die academische Behandlung einzuführen, welcher bis dahin allein in pietistischen Andachtsstunden und breitspurigen Missionsblättern ein geistloses, langweiliges Dasein geführt hatte. Indem der große Theologe sich desselben mit Geist und Liebe annahm, auf die religiösen und sittlichen Zustände der betreffenden Heidenvölker characterisirend einging, und die großen Gestalten eines John Eliot, Hans Egede, Bartholomäus Ziegenbalg aus der heimathlichen Kirchengeschichte hervorwachsen ließ, entfaltete er eine Anziehungskraft des Stoffes, wie sie keiner von uns geahnt.

Und doch kannte man Nitzsch nur halb, wenn man ihn nur als Docenten kannte. Wieder von einer anderen Seite bewundernswerth erschien uns der geistvolle Lehrer im homiletischen Seminar. Mit wenigen Strichen wußte er einen eben gehörten Predigtvortrag lebendig zu characterisiren, mit ebenso scharfem Blick als ermuthigender Milde die Mängel desselben zum Bewußtsein zu bringen, dann über den Text, ja über eine ganze Reihe in Rede stehender Texte in bündiger Andeutung Lichtstrahlen hingleiten zu lassen, welche ein neues ahnungsvolles Verständniß des Schriftwortes eröffneten. Und zuweilen hatte er ein solches im Seminar behandelte Textwort nachträglich selbst für seine nächste Predigt gewählt, so daß wir zugleich mit der gemeindlichen Erbauung im musterhaften Vorbild unsre besondere Belehrung empfingen. In dem allen und über das alles hinaus fesselte und erbaute die Persönlichkeit, wie sie uns in verschiedener Form, aber völlig harmonischem Eindruck auf dem Katheder

und auf der Kanzel entgegentrat. In feierlicher und doch ganz natürlicher Würde stand der ernste Mann mit den edlen von Geistesarbeit durchfurchten Zügen vor uns; seine Rede immer geistvolle Meditation, lebendige Hervorbringung aus der Tiefe, alles Gelehrte durchgeistet, alles Geistvolle solid unterbaut, der wissenschaftliche Tiefsinn und die religiöse Innigkeit unzertrennlich vermählt. Und besonders rührend war es, wie der gelehrte speculative Theologe ohne jeden Professorenhochmuth und ohne seine knappe Mußezeit für zu kostbar zu halten, jeder bescheidenen Regung des kirchlichen Lebens in persönlicher Hingebung sich annahm; so daß man wohl an Friedrich Schlegels anderswohin gerichteten Spruch erinnert ward:

> Schöneres wird nicht gesehn,
> Als wenn die zusammengehn:
> Hoher Weisheit Sonnenlicht
> Und der Kirche stille Pflicht.

Es war mir eben jetzt vergönnt, dem allverehrten, aber für ziemlich unnahbar gehaltenen Manne auch persönlich näher zu treten. Nicht nur war ich als Mitglied des Seminars bei ihm zu einem offenen Abend eingeladen und machte hievon je und dann schüchternen Gebrauch, sondern es lenkte auch ein besonderer Anlaß sein Auge auf mich. Ich hatte mir schon in Berlin vorgenommen, die nächste von der bonner Facultät auf ihren Stiftungstag, den 3ten August, zu stellende theologische Preisaufgabe zu bearbeiten und war damit seit meiner Rückkehr nach Bonn eifrig beschäftigt, befand mich aber über den Sinn der gestellten Aufgabe im Dunkeln. Sie lautete auf Darlegung, Vergleichung und Beurtheilung der bei Irenäus, Tertullian und Origenes vorliegenden „Glaubensregeln", regulae fidei. Unbekannt mit der eigenthümlichen historischen Bedeutung dieses Ausdrucks verstand ich denselben von den Glaubenssätzen, welche die genannten Kirchenväter ausgesprochen, faßte die Aufgabe also als eine vergleichende Darstellung der Lehrbegriffe derselben, bis

mich am Ende die Erfahrung der Unabsehbarkeit dieser Aufgabe an meiner Auffassung irre werden ließ. Ich entschloß mich zu Nitzsch zu gehen und ihn um Aufschluß über die Preisaufgabe zu bitten; ich erfuhr nun, daß es sich lediglich um die bei den genannten Kirchenvätern vorfindlichen kurzen Zusammenfassungen des altkirchlichen Gemeinglaubens handle, womit denn die vermeintliche Riesenaufgabe zu einer ganz bescheidenen zusammenschmolz. Etwa vierzehn Tage nach diesem Besuch begegnete mir Nitzsch im Hofgarten, hielt mich an, fragte nach dem Fortgang meiner Arbeit und spazierte mit mir eine halbe Stunde lang in freundlicher Unterhaltung. Das war für einen Theologie-Studierenden in Bonn ein beneidenswerthes Erlebniß. Es wiederholte sich für mich am Semesterschluß. Als ich heimwärts nach Coblenz hinauffuhr, war Nitzsch mit seiner ältesten Tochter auf dem Dampfschiff; obwohl es schon Nacht war, kam er zu mir auf das Verdeck des zweiten Platzes, spazierte mit mir eine gute Weile, erzählte mir, daß er seine Tochter als Braut in das Haus ihres künftigen Schwiegervaters bringe, und ließ sich von mir nach Herzenslust ausfragen, z. B. nach seinem Urtheil über die neuschelling'sche Philosophie. So knüpfte sich mit dem herrlichen Mann, der mehr und mehr mein Lehrer im einzigartigen Sinne ward, ein persönliches Verhältniß an, das meine Candidaten- und Pfarrjahre hindurch bis an sein spätes Ende reichte und mir dann den Muth gab, eine biographische Darstellung dieser „Lichtgestalt aus der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte“ zu unternehmen*).

Wie aus dem vorhin Erzählten erhellt, hatte ich meinem Privatfleiß für diesen Winter ziemlich viel zugetraut. Einmal hatte ich das in Berlin begonnene Studium der Schleiermacherschen Glaubenslehre wieder aufgenommen und führte dasselbe

---

*) K. J. Nitzsch, eine „Lichtgestalt aus der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte.“ Zweite Ausgabe. Halle 1882.

bis zum Semesterschluß fast zu Ende. Zugleich aber hatte ich mich aus dem berichteten Anlaß in ein weitläufiges patristische Studium eingelassen, mit der Excerpirfeder in der Hand den ganzen Irenäus und den größeren Theil des Tertullian durchgeackert, und befand mich eben in den Labyrinthen des origenistischen Hauptwerkes, als mir klar ward, daß man eine Durcharbeitung dieser drei Kirchenväter für eine studentische Preisaufgabe nicht gefordert haben könne. Nun aber war die wirkliche Preisaufgabe, die ich doch nicht fahren lassen wollte, in Angriff zu nehmen; und außerdem hatte ich einige Arbeiten fürs homiletische Seminar, insonderheit gegen Ende des Semesters meine erste Predigt zu liefern. — Neben alledem heischte auch der „Maikäfer“, dessen zu füllendes Wochenblatt in altgewohnter Weise umlief, meine Mitarbeit, und bei dem verdeckten halben Kriegsfuß, auf dem ich mit Kinkel stand, fühlte ich mich gedrungen, mich zusammenzunehmen und wenigstens von Zeit zu Zeit etwas Ernsthaftes zu liefern, das den alten Freunden bewiese, daß ich mit dem, was sie meine neue Richtung nannten, keinen geistigen Rückschritt gemacht. Ich verfaßte in den ersten Wochen einen literärischen Essay, der insofern eine gewisse Bedeutung für mich hatte, als er, wie Ackermann fein bemerkte, die erste Arbeit war, in der ich meinen neuerlichen Standpunkt erprobte. Es handelte sich um die Erklärung des Immermann'schen mythischen Dramas „Merlin.“ Ich hatte das gewaltige Faust-ähnliche Gedicht durch Kinkel kennen, aber nicht verstehen gelernt, und in einem von Freiligrath herausgegebenen Immermannsalbum, das ich auf Wunsch irgendwo angezeigt hatte, hatten sich Kinkel und Lewin Schücking um den Merlin bemüht, aber ohne die Hauptsache, die Idee des Dramas, zu erklären. So reizte es mich, dieselbe zu enträthseln, um so mehr als die Dichtung von theologischen Motiven, von den Anschauungen der Gnostiker und von der Graalssage durchtränkt war. Nach Immermanns eigener Aeußerung war „Merlin“ „die Tragödie des Widerspruchs“, — nämlich, wie

ich fand, des Widerspruchs zwischen den beiden Hauptaufgaben des Menschenlebens, die Welt in ihrer Herrlichkeit zu erfassen und zugleich dem überweltlichen Gottesreiche anzugehören. Merlin, der Sohn des als gnostischer Demiurg, als Weltschöpfer aufgefaßten Satan, aber durch die Gebete seiner Mutter und durch die Taufgnade doch des himmlischen Vaters Kind, will beides, ideale Weltlichkeit und überweltlichen Heilsbesitz, mit einander vereinigen; er will, wie der Dichter das mythisch ausdrückt, den Artushof, diese Tafelrunde edelster Weltfreude und Weltehre, zu Hütern des Graals machen, des geheimnißvollen Heilsgutes, welches allein der weltabgeschiedenen Gemeinde der Auserwählten gehört. Er scheitert mit diesem Unterfangen: der herzlose Weltreiz, den der Dichter in der Figur der schönen spielenden Zauberin Niniane verkörpert hat, umgarnt und bethört ihn. Aber nun in die persönliche Entscheidung zwischen dem schönen Fürsten dieser Welt und dem anscheinend verlorenen Vatergott gestellt, folgt er dem höheren Zuge und wirft sich sterbend in Gottes Vaterarme. — So war es mehr als ein blos literärisches Problem, das ich gelöst hatte; es war ein großer christlicher Gedanke, den ich bei Immermann nachgewiesen, und Kinkel hatte gegen dies ihm unsympathische Ergebniß nichts zu sagen. Als ich dann im weiteren Verlauf des Winters das Gedicht „Eine Lenznacht“ zum Vorschein brachte, welches meine früheren Gedichte unverkennbar überflügelte, war Kinkel überrascht und sagte schalkhaft „Er kann es noch!“

Wenn auch der Maikäfer damals hinsichtlich des gesellig und gemüthlich Wohlthuenden mit den früheren Zeiten nicht zu vergleichen war, so knüpfte sich doch gegen Ende des Winters an ihn etwas an, was mich für diesen Rückgang entschädigte. Der nächste Nachbar Kinkels im Poppelsdorfer Schloß war ein gemüthlicher alter Professor, der eine ganze Schaar schöner Kinder, den blühenden Nachwuchs verlorener Erstlinge, besaß. Die achtzehn- oder neunzehnjährige Aelteste, Anna, war eine

aufblühende Rose, eine für jedermann herzerquickende Erscheinung: eher klein als groß, mit reichem goldenen Haar und leuchtenden blauen Augen, die lieblichen rosigen Züge ein Spiegel kindlicher Unschuld und Lebensfreude. Dazu hatte sie die Stimme einer Nachtigall; wenn sie im Kinkelschen Gesangkränzchen in dem Terzett „Der Strauß, den ich gepflücket, Grüße dich viel tausendmal“ den Sopran sang, oder das schöne Reinick'sche Liedchen „Wie ist doch die Erde, die Erde so schön, Es wissens die Vögelein“, so war man entzückt. Die kleine Schönheit, die sich gegen Schmeicheleien tapfer zu wehren wußte, wurde viel umschwärmt; ich hatte sie immer nur von weitem betrachtet, wie man ein schönes Bild ansieht: jetzt schufen die Fastnachtstage eine nähere Berührung. Der alte Professor äußerte gegen Kinkels den Wunsch, daß seine Kinder auch einmal bei einer Aufführung mitspielen möchten, und da man im Maikäfer ohnedies eine solche plante, so wurde verabredet, den Goethe'schen „Bürgergeneral“ aufzuführen, zu dem Frau Kinkel noch, damit auch die Kleinen etwas mitzuthun hätten, ein aus der spanischen Tagesgeschichte geschöpftes tolles Fastnachtsspiel hinzufügte. So kamen wir Mitglieder des „Maikäfer“ mit den freundlichen Nachbarskindern zusammen und in den Spielproben freundete ich mich bald mit denselben an. Tiefer aber berührte mich Anna's herzgewinnendes Wesen; sie war nicht nur bildschön, sondern auch ein frisches herziges Geschöpf von lieblicher Natürlichkeit, kindlich-sicherem Tact, ohne alle Ziererei, und es hätte seltsam zugehen müssen, wenn ich bei diesen Theaterproben, die eine unwillkürliche Zutraulichkeit zwischen uns herstellten, nicht etwas Feuer für sie gefangen hätte. Der Tag der Aufführung vor einer eingeladenen Gesellschaft kam; wir machten unsere Sache allerseits gut; Anna im „Bürgergeneral“ als junge Bäuerin im rothen Mieder, weißen Häubchen und kurzen Kleide, und wiederum als spanische Majestät im Purpurmantel, eine Krone auf dem aufgelösten reichen goldblonden Haar sah reizend aus. Der Auf-

führung' folgte ein froher geselliger Abend, natürlich am fröhlichsten für uns, die wir zusammen gespielt hatten. Als die übrige Gesellschaft aufbrach, hielt Anna uns noch zurück und holte frische Gläser; wir scherzten und sangen zusammen, feierten sie als die Königin des Festes; — „es sei heute Fastnacht, sagte sie, da wolle sie sich das gefallen lassen.“ Ich hatte noch keinen solchen Festabend erlebt; „es war, schrieb ich an Wolters, wie der Festabend im Heinrich von Osterdingen, wo Heinrich und Mathilde einander kennen lernen.“ Ich bekannte mich dem Freunde gegenüber zu dem Haken, den dieser Abend in meinem Herzen zurückgelassen; „aber — fügte ich hinzu — erschrick nicht, es ist nicht ernsthaft; es zieht nur im Traum ein schöner Engel über mein Haupt hin, und ich drücke die Augen zu, damit das liebliche Traumbild verweile.“

Zunächst allerdings mußten diese Träumereien zurücktreten vor einer ernsten, ja für mein Gefühl epochemachenden Aufgabe, die ich gegen Ende des Winters zu lösen hatte, vor der Aufgabe der ersten zu haltenden Predigt. Ich hatte im homiletischen Seminar bereits verschiedene kleinere Aufgaben zu lösen gehabt, unter anderem einen von Nitzsch aufgegebenen Entwurf einer Neujahrspredigt über Pred. Sal. 7, 11: „Sprich nicht, was ists, daß die vorigen Tage besser waren denn diese; denn du fragest solches nicht weislich.“ Die Arbeit hatte mir große Mühe gemacht und war doch recht mäßig gerathen; diese ganz ungewohnte Aufgabe, die Aufgabe der erbauenden Betrachtung und ermahnenden Rede fiel mir schwer. Ganz anders ging es mir mit der ersten wirklichen Predigt, zu der ich mir den Text frei wählen durfte; ich schrieb sie verhältnißmäßig rasch und leicht, und wenn ich sie heute nach mehr als fünfzig Jahren wieder lese, finde ich, daß sie vom Besten, was ich hernach in dieser Richtung zu leisten vermochte, nicht allzu weit absteht. Das kam daher, daß sie mir zum Selbstbekenntniß ward und aus meinem eben zur Klärung gelangten theologischen Entwickelungs-

gang mit einem gewissen Drang der Aussprache hervorwuchs. Ich wählte mir den Text Ev. Joh. 7, 14—18, Jesus im Streite mit den Schriftgelehrten seiner Zeit, ihnen beweisend, daß seine Lehre von Gott sei: „So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede; — wer von ihm selbst redet, der sucht seine eigene Ehre; wer aber sucht die Ehre deß, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig und ist keine Ungerechtigkeit an ihm.“ Die Anwendung auf den Streit des Christenthums mit der Zeitphilosophie, die auf dem Wege des selbstherrlichen „reinen Denkens“ zur Straußischen Verneinung gekommen war, ergab sich leicht. Ich warf die beiden Fragen auf: wem oder unter welcher Bedingung der Herr sich zum Erweise der Göttlichkeit seiner Lehre erbiete, und wodurch, mittelst welcher Eigenthümlichkeit seiner Lehre er diesen Nachweis führe. Die Antwort auf die erstere Frage lautete: dem, der den Willen Gottes thun will. Hier wird nicht dem bloßen Verstande ein rein-logischer Beweis geführt, der ja auch dem Herzen und Willen des Menschen nichts hülfe, sondern die Vorbedingung ist eine ethische. Nicht als könnte der Mensch von sich aus Gottes Willen in Wahrheit thun; aber der sittliche Ernst ihn thun zu wollen führt ihn zur Erfahrung seiner sittlichen Ohnmacht und so zur Erlösungsbedürftigkeit und Heilsempfänglichkeit. Dieser nun kommt die Eigenart der Lehre Christi entgegen, welche darin besteht, daß uns in ihr eine Persönlichkeit entgegentritt, die im Unterschiede von den selbstherrlichen Weltweisen ganz in Gott aufgeht und in dieser Gottgemeinschaft, „wahrhaftig und ohne Ungerechtigkeit“, unser ganzes Vertrauen, unsre persönliche Hingabe uns abgewinnt. „Und fragen wir nun noch, wie sich dem Erlösungsbedürftigen erweise, daß das Evangelium dieses Heilandes von Gott sei? Bedenkt sich auch der Kranke, wenn der Arzt liebreich an ihn herantritt? Zweifelt auch der in Fluten Versinkende, wenn die rettende Hand sich ihm entgegenstreckt? Wer da geistlich

arm ist und weiß, was ihm fehlt, der braucht den Heiland nur zu erblicken, der ihm liebevoll entgegenkommt, um mit dem Ausruf Mein Herr und mein Gott! vor ihm niederzusinken. Denn in der hehren Reinheit seines Bildes erkennt er in ursprünglicher Vollendung was ihm selbst als Ziel einer bis dahin hoffnungslosen Sehnsucht vorgeschwebt hat, und in der Sanftmuth und Demuth seines Wesens, in seiner Liebe bis in den Tod erkennt er den, der gesagt hat Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken... Freudig öffnet er ihm die Thore seines Herzens, daß der König der Ehren einziehe; freudig gibt er sein bisheriges Leben in den Tod, um ein neues, göttliches aus der Hand des Herrn zu empfangen; bis er zuletzt mit dem Apostel sagen kann: Ich lebe, doch nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir." —

Als ich mich am Mittwoch den 6ten März in der Frühe, unserer Seminarstunde, in der Sakristei der Schloßkirche befand und draußen das von mir gewählte Lied von Novalis „Was wär' ich ohne dich gewesen?" angestimmt ward, gewann ich bei aller Zaghaftigkeit meiner Natur einen freudigen Muth, einen freudigeren als in mancher späteren ähnlichen Stunde. Und so verwirrte es mich auch nicht, als ich auf die Kanzel hinaustretend wahrnahm, daß ich außer dem dirigirenden Professor Sack und den Seminarmitgliedern noch eine Reihe anderer Zuhörer hatte, Kinkel und seine Frau, Andreas, Seibt, Wurm, Ackermann und Fräulein Anna mit ihrer nächstjüngeren Schwester aus dem Poppelsdorfer Schloß. Ich predigte frisch und frei, nur etwas zu schnell sprechend, und als ich mit dem Gefühl des Wohlgelungenseins in die Sakristei zurückkam, beglückwünschte mich Sack, bat sich mit vielem Lobe die Predigt aus und lud mich ein; mein guter Freund Schöler stand da und küßte mich, und andere gaben mir herzlich die Hand. Aber auch einen gegentheiligen Eindruck hatte ich hervorgerufen. Ich hatte mich eigentlich darauf gefreut, bei dieser Gelegenheit meinem

alten Freunde Kinkel die guten Gründe meines positiv-christlichen Standpunktes darlegen und ihm so für denselben wenigstens eine freundliche Achtung abgewinnen zu können: nun erfuhr ich unter Tage aus dem Munde von Wurm und Ackermann, daß Kinkel mit ziemlichem Unmuth geurtheilt, meine Predigt laufe auf eine „sittliche Verdächtigung der freieren Richtung“ hinaus. Mir selber sagte er kein Wort, was mir nicht eben hübsch erschien; die beiden philosophischen Freunde aber gaben ihm einigermaßen Recht, indem sie sich auf die dem modernen Geiste vorgeworfene Selbstverherrlichung und auf die Betonung des „Wer da will deß Willen thun“ beriefen. Sie griffen mich darüber scharf an, ich vertheidigte mich aber nicht ohne Erfolg, und wir beschlossen den Tag in guter Freundschaft. Die Befriedigung darüber, daß die holde Anna sammt ihrer Schwester am frühen Morgen durch den frischen Schnee nach Bonn gewandert war, um mich predigen zu hören, trug auch das ihre dazu bei, um mir die Unzufriedenheit Kinkels nicht sehr zu Herzen gehen zu lassen.

Ich brachte meinem Vater eine Abschrift der Predigt in die Ferien mit und machte ihm damit eine große Freude; er war nun beruhigt über meine theologische Richtung, die ihm längere Zeit Sorge gemacht hatte. Ich brachte auch die Vorarbeiten zu der bonner Preisaufgabe mit, die ich erst unlängst richtig verstehen gelernt hatte, aber ohne besondere Freude. Ich konnte der Aufgabe nun kein sonderliches Interesse abgewinnen, meinte immer, in ihr einen zu lösenden Knoten entdecken zu müssen, und fand keinen; nur weil ich an diesen Vorsatz schon so viel Zeit verloren hatte, hielt ich daran fest. Ich schrieb die Arbeit in Frankfurt binnen Kurzem mühelos in deutscher Sprache nieder; aber nun kam das langweilige Latinisiren. Ich war mit demselben noch im ersten Drittel, da that sich eines Tages die Thür auf und Freund Wolters trat ein. Er hatte in Berlin trotz des erquicklichen Verkehrs mit den dortigen Freunden keinen guten

Winter gehabt, hatte viel gekränkelt, auch an den unaufhörlichen Häkeleien zwischen dem Minister Eichhorn und den frondirenden Docenten und Studenten sich geärgert und kehrte gern an den heimathlichen schönen Rhein zurück. Meine Freude war groß; ich führte ihn zu allem Schönen in und um Frankfurt; er war mit meinen Eltern und Geschwistern bald vertraut. Auch ein fröhlicher Familienausflug in den Taunus ward mit ihm unternommen. Ueber alledem wäre meine Preisarbeit beinahe liegen geblieben; am 3. Mai mußte sie in Bonn sein; die Latinisirung kam nur eilfertig und flüchtig zu Stande. Eine ganze Nacht hindurch dictirte mir der treue Freund mein wirres Concept; undurchgesehen wurde am folgenden Tage die Reinschrift nach Bonn geschickt. Ich tröstete mich damit, daß im Falle der Verwerfung mein Name verborgen bleibe, und wettete mit Wolters um vier Flaschen Rheinwein, daß dieser Fall eintreten werde. Wir schickten unser Gepäck nach Bonn voraus, um inmitten der herrlich entfalteten Frühlingspracht zu Fuß den Rhein hinunter zu wandern. Von Rüdesheim gingen wir über den Niederwald, fuhren von Asmannshausen nach Schloß Rheinstein hinüber, herbergten in Bacharach und wanderten von Oberwesel bis St. Goar. Von hier fuhren wir nach Stolzenfels, und nachdem wir uns die stolze Burg besehen, erstiegen wir den Kühkopf, die Coblenz überschauende, Rhein und Mosel zugleich beherrschende Höhe. Es war herrlich da droben; vor uns die malerisch hingegossene Stadt mit dem Ehrenbreitstein, das Rheinthal offen bis zum Erpeler Ley, links die durch waldige Hügel sich windende Mosel; Frühling um uns und in uns. Wir wanderten nach Winningen an der Mosel hinüber, wo unser guter Freund Schöler als Pfarrerskind zu Hause war; das gastfreie gemüthliche Pfarrhaus nahm uns auf, und wir feierten mit geselligen Liedern und gefüllten Bechern einen traulichen Abend darin. Den andern Morgen trug uns zu dreien ein Kahn die Mosel hinunter und das Rheinboot nach Bonn; — mich dem letzten

Semester entgegen, das wie ein festlicher Abschluß meiner Studienzeit gerathen sollte.

Wir beiden fanden ein hübsches gemeinsames Quartier von drei Stuben, das uns gestattete nach Lust und Bedürfniß getrennt oder zusammen zu arbeiten und Freunde bei uns zu sehen. Wissenschaftliche Arbeit war uns beiden Lebensfreude, und demgemäß trieben wir sie. Wir lasen mit einander das Johannesevangelium; dann saß jeder für sich und excerpirte. Mit großer Freude gingen wir mit einander in Nitzsch's Symbolik und ins homiletische Seminar, in welchem ich meines Freundes erste Arbeit zu recensiren bekam. Ich hätte außerdem gerne Ethik gehört, aber die unerträgliche Breite und Langweiligkeit des neu nach Bonn berufenen D. Kling schreckte mich ab. Ich ging statt dessen in Sack's Apologetik, aber auch diese Vorlesung entsprach in ihrer Aengstlichkeit und Kleinlichkeit dem Rufe nicht, den der würdige Mann gerade für dies Fach besaß. Interessant war nur die wöchentliche dialogische Repetirstunde, welche er nach einer damaligen Vorschrift des Kultusministeriums eingerichtet hatte. Es war ein an sich guter Gedanke, die rein acroamatische Methode durch ein freies Durchsprechen des Gegenstandes zu ergänzen, aber wie gewöhnlich hatte ihn Eichhorns schulmeisternde Art und Weise von vornherein verdorben, so daß die meisten Professoren, auch Nitzsch, ihn ablehnten. Sack suchte ihn mit seinen fünf Zuhörern zu verwirklichen, aber von diesen ließen sich vier abfragen wie Schüler, und nur mit mir entwickelte sich ein Gespräch, bisweilen ein Disput. Weit ausgiebiger als dies schwache Experiment ward für Wolters und mich ein Disputirkränzchen, welches wir in unserem Hause zu Stande brachten. Zwei gereifte und hervorragende Studenten aus Schleswig-Holstein, Julius Müller, ein tiefangelegter, zu mystischer Orthodoxie neigender Mensch, und sein gelehrter Freund Jung-Clausen verbanden sich mit uns zu theologischem Austausch; als Fünften nahmen wir noch unseren guten Freund Schöler, der auf diese

Weise etwas für sein bevorstehendes erste Examen profitiren wollte, hinzu. Alle Freitagabende kam man in unsrer Wohnung zusammen und dann ward in geordneter Weise referirt und disputirt. Auf diese Weise haben wir das Recht der Kindertaufe, die Abendmahlslehre, das Verhältniß der göttlichen Allmacht und menschlichen Freiheit, die Christlichkeit der Todesstrafe, die Lehre vom Satan, die Inspirirtheit des Neuen Testaments und ähnliche theologischen Probleme durcherörtert, und zwar keine fertigen Ergebnisse, aber doch klarere Einsicht in die Probleme erzielt, bei aller wissenschaftlichen Uneinigkeit in großer Eintracht, die jedesmal durch ein geselliges Zusammenbleiben besiegelt ward.

Ich hatte mich in den Ferien von Frankfurt aus bemüht, die Spannung, welche bei Kinkels auch Wolters gegenüber noch bestand, zu beseitigen, und hatte bei dieser Gelegenheit in einem herzlichen Briefe an die Frau vom Hause meine eigene Stellung, auch den an meiner Predigt genommenen Anstoß freimüthig zur Sprache gebracht, nochmals Verständigung gesucht und über alle Trennungspunkte hinaus die vorbehaltlose Freundeshand dargeboten. Das hatte gut gethan; als wir uns wiedersahen, hatte Kinkel aus seinen winterlichen Verstimmungen sich aufgerafft. Er erschien uns wieder in seiner alten Frische und Freundlichkeit, und unser Verkehr wurde wieder unbefangen und ungetrübt. Es kam ihm zu Hülfe, daß ihm in der Kunstgeschichte ein neues innerlich zusagendes Arbeitsgebiet sich aufthat. Seinem Bedürfniß aus der Theologie herauszukommen kamen die edlen Gedanken des Curators der Universität, Hrn. v. Bethmann-Hollweg, wohlwollend entgegen; er wurde bald nachher als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte in die philosophische Facultät versetzt. Und schon in diesem Sommer hielt er, außerhalb der Universität, Vorträge über christliche Kunstgeschichte vor einem gemischten Publikum; Vorträge, in denen seine große Lehrgabe, die Gabe klarer Darstellung und lebendiger Veranschaulichung,

ungetrübt hervortrat; auch Wolters und ich nahmen an denselben Theil. Unter diesen Umständen gestaltete sich auch unser Zusammenleben im Maikäfer wieder anziehender und gemüthlicher als im Winter. Für das auf Johanni bevorstehende Stiftungsfest war ein mährchen- oder sagenhafter Stoff als Gegenstand des dichterischen Wettbewerbs aufgestellt. Wir waren beide in der Stimmung, uns daran zu versuchen, und wenn nun an den schönen Frühlingsmorgenden jeder von uns in seiner stillen Studierstube saß, ward nicht blos Theologie getrieben, sondern an zwei Mährchen gesponnen, welche an jenem Stiftungsfest dargebracht werden sollten.

In unserem Zusammenleben waren die schönen dresdener Tage des Vorjahrs wiedergekehrt; im erquicklichen Wechsel von Arbeit und Genuß, in dem volltönigen Zusammenklang von Frühling und Freundschaft war das schönste Jugendglück uns noch einmal bescheert. Und für mich kam noch ein besonderer geheime Zauber hinzu. An jedem Samstagabend gingen wir mit einander in einen schönen Garten in Kessenich, am Fuß des Venusberges, und setzten uns den Tisch auf das Treppenpodest, von dem man gerade auf die Rosenburg schaute. Die Rosenburg aber — nicht die gegenwärtige stolze, sondern ein Duodezschlößchen, welches damals an derselben Stelle stand — war das Besitzthum der Professorenfamilie, deren schönes Töchterlein mir im Sinne lag, und vom Sonnabend-Nachmittag über Sonntag pflegte die Familie droben zu sein. Kam nun die Stunde des Abendbrodes, dann erschien da droben vor dem Schlößchen das holde Burgfräulein und läutete das Glöckchen, das die Familie zusammenrief; wir aber saßen unten vor zwei gläsernen Tönnchen voll Maiwein und tranken auf ihr Wohl. Auch mein Freund, der ihr nun öfters bei Kinkels begegnete, war von ihrer Anmuth ganz hingenommen und wunderte sich nur, mich nicht noch mehr in Feuer und Flammen zu finden. Ich sah sie regelmäßig im Kinkel'schen Gesangkränzchen, in dem ich, zum Mitwirken unbrauchbar, ein

für allemal eingeladener Zuhörer war; aber da war mit ihr kein Plaudern, sondern nur etwa ein freundliches Begegnen der Blicke. Dann aber trafen wir in Kinkels abendlicher Kunstvorlesung zusammen, an der sie mit einer jüngeren Schwester theilnahm; ich durfte die beiden dann und wann von der Stadt nach Poppelsdorf geleiten, und wir plauderten dann fröhlich und unbefangen miteinander. Bei einer solchen Gelegenheit lud sie mich ein, an einem Sonntag einmal auf die Rosenburg hinauszukommen: ich überwand meine Schüchternheit und that es, wurde von der Familie freundlich aufgenommen und von Anna durch alle die kleinen Herrlichkeiten des Gartens und der Burg geführt. Dazwischen kam ein alter Professor, der sie immer mit Galanterieen verfolgte; sie wich ihm aus und führte mich unterdeß auf das höchste Thürmchen, wo ich den weiten Blick in die herrliche Rheinlandschaft, und noch mehr den nahen in ihre blauen Augen genoß.

Das Stiftungsfest nahte heran, und es sollte sozusagen das poesievolle Hochfest meiner sich zu Ende neigenden Studentenzeit werden. Die einzuladenden Preisrichter und =richterinnen wurden unter uns vorgeschlagen und ausgemacht; unter den ersteren war diesmal Karl Simrock, der treffliche germanistische Dichter und Gelehrte, unter die letzteren wurde neben älteren Freundinnen des Kinkel'schen Hauses auf meinen Antrag auch Anna aufgenommen. Am Tage zuvor galt es die Festräume zu schmücken; Frau Kinkel hatte Anna und mich, sonst niemanden, zur Hülfe aufgefordert, und so hatte ich den ganzen Nachmittag Hand in Hand mit dem lieben Mädchen, das sich mit fröhlichem Eifer der Sache annahm, zu schaffen. Sie hatte selbst einen Theil des nöthigen Epheus bei der Rosenburg aus dem Walde geholt; nun wanden wir Kränze miteinander, schmückten Wände und Bilder, und in die Flügelthür, welche die beiden Zimmer verband, bauten wir einen Spitzbogen mit allerlei gothischem Zierrath. Die Frau vom Hause, die zur Zeit nicht viel zugreifen

konnte, sah uns mit einer Art von mütterlicher Freude zu und redete uns immer als „Kinder“ an, und wir waren in der That in unsrer Arbeit glücklich wie Kinder. Es ward spät, bis wir einigermaßen fertig waren; mit einem „Gute Nacht, Fräulein Anna“, „Gute Nacht, Herr Balder“ reichten wir uns zum Abschied die Hände. Noch war an diesem Abend unser theologisches Disputirkränzchen; ich lief nach Hause und disputirte bis gegen Mitternacht; dann erst konnte ich die Reinschrift meines Mährchens vollenden. Ich hatte Anna um die Erlaubniß gefragt, ihr dasselbe zu widmen, und sie hatte es angenommen; so bedurfte es nächst einer sauberen Reinschrift auch einer Widmung. Ich schlief wenig, und in aller Frühe schrieb ich vor meine kleine Dichtung die folgenden Zeilen:

Denkst du noch, wie gestern froh und eifrig
Wir uns selbst das Fest, das heut'ge, schmückten
Und in engem Raum die grüne Wildniß
Und des ernsten Domes strengen Bogen
Lustig zaubernd uns in eins verbanden?
Kindern gleich, die stolzen Sinns im Kleinen
Walten hin und her, als wär's das Größte,
Und das Größte sich im Kleinen aufbaun.
„Kinder“ wurden freundlich wir gerufen,
Und ich nehm' es an, und seh's auch dir an
An dem Leuchten deiner blauen Augen,
An dem heitern Frühling deiner holden
Züge, daß auch du noch gern ein Kind bist!
Laß uns Kinder sein, und komm' und laß mich
In dem Schatten unsres Zaubergartens
Dir ein Kindermährchen vorerzählen.
Sinnend bald siehst du mich an, bald lächelnd,
Und ich blicke spähend dir ins Auge,
Ob du achtsam auch und gläubig zuhörst.
Bin ich endlich dann am frohen Ende,
Und du sagst mir, daß dir's wohlgefallen,
Sei ein Kranz mein Lohn aus dunklem Epheu,
Den mit Rosen deine Hand durchflochten,
Und in dem bin ich ein stolzer König!

Am festlichen Morgen waren wir beiden wieder die Ersten auf dem Plan, um unser Werk zu vollenden und eine Fülle

von frischen Rosen in die Kränze und Guirlanden zu stecken. Um zehn Uhr begann die feierliche Sitzung. Fünf Arbeiten waren da; das Loos entschied, daß ich zuerst, dann Wolters, dann Ackermann lesen sollte. So las ich denn mein „Frühröschen“, das Mährchen, welches ich in meinem „Blüthenstrauß“ mitgetheilt habe: der Gedanke, wie viel schöner und reicher das Menschenleben in Liebeslust und Liebesleid sei als das majestätische aber herzlose Leben der Natur, war im Styl des deutschen Kinder- und Hausmährchens darin ausgedrückt. Als ich geendet hatte, sah ich Thränen in den Augen einiger Zuhörerinnen. Nun kam Wolters; er hatte ein prächtiges Mährchen, wie ein Irrgarten voll Humor und wiederum tiefer Wehmuth, die Geschichte zweier Brüder „Halloh und Hallih“, eines Leichtnehmenden, dem alles glückt, und eines Schwernehmenden, der durch tiefes Leid hindurch muß, aber doch zuletzt der Beneidenswerthere wird. Lauter Beifall lohnte ihm; wir wurden beide in der nun eintretenden Pause lebhaft beglückwünscht, und hatten das Gefühl, wie auch Kinkel uns aussprach, dem Tag seine Weihe gegeben zu haben. Nachher las Ackermann ein endloses Mährchen, in dem kein Stern leuchtete, „die letzten Romantiker und die letzten Abergläubischen“; es spielte im Moor, und als es zu Ende war, athmete man nach dem treffenden Worte einer unserer Damen wie aus einem wüsten Traume auf. Aber das that uns keinen Abbruch; man athmete eben auf, und das festliche Mittagsmahl, das in Endenich gehalten wurde, gerieth überaus fröhlich. Wir saßen in bunter Reihe, ich neben Anna, die aufs heiterste mit mir plauderte. Kinkel that mit mir einen Versöhnungstrunk und war über mein Mährchen aufrichtig glücklich; seine Frau bestellte mir bei meiner holden Nachbarin einen neuen Maikäferorden von ihrer Hand, den ich auch nicht lange nachher in zierlichster Ausführung erhielt. In der Nachmittagssitzung las Kinkel seinen „Grobschmied von Antwerpen“, dann seine Frau noch einen kleinen Schwank, und nun erfolgte die Vertheilung unsrer

bescheidenen Preise, einiger Bücher und Bilderbogen. Kinkel erhielt den ersten, ich den zweiten, Wolters den dritten; aber hernach wurde uns verrathen, daß auch Wolters für den ersten Eine Stimme gehabt, und zwar die Simrocks, ich aber deren zwei, und eine davon war Anna's gewesen. Unbeschreiblich froh und schön gerieth der nun folgende Festabend. Wir nahmen die mit Rosen durchflochtenen Epheukränze und setzten uns mit ihnen geschmückt in bunter Reihe zu edlem Wein. Durch die Gunst der Hausfrau erhielt ich meinen Platz wieder neben der lieblichen Anna; ich durfte ihr den Kranz aufsetzen, einen Kranz mit weißen Rosen; sie sah bezaubernd aus, wie die Königin des Festes, aber unbewußt. In kindlicher Fröhlichkeit, aber untadeliger Haltung blieb sie inmitten unserer immer ausgelasseneren Stimmung sich selbst gleich; daß ich im Uebermuthe aus ihrem Glase trank, verzieh sie mir, und mehr als einmal im Geplauder klangen unsere Gläser zusammen. Erst um Mitternacht löste die Festgesellschaft sich auf; als ich mit Kinkel Anna an ihre Hausthür geleitete, bekam ich zum Abschied ihre kleine Hand und drückte einen heißen Kuß darauf.

Man begreift, daß in den nächsten Wochen nach diesem Fest eine Reihe kleiner Gedichte entstand, welche „von ihrem Bild Mir rosig angestrahlt und golden Schimmernd die süßen verliebten Träume“ verriethen, die mich umgaukelten; man wird sie im „Blüthenstrauß“ leicht herausfinden. Gleichwohl war es wie es in einem dieser Gedichte heißt:

> Noch wagt dich nimmer zu ergreifen
> Die Liebe, die dich sucht so gern,
> Will dich von weitem nur umschweifen
> Gleichwie die Sonn' ein Wandelstern;
>
> Und wär es ihr geglückt, zu schleichen —
> Ein Dieb — zu deines Herzens Thor,
> Und Schloß und Riegel wollt' ihr weichen, —
> Sie stünde zaudernd still davor.

Verliebt war ich, wie man es nur sein kann; aber von einer Liebe im Vollsinn des Wortes hatte ich eine zu ideale Vorstellung, die mit allem Seitherigen noch nicht erfüllt war. Noch hatten unsre Herzen sich nicht im Innersten berührt; noch hatte kein Moment jene tiefe innere Gemeinschaft fühlbar gemacht, welche als Fingerzeig von oben das für einander Bestimmtsein offenbaren mußte. Lag es daran, daß es mir zeitlebens so schwer ward, im Gespräch das Innerste hervorzukehren? Oder war dies holde Mädchen noch zu sehr ein heiteres Kind, um meiner Seele begegnen zu können? Endlich, woher hätte ich das Recht nehmen sollen, sie vor die ernsteste Lebensentscheidung zu stellen, ich, ein einundzwanzigjähriger Student, dessen Lebenszukunft im aussichtslosesten Dunkel lag? Aber es bot auch meine ganze nach jenem Stiftungsfest noch übrige Zeit keine Gelegenheiten innerlicher Berührung mehr. Für den ganzen Rest des Semesters ruhte das Gesangkränzchen und auch die Kinkel'sche Geselligkeit, indem in Kinkels Hause die Geburt des ersten Kindes bevorstand und eintrat. So sah ich mein holdes Fräulein nur noch bei zufälligen Begegnungen in der Poppelsdorfer Allee, oder von weitem in der Kunstvorlesung, nach der sie aber die frühere Begleitung zu vermeiden schien, oder in einem Concert, in dem sie sang. Es blieb bei dem, was ich an Freund Wolters von Anbeginn geschrieben hatte: „ich drücke die Augen zu, damit das schöne Traumbild verweile."

Nach anderer Seite hin gewann mein academisches Leben einen guten, befriedigten Abschluß. Ich hatte nicht ohne Bangen jenem 3ten August entgegengesehen, an welchem das Schicksal meiner Preisaufgabe sich herausstellen sollte. Ich hatte so wenig Zutrauen zu derselben, daß ich anfangs gar nicht zu der Feierlichkeit, bei welcher die Preisverkündigung stattfand, hingehen wollte; hernach schleppte Wolters mich doch hin; wir kamen spät und standen in der Aula weit hinten. Ich verstand das latei-

nische Urtheil nur stückweise, hörte etwas von Nachlässigkeitsfehlern der doch im Ganzen guten Latinität heraus, was ich in Erinnerung an jene nächtliche und undurchgesehene Reinschrift nur zu gut verstand, war aber wirklich überrascht, als es am Ende plötzlich hieß: Palmam obtineto! Hernach erst lernte ich das, von jener Tadelsnote abgesehen, ganz anerkennende Urtheil genauer kennen, und meldete meinen Erfolg beglückt nach Hause. Es war mir auch um meines Vaters willen von Werth, daß ich nicht nur ohne Schulden, sondern noch mit wohlerworbenen fünfzig Thalern die Hochschule verließ. Aber noch werthvoller war mir, daß die Sache mit meinem Namen in die Kölner Zeitung, und so zur Kenntniß aller derjenigen kam, an deren Schätzung mir liegen mußte. Nitzsch, Sack und Bleek redeten mich aufs freundlichste auf meine Arbeit an; die wohlwollende Beurtheilung rührte von Nitzsch her; Bleek aber, der treue Lehrer, dessen stille Einwirkung auf mich ich erst später würdigen lernen sollte, lud mich noch in den letzten Semestertagen ein, um mich meinem hochgestellten frankfurter Landsmann Hrn. v. Bethmann-Hollweg ehrend vorzustellen. Die an Wolters verwetteten vier Flaschen Rheinwein wurden zu einem Abschiedsabend unseres theologischen Kränzchens verwendet.

Noch drängten sich kleine Schlußgeselligkeiten mit den Freunden; dann kamen die Abschiedsbesuche. Natürlich auch einer in Fräulein Anna's Haus. Ich konnte mich noch für den wunderhübschen Maikäferorden bedanken, den sie mir nach einem Modell aus dem Naturaliencabinet aus bunter Seide gearbeitet hatte; weiter nichts, denn der Abschied geschah inmitten der Familie. Den letzten Abend, da auch Wolters schon abgereist war, sagte ich mich bei Kinkels an, an deren Elternfreude ich herzlich theilnahm. Nach einem gemüthlichen Zusammensein in alter Weise leuchtete mir Kinkel selbst zum Pförtchen hinunter, küßte mich und sagte: Nun, Balder, sind wir auch ganz ausgesöhnt? Ganz, antwortete ich von Herzen. So geben Sie

mir noch einen Kuß, sagte er. So schieden wir. In Bonn schlugen die Glocken elf. Ich wandte mich noch einmal nach dem Schlosse um, in dem ich so viel Schönes und Unvergeßliches erlebt; in dem das holde Mädchen schlief, an dem meine Träume hingen. Das schöne, reiche, poetische Studentenleben war zu Ende.

Neuntes Kapitel.

In der frankfurter Candidatur.

Es war ein freundlicher Gedanke meiner Eltern, mir bis Bingen entgegenzureisen und so mit mir einen frohen Tag am Rhein zu verleben. Es wurde mir so das einzig Erquickliche an dem großen Uebergang, den ich zu machen hatte, entgegengebracht, die Wiedereinkehr ins Elternhaus, welches mich von da an noch fünf Jahre herbergen sollte.

Im Uebrigen weiß ich nicht, ob es einen unerquicklicheren Uebergang geben konnte, als den aus dem bonner academischen Bürgerrecht in die frankfurter Candidatur. Gestern noch das freiherrliche Mitglied einer idealen Republik voll geistiger Anregung und geselliger Bevorzugung; — heute ein Nichts', aus dem höchstens einmal etwas werden konnte, dem aber das Gemeinwesen, dem man angehörte, hiezu weder eine hülfreiche Hand bot, noch eine wirkliche Aussicht eröffnete. Die Lage eines frankfurter Predigtamtscandidaten war ungünstiger als die irgend eines anderen Berufsaspiranten. Die evangelisch-lutherische Staatskirche, der ich angehörte, verfügte in Stadt und Landgebiet über achtzehn bis neunzehn Pfarrstellen, und nun war ich in der Candidatenliste gerade der achtzehnte; es mußten also eigentlich erst alle im Amte stehenden Geistlichen aussterben, ehe ich an die Reihe kam. Unter jenen achtzehn Candidaten war der älteste, zwar unbegabt, aber der Sohn des nicht einflußlosen Seniors, fünfundvierzig Jahre alt; er war noch Nebenlehrer an

der Katharinenschule wie in meinen Kinderjahren, wo ich „Denkübungen“ bei ihm genossen hatte. Wer vor'm vierzigsten Jahr ins Pfarramt kam, konnte für ein Glückskind gelten; wie mancher war dann abgemattet, in der langen Wartezeit verkümmert. Dazu kam, daß bei den Pfarrwahlen wohl mehr noch als bei anderen Aemterbesetzungen Protection und Stimmenbewerb entschieden; man sagte, der Erfolg habe vor allem zwei Hauptbedingungen, — man müsse Freimaurer sein und eine Frankfurterin zur Braut haben, zwei Bedingungen, denen ich mich nicht zu unterwerfen gedachte. Unser vorgesetztes Consistorium kümmerte sich um die Candidaten überhaupt nicht, und das Predigerministerium nur insofern, als es dieselben zu Predigtaushülfen benutzte; im Uebrigen konnte man sehen, wo man blieb. Selbst die Candidatenprüfungen, von denen die erste dem Predigerministerium, die zweite dem Consistorium zustand, wurden möglichst verschleppt; die zweite wurde gewöhnlich nur veranstaltet, wenn eine Vacanz vorhanden war; auf die erstere, zu der ich mich sofort meldete, hat man mich anderthalb Jahre warten lassen.

Unter solchen Umständen konnte ich von vornherein meine Lebensrechnung auf Frankfurt nicht stellen; aber die Hoffnung, einmal auswärts einen Lebensberuf zu finden, war bei den damaligen Schlagbäumen im deutschen Vaterland lediglich eine Hoffnung zu Gott. Eine Neigung zum Predigtamte hatte sich, trotz meines geglückten ersten Versuches in Bonn, damals noch nicht in mir entwickelt; umsomehr hing ich an der wissenschaftlichen Theologie, und so kam ich mit dem Gedanken heim, auf ein Licentiatenexamen hinzuarbeiten und in ein paar Jahren als Privatdocent nach Bonn zurückzukehren, wohin so manche Magnete mich zogen. Aber auch das war mehr ein Traumgedanke als ein praktisches Ziel. Einmal war ich ja ganz ohne die äußeren Mittel, welche zu einer Docentenlaufbahn erforderlich schienen, dann aber — und das wog noch schwerer —

überkam mich jetzt erst das Gefühl der großen Unreife, in der ich einer solchen Aufgabe gegenüberstand. Ich war eigentlich zu früh zur Universität gekommen, war jetzt nach vierjährigem Studium eben einundzwanzig Jahre alt, und wenn auf der Universität die anregende und aufmunternde Gemeinschaft von Lehrern und Freunden mich gehoben hatte, so überfiel mich jetzt meine natürliche Verzagtheit und das Gefühl meiner unzulänglichen Kraft um so mehr. Der frische Trieb wissenschaftlicher Hervorbringung, den ich in Neanders Seminar und bei der bonner Preisaufgabe glücklich erprobt hatte, versagte sich mir in der That in den frankfurter Candidatenjahren, und erst am Ende derselben, unter veränderten Verhältnissen, habe ich ihn wiedergefunden. So hegte ich denn auch in diesen Jahren, selbst als ich meine theologische Bildung erheblich vervollständigt und vertieft hatte, vom Licentiatenexamen eine so übertriebene Vorstellung, daß ich mich nicht getraut hätte, mich ihm zu stellen. Daß ich in den wenig aufmunternden frankfurter Verhältnissen dennoch innerlich vorankam, auch schließlich jenen für unübersteigbar gehaltenen Berg wohl hätte ersteigen können, sollte ich erst nachträglich erfahren.

Natürlich wurden die Fäden, welche mich mit der schönen academischen Vergangenheit verknüpften, nach Kräften festgehalten. Zuweilen kam ein alter Studienfreund von Bonn oder Berlin und wurde in unserm Hause gastfrei aufgenommen. Freund Torstrick hatte durch meines Vaters Vermittelung in der Nähe von Frankfurt eine Hauslehrerstelle gefunden und wir besuchten uns von Zeit zu Zeit in alter Liebe und Treue. Mit Bonn blieb ich in lebhaftem brieflichen Verkehr; auch mit Kinkel und seiner Frau, schickte von Zeit zu Zeit noch Beiträge in den „Maikäfer“, besuchte auch das im Sommer 1845 wiederkehrende Stiftungsfest, — freilich mehr um mit Wolters zusammenzusein. Dieser blieb doch der Herzensfreund schlechthin und hielt mich mit der geliebten rheinischen Musenstadt, wo auch er nun

ein viertes Studienjahr genoß, am meisten im Zusammenhang. Ich gab mein Tagebuch auf in dem Vorsatz, alles Denkwürdige, was ich erlebte, in den Briefwechsel mit diesem Vertrautesten auszuschütten; auch brachten wir es fertig, uns im Laufe des Jahres 1845 nicht weniger als fünfmal zu sehen. — Was meinen von Bonn mitgebrachten Liebestraum anging, so ward er einstweilen noch weiter geträumt, zerflatterte aber dann noch schneller, als der Traum einer bonner Habilitation. Es lag in der Natur einer Neigung, die wesentlich nur auf anmuthigem Eindruck und nicht auf tieferer Berührung der Herzen beruhte, daß sie verblühen mußte, nachdem sie der lebendigen Gegenwärtigkeit jenes Eindrucks entrückt war; aber die vollkommene Aussichtslosigkeit der Sache kam hinzu. Es war nicht lange nach Jahresfrist, daß die Nachricht an mich gelangte, ein reicher elberfelder Kaufmann, „ein Mann in den besten Jahren", habe sich um die Hand des schönen Mädchens beworben und ohne Mühe ihre Zusage erlangt.

Inzwischen hatte ich in Frankfurt gelernt, nicht rückwärts, sondern vorwärts auf den gewiesenen Weg zu sehen. Ich sah mich nach einigen Privatstunden um, der nächstliegenden Zuflucht eines frankfurter Candidaten, und erlangte so die bescheidenen Mittel einer halbwegs selbständigen Existenz. Ich blieb meiner Eltern Haus- und Tischgenosse, vermochte aber für meinen Wohnungsantheil und meine privaten Bedürfnisse selber aufzukommen. Dann erbat ich die Erlaubniß zum Predigen, die ich auch ohne Rücksicht auf das noch ausstehende Examen ohne Weiteres erhielt. Es fehlte nicht an Landpfarrern, die sich gern einmal durch einen Candidaten vertreten ließen; das war, wenn sie nicht ganz verödete Kirchen hatten, immer noch erquicklicher als die späteren städtischen Nachmittagspredigten vor leeren Bänken. Da mich die Meinigen gern begleiteten, so gab es manchen fröhlichen Ausflug auf solchen Anlaß, und ich gewann allmählich im Ausarbeiten und Vortragen einige Uebung. Vor allem aber widmete

ich die mir verbleibende freie Zeit meinen theologischen Büchern und Studien, weniger um des bevorstehenden Examens willen, das mir keine besondere Sorge machte, als um meiner Fortbildung willen. Ich hatte doch sehr nach Zufall und Neigung studiert, viel Nichttheologisches gehört und getrieben, und dagegen im Fachtheologischen große Lücken gelassen, weder Synoptiker noch Römer- und Hebräerbrief, weder Dogmengeschichte noch Ethik gehört, und überdem das Hebräische stark liegen gelassen, da es mit meinen sonstigen Neigungen und Beschäftigungen so wenig in innerem Zusammenhange stand. Nun galt es alle diese Lücken auszufüllen, und daneben doch auch ein eignes Gebiet zu gewinnen. Ich nahm mit beharrlichem Fleiße das Alte Testament vor und präparirte nicht nur die Hauptbücher, sondern auch den Hiob und eine Anzahl entlegnerer Schriften durch. Daneben las ich eine Anzahl größerer Werke, neben historischen vor allem Strauß' Leben Jesu und die bedeutendsten Gegenschriften, hielt mich auch durch Theilnahme an einem theologischen Lesecirkel über die fortgehende wissenschaftliche Verhandlung auf dem Laufenden. — Einige theologische Gemeinschaft und Anregung war denn doch zu haben. Der gelehrte Stadtpfarrer D. Steitz, ein in der theologischen Literatur bekannter Mann, nahm sich meiner freundlich an. Sodann gab es ein theologisches Kränzchen, in welchem einige Geistliche und Gymnasialtheologen sich mit ein paar Candidaten vereinigten. Hier trat ich einigen trefflichen Männern nahe, deren Bedeutung zwar vielmehr auf praktischem als auf wissenschaftlichem Gebiete lag, dem ehrwürdigen Pfarrer Zimmer von der deutsch-reformirten Gemeinde, dem französisch-reformirten D. Bonnet, einem Vermittler deutscher und französischer Theologie, und dem lutherischen Pfarrer Deichler, einem trefflichen Prediger und Seelsorger, zu dessen Kirche sich unser Haus hielt. In diesem Kränzchen wurde alt- und neutestamentliche Exegese getrieben, sehr naiv-orthodox, aber doch brüderlich; außerdem erörterte man in gemüthlicher

Weise kirchliche Fragen, allerdings in einer Atmosphäre, die für einen Nichtraucher wie ich schwer zu ertragen war. Endlich kam zweimal im Jahre auf dem „Sandhof", einem mainabwärts am Waldesrande gelegenen Einkehrort, eine Pastoralconferenz zusammen, aus Frankfurt, Nassau und beiden Hessen; an dieser nahm ich, wiewohl etwas im Gefühl eines theologischen Fremdlings, regelmäßig Theil und hatte jahrelang das zweifelhafte Vergnügen ihr Schriftführer zu sein. Es war eine recht bunte theologische Gesellschaft, die hier zusammenkam. Die Meisten ohne jede wissenschaftliche Vermittelung aus dem Rationalismus in den orthodoxen Pietismus übergesprungen; doch waren auch einige Männer von ernsterer Bildung dabei. Widerwille gegen das landesherrliche Kirchenregiment, Glaube an die göttliche Autorität des Predigtamtes, aber doch auch ein ungeklärtes Verlangen nach presbyterial-synodalen Einrichtungen bildeten neben der orthodox-pietistischen Grundrichtung die am meisten hervortretenden Berührungspunkte.

Den bestmöglichen Ersatz für den mir fehlenden Verkehr der academischen Freunde fand ich, mehr als in diesem allen, im Umgang mit meinem eben achtzehnjährigen Bruder Franz. Er hatte eben jetzt sein Examen für Prima bestanden, also in einem einzigen Arbeitsjahr die Kluft zwischen Tertia und der Oberklasse überwunden; eine sorgenfreiere, lebensfrohere Zeit begann für ihn, und es gab sich von selbst, daß ich für dieselbe sein nächster und bester Freund ward. Unseren seitherigen Briefwechsel, welcher sich vorzugsweise um religiöse und theologische Fragen gedreht hatte, konnten wir nun in mündlichem Verkehr desto reichlicher fortsetzen, und die innere Gereiftheit, welche ihm sein eigenthümlich schwerer Jugendgang verliehen hatte, ließ den Abstand zwischen dem ausstudierten Bruder und dem erst vor den academischen Pforten stehenden nicht allzugroß erscheinen. Da ihm seine Gymnasialpflichten hinreichende Muße ließen, nahm er vielfach an meiner Examensvorbereitung, nament-

lich an der Lesung des Alten und Neuen Testamentes theil und ging so, noch ehe er die Universität betrat, durch eine theologische Vorschule hindurch. Aber wir pflegten miteinander auch noch andere als theologische Anliegen, die uns nicht minder noth und wohl thaten. Nach der schönen und reichen Geselligkeit, die ich in Bonn genossen, mochte ich ein Aehnliches daheim nicht ganz entbehren, aber ebensowenig es außer dem Hause suchen, um so weniger, als es auch für die heranwachsenden Geschwister, wenn nicht für die Eltern selbst, Bedürfniß war. Jahrelang waren gesellige Veranstaltungen unserem Elternhause fremd gewesen, verschcucht zuerst durch die gebotene Einschränkung, dann durch die schmerzlichen Todesfälle; mit Hülfe meines Bruders gelang es mir jetzt, dergleichen in unser Haus zurückzuführen. Es war immerhin ein kleiner Kreis näherer Bekannten da, namentlich von meines Bruders Seite, und so brachten wir mit eintretendem Winter zuweilen kleine Gesellschaften zu Stande, die — anspruchslos und ungezwungen wie sie waren — doch der geistigen Würze nicht entbehrten und unser Haus mit einem lange nicht gekannten Frohsinn erfüllten. Nicht alle Theilnehmer blieben uns auf die Dauer anziehend, aber wie es zuweilen sich fügt, daß man Leuten zu guter Stunde nahetritt, und daß ein junger geselliger Versuch sie ihre besten Seiten hervorkehren läßt, so war es hier.

Das erste Gelingen machte Muth zu Größerem, und so beschlossen wir beiden, auf Fastnacht, wo Scherz und Schwank auch in Frankfurt ein herkömmliches Heimathsrecht hatten, eine Komödie zu veranstalten, die mit den vorhandenen wenigen Kräften aufgeführt werden könnte. Es galt aber, sich nicht nur auf die Zahl, sondern auch auf die Eigenart der zur Verfügung stehenden Personen einzurichten, und dabei doch sich über die Trivialität der gewöhnlichen theatralischen Scherze zu erheben. Ich ersann ein Fastnachtsspiel, das mein Bruder dann mir ausführen half, und das allerdings nur in unseren vier Pfählen aufführbar, aber für dieselben auch mit zündendem Muthwillen

über und über gesättigt war. Es hieß: „Der heilige Rock auf Reisen.“ Die Trierer Rockausstellung, im vorigen Herbst geschehen, war noch in frischem Gedächtniß, und noch durfte man über dergleichen mittelalterliche Neuerungen in Deutschland harmlos lachen. Aber kaum minder lächerlich als die Trierer Rockgeschichte erschien uns zur Zeit an halbgebildeten Protestanten die Vergötterung der philosophischen Phrase, und so ward angeknüpft an die der Zeit eigene Vermischung von kindischem Aberglauben und scheinwissenschaftlicher Einbildung; gehörte doch auch ein mir nicht unbekannter bonner ultramontane „Philosoph“ zu den schriftstellerischen Advokaten des Trierer Rocks. Als Träger und Opfer jener zeitgeistischen Mischung ward ein in einer Universitätsstadt lebender junge und eitle Schneider aufgestellt, zu dessen Darsteller ein gutmüthiger Schulfreund meines Bruders sich hergeben mußte. Ihm wird von muthwilligen Studenten aufgebunden und mittelst philosophischer Demonstrationen einleuchtend gemacht, der Trierer Rock sei jetzt, da er daheim keinen Besuch mehr zu erwarten habe, auf Reisen geschickt, um seine Wunderkräfte auch auswärts nutzbar zu machen, und zwar an denen, welchen er nach seinem Begriffe als Rock zunächst angehöre, — den Schneidern. Und wie es in der Idee der Kleidung überhaupt liege, einerseits zu schmücken, andererseits zu verhüllen, so bestehe das ganz vernunftgemäße Wunder, welches der Rock leiste, darin, daß er — der Rock der Röcke — beides im absoluten Sinne thue, und zwar nach dem Gesetz des Gegensatzes von Positivität und Negativität, d. h. daß er, auf der rechten, also positiven Seite getragen, unwiderstehlich liebenswürdig mache, auf der linken, negativen angezogen, schlechthin verhülle, also seinen Träger unsichtbar mache, eine Wirkung, die indeß beim Herannahen der Todesstunde des Trägers, diesem zur Mahnung, verschwinde. Wir hatten unter unseren Zuschauern einen, dessen philosophischer, feuerbach'scher Dilettantismus hiermit persiflirt wurde; aber auch hiervon abgesehen, — der angebliche heilige

Rock selbst, ein in der Familie wohlbekannter alte Ueberzieher, und die komischen Scenen, welche der Träger desselben, ihn rechts und links benutzend, in der Voraussetzung bald unwiderstehlich, bald unsichtbar zu sein, herbeiführte, endlich sein Todesschrecken, in den ihn die schließliche Entdeckung, nicht mehr unsichtbar zu sein, versetzen mußte, übten eine überaus komische Wirkung. — Der durchschlagende Erfolg dieses ersten Unternehmens führte gegen Ende des Winters zu einem zweiten, zu dem ich gleichfalls den Text zu liefern hatte. Diesmal verwerthete ich die eben umgehende Schwärmerei für den Schauerroman des Franzosen Eugen Sue „Die Geheimnisse von Paris". Ueberall erschienen Nachahmungen desselben, „Geheimnisse von Wien, von Berlin, von Petersburg", und so hieß mein Stück „Die Geheimnisse von Geisenheim". Der Bürgermeister eines Kleinstädtchens ist nach literärischen Lorbeern lüstern; er arbeitet an „Geheimnissen" seines Landstädtchens, und da es solche von der erforderlichen Schrecklichkeit nicht gibt, so deutet er mit aufgeregter Phantasie sehr harmlose Geheimnisse, welche in seinem eigenen Hause spielen, in romanhafte Schauergeschichten um, bis eine muthwillige Gegenmine ihn in die Enge treibt; schließlich aber läßt die beiderseitige Auflösung der Geheimnisse alles in Heiterkeit enden. — Das Stück war im Unterschied von jener grotesken Fastnachtsposse ein regelrechtes Lustspiel, und ich konnte es nachher in den „Maikäfer" einschicken, wo es namentlich Simrocks Beifall erhielt. Die Aufführung, welche wir wiederum zu fünft bewerkstelligten, fand bei den Zuschauern so großen Beifall, daß sie nach einigen Wochen wiederholt werden mußte. — An anderen Sonntagabenden, an denen wir in kleinerem Kreise beisammen waren, wurden Reimspiele gemacht, Charaden aufgeführt, von geübten Mädchenhänden eine Sonate von Beethoven oder einige „Lieder ohne Worte" gespielt. Oder es wurde irgend ein wenig bekanntes Kleinod deutscher Literatur, eine Novelle von Eichendorff oder Clemens Brentano, ein Stück aus E. M. Arndt's

setzen durfte, des Gefühls beengender Verhältnisse, welche der Seele das freie Entfalten ihrer Schwingen verwehrten.

Der Frühlingsausflug an den Rhein kam zu Stande, zwar nicht mit allen, die ihn vorgehabt, aber doch mit denen, die uns die angenehmsten waren. Wir waren unser neun, unsere Eltern, wir drei Geschwister, jener Schulfreund meines Bruders mit zwei Cousinen, und Röschen; als zehnten hatte ich Freund Wolters von Bonn citirt, der in den Osterferien bei uns in Frankfurt gewesen und mit unsrer Gesellschaft bekannt war. Wir fuhren in prächtigem Wetter und entsprechender Stimmung das Rheingau hinunter; in Rüdesheim fanden wir unsern bonner Freund, und nun gings auf den Niederwald, zu jenen herrlichen Aussichtspunkten, von denen aus man das Rhein- und Nahethal überschaut; hier inmitten des Waldes hielten wir im Grünen unser fröhliches Mahl. In Asmannshausen nahmen wir einen Kahn und fuhren, die ganze Poesie der Rheinlandschaft genießend, bis Bacharach; von da nach Oberwesel war zu Fuß zu wandern. Ein Gewitter zog auf, ein leiser Regen begann und wurde anfangs in heiterer Laune verachtet; bald strömte es vom Himmel, ohne daß ein Obdach zu entdecken war. Wir flüchteten in ein Strohhüttchen am Wege; als wir darinnen saßen, mußte Wolters aus den Grimm'schen Kinder- und Hausmährchen erzählen; er konnte das prächtig. Aber der Regen ließ nicht nach; wir mußten durch bis Oberwesel, paarweise unter je einem Regenschirm; der Aufzug, bei dem ich Röschen zu führen bekam, wurde von Wolters hernach in einem ausnehmend komischen Farbenbilde verewigt. Triefend kamen wir an, aber das entzündete nur unsre gute Laune. Die mannigfaltigen Bemühungen im Gasthof, wieder zu trocknen Kleidern zu kommen, entfalteten eine Fülle von Komik, und als wir hernach uns in allerhand Verkleidungen zum Abendbrod zusammen fanden, konnten wir nicht umhin eine Maibowle zu brauen und bis in die Nacht Charaden aufzuführen. Am andern Morgen war alles frisch und wohl; beim schönsten

Wetter besahen wir uns die Oberweseler Kirche, erkletterten die über dem Städtchen gelegene Burgruine, von der man eine herrliche Aussicht genoß, wanderten am Rheinufer bis gegenüber der Loreley, und hatten eine überaus fröhliche Heimfahrt. Daß so viel gemeinsame Freuden und Abenteuer zwei jugendliche Herzen, die einander ohnedies anzogen, wiederum ein gutes Stück näher führten, begreift sich. Beim Abschied neckte mich mein lieber Wolters, daß ich ihn über der jungen Freundin stark vernachlässigt hätte.

Allerdings, ich befand mich bereits in der vollen inneren Unklarheit, welche solchen Freundschaften zwischen unverlobten jungen Leuten verschiedenen Geschlechts naturgemäß anhaftet; die schwanke Grenzlinie zwischen Freundschaft und Liebe ward auch mir eine fließende. Die letzten Rückgedanken an das holde Mädchenbild in Bonn verblaßten vor der anziehenden Gegenwärtigkeit dieses Umgangs. Und doch trug derselbe ein wesentlich anderes Gepräge als jener Liebestraum; seine Anziehung beruhte viel mehr auf geistigem Austausch und viel weniger auf dem Zauber der Erscheinung, trug also in der That einen freundschaftlichen Character. Auch hatte das Mitgefühl mit einem unter kümmerlichen Bedingungen und zeitweiligem Leiden aufstrebenden Mädchenherzen an meinen Empfindungen einen unleugbaren Antheil, und jene überwältigende und zwingende Macht, welche nach meiner Vorstellung einer ächten bräutlichen Liebe eignen sollte, spürte ich nicht. Aber vielleicht war ich überhaupt nicht dazu angethan, dieselbe zu erfahren; vielleicht lag es nur an meiner gelassenen leidenschaftslosen Gemüthsart, daß ich den Frühling nicht recht erkannte, der in stillem Sonnenschein und nicht in Sturm und Sonnenglut über mich kommen wollte? Wie dem auch sein mochte, ich haderte jetzt nicht wie früher mit einer Gemüthsart, die mich nicht stürmisch erleben ließ; im Gegentheil, ich war wohlzufrieden damit, daß keine große plötzliche Entscheidung über mich kam. Ich ließ mich gern im stillen

Kahne vom Strom des Lebens tragen und treiben, es Gott überlassend, wo er mich landen lassen wolle. Eine anscheinend vernünftige und fromme Herzensverfassung, die aber doch eine große Gefahr in sich schloß. Denn je sorgloser sie war, um so sorgloser waren auch ihre Kundgebungen, und je unentschiedner sie sich zwischen Freundschaft und Liebe bewegte, um so mehr konnten diese Kundgebungen auch im letzteren Sinne verstanden werden. Der geneigte Leser mag entscheiden, wie weit das folgende Gedicht, in welchem ich gegen Frühlingsende der Freundin die Erinnerungen und Eindrücke eines gemeinsamen Spazierganges zurückrief, sich noch in den Grenzen der Freundschaft hielt oder dieselben unwillkürlich überschritt.

Der Zaubersang des Abends zieht
Leis flüsternd schon durch Wald und Feld;
Der wandelt sacht zum Traumgebiet
Die helle laute Frühlingswelt.
Durch blüh'nde Halme, die uns grüßen,
Vom Abendwinde leis gewiegt,
Gehn wir dahin auf leichten Füßen,
Vertraulich Arm in Arm geschmiegt.

Wie schaut dein Auge klar und hell:
Heut keinen Blick umflort und bang;
Es schlagen unsre Herzen schnell
In gleichem jugendfrohem Gang.
Wir treiben leis in tausend Scherzen
Mit Blumen wie mit Worten Spiel;
Wir flüstern wie aus Einem Herzen:
Ach, käm' uns nie der Pfad an's Ziel!

Ja, sich erfüllen soll dies Wort;
Kein Ziel, das Scheiden uns gebeut!
Wir gehn zusammen fort und fort,
So einig, so vertraut wie heut.
Was mir im Herzen klar zu lesen,
Du sprichst es aus mit rechtem Muth:
„Wie wir es heute uns gewesen,
Sind wir uns allzeit lieb und gut.“

Siehst du, wie dort sich unser Steg
Geheim in Dickichts Nacht versteckt?

So ist des Lebens künft'ger Weg
Noch dir wie mir von Nacht verdeckt.
Wie mag sich dort der Pfad gestalten?
Noch kann's von hier kein Auge sehn;
Doch weiß ich eins: zusammenhalten
Wir treu wie jetzt, wenn wir ihn gehn.

Wir werden Arm in Arm ihn gehn,
So herzlich frei und froh wie hier;
Auch dort wohl werden Blumen stehn
Am Wegesrand, — die biet' ich dir!
Du nimmst sie an, — es dankt voll Güte
Für jede mir dein Blick; — wolan,
So nimm nun auch als flücht'ge Blüte
Dies Lied, du Gute, von mir an.

Wie die Möglichkeit eines solchen dichterischen Herzensergusses und nicht minder das darin gezeichnete Bild unseres Umgangs zeigt, bewegten wir uns beiderseits mit großer Unbefangenheit auf der schwankenden Grenzlinie von Freundschaft und Liebe. Das gute Mädchen hielt ja mit feinem Tact allezeit die Formen eines rein freundschaftlichen Verkehrs fest; aber sie nahm doch alle die kleinen Aufmerksamkeiten, die ich ihr erwies, sie nahm auch ein Lied wie das mitgetheilte mit Dank und Freude an. Und sie dämmte das Maß unsres Verkehrs nicht ein, sondern sie munterte im Gegentheil, allerdings immer unter Hinzuziehung meiner Geschwister, zur Steigerung desselben vielfach auf. Unsere Sonntagsausflüge gingen in diesem Frühling und Sommer vorzugsweise nach einem Dörfchen Berkersheim, eine gute Stunde nordöstlich von Frankfurt, einem anmuthig zwischen Büschen und Feldern an der Nidda angesichts des schon nähergerückten Taunus gelegenen Orte. Hier war kein Zielpunkt der gewöhnlichen Spaziergänger; wir hatten eine behagliche Einkehr bei guten Leuten und einen Baumgarten vor ihrem Hause zum Spielplatz, auch kannten wir den Pfarrer und ich predigte zuweilen für ihn. In dieser ländlichen Stille und Abgeschiedenheit genossen wir beiden manche glückliche Stunde der Jugendfreude und wechsel-

seitigen Anziehung; ein abendlicher Heimgang von hier, in Gemeinschaft mit den Unsrigen und doch zu zweien ungestört, ist in jenem Liede beschrieben. Im Sommer zog Röschen mit meiner Schwester auf ein paar Wochen zur Erholung ganz hinaus; wir Brüder wurden zu häufigem Besuche eingeladen und machten davon gern Gebrauch. Dann saßen wir miteinander an einem grünen Abhang abseits vom Dorf, der „Ulmrück“ genannt, hinter uns wogende Kornfelder, vor uns in der Tiefe der still und langsam durch Weidengebüsch sich windende Fluß, jenseits desselben die reichangebaute malerische Ebene bis an die dunkelblau aufsteigenden Berge; die Mädchen banden Kränze aus Kornblumen oder wilden Winden; wir plauderten, dichteten, in Scherz und Ernst wurde des Herzens Fülle ausgetauscht. Von denen, die uns beobachteten, wurden wir hier wie in Frankfurt ohne Zweifel im Stillen schon als ein künftiges Paar betrachtet, und ein besonders inniges Briefchen, das mir die Freundin an meinem Geburtstag schrieb, machte mir den bewegenden Eindruck, als habe auch sie die Grenzlinie der bloßen Freundschaft innerlich überschritten, und als sei der Moment nicht fern, an dem eine höhergehende Lebenswelle uns unsrer gegenseitigen Liebe vollends gewiß machen werde.

Von allen diesen Dingen wurde dem Herzensfreunde in Bonn ausführlich berichtet, ihm auch das Ebben und Fluten des über sich selbst unklaren Gefühls nicht vorenthalten. Auf Johanni, zum Stiftungsfeste des Maikäfers, hatte ich ihn in Bonn besucht. Ich athmete noch einmal die Luft academischer Freiheit und Jugendlust, indem mein Freund mich in den Kreis der guten Gesellen führte, die seinen Umgang bildeten. Ich gewann auch durch ihn einen neuen werthen Freund an dem Münsterländer Wilhelm Junkmann, einem angehenden Docenten der Geschichte, dessen geistvoll aphoristische Geschichtsbetrachtung auf dem Grunde kindlich-romantischer katholischen Frömmigkeit mich lebhaft anzog. Dieser liebenswürdige Mensch, älter und reifer als wir, aber

in seiner naiven Art sich uns gleichstellend, war auch ein begabter Dichter und als solcher in den Maikäfer gezogen; das westphälische Idyll, das er am Stiftungsfeste las, war die Perle des Tages. Das Stiftungsfest selbst ähnelte unserem vorigen, und doch wie waren die Rollen vertauscht! Die strahlende Königin des Festes war diesmal ein siebzehnjähriges Mädchen, eine zarte aufblühende Elfengestalt von bezaubernder Schönheit, und derselbe Zauber, den im Jahr zuvor die holde Anna auf mich geübt, war diesmal an den beiden Freunden Wolters und Junkmann zu gewahren. Sie haben ihn beide in ihrem Herzen begraben, aber nach Jahren gestand mir Wolters, daß er in der folgenden Nacht mit wachen Augen das Visionsbild des bezaubernden Mädchens geschaut; es war nicht das einzige Mal in seinem Leben, daß ihm Visionäres widerfuhr. Man kann sich denken, wie erregt unter solchen Umständen unser Zusammensein ausfiel: auch ich hatte ja ein volles Herz auszuschütten; aber mein Freund traute meinem Herzensbarometer nicht, er sagte: Wenn du erst nicht anders kannst; wenn erst ein inneres Müssen über dich kommt, dann wolan. Aber bis jetzt probierst du nur, ob du nicht müssest.

Zwei Monate später hatte ich die Freude, ihn wieder als Gast in unserem Hause zu begrüßen, und zwar auf ganze vier Wochen. Sein viertes Studienjahr war zu Ende, ebenso wie das meine mit einer theologischen Prämie gekrönt, und sein erstes Examen, nicht wie das meinige verschleppt, stand im October bevor. Ich hatte ihm versprochen, für dasselbe mit ihm zu repetiren, und so genossen wir miteinander dies längere Zusammensein, in welchem die Arbeitsmühe und -sorge so groß nicht war, um nicht für geselliges Leben Raum zu lassen. Nach mehrjährigem Kränkeln an Leib und Seele war mein lieber Freund glücklich genesen und mannhaft geworden; im Zusammenhange damit war der reiche Schatz seines Geistes und Herzens ausgiebiger als je seither. In guten Stunden, auf unseren Spazier-

gängen und an unseren traulichen Abenden war er unerschöpflich und unwiderstehlich; auch meine Freundin, für die er um meinetwillen besondere Aufmerksamkeit hatte, hing bewundernd an seinen Lippen. — Im folgenden Monat erfolgte in Coblenz das ehrenvolle Bestehen seines Examens; gleichzeitig ward ihm eine Hauslehrerstelle in Neapel angeboten, bei einem Deutsch-engländer Major (Mejer), einem originellen und unternehmenden Mann, der eine Seidenfabrik in Portici besaß. Er nahm sie an auf zwei Jahre, und kam auf der Hinreise im Spätherbst nochmals nach Frankfurt, um mir Lebewohl zu sagen. Er hatte mir noch eine andere und ernstere Lebensentscheidung mitzutheilen, die inzwischen für ihn gefallen war. In Coblenz hatte er das Haus eines Oheims nach Jahren wieder betreten, an welches eine alte Jugendliebe zu einer mit ihm aufgewachsenen Cousine ihn geknüpft; er hatte als Student dieser Jugendliebe als einer unreifen mit Schmerzen abgesagt; nun nach jahrelanger Trennung war sie neu aufgelebt. Er hatte sich verlobt und berichtete mir auf einem einsamen Spaziergang, wie sich das alles entwickelt habe. Es lag wohl an seinem eignen jungen Erlebniß, daß er meine Herzensangelegenheit diesmal anders ansah als im Frühling: „Es wird nicht lange währen, daß Ihr Euch auch verlobt, sagte er scheidend, — was wollt Ihr anderes machen?“

Wie sehr hatte er sich damit geirrt. Unser häuslicher und privater Verkehr mit meiner Freundin ging zwar in den gewohnten Formen weiter, aber das Gefühl drängte sich mir auf, daß unser innerstes Verhältniß einen heimlichen Stoß bekommen habe. Bald nach jenen schönen Septembertagen, in denen Wolters unser Gast gewesen, hatte ich von ihr mit einem ziemlich unveranlaßten Geschenk, einer Stickerei, ein Briefchen bekommen, das ich nur halb verstand, eine Aussprache darüber, welchen Werth sie auf meine Freundschaft lege, wie sie mich aber bitten müsse, nichts zu thun, was ihre alte Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit von Freundschaften zwischen Männern und Frauen bestätigen würde.

Ich bezog das auf Unbehutsamkeiten im äußeren Verkehr, die ich etwa begangen; aber allmählich ward ich darauf gedrängt, daß noch etwas Andres dahinterliege. Ihr Benehmen gegen mich war ungleich geworden, anscheinend launenhaft, was es früher nie gewesen; zuweilen ausweichend, ja in Kleinigkeiten verletzend, dann wieder höchst liebenswürdig, als wolle sie gut machen, aber die alte Zutraulichkeit war nicht mehr da. Auch aus anderen Ursachen nahm der Winter einen fühlbar anderen Verlauf als der vorige mit seinen harmlos fröhlichen Veranstaltungen. Ich war stark beschäftigt; ich hatte neben meinen sonstigen Privatstunden und den sich mehrenden Predigten eine halbe Hauslehrerstelle in einer englischen Familie angenommen, die mich den ganzen Vormittag kostete. Dazu war ich in Gemeinschaft mit meinem Bruder darangegangen, die Lücken einigermaßen auszufüllen, welche unser Gymnasium uns hinsichtlich der neueren Sprachen gelassen; wir hatten uns einem französischen Kränzchen angeschlossen und zugleich miteinander einen englischen Privatunterricht genommen, der einen kräftigen Privatfleiß beanspruchte. So hatten wir beide keine Muße zu Unternehmungen wie die Komödien des vorigen Winters; aber auch wenn die Muße dagewesen wäre, es fehlte die Stimmung. Sonnenstrahlen, die in diesen Winternebel hineinfielen, waren die Briefe, die ich aus Neapel empfing. Im Spiegelbilde tiefer Empfindung und geistvoller, künstlerischer Schilderung stieg aus ihnen die Wunderwelt des mittelländischen Meeres vor meinem geistigen Auge empor, die Fahrt von Marseille nach Genua und Florenz, der Golf von Neapel mit seinen Ruinenstädten, die Mährcheninsel Capri und der rothflammende Vesuv; Wunderdinge, welche uns Deutschen damals noch ungleich ferner und fremder waren als heute. Ich las diese Briefe, die ich als Erster erhielt, um sie dann an die Angehörigen meines Freundes in Umlauf zu setzen, in unserem häuslichen Kreise vor, und so fanden sie auch an Röschen eine lauschende Zuhörerin. Und als im Laufe des Winters aus

Neapel allerlei kleine Geschenke eintrafen, kam auf meine besondere Bitte auch für sie etwas mit, ein in Noten gesetztes neapolitanische Fischerlied. Seltsam, daß mein guter Bruder sich des Vergnügens wunderte, mit welchem ich dies kleine Geschenk zu ihr hinübertrug; aber er war seit einiger Zeit in dem Grade mehr, als ich es weniger war, Röschens Vertrauter geworden.

Gegen Ende des Winters überraschte uns unsere Freundin mit der Ankündigung, daß sie Frankfurt zu verlassen und auf zwei Jahre als Erzieherin nach Nordamerika zu gehen gedenke. Eine Dame, welche die in Rede stehende Stelle längere Zeit bekleidet hatte und nun beauftragt war eine Nachfolgerin zu suchen, hatte sie unter geschickter Schönfärberei dafür gewonnen, und der Beweggrund, daß dies eine leichtere und zuträglichere Beschäftigung sein werde, als die anstrengenden frankfurter Musikstunden, welche an ihren häufigen Kopfschmerzen schuld seien, ließ sich hören. Aber schon eine gewisse Ueberstürzung, mit welcher der bei dem Alter ihrer Eltern bedenkliche Entschluß diesen abgedrängt worden war, dazu eine tiefe Traurigkeit, welche ihn unverkennbar begleitete, ließ noch andere Gründe vermuthen. Endlich — es war an meiner Mutter Geburtstag, am 11. März 1846 — entdeckte mir ein Zufall, was mein Bruder längst wußte, mir aber nicht hatte sagen dürfen, daß eine unglückliche Herzensangelegenheit im Spiele war, welche ihr den Wunsch aufdrängte, die Stätte ihres seitherigen Erlebens zu verlassen, und daß derjenige, der — ohne Wissen und Wollen — zwischen mich und die geliebte Freundin getreten war, kein Anderer war als mein bester Freund. An ihn hatte in jenen Septembertagen, da er an unserem Verkehr so unbefangenen, liebenswürdigen Antheil genommen, das arme Mädchen, nachdem sie längere Zeit ein unklar schwebendes Gefühl für mich gehegt, ihr Herz verloren; die Augen Dritter, welche scharfsichtiger beobachtet als ich, hatten es schon damals wahrgenommen. Die Entdeckung

traf mich wie ein Blitz; aber ich empfand deren Schwere noch mehr für sie als für mich. Ich, ich allein wußte um meines Freundes unmittelbar danach erfolgte Verlobung, und so fiel mir die Pflicht zu, ihr jene hoffnungslose Liebe zu zerstören und so in das krankende Herz den grausam-heilsamen Schnitt zu thun. Ich that ihn in der liebevollsten Weise, die ich im Moment finden konnte; ich theilte ihr meines Freundes Verlobung mit und legte ihr zugleich das Bekenntniß meiner eigenen Liebe zu Füßen, mit der Bitte, dieselbe als schwachen Ersatz anzunehmen für jenen unerfüllbaren Herzenstraum, den ich zerstören müsse.

Es war eine Thorheit, die ich beging, — das sah ich bald selbst ein —, eine Unmöglichkeit, die ich ihr antrug. Aber dieselbe bewies, wie hernach mein Freund Torstrick es mir rührend aussprach, daß ich mein Gemüth doch unterschätzt hatte; daß auch mit mir das Herz durchgehen konnte. Hatte in dieser ganzen Herzensangelegenheit das Mitgefühl von Anbeginn seinen Antheil gehabt, so war es schließlich zur ausschlaggebenden Macht geworden. Natürlich wäre das edel und wahrhaft empfindende Mädchen nicht sie selbst gewesen, wenn sie meinen Antrag nicht in rührend dankender Weise abgelehnt hätte. Aber nun befanden wir uns doch in einem ganz eigenthümlichen, seltsamen Verhältniß zu einander. Wir sahen uns tagtäglich und wußten wechselseitig um unsere innersten Empfindungen, denen wir doch in keiner Weise zu Hülfe zu kommen vermochten; wir standen einander rathlos gegenüber, und konnten doch von einander nicht lassen. Je unglücklicher das mit einer hoffnungslosen Neigung ringende Mädchen sich fühlte, um so weniger mochte sie auf meine treue Freundschaft verzichten. Ich andererseits hatte nie so lebhaft und warm für sie empfunden wie jetzt, da die Würfel gefallen waren und ich sie täglich in ihrer Hülflosigkeit sah. Und in dem bald nachgekommenen Gefühl, daß ich mein Bekenntniß überstürzt und im unmöglichsten Augenblick an sie gebracht, vermochte ich um so weniger ihre Ablehnung für unwiderruflich

zu nehmen. Es war Wochen nach jenem Unglückstag, als ich das tiefbewegte Gedicht „O wende weinend nicht von mir Dein Auge weg; ich kanns nicht sehen! Glaub' mir's, daß Deine Thränen mir Heißglühend durch die Seele gehen", an sie richtete und in demselben mich ihr von Neuem zum Helfer in ihrer Seelennoth antrug.*) Erst als ich sah, daß diese meine Stellung sie nur ängstige, und ich den Eindruck gewann, daß das Peinliche ihres anscheinenden Undankes gegen mich sie zu jenem Fluchtversuch über das Weltmeer wesentlich mit antreibe, erklärte ich ihr zu ihrer Beruhigung, unser Verhältniß ernstlich und endgültig auf ein rein freundschaftliches zurückführen zu wollen. In Wahrhaltung dieser Zusage bemühte ich mich in Gemeinschaft mit meinem lieben Bruder, in dessen Gedichten man die Spur dieser Tage auch noch finden wird, sie zu beschwichtigen und aufzumuntern, und das gelang uns auch bis zu einem gewissen Grad. Aber die phantastische Flucht nach Amerika ihr auszureden, die wir in keiner Weise für eine Verbesserung ihrer Lage hielten und die sich in dieser Beziehung auch als ein Fehlgriff erwies, gelang uns nicht. Der Entschluß war gefaßt, die Zusage gegeben, und so kam im Juni, drei Monate nach jenem Entscheidungstage, der Abschied. Er war begreiflicherweise ein tiefbewegter für uns beide; wir küßten uns zum ersten, und wie wir uns sagen mußten, auch zum letzten Mal. An dem Tage, an welchem der Dampfer sie den Rheiu hinuntertrug, schrieb ich das Lied „Schon fliegt auf grüner Rheineswelle Dein Schiff zum Meer hinab im Nu", und rührte in demselben noch einmal die Zukunftsträume an, welche sich gerade ein Jahr zuvor mir an jenen Ausflug in's Rheinthal angesponnen hatten:

Nun mußt du rasch vorübergleiten,
Und eine Abschiedsthräne schleicht
Im Angedenken jener Zeiten
In's liebe Auge dir vielleicht.

---

*) Vgl. Blüthenstrauß S. 84.

O wend' es nicht hinweg von dorten
Und gib der Thräne freien Raum:
Durch Land und Meer hin allerorten
Begleitet noch dich dieser Traum! —

* * *

Wenige Wochen vor diesem Abschluß einer Lebensepisode, die einem feinsinnigen Seelenmaler wohl den Stoff zu einer novellistischen Dichtung hätte abgeben können, war mein Bruder Franz zur Universität abgegangen, meinem Rath und Vorbilde gemäß nach Bonn. Er fand Quartier bei denselben guten Leuten, bei denen ich einst mit Andreas gewohnt, und freundete sich auch mit diesem, der noch dort hauste, bald an. Als er bei Nitzsch eintrat, kam ihm dieser mit den Worten zuvor: „Ich erkenne Sie am Gesicht, Sie sind ein Beyschlag"; der treffliche Mann behielt ihn auch später, nachdem Lehrer und Schüler nach Berlin übergesiedelt waren, liebend im Auge. Auch an Kinkel hatte ich ihn empfohlen, wiewohl nicht gerade für den „Maikäfer", aber er kam auch in diesen, da man bald herausbrachte, daß auch er ein Poet sei, und so ward er auch mit Junkmann und Simrock bekannt, die ihn beide lieb gewannen. Als dann unsere nach Amerika reisende Freundin an Bonn vorüberkam, gab ihr Franz bis nach Düsseldorf das letzte Geleit; die beiden hatten in der That eine sehr innige Herzensfreundschaft miteinander geschlossen, in die keine Irrung wie bei mir hatte hineinkommen können. Bald danach, zur Zeit des Maikäfer-Stiftungsfestes besuchte ich ihn; es waren liebe und reiche Tage, aber wie anders als ehedem. Nächst dem wehmüthigen Austausch mit meinem Bruder, der sich natürlich vor allem auf das jüngst Erlebte bezog, war mir besonders der erneute Verkehr mit Junkmann erquicklich. Er war ein prächtiges Original, katholisch fromm, ja im Sinne jener Zeit ultramontan, und doch ein treues deutsches Herz, ein Parteigänger der Freiheit seiner Kirche gegenüber der Staatsbüreaukratie, aber der Freund-

schaft mit einem evangelischen Christen unverschlossen. Im Uebrigen gab es diesmal kein Freudenfest, sondern, was auch zu meiner Stimmung besser paßte, vielmehr ein Mitleiden mit den Leidenden. Das Stiftungsfest mußte ausfallen, weil Kinkel sowohl als seine Frau krank daniederlagen; er hatte ein schweres Nervenfieber durchgemacht, welches ihn noch gefesselt hielt. Ich besuchte ihn und er rechnete mir es hoch an, daß ich es ohne Scheu that, — war überhaupt angesichts des neugeschenkten Lebens sanft und milde gestimmt; es war das letzte freundliche Wiedersehen, das uns im Leben bestimmt war. Auch seine holde Nachbarin, für die ich vor zwei Jahren geschwärmt hatte, war von der gleichen im Poppelsdorfer Schloß umgehenden Krankheit ergriffen worden, nicht lange nach ihrer Verlobung; sie hatte drei Monate lang daniedergelegen und war eben in der Genesung. Ich konnte mich nicht enthalten, sie unter solchen Umständen zu besuchen und sie nahm meinen Besuch gern an. Sie saß im Lehnstuhl, die goldenen Haare in ein Häubchen versteckt, aber wieder aufblühend und in Eindruck und Wesen unverändert, und so haben wir freundlichen Abschied von einander genommen. Aber auch ein wahrhaft tragischer Zwischenfall berührte mich im Andenken an die früheren Tage. Als ich aus dem Dampfboot ausgestiegen, sah ich ein auffallend schönes Mädchen vor mir, schwankenden Ganges, von einem abholenden älteren Manne geführt. Ich erkannte sie, es war die bezaubernde, sylphidenartige Königin unseres vorigen Jahresfestes. An Leib und Seele gebrochen, auf räthselhafte Weise geknickt, kam sie soeben zurück ins Elternhaus, um darin zu sterben; noch im Laufe meiner Besuchswoche erfolgte ihr Tod. Der gute Junkmann, dem sie's angethan hatte an jenem Stiftungsfeste, weinte ihr heiße Thränen nach, und auch mein Freund in Neapel, dem ich den Tod des schönen Kindes meldete, ward tief erschüttert.

Aber mich und meinen im fernen Süden weilenden Freund bewegten zu dieser Zeit noch andere Todesengel, die uns näher

angingen. In denselben Unglücksfrühling 1846 waren die Lebensausgänge von zweien unserer berliner Freunde gefallen und hatten uns in erschütternder Weise die Räthsel des menschlichen Daseins und das Widerspiel pantheistischer und christgläubiger Lebensrichtung vor die Seele gestellt. Ernst Ackermann und Hermann Rossel hatten fast gleichzeitig von der Erde Abschied genommen, beide fast in gleichem jugendlichen Mannesalter, aber in wie himmelweit verschiedener Weise!

Ackermann hatte nach Beendigung seiner Studienzeit zuerst als Begleiter eines halbverrückten Engländers Spanien, Sicilien, Italien durchzogen, dann in Rom eine Hauslehrerstelle bei einer russischen Fürstin übernommen, und war als solcher im April nach Neapel gekommen. Hier hatten sich die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Wolters erneuert; aber bald hatte ihn ein Nervenfieber überfallen, von dem er, auch als es gehoben schien, nicht zu genesen vermochte. In dem Krankenhause, in welchem er unter guter Pflege viele Wochen lang lag, hatte Wolters ihn treu besucht; in den Gesprächen, die er mit ihm führte, und nachher aus einem hinterlassenen Tagebuche war ihm das seitherige Leben und Treiben dieses Titanen und damit auch die tiefere Ursache seines Nichtgenesenkönnens in erschreckender Weise entgegengetreten. Der unglückselige Mensch hatte im Verfolg seines schon in Bonn angekündigten endgültigen Bruches mit Theologie und Christenthum sich abgewüthet wider Gott und sich selbst. „In seinem Tagebuche, schrieb mir Wolters, möchte er einmal, wie Prometheus wider die Götter, so gegen den Heiland kämpfen; aber es sei ja nicht mehr der Mühe werth, es sei ja so schon aus mit ihm." „Dazu ein förmliches Pochen auf das Vernichtetwerden im Tode, ein Verhöhnen alles Glaubens an eine sittliche Weltordnung, und daß es doch am Ende noch der Mühe werth sei um ihretwillen etwas zu wagen und zu tragen, alles Glaubens an Gott, daß man sich — schrieb Wolters — eine solche Kraft des Glaubens wün-

schen möchte, wie er eine des Unglaubens gehabt hat.“ „Fürchterlich war mirs, — fuhr der Bericht fort — wie er mir in Erzählungen über sein früheres Leben so ganz unsittlich und unpoetisch, so ganz trockenweg von seinem oft gehegten Vorsatz sprach, sich das Leben zu nehmen. So hatte er auf dem Aetna seinem Engländer den Vorschlag gemacht, sich zusammen in der Schneeregion hinzusetzen, um zu erfrieren.“ Und nun sollte dieser Held des Unglaubens dennoch erfahren, daß es einen Gott gibt, der seiner nicht spotten läßt, und ein Gesetz sittlicher Weltordnung, das da lautet „Was der Mensch säet, das wird er erndten.“ „Ackermanns ganze Krankheit, fuhr Wolters fort, hieß eben Ackermann. Mit dämonischer Gewalt wirkte er auf jeden, der in seine Nähe kam; mit derselben Gewalt hat er immerfort sich selbst gequält. In ihm war keine andere Leidenschaft als die des Gedankens; nur was er im Denken wollte, that er im Leben, aber er wollte eben da nicht allein das Gute. Nicht aus dunkler mächtiger Leidenschaft, nein, weil er dies und jenes auch thun wollte, um nichts von allem Thubaren nicht gethan zu haben; um über alles, wie er sagte, den menschlich klaren Blick zu haben oder zu gewinnen, ließ er sich zu allem Möglichen treiben. Ich denke an eine bestimmte Sache, welche an seinem Tode große Schuld hat....“ Er hatte Italien nicht verlassen wollen, ohne, wie er sich ausdrückte, „das Weib kennen gelernt zu haben.“ Immer schon, wie seine Novellen bewiesen, in sinnliche Phantasieen tief verstrickt, aber bis dahin thatsächlich keusch geblieben, war er in Rom mit Vorbedacht von der Gedankensünde zur Thatsünde fortgeschritten, und diese gebar ihm den Tod. Bei einem jungen schönen Eheweibe hatte er die verbotene Frucht gekostet, und als das vorbei war und Rom hinter ihm lag, da brach, wie mein Freund mir berichtete, eine halb klare, halb unklare Reue über ihn herein. „Er phantasirte in den widrigsten Bildern immerfort wider sich selbst. Es wehte ihn darin wohl auch von oben an, aber er war dem Tode verfallen von Anbeginn;

er war ein ausgebrannter Krater, der seine ganze Kraft in goldenen Scheingestirnen wider den Himmel ausgeworfen hatte und nun der Macht der über ihn hereinbrechenden Elemente erlag. Mit der Poesie war es zu Ende, das zeigten auch seine letzten Gedichte; das Religiöse hatte ihn gerade von der rechten Seite gepackt, von der ethischen, aber er war schon zu geknickt, um den Sturm zu überstehen. Ich habe nie einen geistig elenderen Menschen gesehen, als er in seiner Krankheit war." Einen Monat lang hatte er fast ohne Fieber gelegen, aber in der Schwäche des Todes. Den Besuch des Freundes, so schonend und liebevoll der ihn anfaßte, hatte er schließlich nicht mehr gewünscht, fast abgelehnt. Noch bemühte sich der treffliche deutsche Gesandtschaftsprediger Remy um ihn, ohne wahrnehmbaren Eindruck. Inmitten einer Nacht, in der man den Tod noch nicht erwartete, hörte der Wärter ein schwaches „Ach mein Gott!" das war sein Letztes. „Er lag da wie sonst, hieß es im Briefe meines Freundes, die rechte Hand unter'm Kopf; aber vom Tode furchtbar entstellt, so furchtbar, daß es mir ein Entsetzen verursacht hat, welches ich nie vergessen werde. In einem einsamen Theil der Vorstadt, angesichts des Vesuv, haben wir ihn auf dem englisch-protestantischen Friedhof begraben." — Als einige Wochen später der literärische Nachlaß des Verstorbenen durch meine Hände ging, um an seinen Vater übermittelt zu werden, schrieb ich mir aus demselben zum Andenken eine kleine Novelle ab, welche nach meinem Gefühl in Kürze das Schönste und zugleich Schlimmste, das Characteristischste war, was er gedichtet, — „Höhe und Tiefe." Es war der ergreifende poetische Ausdruck des ächt pantheistischen Gedankens, daß der geniale Mensch zum „Genuß der Ewigkeit im Moment" das Recht habe, ein anderes persönliche Leben, das Leben eines unschuldigen Mädchens, in Einer Stunde für sich zu verbrauchen und zu vernichten. Ich habe die Novelle später, damit sie nicht durch mich in unrechte Hände komme, verbrannt.

Wenige Wochen vor diesem Schreckensausgang des friedlosen Fremdlings am Fuße des Vesuv hatte im fernen Norden, in Berlin, Neanders Liebling und princeps juventutis, Hermann Rossel, seine hochgemuthe Seele ausgehaucht. Eben hatte er die Schwelle des männlichen Lebens und Wirkens betreten. Sein großangelegtes Werk über die Gnostiker, zu dem seine seltene Vereinigung religiösen und speculativen Tiefsinns, historischer und poetischer Begabung ihn vorzüglich berufen erscheinen ließ, beschäftigte ihn bereits in der Ausführung. Es sollte ihm den Zugang zum academischen Lehrstuhl eröffnen, während gleichzeitig eine edle bräutliche Liebe seine Tage mit Rosen bekränzte. Da überschlich den Fünfundzwanzigjährigen das Erbtheil seines frühverstorbenen Vaters, die Schwindsucht; er hatte immer mit seiner Gesundheit schonend umgehen müssen, und war doch vielleicht nicht schonend genug mit ihr umgegangen. Aber während sonst solche Leidenden sich mit trügerischen Hoffnungen des Besserwerdens tragen, hatte er dem kommenden Ende klaren Geistes und festen Herzens ins Auge geschaut, und in der Ueberzeugung, daß kein in der Zeit recht ausgefüllter Moment für die Ewigkeit verloren sei, angesichts des Todes weiter gearbeitet bis zuletzt. Um Weihnachten 1845 hatte er zum Andenken für seine Freunde eine kleine Auswahl seiner Gedichte drucken lassen, die ein jeder derselben nach seinem Tode erhalten sollte; „In Lieder hab' ich spielend mich ergossen," — hieß es in dem vorausgeschickten Widmungssonett — „doch meßt an ihnen nicht mein innres Streben: Was innen lebte, — scheidend darf ichs sagen — Es war ein hohes sel'ges Wunderleben." Als im März 1846 die letzte Stunde nahte, ließ er sich die Stelle des Epheserbriefs vom Gnadenrathschluß der Erlösung vorlesen; danach, umgeben von seinen Freunden und seiner Braut, unter den Worten des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden" schlief er ein. Sein liebster Freund, der Bildhauer Hugo Haagen, nahm die Todtenmaske und stellte nach ihr eine ruhende Büste her, von der mir

später mein Bruder Franz einen Abguß schenkte; sie erregt bis heute die Bewunderung der Betrachter; es ist das Bild eines schlafenden Genius. Erst nach einiger Zeit und auf Umwegen, dank der Fahrlässigkeit der berliner Freunde, erreichte mich die Todesnachricht, und noch später das mir bestimmte Exemplar der Gedichte. Sie wurden für mich wie für meinen Bruder ein wahrer Quell der Erbauung; ganz eigenthümliche Klänge von hoher Schönheit der Form und seltener Tiefe der Empfindung, wohl werth, noch heute von der deutschen academischen Jugend gekannt und in Ehren gehalten zu werden. Meinem Freunde in Neapel konnte ich sie nicht überschicken, weil die dortige blödsinnige und von Jesuiten überwachte Douane, die selbst Schriften über den Galvanismus wegen „calvinistischer Ketzerei" confiscirte, so gut wie kein deutsches Buch auf legitimem Wege ins Land ließ; ich mußte ihm in meinen Briefen die schönsten Lieder nach und nach abschreiben. Ihn hatte dieser Todesfall besonders schwer getroffen, indem er in jenem Winter nach meinem Abgang von Berlin mit dem Heimgegangenen, der eingeständlich auch „den Freunden sein Herz verschlossen hielt", erst recht vertraut geworden war, ungleich vertrauter als ich. „Wenn was in Schwachheit gesäet wird, auferstehen soll in Kraft, heißt es in einem der damaligen Neapeler Briefe, was wird es werden, wenn dies in Kraft gesäete Leben aufersteht?"

Inmitten der tiefen Erschütterungen, welche diese beiden Todesfälle ihm anthaten, hatte mein ferner Freund, dem ich nichts vorenthielt, mein gleichzeitiges persönliche Herzensgeschick so treu und innig mit mir getragen, als wenn es sein eignes gewesen wäre; den ersten Brief, den er mir auf meine Mittheilung zurückschrieb, kann ich bis heute nicht ohne Rührung wiederlesen. Aber als treuer und verständiger Seelenarzt hatte er mir sofort nicht vorenthalten, daß nun das Schicksal dieser lange schwankenden Neigung besiegelt sein müsse; daß mit einer zweijährigen Trennungszeit ein Band, welches fest zu knüpfen

vorher nicht gelungen, endgültig gelöst sei. Ich konnte mich in diese Erkenntniß auch nach der Abreise der Freundin nicht ohne Weiteres finden; hatte ich auch mit Verstand und Willen verzichtet, so lehnten doch die lange genährten und zuletzt so schmerzlich aufgeregten Gefühle sich dawider auf, und noch Wochen und Monate haben sie in der Weise, wie es das Gedicht „Auf hohem Leuchtthurm möcht' ich wohnen“ verräth, weiter geträumt.*) Erst als die Zeit ihr beruhigendes Werk gethan und der fleißig und herzlich gepflegte Briefwechsel mit der fernen Freundin den verständigen Abschluß unsrer Herzensirrungen immer wieder bestätigt hatte, kam ich über dieses Nachträumen und Nachtrauern hinweg. Ein gesundes Lebensgefühl ließ mich jetzt jene ganze schmerzliche Lebensepisode doch als eine Verwechslung von Freundschaft und Liebe erkennen und auf eine einstige glücklichere Befriedigung des Herzensbedürfnisses hoffen. Aber nun fühlte das frei gewordene Herz erst recht, wie arm es zugleich geworden sei. Nachdem mein Bruder gegangen, der alle meine besten Anliegen verständig und herzlich getheilt hatte, nachdem die unglückliche Freundin ihm nachgefolgt, die in guten und fast noch mehr in den schlimmen Tagen mich auf eine mir wohlthuende Weise beschäftigt hatte, war ich in Frankfurt innerlich vereinsamt und von dem Freundschaftsengel, der mich früher so verschwenderisch verwöhnt hatte, für's tägliche Leben ganz verlassen. Damals wäre ich gern in die Ferne gezogen, um irgendwo mit frischen Kräften und frischem Muthe ein Neues anzufangen. Und eine Zeitlang trug sich mein Freund mit dem Plane, mich für ein Jahr als Hauslehrer zu sich nach Neapel zu rufen und dann mit mir über Rom und durch Oberitalien in die Heimath zurückzukehren. Der Plan zerschlug sich mit den Verhältnissen einer schweizer Officiersfamilie, auf die er gebaut war, und da auch andere wirklich voranhelfenden Auswege sich nicht zeigten, blieb

*) Blüthenstrauß S. 88.

mir nichts übrig, als mich in meine mir öde gewordenen frankfurter Verhältnisse zu schicken. In welcher Gemüthsverfassung das geschah, mag das folgende Lied verrathen, das mir an einem milden Wintertage gegen Ende des Jahres auf einem einsamen Spaziergang am Mainufer entstand, und welches überhaupt das letzte Lied war, das mir in jenen frankfurter Jahren zu Theil ward:

Willst du mich täuschen, lauer Wind,
Der frisch ans müde Herz mir dringt;
Du Sonnenstrahl, der hell und lind
Wie Frühlingsgruß vom Himmel bringt?

Ihr seid des Frühlings Boten nicht:
Ihr seid verirrt in fremde Zeit!
Wie bleich der Erde Angesicht;
Der liebe Frühling noch wie weit!

Der Frühling, der mit Lüften lau
Auch meines Schiffleins Segel schwellt;
Der Frühling, der mit Himmelsblau
Mir überwölbt auch meine Welt;

Der Frühling, der mit jedem Keim,
Den jetzt der starre Schnee bedeckt,
Auch dieses Herz mir insgeheim
Zu neuem Blüh'n liebreich erweckt.

Rasch zieht der Strom an mir vorbei;
Der Dampfer läutet hell am Strand:
O wär' es Lenz, o wär' ich frei
Und dürfte mit ins ferne Land!

Als ich so empfand und dichtete, standen mir noch nahezu drei weitere frankfurter Candidatenjahre bevor, und sie haben, wie gesagt, den jugendlichen Dichter nie wieder in mir geweckt. Aber sie hatten eine Zuflucht für mich, die auch ihre Wohlthat und ihren Segen hatte: die Arbeit. Allerdings keine Arbeit, welche voll befriedigen oder gar begeistern konnte, keine einheitliche, lebenausfüllende Berufsarbeit, aber doch bildend und erziehend, eine Vorschule für mein späteres Berufsleben, wie ich sie anderswo — alles in allem genommen — doch vielleicht nicht so gedeihlich gefunden hätte.

Eine erste Frucht dieser Arbeit, der ich von Anbeginn meiner Candidatenzeit treu geblieben war, war mir inzwischen in dem ehrenvollen Ausfall meines ersten Examens zu Theil geworden. Dasselbe war endlich im April 1846 herangekommen, gerade inmitten der für mein privates Leben aufgeregtesten Tage, und hatte mich in Folge dessen desto kaltblütiger gefunden. Zuerst ein Clausurtag, an welchem ich im Hause eines geistlichen Consistorialraths, der mich auch zu Tisch behielt, zehn Fragen über den Teufel schriftlich zu beantworten hatte, fünf lateinisch und fünf deutsch. Ich that dem Fragesteller, einem eiteln alten Rationalisten, den Gefallen nicht, den Teufel, wie die Fragestellung mir nahe legte, zu einem parsischen Eindringling ins Judenthum zu stempeln, sondern erklärte ihn für ein aus der Entwicklung des hebräischen Gottesglaubens mit innerer Nothwendigkeit hervorgewachsenes Gedankenbild, gab auch auf die letzte und bedeutendste der mir vorgelegten Fragen, nach der Versuchungsgeschichte Jesu, eine Auslegung, welche weder rationalistisch, noch orthodox war; — das Urtheil fiel doch sehr gnädig aus. Ins mündliche Examen, am Tage vor meines Bruders Abreise zur Universität, begleitete mich kein Leidensgefährte; ich hatte allein ins Predigerministerium zu gehen und an die hinter einer Schranke im Ornat sitzenden zwölf Geistlichen im schwarzseidenen Candidatenmäntelchen eine lateinische Anrede zu halten. Die drei gelehrtesten Mitglieder des Collegiums waren zu Examinatoren bestellt, und fast hätte der erste derselben mich durch ein verfehltes Gutmeinen ins Gedränge gebracht. Er hatte mir acht Tage vorher die Frage zugeworfen „Soll ich Sie im Habakuk examiniren?" und ich hatte das für einen Scherz genommen: nun legte er mir in der That das zweite Kapitel des Habakuk, das ich niemals hebräisch gelesen hatte, zu lateinischer Interpretation vor, und das ging ohne einige Nachhülfen nicht ab. Dagegen im Neuen Testament und in der Kirchengeschichte blieb ich keine Antwort schuldig, und in der Dogmatik gab der

wohlwollende D. Steitz mir Gelegenheit, zu zeigen, daß ich nicht nur in der Kirchenlehre, sondern auch in der Philosophie und neueren Theologie Bescheid wußte. Ich bekam fürs Alte Testament „gut“, für die übrigen Fächer „sehr gut“, und ebendahin lautete auch, nachdem ich meine Examenspredigt über 1. Joh. 5, 3—5 gehalten hatte, das Gesammturtheil. — Diesem verspäteten ersten Examen folgte das zweite ausnahmsweise desto schneller. Als drei Viertel Jahre später das Consistorium in die Lage kam, zwei ältere Candidaten pro ministerio zu prüfen, bat ich, mit hinzugenommen zu werden, und man willfahrte mir, um sich für später die Mühe einer besonderen Prüfung zu sparen. Das Ergebniß war das nämliche wie beim ersten.

Von meinem ersten Examen an wurden die Ansprüche an meine Predigtthätigkeit regelmäßiger und häufiger; es war die naive frankfurter Voraussetzung, daß die Candidaten für ideelle Zukunftsrechte schon jetzt recht reelle Leistungen zu machen hätten. Ordnungsmäßig sollte das alle drei bis vier Wochen geschehen, aber das Ruhebedürfniß der älteren Geistlichen sammt Urlaubszeiten und Krankheitsfällen führten eine weit stärkere Inanspruchnahme der Candidaten für die Stadtkirchen herbei. Kamen nun noch Wünsche der Landpfarrer hinzu, deren Erfüllung allerdings vom guten Willen abhing, dann konnte es kommen, daß man drei Sonntage hinter einander zu predigen hatte. Diese gehäuften Aushülfepredigten, die nur theilweise in sehr bescheidener Weise honorirt wurden, waren nichts weniger als angenehm; sie nahmen einen verhältnißmäßig großen Theil der Arbeitszeit und -kraft in Anspruch, waren fast immer in ungünstigen, schlechtbesuchten Nachmittagsstunden zu halten und entbehrten bei ihrer zufälligen Natur und wechselnden Oertlichkeit alles hülfreichen Verhältnisses zwischen Prediger und Gemeinde. Nichtsdestoweniger sind sie mir eine zwar mühselige und wenig aufmunternde, aber doch förderliche Schule des Predigens geworden, und ich darf vielleicht mit Rücksicht auf jugendliche Leser, die in ähn-

licher Lage sind, hierüber einiges Nähere sagen. Ich war nichts weniger als was man einen geborenen Redner nennt; dazu fehlte mir vor allem die Macht der Unmittelbarkeit, das leicht und stark erregbare, leidenschaftlich bewegte und bewegende Temperament, — auch die mühelose Beherrschung der Sprache, die uns Süddeutschen durchschnittlich nicht so leicht und glatt fließend zu Gebote steht wie den Norddeutschen. Wie manchmal, wenn ich an einem Sonntag-Morgen zum Predigen hinaus aufs Land ging, hätte ich am liebsten meine ganze mühselig ausgearbeitete und auswendig gelernte Predigt bei Seite geworfen, um aus unmittelbarer Geistes- und Herzensfülle zu den armen Leuten zu reden wie ein Prophet; aber ich war kein Prophet, und ein geistlicher Schwätzer wollte ich nicht sein oder werden. Ich mußte mir alles durch mühsame und anhaltende Arbeit erringen. Eine zu haltende Predigt beschäftigte mich innerlich — und lange Zeit auch thatsächlich — die ganze Woche hindurch, denn ohne das Gefühl, das Beste zu bringen, was mir unter den gegebenen Umständen möglich gewesen, hätte ich mich nicht die Kanzel zu betreten getraut. Ich liebte es nicht, über gegebene Texte, herkömmliche Perikopen zu predigen, sondern zog durchaus die freie Textwahl vor, so oft mir die Wahl auch zur Qual ward; denn ich mochte keine aufgegebenen Exercitien schreiben, sondern möglichst etwas Persönliches, aus eigener Neigung und Ueberzeugung Entspringendes bieten. Anfangs zog ich johanneische oder epistolische Sentenzen vor, die sich dialektisch bewegen ließen, nachmals synoptische Erzählungen, welche mehr lebendige Anschauung und Blutwärme enthielten. Meine Meditation war mühsam; sie ward mir oft zu einer schweren Probe auf die Klarheit meines religiösen und theologischen Denkens, da ich nichts zu predigen vermochte, was mir nicht selber klare Wahrheit war; aber ich habe ebendaher auch zum guten Theil durchs Predigen theologisch denken gelernt. Auch die formelle Gestaltung, bei der ich mehr auf dialektische Richtigkeit als auf rhetorischen Effect

ausging, ward mir nicht leicht. An den Kunstregeln der Homiletik, wie ich sie bei Nitzsch gelernt, hielt ich unverbrüchlich fest, da ich ihre logische und ästhetische Richtigkeit einsah: die Einleitung mußte aufs Thema führen, das Thema dem Grundgedanken des Textes entsprechen, die Theile das Thema wirklich zergliedern, ein logisch wie psychologisch fortschreitender Gedankengang auf ein praktisches Ziel lossteuern. Das gerieth nicht immer im ersten Anlauf; zuweilen wurde eine halbfertige Arbeit im Gefühl der Verfehlung bei Seite geworfen und mit Mühe die Gemüthsruhe wiedererrungen, die zur gedeihlichen Wiederaufnahme der Aufgabe unerläßlich war. Ueberhaupt habe ich Jahrelang jede Predigt zweimal, ja gewissermaßen dreimal geschrieben; zuerst im Entwurf, dann im ausgeführten Concept, endlich in einer feilenden Reinschrift, in welcher sie erst die tadellose stylistische Form gewann, die ich mir nicht erließ. Nach alledem kam das Memoriren, und das war bei meinem gar nicht ausgezeichneten Gedächtniß eigentlich das Mühseligste. Bei einem etwa fünfzehnmaligen Durchnehmen, Lesen oder Hersagen der Predigt ward einem die beste Arbeit leid, und alle vielleicht nicht mehr auszugleichenden versteckten Mängel kamen zum Bewußtsein. Im Vortrag war ich anfangs sehr befangen; die Möglichkeit des Steckenbleibens, die auch einigemal zur Wirklichkeit ward, ängstete mich; erst allmählich wurde ich freier und damit auch lebendiger, indem ich dahin kam, mich mehr an den Gedankengang als an das geschriebene Wort zu binden; eine gewisse Zaghaftigkeit auf der Kanzel habe ich nie abgelegt. Es begreift sich bei meiner ganzen Lage und Anlage, daß in meinen Predigten das theoretische Element überwog. Namentlich in den ersten Jahren waren sie gewiß viel zu abstract und unpopulär; manchmal gefielen die, welche ich für die gelungensten hielt, weniger, als solche, die mir selber unbedeutend erschienen. Allmählich ermuthigte mich die Anerkennung von Fachgenossen, oder auch das schlichte Wort eines Landmanns, daß er mir den ganzen

Tag zuhören möchte. Wenn ich auf dem Lande predigte, hatte ich eine viel vollere Kirche als der Pfarrer, den ich vertrat, und auch in den städtischen Nachmittagskirchen gelang es mir allmählich, einen kleinen Kreis persönlich anhänglicher Zuhörer zu sammeln. Unter solchen Erfahrungen entstand mir denn auch nach und nach die Zuversicht, mich einmal in einem Predigtamte glücklich fühlen zu können; am liebsten hätte ich Landpfarrer werden mögen.

Ein zweites Arbeitsgebiet, auf welchem meine frankfurter Candidatenjahre mich geschult haben, war das Unterrichten. Jenes Stundengeben, auf das ich angewiesen war, wenn auch ein bruchstücklicher, unvollkommener Beruf, war immerhin eine nicht unfruchtbare Schule lehrhaften Verkehrs mit der Jugend, die mir nachmals im Confirmandenunterricht und im Religionsunterricht an höheren Lehranstalten zu Gute gekommen ist. Als ich jene nicht sehr erquickliche halbe Hauslehrerstelle in einer englischen Familie losgeworden, gewann ich in verschiedenen guten Häusern dauerndere Aufgaben, welche mich weniger Zeit kosteten und mir mehr Befriedigung boten. So gab ich einem begabten Knaben, der wegen asthmatischen Leidens keine Schule besuchen konnte, einen großen Theil des Gymnasialunterrichts und hatte die Freude, ihm in mäßiger Zeit das Pensum dreier Klassen in den alten Sprachen beizubringen. Daneben unterrichtete ich zwei Gruppen heranwachsender junger Mädchen in Geschichte, Geographie und deutscher Sprache, eine dankbare Aufgabe, sowohl was die gutgearteten Schülerinnen als was die anziehenden Fächer betraf. Für Deutsch und Geschichte bedurfte ich kaum der Vorbereitung; der geographische Unterricht, für den ich weniger vorgeschult war, führte mich an Karl Ritters großes Werk, und so gewann ich wenigstens eine Ahnung von naturwissenschaftlicher Geographie. — Neben diesem geordneten Privatunterricht diente ich vielfältig meiner alten Katharinenschule als Aushülfslehrer, indem der mir wohlgewogene Director mich in allen möglichen

Nothfällen heranzog. Da galt es oft nur eine einzelne Stunde auf angemessene Weise auszufüllen, zuweilen aber auch einen geordneten Unterricht auf Wochen zu übernehmen und zu einem bestimmten Ziele zu führen. So hatte ich einmal in einem Vacanzfall anderthalb Monate hindurch den deutschen und den Geographieunterricht in der oberen Mädchenklasse zu ertheilen, und der sichtliche Eifer der Schülerinnen, einem Lehrer zu folgen, der auch einmal aus Grimms Mährchen oder Simrocks Rheinsagen vorlas oder, ohne für seine Autorität zu fürchten, im Schulgarten an ihren Spielen theilnahm, machte mir einen so wohlthuenden Eindruck, daß ich mich mit dem Gedanken befreundete, wie so mancher ältere frankfurter Candidat einen Theil meines Lebens in einem solchen Schuldienst zuzubringen. Nachdem dies Bruchstück von Schulmeisterei mit einem sehr vergnüglichen Klassenspaziergang und mit einer öffentlichen Prüfung geendet, die mir die gute Meinung des über das Volksschulwesen gesetzten Consistorialpräsidenten eintrug, nahm ich Anlaß, das für einen Predigtamtscandidaten sehr erleichterte Schullehrerexamen abzulegen, und wäre vielleicht, wenn nicht der Sturm von 1848 dazwischen gekommen wäre, mit meinem Lebensschifflein im frankfurter Volksschulamt gelandet.

Bei alledem hing mein Herz doch unverwandt an den Studien, vorab der Theologie, und daß mir hiefür eine wenn auch vielzerstückte, immer wieder unterbrochene Muße blieb, das war eine weitere Wohlthat meiner fünfjährigen frankfurter Candidatur. Das bestandene erste Examen machte in meinen theologischen Beschäftigungen keine Ruhepause, sondern gewährte nur freiere Bewegung. Vor allem war es mir darum zu thun, hinsichtlich der historischen Grundlage des Christenthums zu sicheren Erkenntnissen zu gelangen. Indem ich das Strauß'sche „Leben Jesu" als den weitaus bedeutendsten Versuch diese Grundlage zu erschüttern würdigte, lag es mir an, mich mit demselben gründlich auseinander zu setzen. Es gelang mir dies nicht so=

wohl vermöge des Apparates apologetischer Literatur, den ich dazu studierte, als durch eigenes Nachdenken und Finden. Ich machte mir klar, daß eine kritische Auflösung der Kindheitsgeschichte und der Wunderberichte ohne Eingehen auf Jesu Selbstbewußtsein und Verkündigung gar keine wissenschaftliche Behandlung des Lebens Jesu sei. Ich sagte mir, daß ein Lächerlichmachen der orthodoxen und der rationalistischen Auffassung noch mit nichten das Recht und die Vernünftigkeit der mythischen darthue; daß vielmehr nach der berechtigten Kritik dogmatisch befangener Auslegungsmethoden der Weg erst frei werde für ein wahrhaft geschichtliches Verfahren, welches nach den Quellen fragt, und indem es zwischen den Berichten und den zu Grunde liegenden Thatsachen unterscheidet, die letzteren gerade dadurch feststellen kann, daß es die Unvollkommenheit der ersteren offen einräumt. Und ich fragte mich, ob es denn denkbar sei, daß Jesus ohne Wunderthun seinen Jüngern den Glauben an sein Messiasthum abgewonnen, und ihnen dann doch das Bedürfniß hinterlassen haben sollte, ihm hinterher anzudichten, was sie zuvor an ihm entbehren gelernt. In den Bemerkungen, welche ich mir bei der Durcharbeitung des Strauß'schen Buches aufschrieb, liegen die ersten Anfänge dessen, was ich vier Jahrzehnte später in meinem „Leben Jesu" durchgeführt habe. Nach Strauß, vom Herbst 47 an, begannen auch die Arbeiten Baurs und seiner Schule mich in Gemeinschaft mit meinem Bruder zu beschäftigen. Die Bemühung, die negativen Ergebnisse Straußens zu vertiefen und zu unterbauen, war klar; aber wenn auch diese Tübinger Kritik der urchristlichen Historie eine großartige Anregung gab, als positive Leistung schien sie mir tief unter der Strauß'schen Linie zu stehen. Der Strauß'sche Mythennebel war hier in den Schmutz der Tendenzlüge verwandelt, deren systematisches Voraussetzen in den begeisterungsvollen und todesmuthigen Erstlingszeiten des Christenthums sich selber richtete. Es kam mir nicht weniger lächerlich als unwürdig vor, in

Schweglers „Nachapostolischem Zeitalter“ einer Kirche, die täglich um ihr Dasein und ihr Seligwerden rang, jenen Schacher zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum zugetraut zu finden, bei welchem bald dieser, bald jener Theil ein Seligkeitsrequisit als Compromißopfer offerirt haben sollte. Mit besonderer Aufmerksamkeit las ich mit meinem Bruder zusammen Baurs berühmte Abhandlung über das Johannesevangelium; wir empfingen durchaus den Eindruck der stärksten Befangenheit und in Folge dessen einer raffinirten Verdächtigung und Vergewaltigung. Wie eine Pilzbildung sich über die edle Frucht des Weinstocks lagert und die natürliche Klärung der Traube verhindert, so überspinnt diese Tendenzkritik hier den natürlichen Eindruck eines Schriftwerks von wundervoller Unmittelbarkeit und Naivetät, bis der bethörte Leser dem Evangelisten wie ein Polizeispion gegenübersteht. Uns blieb der johanneische Herzenslaut, aus tiefreligiösem Innenleben geboren und zeugend von der Erfahrung des Ewigen, das dem Verfasser mit Augen zu schauen vergönnt gewesen, trotz des monotonen kritischen Hexenliedes unüberhörbar. In betreff mancher Einzelschwierigkeiten des Evangeliums, die wir nicht verkannten, kamen uns zu rechter Zeit die neutestamentlichen „Beiträge“ unseres verehrten Lehrers Bleek zu Hülfe, eines Forschers, dessen nüchterne und gewissenhafte kritische Methode ich gegenüber den aprioristischen Gewaltthätigkeiten der Tübinger Schule jetzt erst schätzen lernte.

Es fehlte sich nicht, daß unter solchen Umständen meine Schriftbetrachtung einen conservativen, apologetischen Zug nahm, wie er dem religiös-positiven und praktisch thätigen Theologen so nahe liegt; aber an der historisch-kritischen Methode hielt ich unverbrüchlich fest. Diejenige „Inspiration“ des Schriftwortes, die ich an jedem Predigttext erfuhr, jene heilige Klassicität des Schriftwortes, welche dasselbe über jede frömmste und geistvollste nachfolgende Aussprache des christlichen Geistes emporhebt, schloß mir formale Mängel und Unvollkommenheiten der Ueberliefe-

rung, — schloß mir überhaupt die ächt menschliche Entstehung des biblischen Schriftthums nicht aus. Ein kleiner Conflict, den ich um dieser Denkweise willen in unserem theologischen Kränzchen zu bestehen hatte, ist mir in gutem Gedächtniß geblieben, weil er der erste solche, wenn auch nicht der letzte, in meinem Leben war. Man trieb in diesem Kränzchen „biblische Eschatologie", seitens der mehreren Theilnehmer in der naiven Zuversicht, an jedem bezüglichen Spruch alten und neuen Testaments eine inspirirte Wahrsagung künftiger Dinge zu haben. Ich hatte das Referat über das 24ste Kapitel des Matthäusevangeliums, hatte dies Kapitel gründlich durchgearbeitet und hatte mich überzeugt, daß es die Wiederkunft Christi mit dem binnen eines Menschenalters erwarteten Untergang Jerusalems zusammenfallen lasse; eine Thatsache, die ich — gestützt auf den aufklärenden Ausspruch Jesu Matth. 26, 64 („Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn .... kommen auf des Himmels Wolken") — als ein in die apostolische Auffassung eingedrungenes Mißverständniß der Prophetie Jesu, also allerdings als einen formalen Irrthum der h. Schrift erklärte. Als wir an die entscheidende Stelle V. 29 kamen — „Alsbald nach der Trübsal jener Tage (des jüdischen Krieges) wird .... das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen" u. s. w. — behauptete mein alter gelehrter Gymnasialrector, das *εὐθέως* sei hier nicht mit „Alsbald" zu übersetzen, sondern mit „Plötzlich, Unerwartet", wenn auch Jahrtausende später, und als ich ihm entgegnete, das sei doch unmöglich da, wo hinter *εὐθέως* ein *μετά* folge, ein „alsbald nach jenen Tagen", sprang der alte Mann auf mit den Worten „Ich kann eine solche Behandlung der Bibel nicht mitanhören", nahm seinen Hut und lief fort. Die Sache war mir, dem Jüngsten im Kreise, sehr peinlich; ich stand auf und sagte „Wenn ich etwas gesagt habe, was eines christlichen Theologen nicht würdig ist, so ist es an mir, das Kränzchen zu verlassen." Da riefen mir alle zu, ich solle ruhig fortfahren, und mißbilligten

das Benehmen des Rectors. Inzwischen kam dieser zurück, entschuldigte seine Heftigkeit und gab mir die Hand, blieb aber dabei, daß eine Behandlung der h. Schrift, die von deren Eingebung absehe, ihn verletze, und daß er an einem Kränzchen, welches diese Behandlung gestatte, nicht mehr theilnehmen könne.

Wenn ich in guten Stunden mir eine einstige Mitarbeit an den Aufgaben unsrer Theologie zutraute, so dachte ich doch nicht an das Neue Testament, sondern vielmehr an die Kirchengeschichte. Ihr vor allem galten damals auch, soweit es sich nicht um die neutestamentliche Klärung meiner theologischen Grundansicht handelte, meine Bemühungen. Theils mit meinem Bruder zusammen in dessen Ferienmuße, theils für mich allein las ich in ziemlichem Umfang die Quellen der alten Kirchengeschichte, die meisten der apostolischen Väter, die Apologieen des Justin und des Minucius Felix, ein Stück des Eusebius. Längere Zeit mühte ich mich an dem Clemens von Alexandrien ab, den ich zum Gegenstand einer Monographie machen wollte, bis ich endlich im Irrgarten der Stromata inne ward, daß ich der Aufgabe nicht gewachsen sei. Ferner las ich mit meinem Bruder die Quellauszüge der Gieseler'schen Kirchengeschichte bis tief ins Mittelalter hinein, während mir gleichzeitig in Betreff des Reformationszeitalters Schenkels „Wesen des Protestantismus" durch den Reichthum seiner Quellexcerpte einen Durchblick durch die Welt der reformatorischen Lehrgedanken gab, ungleich reicher als die Bekenntnißschriften ihn gewähren oder auch nur vermuthen lassen. Nach und nach wandte sich mein Interesse der neueren evangelischen Kirchengeschichte zu, von der man auf Universitäten in der Regel am wenigsten hört, und als im Herbst 1846 Siegmund Rauh, Rossels geistreicher, übersprudelnder Freund, mich besuchte und nach acht Tagen reichen theologischen Austauschs in mich drang, meinem alten Vorsatz in betreff des Licentiatenexamens doch nicht untreu zu werden, da wählte ich mir hier das Thema einer umfassenden, aus den Quellen

herauszugestaltenden Arbeit. Die Geschichte des Spener'schen Pietismus, auf die mich localgeschichtliche Anknüpfungen führten, erschien damals als theologisch noch fast unangerührt, indem Hoßbachs halb erbauliche, halb langweilige Lebensbeschreibung Speners nicht wohl für eine wissenschaftliche Leistung gelten konnte. Nicht in Neander'scher Weise als bloßes Lebensbild eines Kirchenvaters, sondern als kirchengeschichtliche Erscheinung im großen Zusammenhang, als Mittelglied zwischen dem Altprotestantismus und der neueren protestantischen Entwickelung gedachte ich die Spener'sche Epoche zu fassen. Ich las und excerpirte nicht nur die Hauptschriften Spener's, sondern arbeitete auch zwei dicke Quartanten Acta pietistica durch, in denen unsere Stadtbibliothek die bemerkenswerthesten Flug- und Streitschriften der Epoche vereinigt hatte. Ich hatte mit wirklicher Ausdauer diese meist sehr breitspurige Quellenliteratur durchgeackert und bereits einzelne Partieen der Darstellung entworfen, als die Stürme des Jahres 1848 meine stillen Studien unterbrachen und verwehten.

Ueber alledem waren meine alten poetisch-literärischen Neigungen nicht erstorben. Zwar der Jugendtraum einer irgend erheblichen poetischen Hervorbringung war ausgeträumt, wenn auch ebendamals Kinkel drei meiner besten Gedichte in einem von ihm herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch" an die Oeffentlichkeit brachte. Die Versuchung, der er selbst unterlegen war, ein bescheidnes Nebentalent treibhausmäßig zu fortgesetzten schwachen Leistungen zu zwingen, bestand für mich nicht. Dagegen breitete sich ebendamals meine genießende Freude an deutscher Dichtung über ein Gebiet aus, welches mir bis dahin fast unbekannt war, über unsere alt- und mittelhochdeutsche Poesie. Es waren Vilmars Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte, die mich dazu anregten, ein Buch, welches ich überhaupt zu meinen wirksamsten Bildungsmitteln zu rechnen habe, während die anspruchsvollen Gervinus'schen Arbeiten mir keinen bleibenden Eindruck hinter-

ließen. Der Unterschied von Kunstdichtung und Volksdichtung und der Zusammenhang der letzteren mit Sage und Mythe als Aeußerungsformen eines noch nicht zu vollem Geschichtsbewußtsein gekommenen Volksgeistes ist mir erst durch dieses treffliche Buch klar geworden, und so denn auch ein volleres Verständniß für das allmähliche Herauswachsen der biblischen, alttestamentlichen Religion aus vorgeschichtlichen Aeußerungsweisen aufgegangen. Insbesondere aber führte mich dies Buch in die Kenntniß und Würdigung unserer mittelalterlichen Dichtung ein, aus der meine Schulzeit mir lediglich das Nibelungenlied nahegebracht hatte. Welche Perlen ächter Dichtung sind uns im Waltharíliede, im Heliand, im Armen Heinrich, Parcival, Tristan, in den Liedern eines Walther von der Vogelweide geschenkt, an denen unsere unter den Gestirnen von 1870 erwachsene Jugend wahrlich bessere Mittel hätte, sich geistig zu erquicken und zu erheben, als an den Spottgeburten der „Modernen". Hier lernte ich die Verdienste des trefflichen Simrock erst recht würdigen, die er sich theils durch geschmackvolles Uebersetzen, theils durch geistesverwandte Nachdichtung um unsern poetischen Hausschatz erworben. Ich versuchte noch einen Schritt weiter zu gehen und einiges im mittelhochdeutschen Original zu lesen, was mir mit Hülfe von Wackernagels Altdeutschem Lesebuch ein wenig gelang.

Der große Zusammenhang, in welchen sich mir alle diese Bildungselemente eingliederten, war Geschichtsbetrachtung. Geschichte war mein Lebenselement; aber ich hatte nicht Gelehrtennatur genug, um mich mit Befriedigung in die Untersuchung des Einzelnen zu vertiefen, sondern mich verlangte nach geschichtsphilosophischem Verständniß und nach künstlerischer Anschauung. So grübelte ich über die Räthsel, welche das Verhältniß von Christenglaube und Geschichtswissenschaft uns aufgibt; wiefern im Gang der Weltgeschichte die Einzelpersönlichkeit zu ihrem Rechte komme; wieweit es in jedem Zeitalter der Menschheit möglich sei, ihre Bestimmung zu erfüllen; warum das Heil im

Lauf der Weltgeschichte so spät erschienen; weshalb und wodurch das Christenthum so schnell entartet sei, um dann Jahrhunderte in dieser Entartung zu verharren und nach der Reformation so bald wieder in eine neue zu verfallen u. s. w. Wiederum widerstand mir die herkömmliche Behandlung der Kirchengeschichte nach einer Realeintheilung, welche Lehre, Verfassung, Cultus, Mission u. s. w., lauter Dinge, die sich in steter Wechselwirkung entfalten, auseinanderriß, und ich entwarf Skizzen einer Darstellung, welche diese Wechselwirkung durch In die Mitte-rücken der großen Motive und Persönlichkeiten jeder Periode zur Anschauung brachte. Ebensowenig befriedigte mich die gewöhnliche Behandlung der Weltgeschichte als einseitig politischer Geschichte höchstens mit culturhistorischen Anhängen. Ich sah nicht ein, warum so das Leben der Völker anscheinend ins Staatsleben aufgehen sollte, während es doch in Religion, Kunst, Wissenschaft und Gewerbe nicht blos die Früchte, sondern auch die Wurzeln seines politischen Aufschwungs oder Niedergangs in sich hegt. Mein Ideal von Geschichtschreibung fand ich am meisten verwirklicht in Ranke's „Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation“, in ihrem lebendigen Ineinander der politischen, kirchlichen, literärischen und volkswirthschaftlichen Mächte; so — meinte ich — müsse alle Geschichte behandelt werden, um uns das zu bieten, was Ranke mit Recht forderte, „das Mitgefühl des Moments.“ — Ein unerwarteter Auftrag gab mir Gelegenheit, eine wenn auch noch so elementare Verwirklichung dieser Idee zu versuchen. Unsre „Gesellschaft für nützliche Künste und deren Hülfswissenschaften“ ersuchte mich für den Winter 1846—47 in zwanzig Sonntagabend-Vorlesungen den jungen Handwerkern, welche ihre Abend- und Sonntagsschulen besuchten, die deutsche Geschichte zu erzählen. Diese gern übernommene Aufgabe führte mich einerseits zu einer gründlichen Repetition der vaterländischen Geschichte, indem ich neben anderen Hülfsmitteln Pfisters dicke fünf Bände durcharbeitete; auf der anderen Seite gab sie mir

Gelegenheit, meine kirchen- und literärgeschichtliche Bildung zu verwerthen. Ich nahm zu den vaterländischen Gesichtspunkten die religiös-kirchlichen und culturhistorischen hinzu, theilte meinen reichen Stoff in zwanzig abgerundete Bilder, arbeitete für jeden Abend ein gründliches Notizenblatt aus, und wagte es, auf Grund desselben frei vorzutragen. So unvollkommen die Ausführung ohne allen Zweifel war, so war doch der Erfolg über Erwarten. Ich fand etwa achtzig junge Leute vor, Gesellen und Lehrlinge; das zweite Mal waren es schon über hundert; junge Kaufleute und Künstler, auch einige ältere Bürger kamen hinzu, und diese Zuhörerschaft war mir treu und dankbar bis zuletzt. Nebenbei die erste Uebung im freien Vortrag und die erste Probe, ob vielleicht ein Professor in mir stecken könnte.

Das Stillleben eines frankfurter Candidaten in den späteren vierziger Jahren war bei alledem nicht abgeschieden genug, um nicht die Wogen der anschwellenden Zeitbewegung rauschen zu hören. In den Eindrücken dieser Zeitbewegung, wie sie in unsere insulare frankfurter Existenz hineinfielen, habe ich ein letztes Kapitel meines damaligen Erlebens zu beschreiben.

Derselbe Zusammenhang, den ich zwischen politischen, religiösen und allgemein-geistigen Factoren der Vergangenheit aufsuchte, trat mir je mehr und mehr in den Zeichen der Zeit entgegen, und zwar in einer Stärke, welche nachgerade kein geistig Mitlebender unbeachtet lassen konnte. Es waren dieselben Krankheitssymptome unseres nationalen Lebens, welche ich schon in den dreißiger Jahren als Knabe, und dann wieder in den Anfangszeiten Friedrich Wilhelms IV. als berliner Student verspürt hatte, aber die Symptome eines seitdem bedrohlich fortgeschrittenen Krankheitszustandes. Sie wiesen zurück auf die Versagungen und Verkümmerungen, die man dem deutschen Volksgeiste als Undank auf die große patriotische und religiös-sittliche Erhebung der Freiheitskriege angethan hatte, die Vorenthaltung jener politischen Einheit und Freiheit, auf welche das Deutschland von

1815 nicht nur ein gutes Recht hatte, sondern die ihm auch als Vorbedingung einer friedlich-gedeihlichen inneren Entwicklung unentbehrlich war. Diese Vorenthaltung hatte den politisch regsameren Theil unseres Volkes, vor allem in Süddeutschland, jenem aus der französischen Revolution geborenen liberalistischen Ideal, dem abstracten französischen Constitutionalismus zugetrieben, in dem doch ein gesundes deutsche Staatsleben nicht möglich war, und dieser politische Liberalismus, dem religiösen Rationalismus wahlverwandt, entwickelte namentlich von dem schwachen südwestdeutschen Grenzstaate aus ein um so fieberhafteres Leben, je starrer der norddeutsche Großstaat dabei beharrte, seinen Bürgern, die ihm mit Einsetzung von Gut und Blut das Leben gerettet hatten, jeden Antheil an den Staatsangelegenheiten zu versagen. Unter den verbitternden Einflüssen dieser politischen Mißstände, die bis zu Verfolgungen ausgeartet waren, war die ideale und positive Stimmung, welche nach den Freiheitskriegen im deutschen Geiste die Ueberhand hatte, einer negativ-kritischen gewichen, ein Uebergang, dessen denkwürdigstes Symptom das in David Strauß sich vollziehende Umschlagen der hochconservativen Hegel'schen Philosophie in negativen Kritizismus war, und diese negativ-kritische Stimmung verhalf nun einem zunächst wissenschaftlichen, dann auch religiösen und politischen Radicalismus zur Ausbildung, welcher die Sprengstoffe einer künftigen Revolution in sich trug. Was insonderheit die auf die Freiheitskriege gefolgte religiöse Erweckung anging, so hatte sie unter diesen Hemmungen und Vergiftungen des nationalen Lebens um so mehr verkümmern müssen, als ihr auch die verjüngten kirchlichen Lebensformen, durch die sie hätte geschützt werden sollen, versagt geblieben waren; nur in engen und auch innerlich sich immer mehr verengenden pietistischen Kreisen und andererseits in der theologischen Schule lebte sie fort. Aber wie Edles und Treffliches die verjüngte evangelische Glaubenstheologie, wie sie von Schleiermacher ausgegangen, ihren Jüngern auch bieten mochte, sie

konnte eben als einsame Schultheologie nicht einmal auf das kirchliche Leben einen durchgreifenden Einfluß gewinnen, geschweige denn das in der Irre gehende Gesammtleben der Nation durchdringen. In dem orthodoxen Pietismus aber, dem religiös-kirchlichen Niederschlag jener Erweckung, verkrüppelte sich der Ansatz eines neuen und erneuenden Lebens zu einer engherzig-reactionären Richtung, welche den jungen Wein in alte Schläuche füllte, das religiöse Leben spröde gegen das allgemein-menschliche einkapselte, und dergestalt ganz unfähig wurde, auch nur den alten Rationalismus, der noch immer von früher her die Massen beherrschte, geistig zu überwinden. Und nun geriethen in den vierziger Jahren, nicht ohne große Mitschuld des Romantikers auf dem preußischen Throne, alle diese im deutschen Volke gährenden Gegensätze in leidenschaftliche Bewegung. Die breite Mitte der Nation war beherrscht vom politischen Liberalismus und religiösen Rationalismus, die sich einander wohl verstanden, aber ihre Gegner zur Rechten und zur Linken kaum zu verstehen vermochten. Ihnen trat herausfordernd, Geister rufend, die er nicht wieder bannen konnte, ein romantischer Absolutismus entgegen im Bunde mit einer jetzt eben verfolgungssüchtig werdenden protestantischen Neuorthodoxie. Im Hintergrunde aber lauerte auf der einen Seite ein von den Regierungen verblendeterweise großgezogener Ultramontanismus, dem der königliche Romantiker die Staatsfesseln abnahm, während er seine eigne evangelische Kirche dieselben trotz aller schöner Worte weitertragen ließ; auf der andern eine pantheistische, bald atheistische Denkart, welche die Todfeindschaft gegen Staat wie Kirche in der Seele trug und über die schärfsten, wenn auch vergifteten geistigen Waffen verfügte. Es drängte alles einer Krise, einer Katastrophe entgegen.

Den Durchblick durch diese vielverschlungene Lage haben mir besonders zwei Schriften geschärft, welche beide im Jahre 1846, zunächst namenlos, erschienen, und von mir sofort — ich darf wohl sagen — verschlungen wurden: „Der deutsche Prote-

stantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen, im Zusammenhang der ganzen Nationalentwicklung beleuchtet von einem deutschen Theologen", und „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche". „Es begegnet einem zuweilen, obwohl nicht oft — schrieb ich über das erstere Werk meinem Bruder — in einem Buche so sehr sein besseres Ich wiederzufinden, daß man ausrufen möchte: Ja, so hätte ich selbst alles aussprechen müssen, wenn alles Streben in mir Besitz, alle Ahnung Klarheit, alle unsichere Jugendlichkeit charaktervolle Männlichkeit wäre. Der Verfasser muß zu den ersten Größen unsrer theologischen Welt gehören oder zu ihnen gerechnet werden." Bekanntlich erfuhr man erst durch einen Zufall, daß es der berner Professor Hundeshagen war, ein alter hessischer Burschenschafter, der vor der bundestäglichen Demagogenriecherei in die Schweiz geflüchtet, aber mit seinem Herzen in Deutschland verblieben war. Sein Nachweis des tiefen Zusammenhanges zwischen unseren politischen und unsern religiösen Nothständen, die klare Herleitung aller mit Meisterhand gezeichneten nationalen Krankheitserscheinungen aus dem Mißverhältniß, „daß ein Volk, das alle Bedingungen einer umfassenderen Entwicklung in sich trug, auf eine ausschließlich literärische Existenz zurückgedrängt war", erschien mir zum Verständniß und zur Heilung der Zeitlage wie das Ei des Columbus. Nicht minder bedeutsam waren jene „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche", bekanntlich verfaßt vom General v. Radowitz, dem staatsmännischen Freunde Friedrich Wilhelms IV. Hier ließ ein reichgebildeter christgläubiger Katholik die Probleme der Zeit von den verschiedenen politischen und religiösen Standpunkten aus, die in der Gegenwart Anspruch auf Gehör hatten, erörtern. Kam hiebei der Standpunkt des evangelischen Protestantismus auch nicht ganz zu seinem Rechte, so war doch das empfohlene und damals noch mögliche Zusammengehen gläubiger Protestanten und nichtultramontaner Katholiken „usque ad aram" in meinem Sinne,

und ich gewann für den Verfasser eine persönliche Sympathie, welche in meinem späteren Leben noch merkwürdige Folgen haben sollte. Insbesondere aber entsprach mir die politische Idee des geistvollen Mannes: kein französischer Constitutionalismus, der das Volk zu einer Ziffer und den König zu einer Puppe macht, aber auch kein Absolutismus, der eine lebenvolle mündige Nation zum bloßen Object eines Einzelwillens herabsetzt, sondern ein lebendiger Volksorganismus, gegliedert in seine natürlichen Stände, und an der Spitze ein starkes Königthum, ausgestattet mit allen Rechten, welche die Erfüllung seiner Amtspflicht erheischt, und doch nur das Haupt eines Leibes, in welchem alle Glieder nach gemeinsamem Rechte wie nach ihrer besonderen Maßgabe mitthätig sein sollen. Aber diese Stimmen weitschauender Vaterlandsfreunde waren Prophetenstimmen in der Wüste. Jenes Ideal des deutschen Verfassungsstaates wurde auch vom preußischen Throne herab nur anscheinend, in einem romantischen Schattenbilde, angestrebt, und der tiefe Zusammenhang der politischen und der religiösen Lebensfragen, wie ihn Hundeshagen nachwies und auch v. Radowitz bestätigte, war leider auch den hervorragendsten Vertretern des deutschen Reformgedankens verborgen, weil sie sich um die religiöse Lebensfrage überhaupt nicht kümmerten. Welch eine geradezu lächerliche Unfähigkeit religiöse Erscheinungen zu beurtheilen hatte ein Mann wie Gervinus soeben in seiner falschen Prophetie über „die Mission des Deutschkatholicismus“ verrathen!

Frankfurt schien der allerletzte Ort für kirchliche Erregungen zu sein. Der matte Pulsschlag des eignen kirchlichen Lebens, die politische Abgeschlossenheit nach außen, das große Maß privater Freiheit, das man beim ruhigen Bestehenlassen des Bestehenden genoß, das alles schien Erscheinungen auszuschließen, wie ich sie dennoch erleben sollte. Der überlang niedergehaltene Trieb Deutschlands nach öffentlichem Leben schien sich aus Nothbehelf auf kirchliche Zeitfragen zu werfen und so seine Vor=

übungen für 1848 zu machen. Den Anfang machte ein Ausbruch der antirömisch-protestantischen Gefühle. Friedrich Wilhelm IV. hatte dem aufstrebenden Ultramontanismus die Staatszügel, die sein Vater zuletzt straff angezogen hatte, wesentlich gelockert, und als Dank dafür die Massendemonstration der Trierer Rockfahrt empfangen, die Veranschaulichung, wieviel gehorsamer das katholische Volk der Westprovinzen sich am hierarchischen Gängelbande leiten lasse als am Bande preußischer Staatsangehörigkeit. Aber noch hatte sich die Hierarchie an dem katholischen Bürgerstande in Deutschland verrechnet: noch war in diesem die religiöse Aufklärung mächtig genug, um einen tausendfältigen Protest gegen die Aufwärmung mittelalterlichen Aberglaubens, und als thatkräftigen Ausdruck dieses Protestes den Versuch einer neuen Kirchenbildung hervorzurufen. Der scharfe wenn auch etwas hohle Klang des Ronge'schen Briefes fand auch in Frankfurt lebhaften Wiederhall. Mit großer Theilnahme beobachtete und begrüßte man das lawinenartige Wachsthum der von dem östlichen Deutschland nach dem westlichen vordringenden Bewegung, vor welcher der Romanismus auf deutscher Erde einen Augenblick erzitterte, und wie sehr hätte man diesem die Verdrängung durch einen wirklichen deutschen Katholicismus gegönnt. Aber der religiöse Fond, den katholische Priester und Laien beim Bruch mit ihrer angeschulten Kirchenlehre übrig behielten, erwies sich als äußerst gering und zur Schaffung einer neuen Kirche ganz unzulänglich. Der Deutschkatholicismus benahm sich nach einer damals in meiner Nähe gefallenen treffenden Bemerkung wie Hans im Glück; er ward um so fröhlicher, je mehr er von seiner mitgenommenen Habe los ward: je mehr er aber los ward, desto wahlverwandter ward er unseren im Vulgärrationalismus steckenden Massen, die nun an ihm den lebendigsten Rest ihres protestantischen Bewußtseins, ihr Antirömerthum, entzündeten. Auch in Frankfurt bildete sich eine deutsch-katholische Gemeinde; die Deutschreformirten gaben ihre Kirche zum ersten

Gottesdienst her; 6000 Eintrittskarten langten bei weitem nicht. Ich war unter den Glücklichen, die eine bekamen; die Kirche war herrlich mit Blumen geschmückt, die zur deutschen Liturgie geborgten Gesangeskräfte trefflich, aber die Predigt ein Gewebe banaler Phrasen. Der in seiner Unwissenheit und Oberflächlichkeit vergnügliche junge Mann, der sie hielt, citirte den Spruch „der Buchstabe tödtet“ als Wort Christi und verwechselte den neuerrungenen Laienkelch mit dem Leidenskelch der Deutschkatholiken, von dem man bitten müsse „er gehe an mir vorüber“; er wurde nichtsdestoweniger zum Pfarrer gewählt, um nach ein paar Jahren wegen Faulheit und Vergnügungssucht von seiner Gemeinde entlassen zu werden. Aber auf den Siedepunkt stieg die gedankenlose Begeisterung, als bald danach die eigentlichen „Reformatoren“, Ronge und Dowiat, sich unsrer Stadt näherten. Sie kamen im Triumphzug von Offenbach angefahren, Ehrenpforten und eine Prachtbibel warteten ihrer beim Empfang. Die Fenster der Stadt waren überfüllt wie ehedem bei einer Kaiserkrönung, Blumen regneten, Vivats donnerten, ernsthafte Männer weinten vor Rührung, Frauen führten ihre Kinder zu Ronge, daß er sie segne. Mit Luther und Melanchthon zusammen prangten die beiden Neureformatoren an den Bilderläden. Der neue Luther erwies sich den Unbefangenen als ein bescheidner und wohlmeinender, aber unbedeutender Mann, der in seiner Predigt die Unthaten der Priesterherrschaft von Samuel bis auf Bischof Arnoldi durchnahm; der junge Melanchthon-Dowiat aber war ein kecker Junghegelianer, der es für Priesterbetrug erklärte, daß die dem ganzen Menschengeschlecht zukommende Gottmenschheit auf Jesus übertragen worden, und der bei einem auf dem Forsthause veranstalteten Festbankett die Weissagung fallen ließ, „heut stoßen wir mit Champagnergläsern an, über's Jahr vielleicht mit Cavaleriesäbeln.“ Man mußte ja Geduld haben mit verirrten protestantischen Gefühlen, und Mitleid mit armen Leuten, denen ihre stolze Papstkirche nicht mehr mitgegeben hatte als was jetzt offen-

bar ward; aber daß die ganze Sache nichts weiter sei als eine demnächst platzende Seifenblase, war mir nach diesen Proben nicht zweifelhaft. Nur daß man vorsichtig sein mußte, ein solches Urtheil laut auszusprechen; zum mindesten hatte man dafür den Ehrentitel eines „protestantischen Jesuiten" zu gewärtigen.

Nachhaltiger als die ebenso rasch wie sie aufgekommen verfallende deutsch-katholische Bewegung erwies sich die protestantisch-lichtfreundliche, die ihr auf dem Fuße folgte. Wie jene durch den Uebermuth des Bischofs von Trier, so war diese durch die Mißgriffe und Thorheiten des königlich preußischen Kirchenregiments hervorgerufen. Derselbe vielfach zum puren Deismus abgeflachte Rationalismus vulgaris, welcher das Deutschkatholikenthum beseelte, beherrschte auf protestantischer Seite neben der großen Mehrheit der Gebildeten in der Gemeinde auch noch zahlreiche Kanzeln. Aber da auf den Universitäten ein fast ausnahmsloser Umschwung zu einer verjüngten Glaubenstheologie stattgefunden hatte, war der Zeitpunkt abzusehen, an welchem die von den Vätern ererbte rationalistische Richtung in der Pastorenwelt ausgestorben sein werde. Leider besaßen König Friedrich Wilhelm IV. und sein Kultusminister Eichhorn die geduldige Weisheit nicht, diesem Proceß zuzuwarten, sondern ließen sich durch die Einflüsterungen eines engherzigen orthodoxen Pietismus dazu treiben, gegen das rationalistische Pastorenthum einen disciplinarischen Feldzug zu eröffnen. Männer wie Wislicenus und Uhlich, deren ganze Schuld darin bestand, so zu predigen wie sie es auf den Staatsuniversitäten gelernt und wie die königlichen Consistorien es bei ihrer Anstellung gewußt und gebilligt, jetzt auf einmal zu einer Orthodoxie drängen zu wollen, die ihnen ehrlicherweise unmöglich war, das war ein ebenso unbilliges als unkluges Beginnen, bei dem auch die Gemeinde nichts gewinnen konnte; oder konnte denn aus einer geheuchelten Orthodoxie mehr Segen hervorgehen als aus einem ehrlichen Rationalismus? Es war nur natürlich, daß die pastoralen

„Lichtfreunde“ sich zu gemeinsamer Nothwehr zusammenthaten und daß weit und breit, auch außerhalb Preußens die Sympathie des protestantischen Bürgerthums sich für sie erhob; man fühlte sich von Preußen aus zu einem Vertheidigungskrieg für protestantische Denk- und Glaubensfreiheit herausgefordert. So machte auch in Frankfurt, obwohl hier ein localer Anlaß gar nicht vorhanden war, die „lichtfreundliche“ Bewegung sich geltend. Die bescheidenen Ueberbleibsel der abgeblühten religiösen Erweckungszeit hatten sich in einen „Evangelischen Verein“ zusammengezogen, an dessen Spitze der ehrwürdige, friedfertige Pfarrer Zimmer stand und der nur eine stille Conventikelwirksamkeit übte. Dem gegenüber bildete sich im Winter 1845—46 ein desto vorlauteres lichtfreundliche „Montagskränzchen“, in welchem man bei Bier und Tabak die Dreieinigkeit, die Erbsünde, die Gottheit Christi u. s. w. verarbeitete. Die große Werbetrommel für diese Denkart und Beschäftigung wurde das „Frankfurter Journal“, welches, nachdem es die längste Zeit gar keinen Charakter gehabt, seit 1845 den einer lichtfreundlichen Kirchenzeitung annahm, und dies Journal war in und um Frankfurt das nahezu alleinherrschende Zeitungsblatt. An der Spitze des Montagskränzchens aber stand ein Privatlehrer mit dem ominösen Namen „Hadermann“, ein alter Burschenschafter, der nach dreijährigem angeblich theologischen Studium im Lehrerexamen den Verfasser der Apostelgeschichte nicht gewußt, den Hebräerbrief im Alten Testamente gesucht, und deßhalb eine öffentliche Lehrvollmacht nicht erlangt hatte. Dieser Hadermann gab nun seinem andächtigen Publikum „Religiöse Unterhaltungen“ zum besten, in denen ihnen über das positive Christenthum das rechte Licht aufgesteckt ward: Offenbarung etwas Unmögliches, weil, wenn es eine gäbe, sie auch dem ärgsten Ungläubigen einleuchten müßte; die christliche Lehre von der Sünde ein kindischer Versuch, sich das Böse in der Welt ohne Zuthun Gottes zu erklären, vor dem doch nichts böse sei; die Idee der Gottheit Christi von den Juden im babylo-

nischen Exil aus dem benachbarten Indien bezogen u. s. w., wobei der Vortragende, ein ächter Reineke ohne Schweif, dem gelehrten theologischen Apparat seine gründliche Verachtung bezeugte. So theologisch unwissend der Mann war, so demagogisch geschickt. Als über die Gründung einer „freien Gemeinde" verhandelt wurde, bekämpfte er diesen Gedanken durchaus; obwohl man mit der Kirche nur noch ganz äußerlich zusammenhänge, ihre Glaubenslehre einem nur wie ein Mährchen in die Ohren töne, so müsse man doch in ihr bleiben, indem man sich sonst der Einwirkung auf die Masse des Volkes begebe. Man müsse dagegen das Taufen und Confirmiren seiner Kinder verweigern, eine confessionslose Schule stiften, durch eine Zeitschrift freie Grundsätze ausbreiten und auf die Wahl der Geistlichen Einfluß zu gewinnen suchen. — Die „Religiösen Unterhaltungen" kamen auch heftweise heraus; es waren erbärmliche Machwerke, in ihren dogmengeschichtlichen Notizen verstandlos aus dem ersten besten alten Handbuch zusammengerafft, und im Uebrigen platte Verhöhnungen der christlichen Grundlehren; und doch waren sie gerade durch ihre Oberflächlichkeit eine Macht. Da die Pfarrer ausnahmslos schwiegen, gab ich mich an die Ausarbeitung einer Gegenschrift, und erfuhr dabei freilich, daß es schwerer sei, die christlichen Dogmen gründlich und dabei volksthümlich zu vertheidigen als sie pöbelhaft zu verspotten. Aber ich kam doch in der Arbeit einiger Wochen dem Angreifer ziemlich nach und wartete nur auf die angekündigte Nr. 4 über „Erlösung und Versöhnung", um hierüber meine Apologie zum Abschluß zu bringen. Aber Nr. 4 der „Religiösen Unterhaltungen" erschien nicht, — wie man sagte, weil der Verfasser mit den im Montagskränzchen sich allzu mausig machenden aufgeklärten Juden in Händel gerathen war; dieselben waren als Gesinnungsgenossen zwar willkommen, aber als Juden blieben sie einem richtigen Frankfurter doch zuwider. Man sagte damals in der Stadt, im lichtfreundlichen Montagskränzchen sei Finsterniß eingetreten, denn die

Haupt-Lichter hätten einander ausgeputzt, und unter solchen Umständen blieb meine unfertige Gegenschrift liegen.

Hinter allen diesen religiösen oder irreligiösen Zeiterscheinungen stand, unbewußt und bewußt, die politische Verstimmung, und sie richtete sich in Süddeutschland jetzt weit leidenschaftlicher als gegen Metternich und seinen Bundestag gegen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Wie waren diesem reichbegabten Fürsten, von dem auch ein Goethe für ganz Deutschland Außerordentliches erwartet hatte, bei seiner Thronbesteigung die Herzen aller Deutschen entgegengeflogen: jetzt nach sechsjähriger Regierung hatte er es, und zwar nicht minder durch seine Kirchen- wie seine Staatspolitik, dahin gebracht, jene Hoffnungen nicht nur zu enttäuschen, sondern in den bittersten Zorn zu verwandeln. Und während in Preußen eine angestammte Ehrfurcht vor der Krone und überhaupt die den ganzen Staat durchdringende stramme Zucht diesen Zorn noch in ehrerbietigen Schranken hielt, that dagegen das liberale Süddeutschland seinen Gefühlen keinen Zwang an. Es war die Zeit, in welcher jene bittere Strauß'sche Satire „Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren" erschien; wenn man diese aristokratische Satire in's Plebejische übersetzt hätte, dann ohne Zweifel hätte man den Süddeutschen weit und breit aus der Seele gesprochen. Freunde des Königs waren hier nur die in ohnmächtiger Minorität befindlichen „Frommen". Sie liebten ihn vor allem um seines christlichen Bekenntnisses willen, dann weil ihnen wie ihm der landläufige Liberalismus zuwider und die Monarchie mit einem religiösen Schimmer umkleidet war. Aber wen solche Motive nicht fesselten, der wurde gerade durch das Schillernde und Schwankende im Wesen des Königs, durch das halbe Anerkennen der Zeitforderungen und dann wieder eigenwillige Verneinen derselben geradezu leidenschaftlich erregt. Was mich anging, so befand ich mich gegenüber dieser bei aller Ferne und Fremde unentrinnbaren Zeitgröße in einem gewissen inneren Zwiespalt. Ich konnte die

Vorenthaltung eines freien Staatsgrundgesetzes und die Engherzigkeiten der Eichhorn'schen Kirchenpolitik nicht loben und die aufreizende Halbheit, die mit ernsten Dingen unbewußt spielende Velleität des ebenso geistreichen als willensschwachen Königs nicht verkennen; „der König wird auch hier, schrieb ich einmal meinem Freunde in Neapel in Sachen der ersehnten evangelischen Kirchenverfassung, seine unselige Politik befolgen, immer sich anzustellen, als wolle er gewähren, und es dann doch nicht zu thun; überall zu zeigen, er wisse was der Zeit fehlt, aber dann doch nicht zu wollen, was sie bedarf; überall aufzuregen, und nirgends zu befriedigen." Auf der anderen Seite konnte ich den Kampf und Streit des Königs mit einem Zeitgeist, der so viel auch mir Widerwärtiges, Gottloses und Abgründliches zum Vorschein brachte, wohl nachfühlen. Ich sah die preußischen Lichtfreunde im Spiegelbild ihrer frankfurter Genossen an, und so konnte ich mit ihnen kein großes Mitleid haben; ich sah den König auf der anderen Seite der Freiheit so manches Zugeständniß machen, das dankenswerth erschien und mit Undank belohnt ward; die Feindschaft, der Haß, welcher in Süddeutschland dem Könige gewidmet ward, oft in der rohesten, handgreiflich ungerechtesten Form, trieb mich um so mehr auf die Gegenseite hinüber. Als der König 1846 endlich die große Generalsynode einberief und ihr die Lebensfragen der evangelischen Landeskirche vorlegte, als er im Jahre 1847 aus seinen Provinzialständen den ersten Vereinigten Landtag zusammensetzte, da schien er endlich den Weg eines gesunden Fortschritts betreten zu haben, und warum sollte man nicht hoffen, er werde auf demselben verbleiben und weitergehen? Daß er dem auserlesenen Senat seiner Landeskirche große Fragen als unaufschieblich vorlegen und dann die empfangene Antwort behandeln könnte als hätte er sie nicht empfangen, das hielt doch niemand für möglich; bis ins Jahr 1848 hinein durfte man auf eine Bestätigung der Generalsynodalbeschlüsse noch immer hoffen. Und wenn es auch so unpolitisch wie möglich war, die Stände

seines Landes zusammenzurufen, und sie dann in einer politischen Eröffnungspredigt für ein unumschränktes Königthum bekehren zu wollen, so war doch eben jene Thronrede wieder eine so glänzende Spiegelung aller der reichen Geistes- und Herzensgaben des Königs, daß ein junger Gefühlspolitiker wie ich durch dieselbe wohl geblendet und bezaubert werden konnte. Und so bin ich doch, weil man glaubt was man hofft, und die Hoffnung Deutschlands unverkennbar auf der preußischen Krone ruhte, als ein Anhänger Friedrich Wilhelms IV. ins Jahr 1848 gekommen.

Ich hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, das süddeutsche Antipreußenthum in abstoßendster Gestalt in Frankfurt vor Augen zu sehen. Ich meine die Katastrophe des Gustav-Adolfsvereins im Winter 1846—47. Der edle, die innerkirchlichen Parteien zu einem großen, gesammtdeutschen Liebeswerk zusammenfassende Verein war eben im ersten Aufblühen. Da hatte ihn in Preußen die besonders scharfe königsberger Opposition zum Sturmbock wider das Ministerium Eichhorn mißbraucht. Man hatte den als landeskirchlichen Pfarrer abgesetzten Dr. Rupp, den Begründer einer freien Gemeinde, deren Stellung zum evangelischen Bekenntniß mindestens eine unklare war, als Abgeordneten eines evangelisch-kirchlichen Vereins zu der in Berlin tagenden Generalversammlung entsendet, um damit die Geltung solcher von der Landeskirche sich lossagenden freien Gemeinden als dennoch evangelischer zu erstreiten; vielleicht auch, um für die Zukunft die Mittel des Gustav-Adolfsvereins für solche Gemeinden verwendbar zu machen. Die Generalversammlung hatte, wie sie nach natürlichem und positivem Rechte nicht anders konnte, dem aus dem historisch-evangelischen Kirchenthum ins frei-religiöse Uebergetretenen die Legitimation abgesprochen; aber dieser berliner Beschluß erschien nun als eine Anerkennung der Eichhorn'schen Kirchenpolitik, die jenen Mann hinausgedrängt, wo nicht gar als eine Eingebung des preußischen Kirchenregiments, und damit war er in den Augen des protestantischen Deutschlands gerichtet.

Ein Sturm entfesselte sich, der fast alle Hauptvereine umstürzte, deren Abgeordnete an der Ausschließung Rupps theilgenommen; nur der rheinische und württembergische widerstanden. Auch in Frankfurt vollzog sich diese Vereinsrevolution, die zu dem gewaltthätigen Styl des Jahres 1848 bereits ein starkes Vorspiel darstellte. Das Frankfurter Journal hetzte gegen den berliner Beschluß aus allen Tonarten; ein kleiner Vertheidigungsartikel, den ich einschickte, ward nicht aufgenommen. Die sonst bescheiden besuchte Vereinsversammlung war diesmal überfüllt, aber von Elementen, die man sonst nie bei kirchlichen Unternehmungen gesehen; es waren dreihundert neue Mitglieder eingetreten, von denen behauptet ward, es sei ihnen der Beitrag von je dreißig Kreuzern anderweitig bezahlt worden. Der an dem berliner Beschluß betheiligte Abgeordnete, ein hochangesehener Senator, machte mit seinen Rechtsdeductionen nicht den mindesten Eindruck; demagogische Gegenredner, die man sonst nur aus weltlichen Verhandlungen kannte, führten mit Umgehung der Rechtsfrage die Stichworte Inquisition, Ketzergericht u. s. w. ins Gefecht und erndteten stürmischen Beifall, und die beiden tüchtigen und besonnenen Vertheidiger des berliner Beschlusses wurden durch tumultuarische Unterbrechungen mißhandelt. Das Ende war, daß mit 385 gegen 135 Stimmen, welch letztere freilich die Mehrheit der alten Vereinsmitglieder vertraten, dem Abgeordneten ein Mißtrauensvotum ertheilt ward; daß der Vorstand sein Mandat niederlegte und Männer der Majorität an die Stelle traten. Wir in der Minderheit Verbliebenen legten wider diese Empörung gegen einen rechtmäßig gefaßten Beschluß der Generalversammlung Protest ein und hielten eine Zeitlang Separatversammlungen mit dem Gedanken, einen Sonderverein der Gustav-Adolfsstiftung zu bilden; doch zeigte sich in denselben so wenig Muth und Thatkraft, daß ich bald sah, es werde nichts daraus werden. Bekanntlich kam in der nächsten (darmstädter) Generalversammlung, namentlich durch das Gewicht der rheinischen Ab-

geordneten Nitzsch und Landfermann, eine leidliche Verständigung zu Stande, die es unsereinem ermöglichte, im Verein zu bleiben, doch war derselbe auf Jahre hinaus aufs schwerste geschädigt. Ich entwarf über diese Vorgänge und alles, was Localgeschichtliches mit ihnen zusammenhing, einen Aufsatz „Zur neuesten Kirchengeschichte der freien Stadt Frankfurt“, nicht blos um die siegreiche Partei durch Vorhaltung ihres Portraits zu beschämen, sondern auch um die eigene zu Besserungsgedanken anzuspornen. „Was die Folgen der gefallenen Entscheidung angeht, — so lautete der Schluß — so würde man dieselbe nur segnen können, wenn sie die conservative Partei endlich bewöge, sich so eng wie die Gegner zusammenzuschließen und so energisch wie diese ihre Sache zu vertreten. Klar ist's, daß die Kanzeln der Ort nicht sind, von denen aus die Sache der evangelischen Kirche in diesen Tagen genügend geführt werden kann: die, welche die Kirchen besuchen, sind nicht die einzigen, auf welche die Kirche einzuwirken hat; nicht einmal die, welche ihrer Einwirkung am meisten bedürfen. Es ist unumgänglich, daß die mächtige Handhabe öffentlicher belehrender Vorträge, und daß die Presse, am besten die periodische, zu Hülfe genommen werde. Der Riß, der gegenwärtig in der evangelischen Kirche zum Vorschein kommt, wird vielleicht nun, da man sich aus dem Gustav-Adolfsverein die Mittel zur Bildung freier Gemeinden verschaffen kann, bedenklich zunehmen. Es gilt hier wie überall sich zu verjüngen, die unumgänglichen Reformen rasch eintreten zu lassen, die Schätze der Erkenntniß, die wir besitzen, unverweilt flüssig zu machen, mit Einem Worte, sich ohne Verzug des unseligen Scheines zu entledigen, als seien das Herkommen, der Besitz, die Gunst der weltlichen Obrigkeit die wahren Rechtstitel der evangelischen Kirche.“ Allein dieser herzhafte Aufsatz blieb ungedruckt. Ein mir befreundeter älterer Candidat, dem ich ihn zur Beurtheilung vorlegte, rieth mir dringend ab, indem er — und wie ich einsah, mit gutem Grunde — mir sagte: „es wird nichts helfen;

man wird nur von allen Seiten über dich herfallen und dich in Verruf thun; von denen aber, die dir im Stillen zustimmen, wird sich Keiner öffentlich deiner annehmen." So ließ ich das Manuscript liegen und begnügte mich, einen Bericht in die Allgemeine Kirchenzeitung zu schreiben. Hernach, als Siegmund Rauh auf Besuch da war, las er die Blätter und nahm sie mit, um sie Neander zu zeigen, der bei einem bald nachher fallenden Besuch in Frankfurt mich zu sich bitten ließ, um mir seine Freude an dieser Arbeit auszudrücken.

Die geistige und sittliche Schwäche der conservativen Partei, zumal der kirchlichen, war in der That ebenso groß wie die Leichtfertigkeit und der Uebermuth der radicalen, und war ein nicht minder bedenkliches Zeichen der Zeit. Mit wenigen Ausnahmen begriffen die „Gläubigen" weder die tiefe Reformbedürftigkeit unserer kirchlichen Ueberlieferung, noch hatten sie den Muth, auch nur ihren Standpunkt mannhaft zu vertreten. In ersterer Hinsicht war die Treiberei characteristisch, welche Hengstenberg gegen die Beschlüsse der preußischen Generalsynode in der Frage der ordinatorischen Verpflichtung angezettelt hatte, um deren königliche Bestätigung zu hintertreiben. Nitzsch hatte, um der Unbestimmtheit wie Ueberbestimmtheit der in alle möglichen Variationen zerfahrenen ordinatorischen Verpflichtungen ein Ende zu machen, einen kurzen Inbegriff apostolischer Heilsverkündigung aufgesetzt, der die unveräußerliche Grundlage des pastoralen Lehrens bilden sollte, und die Generalsynode hatte nach monatelangen Erwägungen mit großer Mehrheit ihm zugestimmt.*) Aber das war nicht im Sinne der repristinirenden Orthodoxie, und so wurde,

*) Ein neues Ordinationsformular, und nicht ein neues Glaubensbekenntniß, wie Treitschke im 5. Band seiner deutschen Geschichte irrthümlich sagt, hatte Nitzsch vorgeschlagen und die Synode beschlossen. Und das war nicht nur kein gewagtes und unzeitgemäßes Unternehmen, sondern das einfachste und dringendste Erforderniß kirchlicher Wahrhaftigkeit, an dessen damaliger Nichteinführung wir bis heute leiden.

damit doch alles in der altheiligen Unordnung bliebe, gegen die Synodalmehrheit und insonderheit gegen den Urheber des Ordinationsformulars ein Ketzergeschrei organisirt, das selbst am Niederrhein und außerhalb Preußens sein vielstimmiges Echo fand. Wieviel Ueberzeugungstreue und Mannesmuth aber hinter dieser Verketzerung stand, davon sollte ich in Frankfurt eine recht drastische Probe erleben. Auch die früher erwähnte „Sandhofsconferenz" beschäftigte sich im September 1847 mit dem Ordinationsformular der preußischen Generalsynode, und der orthodoxe Referent, ein nicht unbegabter frankfurter Stadtpfarrer, war gerade mitten in seiner Philippika, gerade in der Phrase, „Ja, es klebt Schweiß an der Arbeit der Synodalcommission, aber nicht der Schweiß des Gebetskämmerleins, sondern der Studierstube", — als unerwartet Nitzsch eintrat. Er war zur Erholung in dem nahen Bade Homburg und liebte es, Pastoralconferenzen zu besuchen. Die gegen den trefflichen Mann animose Mehrheit der Conferenz benahm sich, als wäre sie bei einem bösen Streiche ertappt: in äußerster Verlegenheit wollte sie ein anderes Thema improvisiren, und der unterbrochene Referent unterstützte das aufs angelegentlichste. Indeß da wir Freunde Nitzschs uns dem widersetzten und er selbst erklärte, lieber wieder gehen zu wollen, da er offenbar störe, so mußte man fortfahren. Aber von nun an hatte der Referent über das Ordinationsformular kein einziges kritische Wort mehr, und die vorher so kriegerisch gestimmte Conferenz verwandelte sich in ein ehrerbietiges Auditorium des berühmten Universitätslehrers, das sich beschied, ihn über einige Punkte, namentlich über die Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes, und warum man nicht die Augustana zum landeskirchlichen Gesammtsymbol erklärt habe, um Erläuterungen zu bitten. Mir war es ein Erlebniß, den theuren Lehrer inmitten des wider ihn aufgewirbelten Zeitsturmes wiederzuhören, und so gab ich meinem Freunde in Neapel über seine Erklärungen ausführlichen Bericht. „Er sprach über beide Punkte wohl eine Stunde,

mit einer sicheren, sanften Macht, die uns, seine Schüler und Anhänger, entzückte, die aber auch den Andersdenkenden so imponirte, daß der Sieg einer mächtigen und geweihten Persönlichkeit auf allen Gesichtern zu lesen war. Ich habe ihn nie schöner reden hören. Er kam von selbst auf die Urtheile, die über die Synode gefällt worden. Man sei ihr mit Furcht und Mißtrauen entgegengekommen. Ein französischer Schriftsteller habe gesagt, alle Schrecknisse der Revolution seien aus der Furcht entsprungen, und darin sei eine Wahrheit. Nun solle in der Kirche von Revolution niemals, wohl aber zu allen Zeiten von Reformation die Rede sein. Alle Reformation aber sei bedingt durch entgegenkommendes Vertrauen; wer dem reformirenden Streben nicht mit Vertrauen entgegenkomme, der könne nur Revolution hervorrufen.“ Weiterhin, da man ihn bei Tisch ehrend begrüßte, sprach er über den Unterschied eines verächtlichen Juste-milieu, das nach Belieben auswähle und pactire, und einer rechten Mitte, zu der er sich bekenne und deren Schmach er gerne trage: die letztere gehe von den Gegensätzen der Parteien zurück auf das Ewig-alte und Ewig-neue; sie mache nicht Concessionen, sondern stelle sich auf jenen Grund, bei dem von Concessionen gar nicht die Rede sein könne. Es war diese Tischrede, welche mit der mir unvergeßlichen Mahnung an die Pastoren schloß: „Legen Sie Ihren Grund tief, damit er auch breit genug sei, eine berechtigte reiche Mannigfaltigkeit von Entfaltungen zu tragen.“

Um die Verwirrung der Zeit voll zu machen, kamen auch noch falsche Propheten und warfen ihre Netze unter die kirchlich Gläubigen aus. Auf derselben Sandhofsconferenz traten am Nachmittag, nachdem Nitzsch weggegangen, irvingianische Sendlinge auf und warben angesichts der bevorstehenden neuen Sündflut für ihre Arche Noäh, in welcher die Gläubigen „vor der Versuchung, die über den ganzen Erdkreis kommen werde, bewahrt werden sollten.“ Diese Leute waren schon in einem

früheren Jahre dagewesen, um ihrer Schwärmerei den Boden zu bereiten; sie hatten uns damals ermahnt, um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes zu beten, welche sie in ihren neuen Aposteln und Propheten bereits in der Tasche zu haben meinten. Trotz dieses wenig geistlichen Kunstgriffes stellten sie unsere Buchstabengläubigen auf eine schwere Probe, denn wenn der biblische Buchstabe Glaubensgesetz war, so waren diese Irvingianer, welche an die Nähe einer sichtbaren Wiederkunft Christi glaubten, rechtgläubiger als unsere Orthodoxen, welche sich an jener neutestamentlichen Weissagung und Glaubenspflicht verlegen vorbeidrückten, und auch die Forderung, daß die wahre Kirche der Gegenwart der Urkirche aufs Haar gleichen, also auch dieselben Aemter und Gnadengaben einschließlich des „Zungenredens" haben müsse, ließ sich von jenem Standpunkt gläubiger Exegese, der in den orthodox-pietistischen Kreisen galt, schwer widerlegen. Der Marburger Professor Thiersch, der aus Uebereifer gegen den modernen Gnosticismus ein moderner Montanist geworden war, kam mit Studenten der Theologie nach Frankfurt, um sie hier im irvingianischen Conventikel das neue Zungenreden hören zu lassen, welches, wie Pastor Bonnet aus eigener londoner Erfahrung uns berichtete, nichts weiter als ein abscheuliches hysterische Zetergeschrei war. Aber auch in unserem Kreise forderte die neue Schwärmerei ihre Opfer; zwei fromme und liebenswürdige Leute, ein junger Arzt und ein Candidat der Theologie, die sich mit ihrem engen, ungeistigen Bibelglauben nicht zu helfen wußten, fielen ihr zu; der erstere kam in einiger Zeit zu befreiender Erkenntniß, der andere blieb sein Leben lang in jenen Phantastereien gefangen. Und doch hatten diese Sendlinge nicht einmal selbst den furchtlosen Vollglauben an ihr Prophetenthum. Man brachte einen der feinsten dieser neuen Propheten, einen Herrn Böhm, mit Neander zusammen, der soeben in Frankfurt zu Gast war und seinem Gastfreund gern den Gefallen gethan hätte, mit jenem Manne über das apostolische Zeitalter

anzubinden; aber der fremdländische Prophet hütete sich mit großer Gewandtheit auf die Anzapfungen des deutschen Professors einzugehen. Ich, der ich das Vergnügen hatte, dieser interessanten Scene beizuwohnen, war durch meine freiere, geistigere Auffassung von Christenthum und Urkirche gegen die Verlegenheiten gefeit, von denen ich damals auch wackere, ernst-fromme Männer bedrängt sah; aber bewundert habe ich immer die feine Witterung, welche diese Schwarmgeister mit ihrer Weissagung des nahenden jüngsten Tages gerade am Vorabend des Hexensabbaths von 1848 auftreten ließ.

Zehntes Kapitel.

Das Sturmjahr (1848—1849).

Wie viele Wetterzeichen im Abendlande deuteten im Jahr 1847 auf Sturm. Der Sonderbundskrieg in der Schweiz, in Italien das Weltwunder eines liberalisirenden Papstes, welcher Geister rief, die er nicht wieder loszuwerden vermochte, in Deutschland die steigende Erregung und Verwirrung der Gemüther, zu der noch Mißwachs und materieller Nothstand hinzukam. Aber was die Machthaber auf den Höhen der Gesellschaft nicht kommen sahen, darauf waren auch wir in unseren bescheidenen Niederungen nicht gefaßt. Ich hatte mich im Winter 1847 auf 1848 eifriger als zuvor in meine Arbeit über den Spener'schen Pietismus vertieft und war daneben lebhafter als seit lange von meinen persönlichen Beziehungen in Anspruch genommen.

Mein Bruder hatte mit dem Sommer 1847 sein anderthalbjähriges bonner Studium abgeschlossen, um unserm ehrwürdigen Nitzsch nach Berlin zu folgen, wohin derselbe kürzlich berufen worden war. Wir hatten die großen Ferien miteinander in fleißiger Arbeit ausgenützt, auch manchen schönen Tag zusammen genossen. Simrock war in Homburg gewesen und hatte uns eingeladen ihn dort zu besuchen; dann hatte ich meinen Bruder dem auf Besuch anwesenden Neander vorstellen und so ein Vertrauensverhältniß begründen können, welches in Berlin eine gedeihliche Entwicklung gewinnen sollte. Durch den Uebergang Franzens von Bonn nach Berlin traten meine bonner Be-

ziehungen, welche ohnedies durch Kinkels zunehmende Hinneigung zum Radicalismus gelitten hatten, vollends zurück, und die alte Freundschaft mit Siegmund Rauh in Berlin gewann dagegen neue Belebung. Derselbe hatte die Hinterbliebenen Hermann Rossels, eine verwittwete Mutter und fünf jüngere Geschwister, nach Berlin gezogen und sich sammt einem jüngeren Bruder mit ihnen zu Einer Familie zusammengeschlossen; in dieser Häuslichkeit fand nun auch mein Bruder sein anziehendes, schicksalvolles Daheim. Im täglichen Umgang mit dem geistsprudelnden Licentiaten gewann sein wissenschaftliches Leben und Streben einen fühlbar erhöhten Pulsschlag, und ebendamit ward auch unser Briefwechsel noch lebhafter als seither. Ich bekam manches jugendlich übersprudelnde Urtheil zu mäßigen, manchen anscheinenden Widerspruch biblischer Lehre in Einklang aufzulösen, hatte auch als der Aeltere und Gereiftere wohl einmal zu erinnern, daß die kritischen Fragen nur Vorfragen der sachlichen Erkenntniß seien, aber wir verständigten uns immer und blieben im Grundtone eins. Neben dem wissenschaftlichen Austausch erfüllte unseren Briefwechsel auch von neuem das Interesse an der in die Ferne entflohenen gemeinsamen Freundin.

Dieselbe war im Sommer 1847, fast unerwartet, aus Amerika zurückgekehrt. Es war gegangen, wie wir vorausgesagt: die transatlantische Stelle hatte den gehegten Erwartungen so wenig entsprochen, daß die Erzieherin sich veranlaßt gesehen hatte, schon vor Jahresfrist zu kündigen, und mit der Gesundheit war es unter solchen Umständen auch nicht besser geworden. Es war keine ganz einfache und leichte Aufgabe, welche meiner alten Freundschaft durch diese Heimkehr erwuchs. Der Wiedereintritt in die alten engen häuslichen Verhältnisse, die Enttäuschung, als sich dieselben der in der Fremde unwillkürlich erfolgten Idealisirung nicht entsprechend zeigten, die Verlegenheit, nun wieder Unterrichtsstunden zu finden, dies alles zusammentreffend mit zeitweiligen Bedrängnissen in der Familie

bereitete dem armen Mädchen nach ihrer Rückkehr eine Zeit abermaliger tiefen Niedergeschlagenheit und inneren Noth. In dieser war bei der Entfernung meines Bruders ich ihr einziger leistungsfähige Rathgeber und Tröster, und hielt ihr die versprochene Freundestreue in Rath und That. Da es sich unter anderem darum handelte, ihr zum Ertheilen auch nicht-musikalischen Unterrichts Anleitung zu geben, so waren wir bald wieder in einem fast täglichen zutraulichen Verkehr. Es begreift sich, daß unter solchen Umständen die alten über das Freundschaftsverhältniß hinausgreifenden Gefühle je und dann wieder aufleben wollten, und ich glaube, wenn ich ihnen damals Folge und Ausdruck gegeben hätte, so würde die gewünschte Antwort nicht wieder ausgeblieben sein. Indeß ich war mir doch bald darüber klar, daß was ich in manchem bewegteren Augenblick empfand, nichts anderes war als jenes Goethe'sche „Wenn die Reben wieder blühen, Rühret sich der Wein im Fasse"; die einmal geknickte und dann mit klarem Entschluß abgebrochene Herzensblüthe konnte nicht zum zweiten Male treiben und blühen. Vollends die Sturmwinde von 1848 zerstreuten die Nebel solcher aus der Vergangenheit aufsteigenden unklaren Gefühle; sie nahmen Herz und Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten so gebieterisch in Anspruch, daß daneben wohl die ruhige freundschaftliche Pflichterfüllung, aber kein verliebtes Träumen zu bestehen vermochte.

Inzwischen war Freund Torstrick, den ich seither immerhin von Zeit zu Zeit hatte sehen können, als Hauslehrer nach dem fernen Rußland verzogen, und blieb von da an meinem Lebensbereiche dauernd entrückt. Um so sehnlicher hätte ich gewünscht, meinen lieben Wolters nach Ablauf seiner beiden neapeler Pflichtjahre in die Heimath zurückkehren zu sehen; ich hatte immer das Gefühl, mein in Frankfurt wie auf einer Sandbank festgefahrenes Lebensschifflein werde flott werden, wann erst dieser treue Helfer wieder da wäre. Allein der kluge und nicht ganz uneigennützige Mann, der ihn nach Neapel gezogen, wußte einen Hauslehrer

zu schätzen, dem er bei längeren Abwesenheiten nicht nur seine mutterlosen Kinder, sondern auch das Regiment in Haus und Geschäft getrost überlassen konnte, und so fand er immer neue Vorwände, das Verhältniß zu verlängern, bis aus den zwei Jahren volle drei geworden waren. Zu gutmüthig, um diesen Zögerungen ein jähes Ende zu machen, trug mein Freund an denselben doch nicht weniger schwer als seine Nächstangehörigen daheim. So anziehend in mancher Hinsicht das Leben am Golf von Neapel war, so war doch die Absperrung vom heimathlichen Geistesleben, zumal wie sie damals unter dem elenden bourbonischen Regiment bestand, für einen protestantischen Deutschen, der geistige Bedürfnisse hatte, auf die Dauer kaum zu ertragen. Es war eine meiner dringendsten Freundesaufgaben, der geistigen Aushungerung, unter welcher mein Freund je länger je schwerer litt, nach Kräften zu Hülfe zu kommen. Ich mußte ihm auf sein wiederholtes Verlangen über die kirchlichen, politischen und literärischen Vorgänge in Deutschland förmliche Monatsberichte schreiben, die er dann auch seinen dortigen Leidensgefährten mittheilte; zuweilen, wenn seinem Trieb wissenschaftlicher Beschäftigung die dortigen Hülfsmittel ganz versagten, galt es auch Excerpte für ihn zu machen; Arbeiten, die er mir allerdings durch seine reichhaltigen Briefe vollauf vergalt. Denkwürdig aus seinen damaligen Mittheilungen ist mir vor allem die irrige Weissagung eines bedeutenden Mannes geblieben. Der alte de Wette kam von Rom nach Neapel und faßte dort in deutsch-protestantischem Kreise seinen Eindruck von der Papsthauptstadt nachdrücklich dahin zusammen, daß es in fünfzig Jahren mit dem Papstthum aus sein werde. Hinsichtlich der weltlichen Herrschaft ist es eingetroffen, hinsichtlich der geistlichen ist es gegentheilig gekommen.

Das war am Vorabend von 1848. Und nun entfesselten sich die Stürme jener weltgeschichtlichen Bewegung, die wir beiden an zwei Hauptherden, einem italienischen und einem deutschen, miterleben sollten.

Wer vor 1848 in Deutschland jung gewesen ist, wird sich entsinnen, wie wenig man darauf gefaßt war, jemals Weltgeschichtliches im großen Styl, in plastischen Vorgängen zu erleben. Nun überfielen mich die Ereignisse wie mit elementarer Gewalt, gleich einem über uns stehenden Wetter mit Blitz und Donner Schlag um Schlag. Noch erinnere ich mich des Ungeheuren dieses Eindrucks. Wenn ich in jenen Februar- und Märztagen durch die Straßen ging, dann kam es mir verwunderlich vor, daß die alten Häuser noch standen, während rings die Welt einzustürzen schien, und wenn ich dann weiter der Pracht des Frühlings begegnete, die sich in jenem Jahre so schön entfaltete wie je, so berührte michs eigen, daß die Natur ihren Gesetzen so unverwirrt treu blieb, indeß die Menschenwelt aus den Fugen gegangen war. Nicht als wäre das Ungeheure, das in der Welt vorging, mir unverständlich gewesen. Meine bis dahin gewonnene Bildung und Denkart enträthselte es mir, und ebendarum entsetzte es mich nicht. Aber es konnte mich auch nicht erheben und mit großen Hoffnungen erfüllen. „Es ist ein übler Irrthum, schrieb ich an meinen Bruder im März, wenn man die herrschende Aufregung für Begeisterung nimmt; woher auch sollte die kommen? Es ist nichts als das endlich zum Durchbruch gekommene Mißbehagen des deutschen Volkes über eine dreißigjährige unverantwortliche Lebenshemmung, ein Mißbehagen, das jetzt seine ganze natürliche Säure ausgießt. Nun ist es ja gut, daß die unnatürlichen Lebenshemmungen wegfallen, aber zu einer positiven Umformung der deutschen Verhältnisse ist der Moment sehr ungünstig. Nur einer Epoche der Vertiefung in die wahren Lebensgründe und der Erhebung über alle Selbstsucht kann sie gelingen.“ Das war eine trübe Ahnung, die sich nur allzusehr bestätigen sollte: sie war doch nicht stark genug, um nicht nachher, als das trübe Chaos durch die vorübergehend obenaufkommende Vaterlandsliebe edler Männer sich zu gestalten schien, vaterländischen Hoff-

nungen Raum zu geben. Vorab aber war es einfach ein Stück Weltgericht, das sich entrollte. Die abendländische Welt hatte aus der mit dem Untergange Napoleons abschließenden großen Revolution nicht gelernt, was sie daraus hätte lernen sollen, gründliche Besserung, sittliche Zucht, geordnete Freiheit, Herstellung eines gerechten und ehrlichen Verhältnisses zwischen Volk und Obrigkeit. Nun auf einmal überfiel es die Machthaber, deren kurzsichtige Selbstsucht so vieles versäumt und verdorben, wie eine Wucht des bösen Gewissens, und alle ihre Gewaltmittel entsanken ihren Händen. Sie entsanken ihnen vor der Schreckgestalt eines auftauchenden Riesen, der sich gebärdete wie ein unbändiges Kind, des erwachenden Volksgeistes, der noch halb träumend nicht wußte was er eigentlich wollte; der nur wußte, was er sich nicht weiter gefallen lassen wollte.

Als im Februar in Paris sich die ersten Unruhen zeigten, soll Louis Philippe zu dem in der Abreise begriffenen General v. Radowitz gesagt haben: „Bleiben Sie noch ein paar Tage, so können Sie eine kleine Emeute mit ansehen.“ Drei Tage danach, und der König der Franzosen war auf der Flucht vor der siegreichen Revolution. Wiederum, als diese Nachricht nach Berlin kam, soll Friedrich Wilhelm IV. gesagt haben: „Auf den Barrikaden geboren, auf den Barrikaden gestorben!“ Drei Wochen danach, und die Barrikaden standen vor dem königlichen Schloß in Berlin. Wie ein Feuerbrand das angeschmiegte Nachbarhaus ergreift, hatte die französische Staatserschütterung sich zunächst in das südwestliche Deutschland fortgepflanzt, welches ja von französischem Liberalismus längst angesteckt war; am wenigsten konnte Baden, der zwischen Frankreich und die unruhige Schweiz eingeklemmte schwache Staat, der seit Jahren das französisch-constitutionelle Versuchsfeld gebildet hatte, Widerstand leisten. Fünf noch recht gemäßigte Forderungen wurden rasch formulirt: Preßfreiheit, Geschwornengerichte, politische Amnestie, Vereins- und Versammlungsrecht, und eine einheitliche deutsche

Volksvertretung in Bundessachen, ein „deutsches Parlament.“ Die süddeutschen Regierungen fügten sich diesen liberalen Forderungen ohne Weiteres, beriefen auch wohl volksbeliebte liberale Männer zu Ministern oder Bundestagsgesandten, und in Bayern dankte König Ludwig, der sich durch ein jüngstes scandalöse Betragen verächtlich und lächerlich gemacht hatte, zu Gunsten seines Sohnes ab. Dawider war nun nichts zu sagen; aber gleichzeitig traten an verschiedenen Orten anarchische Erscheinungen auf. Die Massen hatten an jenen Zugeständnissen nichts Reelles, verstanden dieselben vielfach nicht einmal, aber sie hatten die Empfindung „der Strick ist entzwei, und wir sind los“, und so wollten sie auch von der neuen Freiheit Gebrauch machen. Die vom Jahre 1847 hinterlassenen wirthschaftlichen Nothstände machten ohnedies zu Ausschreitungen geneigt; die fieberhafte Aufregung, welche durch die täglichen revolutionären Nachrichten erzeugt ward, suchte Entladungen; an thatendurstigen Demagogen, welche sich mit irgend einer sinnigen oder unsinnigen Losung zu Führern anboten, war nirgends Mangel. So bekam mit Hülfe von Turnern, Handwerksburschen, Wirthshausgängern u. s. w. fast jede größere Stadt ihren Tumult. In ländlichen Kreisen, in Franken, im Odenwald regte sich der alte Bauernzorn wider die Feudalherren. In unsrer Nachbarschaft, in Hanau, redete die Bevölkerung mit ihrem Landesherrn, der allerdings nichts Besseres verdiente, in öffentlicher Adresse eine unerhörte Sprache, auf welche er nur mit Pulver und Blei meinte antworten zu können. Aber er konnte sich nicht einmal auf seine Soldaten verlassen, und die Bürger seiner Residenz legten sich ins Mittel und nöthigten ihn gute Worte zu geben.

Inmitten dieser uns umringenden Anarchie gab unsere Stadt ein denkwürdiges Beispiel des Gegentheils. Auch bei uns hatte eine Bürgerversammlung jene fünf Forderungen erhoben, und der Senat hatte sofort gewährt, was er von sich aus gewähren konnte, und für das Weitergreifende seine Unterstützung zugesagt.

Als aber bald darauf ein wüster Schwarm von Auswärtigen, von einem rheinhessischen „Volksfreund“ geführt, den Römerberg erfüllte, bis ins Senatszimmer vordrang, und die Schlüssel zu den öffentlichen Kassen begehrte, da that nicht nur die zusammengetrommelte Stadtwehr ihre Schuldigkeit, sondern die benachbarte Metzgerzunft griff freiwillig zu und wies den Eindringlingen handfest den Weg. Und nun ward dieser von Außen eingeschleppte Skandal der Anlaß zu einer großartigen Kundgebung des Bürgersinnes. Der Senat wandte sich mit einem würdigen Appell an die Bürgerschaft; allseitige Ergebenheitsadressen antworteten ihm, und jeder anständige Mensch legte ein Abzeichen an, durch welches er sich als thatbereiten Freund von Gesetz und Obrigkeit bekannte. Da der auswärtige wilde Zustrom unsere Stadt immer stärker überflutete, so erklärten Tausende, welche durch Stand oder Alter vom Dienst in der Stadtwehr befreit waren, ihre Bereitwilligkeit, zum Schutz der öffentlichen Ordnung die Waffen zu tragen. Der Senat ließ Gewehre austheilen, und so bildete sich in jedem unsrer vierzehn Quartiere eine Schutztruppe, welche in den unruhigsten Stunden, vom Anbruch der Dunkelheit bis nach Mitternacht den Sicherheitsdienst in ihrem Bereich übernahm. In dieser freiwilligen Miliz, die keine Parade-Bürgerwehr war, habe auch ich neben meinem sechzigjährigen Vater gedient bis zu den blutigen Septembertagen, in denen unser Dienst durch die von Mainz herbeigerufenen Truppen seine Ablösung fand, und wir haben manchen Straßentumult zu bestehen gehabt. — Ich hatte daneben noch einen Kriegsdienst anderer Art. Ich war bald nach Jahresanfang in einer Elementarschule, deren Oberlehrer gestorben war, mit dem Religionsunterricht der oberen Knabenklasse aushülflich betraut worden, — keine unwillkommene und undankbare Aufgabe, so lang Ruhe im Lande war. Aber mit dem März 1848 geriethen diese hundert halbwüchsigen Jungen derart außer Rand und Band, daß ich mehr das Gefühl eines Thierbändigers als

eines Religionslehrers hatte und froh war, als um Ostern der Auftrag zu Ende ging.

Noch standen der süddeutschen Verwirrung und der allgemeinen Aufregung gegenüber die beiden Großmächte des deutschen Bundes anscheinend unerschüttert da, und wer wie ich vor allem eine einheitlichere und volksthümlichere deutsche Gesammtverfassung herbeisehnte, der blickte in Hoffnung und Sorge nach Berlin; denn daß von Oestreich nichts zu hoffen sei, von dem vielmehr alle Hemmung des nationalen Lebens ausgegangen war, das mußte sich jeder Verständige sagen. „Wenn nur Preußen, schrieb ich meinem Bruder am 9ten März, jetzt nicht glaubt, blos militärische Aufgaben zu haben, und so wieder hinter den süddeutschen Bestrebungen zurückbleibt, anstatt ihnen Halt und Nachdruck zu geben! Es würde dieselben dadurch verkümmern oder in die Karikatur treiben, sich selbst aber um einen großen geschichtlichen Moment bringen.“ Allein der König schwieg und zauderte, während die Weltgeschichte von Tag zu Tage mit Sturmeseile weiterging. Er wartete auf Oestreich, mit dem er über ein paar unzulängliche Verbesserungen der Bundestagspraxis verhandelte; — als ob dies Oestreich, wenn es aufrecht blieb, etwas anderes hätte wollen können als die deutsche Bewegung vereiteln! Da brach am 15ten März dieser Alb, der dreiunddreißig Jahre lang auf Deutschland wie auf Italien gelastet hatte, im Handumdrehen zusammen und alle die widerstreitenden Elemente der habsburgischen Monarchie, welche Metternichs kurzsichtige Schlauheit bis dahin niedergehalten hatte, entfesselten sich zum Bürgerkrieg; — ein unvergängliches Zeugniß, welch ein Kartenhaus das stolzeste staatskluge Machtgebäude ist, wenn ihm das geistige Princip und sittliche Fundament fehlt. Nun wollte König Friedrich Wilhelm entgegenkommen, aber nun war es zu einem friedlichen Einlenken in die Bewegung zu spät. Acht Tage früher würden die Zugeständnisse vom 18ten März vielleicht alles zum Guten gewendet haben; nun hatte die hinreichend vorbereitete

Revolution eine auf den Siedepunkt gekommene Erregung der Gemüther zur Bundesgenossin und ließ sich den Siegespreis nicht mehr gutwillig entreißen. Es kam zu den blutigen Straßenkämpfen vom 18ten März, und der König fügte dem ersten schweren Fehlgriff den nicht minder verhängnißvollen zweiten hinzu: er verleugnete den Sieg, den seine braven Truppen über den sinnlosen Aufruhr erkämpft hatten und unterwarf sich als Besiegter der Revolution.

Die erste Nachricht, welche über die berliner Ereignisse im „Frankfurter Journal“ erschien, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt; sie war in die kurzen Worte gefaßt: „Heute Nacht hat zwischen dem Volke und den Truppen eine große Schlacht stattgefunden; die Truppen sind Sieger geblieben.“ Das war der einzige Satz, in welchem der wahre Sachverhalt durch jenes weitverbreitete frankfurter Blatt überhaupt zum Ausdruck kam. Vom folgenden Tage an begann die revolutionäre Legende die Blätter zu füllen, welche den Sachverhalt umkehrte und den Aufruhr als Sieger hinstellte. Und in der That nahmen ja — dank jener Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. — die Dinge einen Verlauf, als ob es so gewesen wäre. In Berlin regierte der König weiter als ein König von Volkes Gnaden, und im ganzen Lande war, unerachtet einzelne tapfere Männer ihre persönliche Würde behaupteten, die Autorität der Behörden gelähmt; sie schienen nur fortzubestehen, weil der gutmüthige Volkswille sie fortbestehen ließ. Während aber unter solchen Bedingungen in Preußen eine Art von Versöhnung zwischen König und Volk zu Stande kam, trat in Süddeutschland der tiefe Haß gegen den gedemüthigten Herausforderer des Zeitgeistes nun erst in seiner ganzen Maßlosigkeit hervor. Kundgebungen wie jene sogenannte Heidelberger Adresse, von der E. M. Arndt öffentlich erklärte, man müsse sie „als eine blinde, tolle, mehr als jacobinische Wuth mit Abscheu zu Boden treten“, oder wie jenes bluttriefende Freiligrath'sche Gedicht „Die Todten an die Lebendigen“ waren

an der Tagesordnung. Daß man mit solchen Wuthausbrüchen nicht nur der Persönlichkeit des unglücklichen Königs das schnödeste Unrecht anthat, sondern auch die Wege der deutschen Zukunft verschüttete, welche ja nur unter Preußens Sich-einsetzen für die Reform aus dem Bundestagselend herausführen konnten, kam nicht in Betracht. In dieser Lage der Dinge versuchte ich in Gemeinschaft mit meinem Bruder mit jenem Muthe der Jugend, der das ganze Mißverhältniß der Kräfte zu der guten Absicht übersieht, der auch in Frankfurt leidenschaftlich erregten öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Franz hatte aus den widerstreitenden Gefühlen, in welche ihn die berliner Vorgänge versetzt, den Ausweg gefunden, sich der neuen Tonart, welche der König in seinem berühmten Umritt durch die Stadt anschlug, mit vollem Vertrauen hinzugeben. Er betrachtete, gleich so vielen Wohlmeinenden in Berlin, welche das Bedürfniß fühlten, ihre preußische Königsverehrung mit den unabweisbaren Lehren und Ansprüchen der Zeit auszugleichen, das Geschehene als eine im Leben des Königs wie des Staates tragisch-nothwendige Krise, aus welcher nun aber eine heilsame Klärung, ein mannhaft standhaltendes Ergreifen des deutschen Einheits- und Freiheitsgedankens herausgeboren sei. In diesem Sinne schrieb er auf meine Anregung über die berliner Katastrophe zwei Artikel, die ich im Frankfurter Journal an die Oeffentlichkeit bringen wollte. Die Redaction wies sie ab, „weil sie in der Gegenwart keine Sympathieen finden und ihr nur Verdrießlichkeiten bereiten könnten.“ Nun schrieb ich zu den beiden Artikeln ein ergänzendes Vor- und Nachwort, welches dieselben zu einer noch entschiedener gehaltenen Apologie des Königs gestaltete und der gehässigen Nachrede, derselbe wolle sich zum deutschen Kaiser aufwerfen, die sachliche Nothwendigkeit eines deutsch-preußischen Kaiserthums offen entgegenhielt. In dieser Gestalt gingen die Blätter unter dem Titel „Die berliner Katastrophe und ihre Ergebnisse für Deutschland“ mit unseren Namensunterschriften als

Flugschrift aus; da der Verleger ein Motto wünschte, so setzte ich 1. Petr. 2, 16. 17 darauf, — „Als die Freien, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit.... fürchtet Gott, ehret den König.“ Die bescheidne Wirkung war natürlich eine sehr verschiedene. Einige drückten mir im Stillen die Hand, hielten es aber für klüger zu schweigen. Von anderer Seite verlautete „allgemeine Entrüstung“ und der gute Rath, baldmöglichst die Stadt zu verlassen, in der ich mir alle Zukunft abgeschnitten. Es war auch die Rede davon, mir die Fenster einzuwerfen, was eine damals beliebte Form der Kritik war, bei meinen Mansardenfenstern im dritten Stock und in schmaler Gasse indeß schwer auszuführen gewesen wäre. Es ist mir kein Leid geschehen, aber natürlich verhallte unsere schwache Stimme im Sturm.

Mit ihrem Triumphe in Berlin war die Revolution in Deutschland vollends Meisterin geworden, und es war lediglich dem in dem Kerne der Nation doch maßgebenden besseren Geiste zu verdanken, daß man nicht auf die Wege von 1793 gerieth. An Geneigtheit dazu hat es in weiten Kreisen nicht gefehlt. Wenn ein früher harmlos gemüthlicher Dichter wie Freiligrath alle Mäßigung verhöhnte und sein Volk zu Greuelthaten aufstachelte mit jener jacobinischen Ausdeutung des neuen „Schwarz-roth-gold“ — „Schwarz ist das Pulver, Roth ist das Blut, Golden lodert die Flamme“, so hatte er ein vielstimmiges Echo in den Kreisen jugendlicher Fanatiker, ehrgeiziger Demagogen und nicht arbeitender „Arbeiter“, welch letztere schon damals von socialdemokratischen Instincten geleitet wurden. Diese Partei ging unverhohlen auf den Umsturz der Regierungen und die Errichtung einer deutschen Republik aus, in der sie zu herrschen gedachte. Entgegen traten ihr die altbewährten Vaterlands- und Freiheitsfreunde, welche auf eine Reform des Bestehenden, auf die Zusammenfassung der deutschen Staaten in ein einheitliches, machtvolles, auf gesetzlicher Freiheit ruhendes Reich abzielten,

und hinter ihnen stand, theils aus Ruhe- und Sicherheitsbedürfniß, theils aus politischer Einsicht oder ungebrochener Unterthanentreue, ohne Frage die Mehrheit der Nation. Ebendarum hantierten die Radikalen mit einem verlogenen Begriffe von „Volk“; sie schlossen aus demselben alle aus, die nicht zu ihrer Fahne schworen, und waren durchaus bereit, den angeblichen Volkswillen mit Mitteln der Gewalt auch gegen die unzweifelhafte Volksmehrheit zu verwirklichen. Und da in politischen Krisen selten die Mehrheit, in der Regel die größere Entschlossenheit einer Minderzahl den Ausschlag gibt, so schwebte Deutschland im April 1848 allerdings in einer furchtbaren, fast hülflosen Gefahr. Die Regierungen, gänzlich entmuthigt und gleichsam nur auf Stillehalten geduldet, konnten nicht wagen, auch nur den größten Unordnungen und Frechheiten zu steuern, geschweige denn zur Lösung der deutschen Frage irgend einen Schritt zu thun; — er wäre sofort als Reactionsversuch gedeutet und das größte Feuer darüber entzündet worden. Die ungeordnete Bewegung selbst mußte sich das Organ schaffen, welches sie in ein geordnetes Bette zu leiten hatte: aus Männern, welche von der öffentlichen Meinung emporgehoben sich selber in der Noth ein Mandat gaben, trat am 31sten März in unserer Stadt das sogenannte Vorparlament zusammen.

Aber es kam nicht allein; — mit ihm und schon vor ihm fluteten in unsere Stadt, an deren Thoren die herkömmliche Controle aufgegeben werden mußte, Zuzüge von Tausenden, welche alle mit dabei sein wollten, Turnvereine, Handwerksburschen, geordnete und ungeordnete Haufen aller Art, mit Fahnen und meist auch mit Waffen. Wir Frankfurter hielten es für unsere Ehrenpflicht, die Freiheit der Berathungen gegen alle Vergewaltigung oder Einschüchterung sicher zu stellen; wir hatten mit Einschluß der freiwilligen Schutzwachen über siebentausend Mann unterm Gewehr. Einige hundert junge Männer aus gebildeten Kreisen, die ihr Stand vom Dienst in der Stadtwehr

befreite, Candidaten, Lehrer, Aerzte, hatten sich vereinigt, die Officiere des Linienbataillons um nothdürftige militärische Anleitung zu ersuchen. So lernten wir in der Eile die Elemente des Dienstes einschließlich des Gebrauchs der Feuerwaffe, und ein Frühstück auf der Mainlust, das wir unseren Instructoren zum Danke gaben, wurde zu einer Art von Verbrüderung für vorkommende Fälle. Nun faßte auch der Senat größeres Zutrauen zu der Freiwilligenbewegung, versah uns mit Percussionsgewehren und scharfen Patronen, gab jeder Schutztruppe einige Berufssoldaten bei und stellte die ganze Hülfsmannschaft unter einheitlichen militärischen Befehl. Eine Proclamation warnte beim nächsten Anlaß die fremden Massen vor weiterem Tumult, indem die Bürger von ihren Waffen Gebrauch machen würden.

Unter solchen Umständen begann das Vorparlament. Es waren über fünfhundert Landtagsabgeordnete oder sonst politisch namhafte Männer, meist Süddeutsche, wenige aus Preußen, aus Oestreich nur einer, aber der Glaube des Volkes und die Noth des Augenblicks legten die Geschicke Deutschlands in ihre Hand. Unsere Stadt erschien mir in diesen Tagen wie ein geschmücktes Opferthier; äußerlich Festgepränge, innerlich fieberhafte Aufregung und Todesangst, denn wer wußte, was diese Versammlung beschließen oder was ihr Schicksal sein werde? Zehn- bis zwölftausend Fahnen wehten, schwarzrothgoldene und unsere städtischen, rothweißen, die Häuser waren bekränzt, die Straßen mit Tannen und Ehrenpforten geschmückt; am ersten Abend eine prachtvolle Illumination, die sich bis auf die Schiffe im Main erstreckte. Im Kaisersaal fand sich das Vorparlament zusammen; Heinrich von Gagern ward zum Vorsitzenden gewählt, lehnte aber ab, weil er seit Kurzem in Darmstadt Minister war; der heidelberger Jurist Mittermayer trat an die Stelle. Hierauf zog unter Glockengeläut und Kanonendonner, Musik und Jubelrufen der Zug in die Paulskirche zu den Verhandlungen. Unsere Stadtwehr besetzte die Umgebung der Kirche, damit kein Masseneinbruch und

Ueberfall geschehe; der einzelne friedliche Zuhörer wurde durchgelassen, und so kam ich hinein. Die übergroße Versammlung war so aufgeregt, daß zuweilen alles durcheinanderschrie, doch überwogen, wie schon die Präsidentenwahl ergeben hatte, die Gemäßigten. Die Probe, ob man wirklich nur Vorparlament sein, also die Einberufung eines rechtmäßigen Parlaments anbahnen, oder Convent spielen und sich zu Fünfhunderten zur provisorischen Reichsregierung aufwerfen wolle, kam bald. Der badische Demagoge Hecker stellte den Antrag auf letzteres, er ward mit 385 gegen 146 Stimmen verworfen. Um so drohender gestalteten sich die Dinge draußen in der Stadt. Straßentumulte an den Abenden; ein großer Fackelzug der Radikalen für Hecker und seinen Freund Struve, wobei der erstere, nach seiner Gewohnheit heiser-geschrieen, die Fürsten mit Hyänen verglich. Dann eine öffentliche Droherklärung „der in Frankfurt anwesenden Arbeiter wider die elenden Machinationen der Fürsten, Geldaristokraten, Bourgeoisie und wie die Feinde der Volksfreiheit alle heißen mögen", abgegeben „zugleich im Namen ihrer (französischen) Brüder, die soeben bei Straßburg bewaffnet den Rhein überschreiten."

Im Vorparlament selbst stellten Hecker und seine Freunde einen Antrag um den andern, durch dessen vorauszusehende Verwerfung die Leidenschaften da draußen entflammt werden sollten. Man war überzeugt, daß überhaupt nach der Handhabe eines Gewaltstreichs gesucht werde, um die hinderliche Versammlung auseinanderzusprengen und die deutsche Republik auszurufen. Andrerseits kamen von den Gemäßigten in unseren Nachbarstädten Zusagen nach Frankfurt, uns im Nothfall zu Hülfe zu eilen. Ein Haufe solcher Wohlgesinnten war aus Darmstadt herübergekommen, wie man sagte von der dortigen Regierung veranlaßt; er zog durch die Stadt mit einer Fahne, auf welcher stand „Ein deutsches Parlament, keine Republik!" Ein anderer Haufe, Mainzer und Hanauer mit einer republikanischen Fahne, begegnet

ihnen, und einer von den Republikanern springt vor und reißt die Fahne der Gemäßigten herunter. Natürlich lag er in derselben Minute unter wuchtigen Schlägen am Boden. Darüber erhebt sich ein Wuthgeschrei der Republikaner, Alarmrufe durchfliegen die Stadt, die Parlamentarier stürzen aus der Kirche, die Trommeln wirbeln, und ein allgemeiner Straßenkampf scheint entbrennen zu wollen. Am Roßmarkt begegnete ich einem Turnerhaufen, der mit geschwungenen Dolchen zu der Conflictsstätte eilte. Noch gelang es, Blutvergießen zu verhüten; aber unter solchen Eindrücken, die noch gesteigert wurden durch allerlei umlaufende Schreckgerüchte, lebten wir Tag für Tag. Den kommenden Sonntag hatte ich zu predigen; ich wählte den Text Joh. 16, 33 „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden.“ — Wie athmete man auf, als das Vorparlament glücklich zu Ende war. Hecker und Struve hatten doch nicht loszuschlagen gewagt: im Ingrimm über den „verfluchten frankfurter Conservatismus“ hatten sie die Stadt verlassen. Die Versammlung hatte sich darauf beschränkt, die binnen vier Wochen herbeizuführende Berufung eines verfassunggebenden deutschen Parlaments zu beschließen, der Bundestag hatte diesen Beschluß sich ohne Weiteres angeeignet und zugleich auf Verlangen die alten Ausnahmegesetze aufgehoben. Ein großartiger Fackelzug wurde den Häuptern der siegreichen, gemäßigten Partei gebracht. Vom Balkon des englischen Hofes am Roßmarkt sprachen Mittermayer, Dahlmann, Bassermann, Jordan zu der andächtig lauschenden Menge, — keiner rührender, als der Letztgenannte, der Urheber und Märtyrer der kurhessischen Verfassung von 1831. Sechs Jahre lang hatte ihn der haßerfüllte Kurprinz-Mitregent unverschuldet und unverurtheilt im Gefängniß gehalten; er war ein gebrochener Mann, und nun predigte er seinem Volke: von Rache-nehmen dürfe keine Rede sein, heute sei die Losung Vergeben und Vergessen. Denn Freiheit sei der freie Wille das Rechte zu thun, um des Gemein-

wohls willen sich selbst zu verleugnen, und jede fremde Freiheit zu achten.

Es folgten die Tage des Fünfzigerausschusses, welchen das Vorparlament hinterlassen hatte, um die Ausführung seiner Beschlüsse zu überwachen. In diesen Tagen erschien, von Dahlmann verfaßt und mit einer trefflichen Vorrede eingeleitet, der Entwurf einer deutschen Reichsverfassung, welchen die siebzehn Vertrauensmänner, die die Regierungen aus den besten liberalen Namen dem Bundestage beigeordnet hatten, empfahlen. Als Grundlage ein vom deutschen Volke zu wählendes Reichsparlament, als Spitze ein Erbkaiserthum, als Mittelglied ein Senat der Bundesfürsten und Obrigkeiten der freien Städte; kurz, im Wesentlichen das, was wir zweiundzwanzig Jahre später durch große Männer und große Ereignisse in der That erreicht haben. Freilich, der Dualismus von Preußen und Oestreich war in diesem Entwurf ungelöst und der Name des Erbkaisers unausgesprochen, doch wußte jeder, wer von dem Verfasser allein gemeint sein konnte. „Mir aus der Seele geschrieben", äußerte ich gegen meinen Bruder am 9ten Mai; „aber ich glaube nicht, daß das Parlament soviel politische Ruhe und Reife haben wird, um darauf einzugehen, und wenn das, so zweifle ich wieder, daß die Fürsten sich unter die preußische Aegide werden stellen wollen, weil eine so starke Verfassung und Centralgewalt allerdings zugleich der Anarchie und der Reaction die Hoffnung abschneiden würde." — Es war zunächst die Anarchie, die gegen dieses deutsche Zukunftsprogramm Protest einlegte. Hecker und Struve versuchten, was ihnen in Frankfurt nicht möglich geworden, vom badischen Oberlande aus, die Herstellung ihrer Gewaltsrepublik, und fielen mit Freischaaren ins deutsche Gebiet ein. An die Spitze der gegen sie zu sendenden Truppen ward der General Friedrich von Gagern gestellt, der Bruder des hessischen Märzministers, ein ideal gerichteter, deutsch-patriotischer Mann. Um Blutvergießen zu vermeiden, ritt er bei Kandern den Freischaaren zu gütlicher Verhandlung

entgegen: da tödtete ihn aus ihrer Mitte ein meuchlerischer Schuß. Doch war sein Tod nicht umsonst: er entschied die entschlossene Zersprengung der republikanischen Haufen und richtete in vielen schwankenden Herzen eine Scheidewand auf gegen eine so gewissenlose Partei. Die edle Leiche wurde nach Frankfurt gebracht, um auf dem nahegelegenen Familiengute beigesetzt zu werden; der Fünfzigerausschuß, die Bundesmilitärcommission, unser Linien= und Bürgermilitär, und wir alle, die wir zur Zeit Waffen trugen, gaben ihr das Ehrengeleit. Als ich von diesem Gange, das Gewehr auf der Schulter, heimkehrte, begegnete mir mein alter Gymnasialprofessor Schwenck und hielt mich an. Er lobte meinen Waffendienst wider die Anarchisten und sprach sich bewegt über die furchtbaren Zeiterscheinungen aus, — ächt humanistisch: „Es ist, sagte er, als hätten die Menschen dieser Zeit das Menschliche verlernt."

In der That, es war allenthalben eine wilde und wüste Zeit, in der es schwer war, den Glauben an sein Volk und Vaterland festzuhalten. Ein Bericht, den ich im weiteren Verlauf des Frühlings meinem Freunde in Neapel gab, mag noch heute die Eindrücke und Beobachtungen vergegenwärtigen, die uns bedrängten. „Die Physiognomie unserer Zustände, schrieb ich ihm, ist höchst lehrreich. Die großen Städte, in denen die bewegteste Flut des modernen Lebens wallt, bilden den eigentlichen Bewegungsherd, doch so, daß geistige wie materielle Momente die Art und das Tempo der Bewegung bedingen. Die glaubens=, sitten= und vermögenslose Intelligenz ist die radicale Chorführerin. Blindlings von ihr geleitet wird derjenige Theil der Bevölkerung, welcher am meisten von den festen Existenzgrundlagen losgelöst ist, die herd= und heimathlosen Handwerksburschen und Fabrikarbeiter, auch ein großer Theil der Studenten. Die Bauern dagegen sind nur an der Schweizergrenze von revolutionären Ideen angesteckt. Landschaften und Städte, welche ihrer gegenwärtigen Regierung erst ein Menschen=

alter angehören, sind sehr unzuverlässig, dagegen die altangestammten meist getreu. So das altpreußische Westphalen, Pommern, Preußen, Brandenburg, ebenso Altbayern und Hannover; dagegen Baden mit Ausnahme der Residenz und alten Markgrafschaft, Rheinbayern, Rheinhessen und das Fabrikland Sachsen sind revolutionär; ebenso unter den großen Städten altklerikale Orte wie Aachen, Trier und theilweise Köln, dazu vor allem Wien und Berlin. Bis jetzt ist die nationale, reformgesinnte Partei die vorwiegende, aber sie ist eingeklemmt einerseits zwischen der Selbstsucht einiger Regierungen und der zahlreichen Philister, die von einer Verzichtleistung auf Sonderrechte und Gewohnheiten zu Gunsten einer starken erbkaiserlichen Centralgewalt nichts wissen wollen, und andererseits einer Linken, die keinen Rechtsboden, sondern nur das revolutionäre Factum anerkennt und eine Verfassung anstrebt, welche die Revolution zum Staatsprincip erheben würde. Diese Partei weiß, daß sie in der Minderheit ist, und appellirt dennoch an die Volkssouveränität, denn indem sie die Fürsten, die Besitzenden, die Gebildeten, kurz alle irgendwie aristokratischen Existenzen als „reactionär“ und „jesuitisch“ vom Volke ausschließt, lügt sie sich selbst allein zum Volk hinauf. Sie hat ihre Macht an den allerwärts sich bildenden demokratischen, republikanischen und communistischen Vereinen, die zur Zeit hier in Frankfurt einen Congreß halten, Gütertheilung und Guillotinirung der Fürsten im Munde führen, und in dem Freischärler Hecker, der nun doch durch badische Wahl ins Parlament gebracht werden soll, ihren Abgott verehren; eine Rotte, an deren Spitze hier der Marburger Professor Bayrhoffer steht und die in die Pfanne gehauen werden muß, ehe es in Deutschland zu einer neuen Ordnung kommen kann. Kurz, unser Vaterland schwebt immer noch in der furchtbarsten Gefahr, und es wird die Entwicklung aller in unserem Volke vorhandenen Kraft und Tüchtigkeit bedürfen, wenn dieselbe bestanden werden soll.“ Dieser trübe Wetterbericht, von meinem süddeutschen

Standort aus entworfen, wäre vielleicht noch trüber ausgefallen, wenn er seinen Standort in Berlin gehabt hätte. Gerade in Preußen, dem starken, stolzen, königlichen Preußen spotteten nachgerade die Zustände der Herabwürdigung und Auflösung alles Beschreibens. Im preußischen Landtag konnte der aus der französischen Revolutionsgeschichte copirte Antrag gestellt werden, zu erklären, die Barrikadenkämpfer vom 18ten März hätten sich um das Vaterland wohlverdient gemacht. Der Antrag wurde zwar mit schwacher Mehrheit abgelehnt, aber der Minister v. Arnim und der Prediger Sydow, weil sie dagegen gesprochen, beim Heraustreten vom „Volk" mißhandelt und mit Mühe von Studenten gerettet. Dasselbe „Volk" erstürmte das Zeughaus und trat die Trophäen von Fehrbellin mit Füßen. In Posen fielen die aufrührischen Polen über die Deutschen her und hatten dabei die berliner Demokratie auf ihrer Seite. In der Rheinprovinz träumte eine klerikale Demagogie von einer Losreißung von Preußen und Aufrichtung einer rheinischen Republik. „Die Krone der Hohenzollern rollte am Abgrund." Dazu war Deutschland auf allen Seiten von Krieg und Kriegsgefahr umringt. Im Norden war um Schleswig-Holstein der Krieg mit Dänemark ausgebrochen, hinter dem die Selbstsucht und Mißgunst Englands und Rußlands wider uns stand. Im Süden lag das bald durch prager, bald durch wiener Aufruhr gelähmte Oestreich im Kriege mit dem empörten Italien und ging dem noch schwereren Kriege mit Ungarn entgegen. Und was der Hexenkessel in Paris demnächst wieder gegen uns ausschäumen werde, was der tiefergrimmte Selbstherrscher an der Newa wider uns brüte, wer konnte es sagen?

Aus dem Banne dieser niederschlagenden Eindrücke hob uns doch die große Reichsversammlung, die im Mai in unserer Stadt zusammentrat, einigermaßen empor. Es ist hinterher Mode geworden, von dem frankfurter Parlament geringschätzig zu reden; aber es war so sehr die Rathsversammlung der Besten, welche

Deutschland zur Zeit besaß, daß für den gleichzeitigen constituirenden Landtag in Preußen fast nur untergeordnete Kräfte übrig geblieben waren. Man hat insonderheit hernach gespottet über das unpraktische Professoren-Parlament, und ich will seine politischen Fehlgriffe, seine allzu doctrinäre Haltung nicht leugnen, obwohl das schließliche Scheitern seiner Arbeit mindestens ebenso stark auf Rechnung der Characterschwächen Friedrich Wilhelms IV. kommt wie auf die des Parlaments. Aber auch so wie es war, als treues Spiegelbild des deutschen Wesens in seinen starken und seinen schwachen Seiten, hat es, so viel an ihm war, das Vaterland gerettet. Es hat die deutsche Anarchie gebändigt durch die Zucht des Gedankens, bis die Stunde kam, wo sie mit der Schärfe des Schwertes gebändigt werden konnte; es hat vier Monate lang die auf der Gasse schnaubende blutgierige Bestie gezügelt allein durch die Macht des Geistes, und wenn es hernach ganz anderen, ihm unüberwindlichen Mächten erlegen ist, so hat es doch ein Geisteserbe hinterlassen, das von derselben Stelle, die es damals verschmähte, einmal hat angetreten werden müssen. Noch wußte man ja in den ersten Tagen nicht, weß Geistes Kind die große bunte Versammlung sein werde, aber eine Scene, die ich gleich anfangs miterlebte, gab mir gute Zuversicht. Als am Eröffnungstage unter einem unzulänglichen Alterspräsidenten alles durcheinander lief und schrie, hatte auch mein alter, nun achtzigjähriger Ernst Moritz Arndt versucht, das Wort zu nehmen und hatte ohne in dem allgemeinen Getümmel Gehör zu finden die Tribüne verlassen müssen. Tags darauf, als Heinrich v. Gagern's Herrschertalent Ruhe geschafft, sprach ein jüngerer Mann hierüber ein Wort der Entschuldigung aus, und die allgemeine Zustimmung, die dasselbe fand, rief den freundlichen und noch immer jugendfrischen Greis auf die Rednerbühne zurück. Da sprach er in so herzgewinnender Weise, so liebevoll und bescheiden seine Freude und seinen Dank dafür aus, daß es ihm noch vergönnt sein solle, mit jüngeren Kräften

am Aufbau des Vaterlandes zusammenzuarbeiten, daß ein allgemeiner Jubel entstand und dem greisen Dichter „der Dank des deutschen Volkes für sein Vaterlandslied, oder vielmehr für sein ganzes Leben“ votirt ward.

Es war in diesen Frühlingstagen des Parlaments mir nicht möglich, meine Mußestunden einer wissenschaftlichen Beschäftigung zuzuwenden; alle Gedanken gingen in die öffentlichen Angelegenheiten auf. Ich hielt mir zu der „Deutschen Zeitung“, dem neugeschaffenen Organ der großen Kaiser- und Reichspartei, auch noch die stenographischen Berichte, um mir keine bedeutende Rede im Wortlaut entgehen zu lassen. Aber weit schöner war es doch, lebendig zu hören und zu sehen; Tag um Tag saß oder vielmehr stand ich stundenlang auf den Galeriebänken der Paulskirche. Hier nun war es vor allem erhebende Freude, in Heinrich v. Gagern die königliche Macht des sittlichen Pathos anzuschauen. Er hatte seinen darmstädter Ministerposten aufgegeben, um den Präsidentenstuhl des deutschen Parlaments einzunehmen, und ohne Frage war niemand zu diesem dermalen schwersten Regentenamte so berufen wie er. Kein Staatsmann ersten Ranges wie hernach der eiserne Kanzler, der die Gagern'sche Idee in die That übersetzt hat, aber durch und durch der Mann edler Energie und besonnener Vaterlandsliebe, die schönste männliche Verklärung des alten Burschenschaftsgeistes, beherrschte er die von stürmischen Leidenschaften vielbewegte Versammlung mit solcher sittlichen Ueberlegenheit, daß auch in den erregtesten Momenten Rechtsordnung und Geisteszucht obenauf blieb und daß auch cynisch-freche Elemente, an denen die Linke keinen Mangel hatte, sich nicht wider ihn aufzubäumen wagten. Das war um so bewundernswerther, als Gagern kein blos formaler Präsident war, sondern der rückhaltlose Vertreter eines politischen Programms, welches in der Versammlung ebenso starke Gegnerschaft wie Beifall hatte und um welches schließlich doch alles sich drehte: die Lösung der deutschen Frage durch ein Ausscheiden Oestreichs

aus dem engeren Bunde und die Zusammenfassung der rein-deutschen Staaten unter preußischer Führung war vor allem *seine* Idee. Ein tragischer Schatten hat das glänzende Gestirn hernach am vaterländischen Himmel verschwinden lassen. Heinrich v. Gagern theilte den verhängnißvollen Mangel seiner meisten politischen Freunde, er hatte für die Bedeutung der religiös-kirchlichen Mächte keinen Blick. In gemischter Ehe lebend, überließ er seine Kinder der römischen Kirche, Jesuiten gingen in seinem Hause ein und aus, und so mußte er es erleben, daß seine Söhne in dasselbe östreichisch-ultramontane Lager übergingen, das sich zu dem patriotischen Ideal des Vaters im unversöhnlichsten Gegensatze befand.

Nun aber, wie viel andere strahlenden Lichter umgaben diesen Polarstern des Parlaments. Hier lernte ich die großen Wortführer des preußischen Vereinigten Landtags kennen, einen Vincke und Beckerath, und wiederum die vielgenannten badischen Parlamentarier; aber auch das katholische Deutschland, und wiederum die Demokratie, idealistische und materialistische, hatten ihre besten Kämpen hierher geschickt. Wunderbar überraschend und geradezu überwältigend war vor allem die Macht und Fülle der Beredtsamkeit, die einem ziemlich gleichmäßig von allen Seiten des Hauses entgegentrat. Bei aller unserer reichen Bildung hatten wir bis dahin, von der Predigt abgesehen, kaum Redekunst gekannt; nun auf einmal, da das öffentliche Leben sie forderte und die gewaltige Erregung der Zeit sie weckte, sprang sie gewappnet hervor wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus. Neben den Männern, die vor allem der Ernst der Gesinnung beredt machte, wie einen Gagern und Dahlmann, trat auf der Rechten besonders der General v. Radowitz als Meister der Rede hervor. Wie ein guter Schachspieler seine Figuren vorschiebt, wie ein Feldherr seine Streitkräfte entfaltet, so entwickelten sich seine Gedanken und Argumente in mathematischer Klarheit und Folgerichtigkeit. Er war als Freund Friedrich

Wilhelms IV., als gläubiger und doch nicht ultramontaner Katholik, als keiner Partei zugehöriger Mann von allen Seiten mit Mißtrauen empfangen; als er das erstemal das Wort nahm, zischte die Linke zu jedem Satz: nach wenigen Tagen hatte niemand eine aufmerksamere Zuhörerschaft. Aber auch die Linke hatte ihre großen Rednertalente. Kein gefährlicheres als das des leipziger Plebejers Robert Blum, eines geborenen und geschulten Demagogen von plumpem Aeußeren, zweideutigem Character, aber außerordentlicher Geschicklichkeit der pathetischen Rede, mit der er in aller äußeren Ruhe und Würde Feuerflammen zu entzünden verstand. Ihm gegenüber war wiederum ein conservativer Heißsporn wie Fürst Lichnowsky von großem Werth, ein jugendlich schöner, in Wort und That übermüthiger Junker, der eben jetzt im Dienste des Vaterlandes eine edlere Leidenschaft entwickelte als seine seitherigen Passionen gewesen, ein Meister der Stegreifrede, der kecken, herausfordernden, zuweilen vernichtenden Replik. Ich erinnere mich, wie Robert Blum in einer großen Staatsrede für ein Bündniß zwischen dem befreiten Deutschland und dem mit Oestreich im Bruche stehenden Ungarn plädirte und das Magyarenvolk apostrophirend mit dem wirkungsvollen Citate schloß: „Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken." Noch waren die Beifallssalven nicht verhallt, so stand Fürst Lichnowsky auf der Tribüne, und seine ersten prosaisch hingeworfenen Worte „Das war aus dem Don Carlos von Schiller" vernichteten zum guten Theil den Eindruck der vorhergegangenen Rede.

Unter den Parlamentsmitgliedern war auch, in seiner westphälischen Heimath gewählt, mein katholischer Freund Junkmann aus Bonn. Wir lebten die ganze Parlamentszeit hindurch in eifrigem Verkehr und herzlichem Umgang, und das war eine Gelegenheit für mich, den deutschen Katholicismus von der besten Seite kennen zu lernen. Alle Tagesfragen und mit ihnen zusammenhängenden Lebensfragen wurden durchgesprochen, und

wenn der gute Junkmann auch zuweilen lächelnd ausrief: „Beyschlag, wenn ich die Macht hätte, ich ließe Sie verbrennen!“ so that das der wechselseitigen Liebe doch keinen Eintrag. Durch ihn wurde ich über die inneren Verhältnisse des Parlaments orientirt; selbst in Privatversammlungen, z. B. der preußischen Abgeordneten, führte er mich als Zuhörer ein. Die Hauptpartei des Parlaments, zu der auch Gagern gehörte, die aber trotz ihrer Stärke die Mehrheit für sich allein nicht besaß, war das „rechte Centrum“, die Erbkaiserpartei, wie man sie später nannte; ihr Absehen ging auf die Unterscheidung eines engeren und weiteren deutschen Bundes, letzteren mit, ersteren ohne Oestreich, und auf die Zusammenfassung der kleineren, reindeutschen Staaten unter eine preußische Spitze. Die eigentliche „Rechte“, wohl meist aus preußischen Abgeordneten der östlichen Provinzen bestehend, unterschied sich von diesem rechten Centrum wesentlich nur durch den Grundsatz, daß die zu entwerfende Verfassung nicht einseitig vom Parlament festgestellt, sondern mit den Regierungen vereinbart werden müsse. Ein ansehnliches „linke Centrum“ umfaßte zumeist die unklaren Schwärmer, die fortschrittlichen Idealisten, welche der abstracten Freiheitsbestimmungen nicht genug bekommen konnten, für die vaterländische Einheit aber auf das kindliche Phantom eines Wahlkaiserthums zurückgriffen. Unter ihnen saß zu unserem Bedauern auch der greise Uhland, der die deutsche Freiheitsidee seines „Ernst von Schwaben“ im harten schwäbischen Kopf hatte und dafür aus dem Munde eines Robert Blum das Lob einer „reinen Dichterseele“ empfing. Die „Linke“ war republikanisch; sie setzte sich aus jugendlichen Fanatikern, berufsmäßigen Demagogen und principiell verneinenden Geistern zusammen. Unter letzteren ragte besonders Karl Vogt hervor, eine ebenso begabte wie frivole Persönlichkeit, der die cynische Gesinnung in den Gesichtszügen zu lesen stand. Eine besondere Stellung endlich nahmen die „Großdeutschen“ ein, eine starke Fraction, welche sich theils aus

den wider ihren Ausschluß aus Deutschland protestirenden Oestreichern, theils aus den politischen Katholiken, den Ultramontanen im damaligen Sinne, zusammensetzte. Die Letzteren waren zunächst, soweit es sich um die Bekämpfung der Anarchie handelte, mit den Parteien der Rechten im Einverständniß; erst als es sich nachmals um die Kaiserfrage handelte, trat der unvereinbare Gegensatz heraus. Insonderheit Junkmann und seine westphälischen Freunde erwiesen sich, sobald es darauf ankam in ihrer Heimath die Königstreue zu stärken, praktisch als gute Preußen; aber dem protestantischen König von Preußen die deutsche Kaiserkrone aufzusetzen, erschien ihnen wie eine Sünde wider den heiligen Geist der Geschichte. Es war nicht der geistlose, sklavische Papalismus von heute, dem diese Männer wie Döllinger, Lasaulx, der Hermesianer Braun u. a. huldigten: sie glaubten an eine Vergeistigung des Katholicismus, in der er im Stande sein werde, den Protestantismus mit sich auszusöhnen; aber zu ihren Zukunftsträumen gehörte das Handinhandgehen von Kaiser und Papst, ein katholisch-germanisches Kaiserthum, das mit Hülfe der Kirche die nichtdeutschen Völker Oestreichs wie Schutzbefohlene Deutschlands mitregieren sollte. Ein Poet und Romantiker wie Junkmann sah in dem jungen Kaiser von Oestreich und noch mehr in dem freisinnigen Papste Pius IX. die bereits erschienenen Messiasse der christlich-germanischen Zukunft.

Ein bedeutsames Vorspiel zur Kaiserfrage war die Errichtung eines provisorischen Reichsregiments. Eine solche war bei der thatsächlichen Lähmung der Regierungen und der gefährdeten Lage, in der sich Deutschland nach Außen wie nach Innen befand, allerdings unentbehrlich. Der Bundestag war eine moralische Leiche, welche galvanisiren zu wollen vergeblich gewesen wäre, und die für das Parlament bestehende Versuchung provisorische Regierung zu spielen mußte um so rascher abgeschnitten werden, je mehr sie Wasser auf die Mühle der Linken war. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit, mit der ersten

Frische des Parlaments geführt und die besten Kräfte der Parteien ins Feuer rufend, entsprachen ihrer Wichtigkeit und der allgemeinen Spannung. Die Lösung hat Heinrich v. Gagern gegen die eigentliche Meinung seiner Freunde, wie sie namentlich Dahlmann vertrat, kraft seines großen persönlichen Ansehens durchgesetzt. Es war der wohlmotivirte Gedanke der nicht-republikanischen Mehrheit, dieselbe mit den Regierungen zu vereinbaren und diesen ein Triumvirat aus den angesehensten Herrscherhäusern vorzuschlagen, den Erzherzog von Oestreich, den Prinzen Wilhelm, Oheim des preußischen Königs, und den Prinzen Karl von Bayern, drei bejahrte Herren, welche sich in ihren Heimathlanden gleichmäßiger Volksbeliebtheit erfreuten. Demgegenüber brachte Gagern die unmittelbare Schaffung der Centralgewalt durch das Parlament, die rein monarchische Form derselben und ihre Uebertragung an den östreichischen Erzherzog zu Stand. Vielleicht wollte er mit jeder dieser drei Modalitäten einer anderen Seite des Parlaments Genüge thun, mit der reinen Wahl den Linksliberalen, mit der monarchischen Form der Erbkaiserpartei und mit dem habsburgischen Prinzen den Großdeutschen; aber ob er mit letzterem Griff nicht seinen eignen Zukunftsplänen, welche doch auf eine preußische Spitze zielten, einen Stein in den Weg rollte? In der That hat der Erzherzog-Reichsverweser, der ohne eigene Machtmittel dastehend zwischen Parlament und Regierungen laviren mußte, von seinem eigenen Staate, dem durch Wiener Aufruhr, italienischen Krieg und Bruch mit Ungarn gelähmten Oestreich, die allergeringste Hülfe erfahren und dabei seinerseits doch nie vergessen, daß er ein östreichischer Prinz sei. Aber ein vor wenigen Jahren am Rheine ausgebrachter Trinkspruch „Kein Oestreich und kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland, frei wie seine Ströme“ hatte ihn populär gemacht, und als der noch stramme alte Herr herangefahren kam, in seiner Generalsuniform, wie er sie in den napoleonischen Kriegen getragen, da zogen wir Frankfurter in

wohlgeordneten Schaaren ihm festlich entgegen und begrüßten in ihm den vorläufigen Träger der wie wir meinten neuerstandenen Reichsherrlichkeit. Und das Parlament konnte sich nun mit größerer Ruhe seiner Hauptaufgabe zuwenden, dem Entwurf der deutschen Reichsverfassung.

Je mehr der Strom der Ereignisse in ein geordnetes Bette zurückzutreten schien, um so mehr ward mir's Bedürfniß, das Erlebte zum Gegenstand kritischen Nachdenkens zu machen, und die von der Zeitgeschichte aufgeworfenen Fragen aus meinen christlichen Grundanschauungen heraus theoretisch zu lösen. Um mich hiebei nicht einem bloßen theologischen Dilettantismus anzuvertrauen, nahm ich Dahlmanns „Politik" zur Hand und vergegenwärtigte mir aus ihr die realen Grundlagen des Staates, sowie die Ansichten eines ernsten weltlichen Historikers über den Aufbau desselben. Sie widersprachen meiner theologisirenden Betrachtung nicht, ließen mir aber für meine eigenen Gedankengänge hinreichenden Raum. Es war besonders der Briefwechsel mit meinem Bruder in Berlin, in welchen sich diese ergossen. Nach jugendlicher Art vertrat Franz zur Zeit die liberale Theorie, während mich die wüsten Eindrücke der Zeit desto conservativer gestimmt hatten. Wir kamen wiederholt auf die Beurtheilung des berliner 18ten März zurück. Mein Bruder hielt daran fest, denselben vom Standpunkt einer höheren Geschichtsbetrachtung für etwas tragisch Nothwendiges und schließlich auch Heilsames zu erklären, während ich in Anbetracht der guten Absichten und unmittelbar vorhergegangenen Zugeständnisse des Königs, sowie der elenden Zustände, in welche der tüchtigste deutsche Staat durch den verhängnißvollen Aufruhr hinabgeschleudert war, immer geneigter ward, jene „glorreiche Revolution" für ein sinnlos und muthwillig an Deutschland begangenes Verbrechen zu halten. An diesen Streit, in welchem wir vielleicht beide einigermaßen Recht hatten, schloß sich die Principienfrage über das Recht der Revolution überhaupt. Wir waren bald darüber einig, daß von

einer solchen Berechtigung im subjectiven Sinne keine Rede sein könne, wenigstens für die nicht, welche das Gebot anerkennen „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Wir verkannten dabei nicht, daß es einen Grad von Verleugnung der obrigkeitlichen Idee, von sittlicher Entartung der Regierenden geben könne, welcher die Revolution wie ein Elementarereigniß mit einer Art von Naturnothwendigkeit hervorrufe und hintennach objectiv berechtigt erscheinen lasse; aber selbst dann — betonte ich — bleibt sie ein Unheil, weil sie momentan die Grundlage des Staates, die Heiligkeit des Gesetzes und der obrigkeitlichen Ordnung, aufhebt und weil diese momentane Zertrümmerung des Rechtszustandes durch das Faustrecht die Herstellung geordneter Freiheit viel mehr erschwert als erleichtert. Eine andere Frage war, wie die Schuld einer solchen unheilvollen Staatserschütterung sich zwischen den Regierenden und den Regierten vertheile. Wir waren nicht zweifelhaft, daß in der eben damals alle deutschen Herzen bewegenden schleswig-holsteinischen Sache die Revolution vielmehr vom Throne ausgegangen sei als vom Volke. Indem die deutschen Herzogthümer ihr altes Landesrecht gegen einen usurpatorischen Eingriff der dänischen Krone mit den Waffen vertheidigten, erfüllten sie auch in unseren Augen nur ihre politische Pflicht.

Ein Lieblingsbegriff jener Tage hing mit dem vermeintlichen Rechte der Revolution aufs engste zusammen, der Begriff der „Volkssouverainität." Heute als ein Mißbegriff fast vergessen, war er damals auf allen Gassen zu haben. Franz war nicht abgeneigt, in ihm ein berechtigtes liberale Staatsprincip anzuerkennen, indem er der Gehorsamspflicht des Einzelnen die Majestät des nationalen Ganzen gegenüberstellte. Ich beanstandete den ganzen Begriff, indem ich in ihm eine heillose Verwechselung von „Volk" und „Staat" fand. „Volkssouverainität", d. h. wie die Meisten das Wort verstanden, das Recht des Volkes, sich eine beliebige Regierung zu geben und dieselbe auch

wieder abzuschaffen, erschien mir als das Gegentheil jedes ernsten Staatsbegriffs. Die Rechtsordnung, welche aus einem Volke erst einen Staat macht, — sagte ich mir — kann unmöglich Spielball seines Beliebens sein. Sie setzt als solche ein unveräußerliches Unten und Oben, ein nicht umzukehrendes Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen voraus; dies Verhältniß wird aber auf den Kopf gestellt, wenn man das Volk als die eigentliche Obrigkeit seiner Obrigkeit denkt. Eine Anschauung, von der aus ich zwar die republikanische Obrigkeit als ächte Obrigkeit anerkannte, aber in der Erbmonarchie doch die höhere und vollkommnere Form des obrigkeitlichen Amtes fand, weil hier die Besetzung desselben der Willkür des Volkes entzogen und ganz in die Hand der Vorsehung gelegt sei. Und auch das erschien mir als sittlicher Vorzug der Monarchie, daß hier das Unterthansein aus einem abstract juridischen, altrömischen Gesetzesgehorsam sich in das ächt-deutsche Verhältniß persönlicher Anhänglichkeit und Treue verkläre. — Aber bewiesen diese Betrachtungen nicht zuviel; ergaben sie nicht als vollkommenste Form der Obrigkeit die absolute Monarchie? Mit nichten; denn es liegt im Begriff jedes Amtes, auch eines Erbamtes, daß es Schranken seiner Vollmacht hat und sich in einen Organismus mannigfaltiger Rechte eingliedern muß. Ist der Fürst im staatlichen Organismus das Haupt, so ist er ebendarum nicht das Ganze, nicht das einzige zur Thätigkeit berufene Glied. Er ist vielmehr zur freiheitlichen Leitung eines lebensvollen Ganzen berufen, dessen Glieder alle, ein jegliches nach seinem Maße, zum gemeinen Besten mitthätig sein sollen, und nichts hindert, diese innerliche natürliche Verfassung des Gemeinwesens auch in einer rechtlich greifbaren und formulirten, die einem jeden — auch dem Könige — seine Rechte umschreibt, zum Ausdruck zu bringen. Nur daß diese Staatsverfassung der möglichst entsprechende Ausdruck jener ungeschriebenen, natürlich-sittlichen, der Rechtsausdruck der realen Mächte des Gemeinwesens sei. Und von da

kam ich, in wesentlicher Uebereinstimmung mit Männern wie Dahlmann und v. Radowitz, ebenso bestimmt zur Forderung einer ständisch=umschränkten Monarchie, wie andererseits zur Verwerfung des französischen Constitutionalismus. „Ständisch" — nicht im Sinne alterthümelnder Romantik, wie Friedrich Wilhelm IV. sie mit seiner überlebten Ständegliederung trieb, sondern im Sinne einer Anerkennung der wirklichen Factoren der modernen Gesellschaft vom Großgrundbesitzer an bis zum einfachen Handarbeiter herab. Also die politischen Rechte nicht auf ein mechanisches Kopfzahlsystem begründet und mittelst eines gleichen allgemeinen Wahlrechts, dieser Verleugnung aller organischen Natur der Gesellschaft, in ein Viertel=Millionstel Volkssouverainität homöopathisirt, und ebensowenig durch eine bloße Censusgrundlage zum Privilegium des Geldbeutels gestempelt; sondern in einem organischen Aufbau nach einem ehrlichen Suum cuique jedem auf der Stufe zugetheilt, auf welcher er das Gemeinwohl am besten zu verstehen und zu fördern in der Lage ist. Dieser wie mir schien und noch heute scheint ebenso vernünftigen und gerechten als eigenthümlich deutschen Verfassungsidee gegenüber erschien mir die französisch=constitutionelle Theorie, welche damals die große Masse der politisirenden Menschen beherrschte, als eine große Thorheit und Täuschung. Die Theorie: die Mehrheit der Stimmberechtigten wählt die Deputirtenkammer; aus der Mehrheit der Deputirtenkammer gehen die verantwortlichen Minister hervor, ohne welche der Monarch nichts thun und die er wider die Kammermajorität nicht halten darf; also regiert das Volk sich selbst —, wäre mir als eine große Lüge erschienen, auch wenn ich das Princip der Volkssouverainität gebilligt hätte: denn die Mehrheit der Wähler, mit oder ohne Census, ist nicht das Volk, und trägt in den wenigsten Fällen die vox populi auf den Lippen, welche vox dei heißen kann. Aber vollends unerträglich und unsittlich erschien mir die in diesem System festgesetzte Herabwürdigung der höchsten obrigkeitlichen Person. Mit

lebhafter Zustimmung hörte ich Herrn v. Vincke in der Paulskirche jenen constitutionellen König als die Puppe verspotten, welche einzig dazu da sei einen Thronerben zu erzeugen und einen Premierminister zu ernennen, und die damals in Berlin betriebenen Versuche, einen geistreichen und ganz auf dem Rechte seiner Individualität ruhenden König zu einer Sprechmaschine herabzudrücken, welche amtlich nur verlautbaren sollte, was der Ministerrath einflüsterte, machten mir einen abstoßenden Eindruck. Auch zeigte mir jeder Blick in die Geschichte, daß kein leistungsfähiger constitutionelle König sich je mit einer solchen Rolle begnügt hatte, sondern das auf geradem Wege Versagte, das Geltendmachen persönlicher An- und Absichten, nur um so mehr auf krummem Wege betrieben worden war. Von dem Gesichtspunkt aus, daß jedes Amt innerhalb seiner Vollmachtsschranken nur mit persönlicher Ueberzeugung und sittlicher Freiheit recht verwaltet werden könne, forderte ich daher für den Fürsten im Verfassungsstaate die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, das innerhalb der Schranken des Landesrechtes Regieren-dürfen nach persönlicher Ueberzeugung. Und wenigstens in diesem Punkte hat nachmals die gereiftere öffentliche Meinung in Deutschland meinen jugendlichen Anschauungen Recht gegeben.

Nun aber, wie verhielten sich alle diese in der Welt und in meinem Kopfe bewegten politischen Probleme zu Christenthum und Kirche, in denen die Angelpunkte meines Nachdenkens und Herzensantheils lagen? Darüber war ich mir klar, daß es kein specifisch-christliches politische System gebe; aber ebenso wenig konnten Christenthum und Politik, wenn letztere etwas Sittliches sein sollte, sich gleichgültig zu einander verhalten. Daß das „Recht der Revolution“ eine specifisch jüdische, beziehungsweise heidnische Idee, vom Christenthum dagegen schon durch den Mund der Apostel verworfen sei, lag vor Augen. Aber auch die Idee der Volkssouverainität konnte ihre Abkunft aus deistischer, rousseau'scher Weltanschauung nicht verleugnen: wer den

Staat nicht als eine Stiftung Gottes, sondern als eine rein-menschliche Wohlfahrtseinrichtung betrachtete, der mochte ihn immerhin in das Belieben seines Schöpfers, des Volkes, stellen, und wer sich auf die natürliche Güte des Menschenherzens verließ, mochte die Meinung hegen, daß je größer die Freiheit, desto größer auch die Tugend im Volke sein werde. Die christliche Betrachtung dagegen geht aus von der Uebermacht der Selbstsucht, der Sünde im natürlichen Menschen, und kann es daher nur als eine welterhaltende Gottesthat erkennen, daß in Recht, Gesetz, Obrigkeit dieser Uebermacht des Bösen ein starker Damm entgegengesetzt ist, welcher den Krieg aller gegen alle verhütet, das übermächtige Böse im Zaum hält und dem schwachen Guten Schutz gewährt, so daß es der Macht der Sünde unerachtet zu einer vernünftig-sittlichen Weltentwickelung kommen kann. So verstand ich nach Römer 13 den göttlichen Ursprung der Obrigkeit, — nicht im abergläubischen Sinne einer positiven göttlichen Einsetzung der Monarchie, sondern in ähnlicher Weise, wie die göttliche Stiftung der Ehe zu verstehen ist, im Sinne einer über menschliche Willkür erhabenen, auf sittlicher Naturnothwendigkeit beruhenden und so auf den Schöpfer zurückzuführenden Ordnung. Und ebendamit hatte ich die wesentlich christliche Staatsidee, — nicht jene Wahnidee eines „christlichen Staates“, welche ebendamals auf reactionärer Seite Macht gewann und auf der verhängnißvollen Verwechslung von Evangelium und Gesetz beruhte, das Zerrbild eines kirchlichen Staates, welcher den Menschen das Christenthum als gesetzlichen Zwang auflegen sollte, um ebendamit den Haß gegen dasselbe oder die Heuchelei großzuziehen. Von dieser sogenannt christlichen Staatsidee der „Kreuzzeitung“ unterschied sich meine biblische, neutestamentliche so himmelweit, wie die Lehre Dessen, der gesagt hat „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist“, sich von dem fanatischen jüdischen Theokratismus unterscheidet. Mit anderen Worten, ich erkannte, daß der Staat,

wie ja auch aus seinem Kriegführen, Eid-fordern u. s. w. hervorgeht, in gewissem Sinne immer etwas Vorchristliches bleibt, gleichsam das dem Reiche des Evangeliums fortdauernd voraufgehende Reich des alttestamentlichen Gesetzes, welches in den Weltacker die Furchen zieht, in welche dann das Evangelium seine Saatkörner ausstreuen kann. Und ebendarum konnte ich mich auch finden in die Lösung allzu enger Gemeinschaftsbande, welche die seitherige Geschichte zwischen Staat und Kirche gewoben.

Bekanntlich gehörte es zu den ersten eingreifenderen Beschlüssen des Parlaments in der deutschen Verfassungsfrage, die politischen Rechte vom kirchlichen Bekenntniß unabhängig zu machen und überhaupt an die Stelle der seitherigen Vermischung von Staat und Kirche das System der Trennung beider zu setzen. Die Ultramontanen waren damit wohlzufrieden; ihre Kirche hatte ihre selbständige Verfassung, welche bei einer Lösung oder Lockerung der Staatshoheitsrechte um so ungebundener arbeiten konnte. Für kirchliche Protestanten lag die Sache anders; unserer Kirche fehlten nicht nur kraft einer dreihundertjährigen Verstaatlichung weit und breit die Organe und Ueberlieferungen einer selbständigen Existenz, sondern wir waren in Deutschland auch von Luther her gewöhnt, den Staat nicht als „Welt" mit der Kirche in Gegensatz zu stellen, sondern ihn als christlich-sittliches Lebensgebiet zu betrachten. So wurden mir damals zuerst kirchenpolitische Fragen aufgeregt, welche mich weiterhin durchs Leben begleiten sollten. Ich konnte mich der neu in Aussicht gestellten Freiheit der Kirche freuen, sofern von derselben eine wirksamere Entfaltung ihrer Geisteskräfte zu erhoffen war, und die Lösung eines Verhältnisses, welches das Christenthum zum staatlichen Zwangsgebot und die Kirche zur staatlichen Polizeianstalt machte, war mir willkommen. Aber ich beklagte, daß zwischen Staat und Kirche desselben Volkes nun ein Verhältniß der Gleichgültigkeit eintreten sollte, da doch auf so vielen

Punkten ein geschwisterliches Zusammenstehen und Zusammenwirken beider angezeigt war. „Wir müssen der thatsächlichen Nothwendigkeit vieles nachgeben, schrieb ich nach jenen Parlamentsbeschlüssen an meinen Bruder; — stemmen wir uns desto mehr, wo es angeht, gegen den oberflächlichen Zeitgeist. Man hätte den Juden und den Freigemeindlern immerhin das Stimmrecht und die Wählbarkeit einräumen, und doch daran festhalten können, daß das Christenthum die einzig ausreichende Grundlage unsrer Volkssittlichkeit ist, der Staat also die Kirche um sein selbst willen schirmen und pflegen muß. Man konnte allen Religionsparteien freie Bewegung lassen, und doch die großen historischen Confessionen als die Hauptträgerinnen des Christenthums anerkennen und sich mit ihnen über gemeinsame Pflege der Schule verständigen; mochten daneben Juden- und Heidenschulen auf Actien gegründet werden, so viele wollten." — Bekanntlich ist bei der Aufnahme jener grundrechtlichen Parlamentsbeschlüsse in die preußische Verfassungsurkunde auch einiges in dieser Richtung geschehen.

Aber die Lage der evangelischen Kirche in Deutschland war auch von anderer Seite dazu angethan, ihren Freunden die schwersten Besorgnisse einzuflößen. Mochte die in der Commission des Parlamentes mit 13 gegen 12 Stimmen abgelehnte völlige Trennung von Staat und Kirche durchgehen oder nicht, jedenfalls war das bisherige Verhältniß zwischen beiden durch die Umgestaltungen, denen das Staatsleben entgegenging, unhaltbar geworden, und andererseits war durch die politische Zeitströmung für die zu erwartende Neuverfassung der Kirche die breiteste demokratische Basis nahegelegt. Gegen ein solches demokratische Experiment, wie man es der voraufgegangenen lichtfreundlichen Bewegung durchaus zutrauen mußte und wie es in der Pfalz und in Oldenburg in der That gemacht ward, waren diejenigen, welche in der Kirche nicht die Volkssouverainität auch über die Souverainität Christi und seines Evangeliums entscheiden lassen

wollten, fast ohne Waffen. Auf einen Schutz des kirchlichen Bekenntnisses seitens der Regierungen war ganz und gar nicht zu rechnen; die weitgehenden Zugeständnisse, welche in Preußen selbst ein Mann wie Graf Schwerin den unter seinem Amtsvorgänger Eichhorn Gemaßregelten machte, zeigten die evangelische Landeskirche recht als den Spielball wechselnder politischen Strömungen. Und während das im Sturme schwankende Staatsschiff die Kirche so in seine eigne Schaukelbewegung hineinriß, hatte sie nicht einmal ein Organ, ihren Sinn und Willen auch nur klarzustellen, einen Mund, zu sagen, was sie leide. Hier begannen unsere kurzsichtigen Frommen den unsinnigen Satz zu verlernen, den sie bis dahin so oft im Munde geführt, die evangelische Kirche könne unter jeder beliebigen Verfassung gleich gut gedeihen. Schon auf der Frühjahrstagung unserer Sandhofsconferenz hatte die schmerzlich und angstvoll empfundene Zeitlage zu der Frage geführt, ob nicht — dem politischen Vorparlament ähnlich — eine freie deutsch-evangelische Notabelnversammlung zu veranstalten sei, ein „Kirchentag", der vor den Regierungen wie vor dem Volke das der evangelischen Kirche in Deutschland Noththuende zur Aussprache brächte. Eine Commission war zur Vorberathung dieser Frage eingesetzt und auf den 21ten Juni eine außerordentliche Conferenz zur Beschlußfassung anberaumt worden. Die aufgeworfene Lebensfrage der deutsch-evangelischen Kirche, über welche seitens der Commission brieflich mit allerlei Autoritäten verhandelt worden war, zog eine ganze Anzahl hervorragender kirchlichen Männer herbei, einen Bethmann-Hollweg, Dorner, Ullmann, Hundeshagen, und so gewann unsere Sandhofsconferenz eine weit über ihre seitherige Geschichte hinausreichende Bedeutung; sie wurde in der That die Wiege der „Kirchentage", welche über ein Jahrzehnt hindurch in der deutsch-evangelischen Entwickelung eine einflußreiche Stelle behauptet haben.

Es lohnt sich noch heute, festzustellen, wie hoch die ursprünglichen Ideen die nachmalige praktische Ausführung überragt haben,

und da ich in jener grundlegenden Conferenz in Gemeinschaft mit einem Schulfreunde, dem früh verstorbenen Candidaten Lehn, das Protokoll zu führen hatte, dessen Doppelconcept ich noch besitze, so bin ich hiezu auch wie heute kein Anderer mehr in der Lage. Obwohl die Conferenz sich ausschließlich aus streng conservativen Männern, entschiedenen „Positiven", wo nicht geradezu Confessionellen, zusammensetzte, so war sie doch auf zwei Hauptpunkten im Vergleich mit heute von weit größerer, denkwürdiger Liberalität. Einmal darin, daß man durchaus auf eine organische Zusammenfassung der einzelnen deutschen Landeskirchen, auf eine „Deutsche Nationalkirche" ausging. So wenig man Union machen wollte, ja bei aller Schonung der Confessionellsten, deren Secession man unter Umständen befürchtete, war man darin doch Eines Sinnes, daß das Gemeinsame des evangelischen Bekenntnisses so überwiege, um ein einheitliches Rechtsleben der seitherigen Landeskirchen zu gestatten, und wie wünschenswerth eine solche nationalkirchliche Vereinigung sowohl dem papistischen wie dem territorialistischen Divide et impera gegenüber sei, darüber war vollends kein Streit. Ebenso denkwürdig war die Behandlung der Bekenntnißfrage selbst. Der Schwerpunkt des ganzen Unternehmens lag in der Sicherstellung der positiven Bekenntnißgrundlage gegen eine bekenntnißlose Majoritätenherrschaft: dennoch war man auf allen Seiten der Meinung, daß diese Grundlage, ohne die alten Bekenntnisse anzutasten, so breit gelegt werden müsse, um wo möglich alle Wohlmeinenden zu tragen und zusammenzuhalten. Als es sich um den Bekenntnißtitel handelte, auf den hin der erste Kirchentag zusammengerufen werden sollte, da hatte Hengstenberg die Augustana, Harleß und Löhe „die lutherischen Symbole" empfohlen; — der lutherisch-confessionelle Vorsitzende, Philipp Wackernagel, wollte mildernd auf das Apostolicum zurückgehn. Da fragte der ebenfalls lutherisch-confessionelle frankfurter Pfarrer Deichler, ob denn diejenigen, welche einzelne Punkte des Apostolicums nicht mitbe-

kennten, deßhalb ausgeschlossen sein sollten, und das wollte auch Wackernagel nicht Wort haben. Bei der schließlichen Abstimmung wurde sowohl die Augustana als das Apostolicum abgelehnt und die von Ullmann vorgeschlagene weitherzigste Formel „Alle, die auf dem Grund des evangelischen Bekenntnisses stehen“ mit 83 gegen 5 Stimmen genehmigt. Und zwar geschah dies, nachdem der Gegenvorschlag „Auf dem Grund der evangelischen Bekenntnisse“ gemacht, erörtert und gegenüber der etwas laienhaften Mahnung Bethmann-Hollwegs, „nicht Sylbenstecherei zu treiben“ von Dorner und Ullmann in seinem Unterschiede von der freieren Formel klargestellt worden war. Dieselbe Milde und Weite zeigte sich bei der schließlichen Abstimmung über die zwanzig Namen, welche behufs Unterschrift der Einladung zum ersten Kirchentage erbeten werden sollten. Von 53 noch Anwesenden vereinigten 49 ihre Stimmen auf Bethmann-Hollweg, dessen mannhafter Glaubensmuth allen Scrupeln gegenüber in der Versammlung am meisten durchgeschlagen hatte. Der zweite Vertrauensmann war mit 38 Stimmen der nichtanwesende und seit der Generalsynode so viel verdächtigte Nitzsch, und erst an neunter Stelle kam mit 29 Stimmen Hengstenberg. Ueber die ganze Conferenz habe ich damals, um die Berichterstattung nicht der „Evangelischen Kirchenzeitung“ Hengstenbergs zu überlassen, einen Bericht in die „Allgemeine Kirchenzeitung“ geschrieben.

Allerdings, der Kirchentag ist auf jener weitherzigen Basis niemals zusammengetreten; er ist durch einen confessionellen Eingriff, der an das „der Zweck heiligt die Mittel“ erinnert, schon in der Geburt verkrüppelt worden. Unglaublich, aber wahr, — ich kann es nicht nur als Protokollführer bezeugen, sondern auch urkundlich belegen: Philipp Wackernagel, der mit „den evangelischen Bekenntnissen“ in der Minderheit geblieben war, veränderte in dem von ihm als Präses ausgehenden Anschreiben die mit 83 Stimmen beschlossene Formel eigenmächtig in die gegen 5 Stimmen verworfene. Als die Sandhofsconferenz An-

fangs September kurz vor dem ersten Kirchentage nochmals zusammentrat, blieb dieser Willküract nicht unbemerkt, war aber nicht mehr gut zu machen, da die Einladung bereits in der gefälschten Form ergangen war. Ich war im Begriff, so jung ich war, den anwesenden Wackernagel öffentlich zu interpelliren, aber Nitzsch, der mir gegenüber saß, winkte mir, es nicht zu thun, und so blieb es bei einem mittelbaren Ausdruck der allgemeinen Mißbilligung, — die Conferenz wählte ihren seitherigen Vorsitzenden nicht wieder. — Das ist die Vorgeschichte des Kirchentags, der bekanntlich am 21ten September 1848 in Wittenberg zusammentrat, dort aber in seiner kirchenpolitischen Bestimmung und Bedeutung überflügelt ward durch Wicherns hinreißenden Aufruf zur „inneren Mission“. Der ausgezeichnete Mann, der ebendamit aus bescheidner Verborgenheit hervortrat, erblickte in der Verwahrlosung und Entchristlichung der Massen, wie sie in jener Sturmeszeit offenbar geworden war, den noch dringenderen Nothstand der evangelischen Kirche, und während die bald folgenden Reactionszeiten den Kirchentag von seiner ursprünglichen Aufgabe fast völlig abdrängten, sollte dies von Wichern in seine Anfänge gelegte Senfkorn zum großen segensreichen Baume erwachsen.

Inzwischen waren in Frankfurt Dinge geschehen, welche die Theilnahme gewaltsam zu den politischen Angelegenheiten zurücklenkten, zugleich aber die Prophetenklage Wicherns über die Verkommenheit weiter Volkskreise furchtbar bestätigten. Der Juli und August waren in verhältnißmäßig ruhiger parlamentarischen Arbeit verlaufen, aber die anarchistische Partei, mit welcher die Linke des Parlaments in offenkundigem Einverständniß war, hatte ihre Wühlereien unermüdlich fortgesetzt. Allmählich drangen dieselben auch in den bisher so spröden frankfurter Grund und Boden ein; es erwuchsen unter der monatelangen Anwesenheit parlamentarischer und außerparlamentarischer Wühler zwei Factoren, welche Frankfurt bis dahin nicht gekannt hatte,

eine städtische Demagogie und ein städtischer Pöbel. Aber weit überwiegend waren es doch Fremde, welche als Revolutionsmiliz herangebildet und herangezogen wurden; wie schon oben bemerkt, war unter dem Namen von Turn-, Wehr-, Volksvereinen aus der näheren oder weiteren Umgebung der Stadt massenhaft zweideutiges Volk zur Verfügung, welches wie ein Fliegenschwarm das Parlament umkreiste und, sobald irgend ein Köder hingeworfen ward, über denselben herstürzte. Man wartete und rüstete auf einen Anlaß, das in seiner Mehrheit als reactionär und „volksverrätherisch" verschrieene Parlament in die Luft zu sprengen und statt der schwarz-roth-goldenen Fahne die rothe aufzupflanzen. Solch ein Anlaß kam Anfang September in dem Malmöer Waffenstillstand, mit welchem Preußen als Mandatar des Reiches den schleswig-holsteinischen Feldzug, den es so ruhmvoll mit der Erstürmung des Danewirke begonnen hatte, unrühmlich beendete. Es hatte sich durch die Proteste Rußlands und Schwedens von der Besetzung Jütlands abhalten lassen; ohne Kriegsschiffe, wie es war, konnte es auf anderem Wege den Krieg gegen eine kleine Seemacht nicht fortsetzen: so ließ ein Waffenstillstand, kraft dessen man doch in den Herzogthümern festen Fuß behielt, sich leidlich begründen. Aber das aufgeregte nationale Gefühl war schmerzlich berührt; das Parlament hatte am 5ten September die Ratification des Vertrags, in welchem die von der Reichsregierung ertheilten Vollmachten in einigen Punkten überschritten waren, mit 238 gegen 221 Stimmen einstweilen versagt, und die Verstimmung über Preußen schwoll namentlich in Süddeutschland, wo man die Schwierigkeiten seiner Lage und Kriegsführung wenig verstand, zu bedenklicher Höhe. Als nun die Mehrheit des Parlaments am Abend des 16. September aus zwingender politischen Nothwendigkeit den abgeschlossenen Vertrag dennoch zu genehmigen fand, hielt die Umsturzpartei den Augenblick für gekommen, um den tödtlichen Schlag gegen dieselbe zu führen. Die Pauls-

kirche war an diesem Abend von wilden Haufen umlagert, so daß die Abgeordneten Mühe hatten, sie ungefährdet zu verlassen; Fenster wurden eingeschlagen und Gasthäuser verwüstet; Straßentumulte begannen. Leider hatte die Reichsregierung unser Linienbataillon nach Schleswig-Holstein verschickt; das an die Stelle getretene kurhessische Bataillon benahm sich äußerst lau; die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung blieb den Bürgern überlassen. Mein Bruder Franz, der die Herbstferien bei uns zubrachte, ging mit mir nach unsrer Quartierwachtstube; unser kleiner patrouillirender Zug, in dem wir beiden den Schluß bildeten, kam auf der Zeil in ein wüstes Gedränge, in dem er von allen Seiten verhöhnt ward. Ein dicht vor uns marschirender alter Bürgersmann, dem das zu arg ward, schlug auf eigne Hand mit dem Kolben drein: da drang der wilde Haufe wüthend auf uns ein; wir beiden wurden abgedrängt und es wäre uns übel ergangen, wenn nicht im selben Augenblick ein Zug Bürgermilitär uns zu Hülfe gekommen wäre. Man achtete in diesen aufgeregten Tagen nicht viel auf persönliche Gefahr; — das lernten wir am folgenden Tage, einem Sonntag, auch von dem alten Arndt. Wir begegneten ihm nach der Kirche in den Promenaden; er faßte mit jedem Arm einen von uns unter und erzählte uns heiter und drastisch, wie es ihm gestern Abend beim Ausgang aus der Kirche gegangen. Ein „von Alter gekrümmter Kerl" habe drohend vor ihm gestanden und geschrieen Zu den Waffen, Zu den Waffen! Da habe er ihm gesagt: Mit dreien wie du will ich alter Mann noch fertig werden! — Aber am selben Nachmittag nahmen die Dinge eine ernstere Gestalt an. Eine Volksversammlung auf der Pfingstweide war wider den gestrigen Parlamentsbeschluß in Frankfurt und allen Nachbarorten ausgeschrieben; auch wir gingen hin, um zu hören, was vor sei. Tausende von allerlei Schlag umdrängten die Rednerbühne; Mitglieder der Linken und andere Demagogen redeten vom nöthigen Umsturz der Throne, forderten zum Barrikadenbau

auf, bezeichneten die Mitglieder der Parlamentsmehrheit als Verräther: „Warum rückt Ihr ihnen nicht vor die Häuser, auf die Leiber?“ Es wurde beschlossen die Mitglieder der gestrigen Majorität für Hochverräther zu erklären und diesen Beschluß am nächsten Vormittag dem Parlament zu insinuiren. Die Nacht verlief verhältnißmäßig ruhig. Wir beiden waren wieder nach unsrer Wachtstube gegangen; um zwei Uhr früh wurden wir entlassen mit der Mittheilung, der Senat habe sich ans Reichsministerium um Truppenhülfe aus Mainz gewandt, und dieselbe sei da.

Am Morgen des 18ten September gingen wir zunächst nach der Paulskirche. Der freie Platz vor derselben war von Abtheilungen preußischer und östreichischer Infanterie besetzt, ohne den Zugang Einzelner zur Kirche zu hindern. Wir redeten hie und da die Soldaten aufmunternd an, damit sie wüßten, daß sie auch Freunde in der Stadt hätten, und fanden sie entschlossen und frischgemuth. Nun gings ins Parlament. Eine höchst gereizte Verhandlung begann, indem die Linke die Zurückziehung der „ganz unnöthigen“ Truppen forderte; sie werde unter Bajonetten nicht weiter berathen. Man zog die Truppen aus der unmittelbaren Nähe der Kirche zurück. Kaum war das geschehen, so donnert es an die Thür, welcher die Rechte zunächst saß; ein Pöbelhaufen dringt herein, vermuthlich um dem Parlament den gestrigen Volksbeschluß zu „insinuiren.“ Unter furchtbarer Verwirrung gelingt es dem nächstsitzenden Theil der Versammlung, die Einbrecher zurückzudrängen und die Thür zu schließen; Gagerns machtvolle Stimme stellt die Ruhe wieder her und es wird weiter verhandelt, indeß draußen die Truppen wieder anrücken und den Platz säubern. Zahlreiche Mitglieder und Zuhörer liefen hinaus, um sich zu orientiren, — wir auch; auf schonende Weise trieben die Preußen das Gesindel zurück, in dessen Mitte bereits der Lügenruf „Bürger erstochen“ erscholl. Dicht neben uns auf den Kirchenstufen stand barhäuptig der

ritterlich kecke, hochgewachsene Fürst Lichnowsky, — er ahnte nicht, wie nahe die Walküre über seinem Haupte schwebte. In den nächstgelegenen Straßen begann man das Pflaster aufzureißen und Barrikaden zu bauen. Wir begegneten einem Lastwagen und riefen dem Fuhrmann zu, umzukehren und seinen Wagen nicht zur Barrikade verwenden zu lassen: ein trotziger Mensch tritt an uns heran mit einem „Wollen Sie das hindern?" „Allerdings", war die Antwort; der Fuhrmann besinnt sich und kehrt um, und mein Bruder bringt einen Zug Oestreicher herbei, welche die werdende Barrikade vereiteln. Aber die aus Mainz gekommenen zwei Bataillone waren viel zu schwach, um über den näheren Umkreis der Kirche hinauszugreifen, und der Generalmarsch, den man trommelte, konnte nur einen kleinen Theil der Stadtwehr zusammenbringen, weil die Communikation bereits überall unterbrochen war. Wie Pilze waren die Barrikaden allenthalben emporgewachsen; als ich um elf Uhr zu einer Privatstunde gehen wollte, war der Römerberg, auf dem die Meßbuden das Material hergaben, bereits unpassierbar. Ein Heer von Aufrührern, zum geringsten Theil aus Frankfurt, Hanauer, Mainzer, Leute von allen Enden, wie man sagte auch Polen und Franzosen darunter, hatte die größere Hälfte der Stadt im Besitz. Nach Mittag, als von Mainz einige Verstärkung eingetroffen, begann der Kampf; als ich eine unsrer alten Tanten nach ihrer Wohnung geleiten wollte, begegnete uns ein Trupp Oestreicher, die einen frisch gefallenen Kameraden trugen, — mir ein erschütternder Eindruck; die Kugeln pfiffen durch die Straßen, es war nicht möglich an unser Ziel zu gelangen. Um vier Uhr kam von Darmstadt her hessische Infanterie, säuberte die Mainbrücke und faßte die in der Fahrgasse aufgeschichteten Barrikaden im Rücken, — das schaffte Luft. Nun legten sich Mitglieder der Linken für die halbverlorene Sache ins Mittel und erlangten eine zweistündige Waffenruhe zur Unterhandlung. Die Aufrührer erboten sich, die Waffen

niederzulegen, wenn man die Truppen aus der Stadt zurückziehe, d. h. dem Aufruhr denselben Triumph bereitete wie am 18ten März in Berlin! Aber gleichzeitig durchläuft die Stadt ein furchtbares Gerücht: Fürst Lichnowsky und General v. Auerswald, welche unbewaffnet vor die Stadt geritten, waren auf der bornheimer Haide während der „Waffenruhe" gräßlich ermordet. Sie waren einer bewaffneten Bande begegnet, die auf sie schoß, hatten sich in ein Gartenhaus geflüchtet, das umringt ward; Auerswald, der Bruder des preußischen Ministers, war ohne Weiteres erschlagen worden, Lichnowsky hinausgeschleppt und mit Kugeln, Dolchen, Sensen zerfetzt; so fand man ihn unter freiem Himmel in seinem Blute; er verschied am folgenden Morgen. Wie man sagte, war allen Mitgliedern der Rechten ein solches Schicksal zugedacht. Es war wohl dieser schauerliche Zwischenfall, welcher dem schwächlichen Unterhandeln ein Ziel setzte. Man lehnte die Vorschläge der Aufrührer ab; um sechs Uhr kam, von Tausenden gleich uns mit Jubel begrüßt, hessische Artillerie, und vor den Kanonensalven sanken die Barrikaden. Die letzten fielen um zwei Uhr des Nachts, aber schon am Abend war der Sieg entschieden. Mit erleichtertem Herzen sahen wir den Wiederschein der aufblitzenden Geschütze an den uns gegenüberliegenden Fenstern: es litt uns nicht im Hause; wir durchliefen nochmals die Zeil und den Roßmarkt, auf dem die ermüdeten Soldaten um Wachtfeuer lagerten. An einem dieser Wachtfeuer stand ein nachdenklicher Bürgersmann, — wir erkannten unsern trotzigen Barrikadenfreund vom Vormittag. Und nun? fragten wir ihn. Ja, wer das vorausgewußt hätte, war des Philisters kleinlaute Antwort.

Es war der Wendepunkt der revolutionären Bewegung, den wir erlebt hatten; — gerade sechs Monate nach dem berliner 18ten März. Die Spuren der Verwüstung, welche der Straßenkampf zurückgelassen, waren ja in einigen Tagen leidlich beseitigt; andere Nachwirkungen waren nicht so leicht zu verwischen. Schon

die empfangenen furchtbaren Eindrücke wurde man so bald nicht los; tagelang standen mir die blutigen Schreckensbilder und namentlich die Einzelzüge jener scheuslichen Mordthat vor der Seele. Ein seltsames Spiel des Zufalls hatte den guten Neander mit seiner Schwester gerade während des Straßenkampfes in Frankfurt ankommen lassen; Karl Hase hatte dem Hülflosen ein Unterkommen verschafft; am Tage danach, noch über Barrikaden-Steinhaufen und durch ein Soldatenbivouak hindurch, suchten wir ihn auf. „Die Soldaten, sagte er, fechten jetzt für die Sache des Geistes und der Kultur gegen die Barbarei und Bestialität.“ Gewiß, so war es, und wir begrüßten diesen ersten entschiedenen Sieg der staatlichen Ordnung über die Anarchie; wenige Tage nach dem 18ten September wurden auch die Freischaareneinfälle von Struve und Herwegh im badischen Oberlande auseinander gesprengt. Aber freilich — nicht nur die wüste Revolution, sondern auch die vaterländische Reform hatte einen Stoß bekommen, dessen ganze Tragweite noch nicht zu ermessen war. Die deutsche Reichsversammlung, die Trägerin der nationalen Majestät und Selbstbestimmung, hatte von Berufssoldaten gegen einen Theil des Volkes geschützt werden müssen; sie ruhte fortan nicht mehr auf ihrem moralischen Ansehn, auf ihrer puren geistigen Macht. Ein Gefühl davon ging durch die ergreifende Bußpredigt hindurch, mit welcher Gagern mit vor Bewegung bebender Stimme die Sitzung vom 19ten September eröffnete und gegen die die Linke keinen Laut wagte. Und ein Symbol der veränderten Lage des Parlaments war es, daß seine Beschützung von da an aus den Händen der frankfurter Bürgerschaft dauernd in die auswärtiger Regierungstruppen überging. Frankfurt blieb hinfort von östreichischen, preußischen, bayrischen Truppen besetzt und unsere Bürgerbewaffnung, ohne daß man einen Grund dafür ersah oder erfuhr, abgedankt.

Aus den niederschlagenden Eindrücken des öffentlichen Lebens kehrten wir beiden, Franz und ich, gern in unsere eigene kleine

Welt zurück. Diese zwei Ferienmonate nach fast jähriger Trennung waren uns eine Zeit des reichsten und erquicklichsten Austauschs. Erfüllt von der Hochflut der berliner geistigen Anregungen, gestählt durch die erlebten Stürme des öffentlichen Lebens, dazu das Vorgefühl einer edlen bräutlichen Liebe im Herzen, war mein lieber Bruder ein so viel männlicherer und gereifterer Freund als zuvor. Unsre politischen Meinungsverschiedenheiten waren bald geschlichtet; dem allzuluftigen Idealismus entrückt, unter dessen Einfluß er tagtäglich in Berlin gestanden, fand er sich in Frankfurt von selbst zurück in die conservativeren Anschauungen, die seinem sittlichen Ernste entsprachen. Auch über die Bedeutung der socialen Frage, welche ihm in Berlin, auf dem Boden der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit weit schärfer entgegengetreten war als mir in unseren gegentheiligen frankfurter Verhältnissen, verständigten wir uns leicht auf der Linie, die ich schon in einem meiner Briefe bezeichnet hatte: „Gewiß ist die sociale Frage neben der deutschen Verfassungsfrage eine Hauptaufgabe des Moments; aber daß man sie zur einzigen Zeitfrage machen will, das ist Ausfluß derselben materialistischen Denkweise, die den Communismus erzeugt hat.“ Auch zu unseren theologischen Anliegen kehrten wir gern mit einander zurück. Franz hatte unternommen, die damalige aus der Schleiermacherstiftung gestellte Preisaufgabe der berliner Facultät, „über Schleiermachers und Baurs Behandlung des Johannesevangeliums“ zu bearbeiten; aber die monatelangen berliner Unruhen mit ihrem Waffendienst der Studentenschaft hatten ihn nicht weit kommen lassen: nun versuchten wir, die Vorstudien gemeinsam nachzuholen. Wir lasen mit einander Schleiermachers Hermeneutik, Einleitung ins Neue Testament und Homiliceen über das Johannesevangelium, sowie Baurs berühmte Abhandlung über den Ursprung und die Composition des vierten Evangeliums, — mit welchem Eindruck die letztere, das habe ich früher erzählt. Dazwischen lief allerlei freundschaftlicher

Verkehr mit alten Bekannten her. Unter den zahlreichen Besuchern, welche die Parlamentsstadt herbeizog, waren namentlich gute Freunde vom Rhein; mit ihnen, sowie mit Freund Junkmann wurden die Zeitfragen lebhaft verhandelt. Endlich hatten wir beiden mit einander noch einen anziehenden Ausflug; wir hatten unsre Schwester zu einem freundlichen Landpfarrer in der Pfalz zu bringen, in dessen Hause sie die ersten Versuche im Unterrichten und Erziehen machen sollte. Noch fanden wir in den Dörfern bei Mainz die Plakate angeklebt, welche zu der frankfurter Volksversammlung vom 17 ten September aufgerufen hatten. Im Eisenbahnwagen rühmte Einer überlaut den Hecker als den richtigen Mann. Die Mitreisenden schwiegen, bis wir dem rothen Republikaner scharf entgegentraten: da zeigte sich, daß alle dachten wie wir, und auch der Schreckensmann wollte es so schlimm nicht gemeint haben.

Am 22 ten October schied Franz, um dem freud- und leidvollen Schicksal seiner Liebe zu Klotilde Rossel, des verewigten Hermann Rossel zweitjüngster Schwester, entgegenzugehen. Mich nahmen zunächst unsere freistädtischen Verhältnisse in Anspruch. Es war eine Ironie des Schicksals, daß unser frankfurter Gemeinwesen von demselben Zeitpunkt an der Herrschaft der Demokratie verfiel, in welchem dieselbe in allgemein-deutschen Angelegenheiten die erste nicht wieder zu verwindende Niederlage erlitten hatte. Die Anforderung, unsere kleine Republik den vom Parlament beschlossenen deutschen Grundrechten anzupassen, drängte unter dem Druck des Zeitgeistes unsern Senat zum Einberufen einer „verfassunggebenden Versammlung“, und das Wahlgesetz, welches er hiezu der sogenannten öffentlichen Meinung nachgab, lieferte uns in die Hände einer geist- und zuchtlosen Fortschrittspartei. Wie schon früher bemerkt, hatte das „Montagskränzchen“ nicht umsonst seine Thätigkeit aufs politische Feld verlegt und die parlamentarische Linke nicht erfolglos ein halbes Jahr hindurch ihre Lehren öffentlich und privatim ge-

predigt: dennoch wäre die Wahl einer Constituante ohne Zweifel anders ausgefallen, wenn ein vernünftiges Wahlgesetz es der Bürgerschaft ermöglicht hätte, ihre wirklichen Vertrauensmänner zu finden. Es war der Betrug der Demokratie, dies unter freisinnigem Schein zu verhindern: sie forderte die sogenannte Listenwahl; — jeder mündige Staatsangehörige in der Stadt hatte hundert Namen vorzuschlagen. Da natürlich niemand hundert geeignete Männer kannte, so gerieth man unter die Vormundschaft der Parteiliste, und da die conservativen Kreise keine Organisation besaßen, so ging die gehörig colportirte demokratische Liste nahezu vollständig durch. Ich machte, als es sich noch de lege ferenda handelte, einen schwachen Versuch, das Unheil abzuwehren; ich schrieb einen Artikel, welcher das Heuchlerische und Gefährliche des angeblich freisinnigen Wahlverfahrens aufdeckte und eine Eintheilung der Stadt in Wahlbezirke oder ein Wählen nach den alten Quartieren, innerhalb deren man sich kannte und verständigen konnte, vorschlug. Allein die conservativ sein-wollende Oberpostamtszeitung, die einzige, an die ich mich nach meinem Zusammenstoß mit dem Frankfurter Journal wenden konnte, hatte für einen solchen Artikel, wie sie artig versicherte, eben jetzt so absolut keinen Raum, daß er ungedruckt bleiben mußte. Die siegreiche Liste enthielt eine Minderzahl von Namen, für die auch wir gestimmt hatten, von hochverdienten Ehrenmännern, welche in der städtischen Verwaltung grau geworden; ohne diese hätte man keinen Bescheid gewußt, und zugleich blendete man durch diese Namen die Urtheilslosen. Dagegen die sichere Zweidrittelmajorität bestand aus berufslosen Literaten, strebsamen Advokaten, Krakehlern, die ich noch vom Turnplatz her kannte, und zu einem guten Theil aus jenem Schlag von Leuten, die man in Frankfurt — nicht gerade um ihr Christenthum zu betonen — „getaufte Juden“ nannte. Sie begnügten sich nicht damit, die von den Grundrechten erforderte staatsbürgerliche Gleichstellung

der Nichtchristen und der Landbewohner zu beschließen, sondern sie gingen nach dem bezeichnenden Ausdruck eines Hauptredners vor allem auf eine anderweitige Vertheilung des frankfurter „Staatsbratens" aus. Sie tauften unsere „freie Stadt" in einen „Freistaat Frankfurt" um, entwarfen für denselben eine Verfassung nach dem Muster eines radikalen Schweizercantons und schickten sich an, in dem bisherigen Gemeinwesen keinen Stein auf dem andern zu lassen.

So sollte unter anderem auch unser Schulwesen nach ganz neuen Grundsätzen umgestaltet werden. Um tollen Experimenten ein moralisches Gegengewicht zu bieten, bildeten wir, die wir selbst unterrichteten, einen Schulreformverein, welcher die aufgeworfenen Fragen seinerseits durcherörterte. Eines Abends verhandelten wir die durch die Luft schwirrende Idee, den confessionellen Religionsunterricht abzuschaffen und durch einen allgemeinen zu ersetzen, der auch für die Juden mitgenießbar den Gemeinbesitz „der Weisen aller Völker und Zeiten" mittheilen sollte. Da die Idee Protection hatte, so wagte ich wider sie zum ersten mal im Leben, wiewohl mit Herzklopfen, eine Stegreifrede. Ich ging aus von dem Zusammenhang zwischen Moral und Religion, suchte zu zeigen, wie jede lebendige Moral auf dem Grunde positiver Religion ruhe, und wandte auf jene allgemeine Religion den Hegel'schen Scherz an von dem „allgemeinen Obst", das weder Aepfel noch Birnen noch sonst eine besondere Art von Obst sein solle, — zu großem Vergnügen meiner Freunde und zu großem Aerger der Gegner. Ich hatte die Genugthuung, daß ein geachteter jüdischer Gelehrter, der Historiker Dr. Jost, mir beipflichtete; er versicherte die Versammlung, daß ein Religionsunterricht, der nur das Gemeinsame der Weisen aller Völker und Zeiten enthielte, außerordentlich wenig enthalten würde. Das „allgemeine Obst" wurde abgelehnt, worauf einer unserer Volkstribunen die Anmaßung der Schulmänner, sich in die Schulreformfrage einzu-

mischen, gebührend abkanzelte und uns erklärte, daß man unseren reactionären Tendenzen nichts nachfragen werde. — Auch über unserem kirchlichen Dasein kreisten ähnliche Vögel. Das Blatt des „Montagskränzchens“ gab die Losung aus, „die bedeutenden Geldmittel der (kirchlichen) Gemeinde, die jetzt in den Händen volksverderblicher Frömmler seien, für Licht und Aufklärung zu retten“, und schlug zu dem Ende vor, die durch die deutschen Grundrechte erforderte Abänderung unserer kirchlichen Rechtsverhältnisse ebenfalls einer Constituante anzuvertrauen. Da ich für eine Gegenrede in den Zeitungen auf keine Aufnahme zu hoffen hatte, ließ ich einen kleinen Aufsatz mit Namensunterschrift in das vielgelesene Intelligenzblatt einrücken und forderte durch denselben die rechtlichen Leute auf, nicht wieder durch zaghaftes Stillschweigen einer Vergewaltigung zum Siege zu verhelfen, die man doch von Herzen mißbillige. Ich erhielt eine wüthende anonyme Entgegnung, aber auch verschiedene öffentliche Danksagungen, und hatte die Genugthuung, daß der rechtsbeständige Gemeindevorstand festblieb und die Verfassungsrevision nicht aus der Hand gab. — Freilich, uns Candidaten machte auch er Noth. Er plante, neben uns, die wir den schweren Vicariatsdienst Jahre hindurch fast unentgeltlich versahen, bei Pfarrvacanzen auch Auswärtige zu gleichen Rechten zuzulassen. Meine Standes- und Leidensgenossen beauftragten mich, hiegegen eine Vorstellung zu entwerfen. Ich führte aus, daß der Gedanke an und für sich sehr anerkennenswerth sei, — unter der Voraussetzung einer Gegenseitigkeit der deutschen Landeskirchen. Würden dagegen die Geistlichen und Candidaten anderer Landeskirchen uns gleichgestellt, während wir außerhalb Frankfurts ausgeschlossen blieben, dann könne fortan kein Frankfurter mehr dem evangelischen Kirchendienst sich widmen und wir vorhandenen Candidaten müßten zusehen, wie wir andere Lebenswege fänden; dann werde man in Frankfurt kein Vicariat mehr haben. Also bäten wir, die Zulassung Auswärtiger auf

diejenigen Landeskirchen zu beschränken, welche uns gleiche Rechte zu gewähren bereit seien. — Der weitere Verlauf der politischen Ereignisse hat diese Kirchen- und Schulreformpläne nachmals sammt Anderem ad acta gelegt.

Unterdessen verthat das deutsche Parlament in endloser Berathung der Grundrechte die Zeit, in welcher die Reichsverfassung hätte unter Dach gebracht werden sollen. Oder war es kluge Berechnung, die Schlußfrage, die Frage nach der Reichsregierung, hinzuzögern, bis in Berlin und Wien die Dinge sich geklärt? An beiden Punkten lagen sie tief genug im Argen, aber in verschiedener Weise. In Berlin tagte die verfassunggebende Versammlung nun seit sechs Monaten und war gerade beim ersten Paragraphen angelangt. Dagegen mischte sie sich fortwährend in Regierungsangelegenheiten, und fand nur dann keine Thatkraft, wenn es sich darum handelte, ihre conservativen Mitglieder gegen die tagtäglichen schamlosen Pöbelinsulten zu schützen. Die berliner Zustände wurden bekanntlich so scandalös, daß der König sein zaghaft liberales Ministerium mit einem energisch conservativen vertauschte, die vom Pöbel terrorisirte Versammlung nach Brandenburg verlegte, und in Berlin den Belagerungszustand verkünden ließ, — Maßregeln, denen sich die Mehrheit der Landesvertretung aufs Aeußerste widersetzte. Noch einmal ging über diese Dinge zwischen meinem Bruder und mir die erregteste briefliche Erörterung hin und her: in Berlin war das Nachgefühl des 18ten März, das abstracte Rechtsbedenken und die Besorgniß vor absolutistischer Reaction so stark, daß selbst so wohlmeinende Kreise wie der, in welchem Franz lebte, den König verurtheilten und verloren gaben; während in Frankfurt nicht blos ein Gefühlspolitiker wie ich auf des Königs Seite stand, sondern auch die Parlamentsmehrheit, die durch Commissarien von den berliner Zuständen Kenntniß genommen hatte, seine Schritte billigte. Als freilich die widerspenstige berliner Versammlung mit ihrer Steuerverweigerung

die Axt an des Staates Wurzel gelegt, der König dagegen in der octroyirten Verfassung sein Beharren bei den constitutionellen Zusagen bezeugt hatte, da trat auch dort ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Königs ein, den selbst die thörichte gerichtliche Massenverfolgung der Steuerverweigerer nicht ganz verderben konnte, und es schien nun endlich der feste Punkt, um den ein einheitliches Deutschland sich crystallisiren könnte, gegeben zu sein. Noch schlimmer waren die Zustände der Auflösung in Oestreich, wo zu dem Gegensatz der Parteien der Antagonismus der Nationen kam, und dabei nahmen hier die Dinge naturgemäß eine den deutschen Einheitsbestrebungen feindselige Wendung. Während in Italien Radetzky die nationale Bewegung niederwarf, entzündete sich zwischen Kroaten und Magyaren der zweijährige ungarische Aufstandskrieg; dazwischen Volksaufstände in Prag und Wien, — der letztere in den Augen eines Robert Blum so hoffnungsvoll, daß er hineilte, um einen größeren Brand zu entzünden. Fürst Windischgrätz belagerte und eroberte die Stadt, die Vermittelung des frankfurter Parlaments wurde abgewiesen, und Robert Blum als Freischärler standrechtlich erschossen, — nicht unverdient, aber in absichtsvoller Nichtachtung des deutschen Parlaments. Ueberhaupt war das rücksichtslose Gewaltregiment, das jetzt in Oestreich emporkam, schon damals entschlossen, die deutschen Einheitsbestrebungen zu durchkreuzen. Schon im December 48 brachte Fürst Schwarzenberg bei Friedrich Wilhelm IV. die Forderung der Aufnahme von Gesammtöstreich in den deutschen Bund an, während das Parlament, um eine deutsche Einheit mit Oestreich zu Stande zu bringen, auf bloßer Personalunion zwischen dessen deutschen und nicht-deutschen Ländern bestehen mußte. Hätte man nur, als dieser unlösbare Gegensatz offenbar ward, die östreichischen Parlamentsmitglieder vor diese Alternative gestellt, anstatt sie über eine Reichsverfassung, die ihre Regierung abzulehnen entschlossen war, mit abstimmen und so alles verderben zu lassen!

Die nächste Rückwirkung dieser östreichischen Stellungnahme war ein vorläufiger Sieg des Gagern'schen Programms im Parlament: alle, welche sehen wollten, mußten nun einsehen, daß wenn man Oestreich weder zweitheilen noch das einheitliche Deutschland mit Magyaren, Kroaten und Italienern belasten und verfälschen wollte, nichts übrig blieb als der engere Bund ohne Oestreich und der weitere mit ihm. Ich freute mich, daß auch Junkmann und seine redlichen westphälischen Freunde in dieser Anerkennung sich von ihrer großdeutschen Partei trennten, die sich anstellte, als wenn sie die Quadratur des Cirkels finden könne. Aber so selbstverständlich es nun erschien, daß im engeren Bunde die Führung an Preußen fallen mußte, so wenig war für diese einfache Folgerung im Parlament eine Mehrheit zu finden. Wohl kam man nach der Verwerfung unsinniger Vorschläge für die Gestaltung des künftigen Reichsregiments, eines Fürstendirectoriums, eines Turnus zwischen Preußen und Oestreich, einer republikanischen Präsidentschaft, auf die Wahl eines regierenden deutschen Fürsten, aber weiter nicht; kein positiver Antrag erhielt eine Mehrheit der Stimmen. Erst als Preußen in bescheidenen Verbesserungsvorschlägen zur Verfassung sich der Idee des engeren und weiteren Bundes angeschlossen, Oestreich dagegen dieselbe abgelehnt und am 4. März eine auf die deutschen Anliegen gänzlich rücksichtslose Gesammtverfassung für seine Völker octroyirt hatte, brach bei einem ehrlichen Liberalen wie der heidelberger Welcker die Erkenntniß des einzig Möglichen durch. Es war ein ungeheurer Eindruck, als der bis dahin der Erbkaiserpartei fernstehende, dem linken Centrum angehörende Mann am 12ten März, von der Gefahr des Vaterlandes überwältigt, den Antrag einbrachte, die Verfassung in zweiter Lesung sammt den preußischen Verbesserungsvorschlägen en bloc anzunehmen, den König von Preußen zum deutschen Erbkaiser zu wählen und die anderen Fürsten zur Zustimmung einzuladen, ein Antrag, der wie er Preußen beim Wort nahm, im Falle

seiner Annahme auch bei den Kleineren schwerlich irgendwo den Muth des Widerspruchs gefunden hätte. Es gelang dem perfiden Bunde der Großdeutschen und der Linksliberalen, ihn mit einer kleinen Majorität, die ohne das Mitstimmen der Oestreicher starke Minorität gewesen sein würde, fallen zu machen. Es wurde eine zweite Durchvotirung der Verfassung vorgenommen, und nun zeigte sich der ganze Macchiavellismus der Ultramontanen. Sie suchten, da sie die schließliche Erwählung des preußischen Königs nicht verhindern konnten, wider ihre eignen politischen Grundsätze die Verfassung im Bunde mit den Radikalen derart ins Demokratische zu verschlechtern, daß sie dem zu erwählenden Kaiser unannehmbar würde. Das Wahlgesetz wurde in zweiter Lesung noch weiter demokratisirt, das absolute Veto des Kaisers gegen Parlamentsbeschlüsse in ein blos suspensives verwandelt, und so eine Reichsverfassung hergestellt, von der Karl Vogt sagte, er sei mit ihr ganz zufrieden, denn sie sei der gebahnte Weg zur Republik. Endlich wurde das Parlament verpflichtet, keine Abänderungen dieser Verfassung zuzugestehen. Das waren die Bedingungen, unter denen am 28. März die Wahl König Friedrich Wilhelms IV. zum erblichen deutschen Kaiser zu Stande kam, — mit 290 Stimmen, während 248 sich der Abgabe enthielten.

Man hatte von vornherein den Eindruck eines geknickten Unternehmens. Die Glocken läuteten wohl und einige Leute auf der Straße riefen den neuerwählten deutschen Kaiser aus, aber von jener Begeisterung, mit der man das beginnende Parlament hoffend begrüßt hatte, war nichts mehr zu spüren. Allerdings als nun die Kaiserabordnung, aus den besten Männern zusammengesetzt, nach Berlin reiste, um dem Könige die deutsche Krone anzutragen, da wünschten alle Vaterlandsfreunde, daß der Erwählte einen Willen haben und darum auch einen Weg finden möchte, die dargebotene Leitung der deutschen Dinge in die Hand zu nehmen. Hätte er die Kaiserkrone angenommen unter dem

Vorbehalt einer Zustimmung der Fürsten, die zur Zeit kaum von einem derselben zu verweigern war, und einer Verfassungsrevision, wie nachmals das Erfurter Parlament sie bereitwillig gewährte, es hätte alles gut werden können. So gab er eine Antwort, die niemandem half, als ihm selber aus augenblicklicher Verlegenheit. Ich konnte dieselbe in Anbetracht der kaum brauchbaren Reichsverfassung nicht schelten, aber auch nicht loben, weil sie der Nothlage des Vaterlandes keine Rechnung trug; übrigens war sie unbestimmt genug, um noch immer auf eine tröstlichere Ergänzung zu hoffen. Das Reichsministerium schickte seinerseits den Herrn v. Beckerath nach Berlin und stellte dem Könige, falls er annähme, eine Revision der Verfassung in Aussicht; aber da zeigte sich erst recht, daß das Hinderniß nicht sowohl in dieser, als im Könige selbst und in dem mangelnden Gefühl seiner geschichtlichen Verantwortung lag. Auch der alte Arndt schrieb dem Könige damals bekanntlich einen treuherzig andringenden Brief, und erhielt einen nicht blos ablehnenden, sondern schulmeisternden Bescheid. Um diese Zeit traf ich den ehrwürdigen Alten am Mainufer; er stand da und starrte in die vorübereilenden Wellen. Ich redete ihn an, erhielt aber kaum eine Antwort; er war offenbar tief verstimmt und mochte nicht reden. Erst ein paar Jahre später, als ich ihn, den noch immer Frischen und wieder fröhlich Gewordenen, in Trier wiedersah, ging er gegen mich heraus: „Er ist kein Mann, rief er in jugendlichem Zorne, er kann kein Schwert ziehen!“ „Wir werden das neue Deutschland nicht erleben, fuhr er fort, — ich nicht und vielleicht auch Sie nicht, aber kommen wirds!“

Ich habe die verhängnißvolle Verfehlung, welche der König damals am deutschen Vaterlande beging, erst aus den bitteren Erfahrungen der fünfziger Jahre recht erkennen gelernt. Damals hatte die rohe und wüste Ungerechtigkeit, welche in Süddeutschland gegen Friedrich Wilhelm IV. herrschte, mich stark nach der entgegengesetzten Seite getrieben, und vollends die Denkschrift des

Generals von Radowitz „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.“ mit ihrem beredten Nachweis der vormärzlichen Bundesreformbestrebungen des Königs mich mit einem schwer umzubringenden Vertrauen zu ihm erfüllt. So faßte ich denn auch jetzt neuen Muth, als der im eigenen Lande wieder feststehende mächtige Hohenzoller im Bunde mit den Königen von Sachsen und Hannover dem deutschen Volke sein Wort gab, daß das Wesentliche des frankfurter Verfassungswerkes ihm erhalten werden solle, und die Herstellung des Reiches selbst in die Hand zu nehmen erklärte. Wer in Deutschland, der nicht in die Tiefe der königlichen Characterschwächen einen Einblick besaß, hätte damals voraussehen können, daß der unfraglich deutschgesinnte Fürst in einer anderthalbjährigen jämmerlichen Politik alle Handhaben zur Erfüllung seiner Zusage verscherzen und alle Hindernisse dawider großziehen helfen könnte, bis er selbst sich schließlich in die Unmöglichkeit versetzt hatte, sein Wort zu halten? Allerdings, nur unter der Voraussetzung dieses Worthaltens konnte ich schon damals die preußische Politik dem Parlamente gegenüber verstehen und vertheidigen. „Ich glaube, schrieb ich Anfang Mai 1849 meinem Freunde Wolters, daß wir hier in Frankfurt sehr schweren Tagen entgegengehen. Kommts zwischen den Königen und dem Parlament zum Bruch, so können wir mit letzterem die Beute der rothen Republikaner werden. Es ist doch eine große Verantwortung, es dahin getrieben zu haben! Ich muß bis dahin die Motive der preußischen Regierung achten und ihr in ihren Anklagen gegen das Parlament Recht geben: aber ihre Entschließungen hat sie aus jenen Motiven gewissenhafterweise nur ziehen dürfen, wenn sie in sich gewiß und sicher ist, das Vaterland nun in der That ihrerseits zu retten. Ich fürchte jedoch, daß ihre dahin gehenden Versuche erfolglos bleiben und daß wir entweder der rothen Republik oder der alten Bundestagsmisere werden zugetrieben werden. Gott bessere es!“

Der traurige Verlauf, den die Dinge nahmen, ist bekannt. Die kleineren Staaten, die man östreichischerseits den mittleren unterstellen wollte, klammerten sich an die frankfurter Reichsverfassung an und selbst der böswillige König von Württemberg ward durch die Stimmung seines Landes zur zeitweiligen Anerkennung derselben gezwungen; dagegen Preußen lehnte sie am 28. April endgültig ab. Die Folge war, daß nun unter der Fahne der Reichsverfassung der demokratische Aufruhr in Dresden, am Rhein, in der Pfalz und in Baden aufloderte, das Parlament aber zwischen den zusammenstoßenden Mächten der republikanischen Revolution und der monarchischen Reaction zusammenbrach. Im Grunde war es bereits an der Undurchführbarkeit seiner Kaiserwahl gescheitert. Seine Beschlüsse trugen von da an das Gepräge des Todeskampfes; die treuen Männer, die den Stein des Sisyphus mit so viel Anstrengung in die Höhe gewälzt und nun ihn trostlos wieder bergab rollen sahen, konnten gegen ihre Abberufung protestiren, aber bald fanden sie selber ihre unmöglich gewordenen Mandate niederzulegen. Der radikale Rest flüchtete nach Stuttgart, um dort ein ruhmloses Ende zu finden; der Reichsverweser, der sich nach Gagerns Abdankung mit einer Spottgeburt von reactionärem Ministerium umgeben hatte, hörte gleichsam von selbst auf. Dagegen zog sich der in Dresden und Elberfeld rasch niedergeworfene Aufruhr in der bayrischen Pfalz und noch mehr in Baden zu einer vorübergehend bedrohlichen Organisation zusammen. Es war gelungen, den liberalsten der deutschen Staaten völlig umzustürzen und ein deutsches Armeecorps nach unrühmlicher Flucht der Officiere ins Joch einer Freischärler-Regierung zu spannen. Uns in Frankfurt berührte dieser badische Umsturz schon durch seine Nähe und verhältnißmäßige Dauer; zahlreiche Flüchtlinge kamen an, unter anderen mein alter Freund Fresenius mit seinem weinheimer Institut; nur die Treue der an der Bergstraße zusammengezogenen hessischen Truppen hinderte den badischen Feuerbrand bis

zu uns herüberzugreifen. Nun aber, im Juni, entfaltete sich die in der Rheinprovinz unter dem Prinzen von Preußen zusammengezogene ansehnliche Truppenmacht, eroberte die Pfalz, siegte bei Waghäusel, und beendete mit der Einnahme von Rastatt die Niederwerfung des badischen Aufruhrs. Ich begleitete die preußischen Waffen auf diesem Siegeszuge mit meinen besten Wünschen, konnte mich indeß gewisser schmerzlichen Eindrücke dabei nicht entschlagen. Gerade vom christlichen Standpunkt aus, der an entscheidender Stelle in Berlin so sehr betont ward, vermißte man an den kriegsgerichtlichen Urtheilen, mit denen das badische Trauerspiel abschloß, mitunter die Milde, ja die Gerechtigkeit. Es sind edle jugendliche Schwärmer standrechtlich erschossen worden, denen die Geistes- und Rechtsverwirrung der Zeit hätte zu Gute gerechnet werden müssen. Es sind, wie man mir hernach in Baden glaubwürdig erzählt hat, auch badische Unterofficiere erschossen worden, welche in dem Wirrsal der Verhältnisse geglaubt hatten, für ihren geflüchteten Großherzog zu fechten. Der siegreiche König schien den Tag bereits vergessen zu haben, an dem er die Tricolore auf der Brust friedesuchend durch das empörte Berlin geritten war, und schien ebensowenig daran zu denken, wieviel Mitschuld seine eigne Schwäche an diesem tragischen Ausgang der ganzen deutschen Einheitsbewegung trug.

Es versteht sich von selbst, daß vor allem Eines Mannes hier sich erfüllendes Schicksal mich nicht unbewegt ließ, das meines ehemaligen Freundes Gottfried Kinkel. Ich hatte seinen traurigen Entwickelungsgang von Anfang der Sturmzeit aus der Ferne beobachtet; das Wort „Wer da nicht hat, von dem wird auch das genommen, was er hat“ war in denkwürdiger Weise an ihm in Erfüllung gegangen. Im Frühling 1848 war er ein religiös radikaler, aber politisch noch gemäßigter Mann, der constitutionelle Wünsche vertrat; wäre es seinem Ehrgeiz gelungen, anstatt eines Dahlmann oder E. M. Arndt ins deutsche Parlament zu kommen, so hätte er nach seiner geschichtlichen Bildung

und anerzogenen preußischen Gesinnung vielleicht auch der Erbkaiserpartei sich angeschlossen. Da er aber gegenüber jenen weit würdigeren Männern nicht aufkam, so griff er nach einer Parteilosung, die man im Gegensatz zu ihnen ausspielen konnte; er wurde Demokrat und fing an mit socialistischen Ideen zu operiren, die er bis dahin scharf abgewiesen hatte. Er begründete, um einen festen Anhang zu haben, einen socialistischen Handwerkerverein, und mit welchen Mitteln er hier agitirte, davon erzählte mir der im Parlament sitzende Hermesianer Braun aus Bonn, ein ernster, zuverlässiger Mann, unglaubliche Dinge. Er ging mit Handwerksburschen Arm in Arm, stellte ihnen Antheilscheine von je 25 Morgen adliger Güter aus, und sagte in einer Wahlrede: „Einen Stolz habe ich, — daß mein Großvater ein armer Schuhflicker gewesen ist; darauf bin ich stolzer, als wenn er ein König gewesen wäre.“ Nicht anders berichtete mir im Sommer 1849 mein alter Hauswirth in Bonn, den ich besuchte, ein braver altfränkischer Handwerker: „ich verachte keinen ehrlichen Menschen, sagte er, aber mit den Leuten, mit denen der Professor Kinkel alle Abend im Wirthshaus gesessen hat, setze ich mich nicht auf Eine Bank.“ Mit Hülfe dieser Clientel hatte Kinkel ein Mandat für die berliner verfassunggebende Versammlung erlangt; er hatte hier auf der äußersten Linken gesessen, aber irgendwelche hervorragende Rolle zu spielen war ihm nicht gelungen. Und doch war der politische Ehrgeiz jetzt die unauslöschliche Glut seiner mit Gott und Welt zerfallenen, vom Größenwahn vorangetriebenen Seele. Als er kraft der Auflösung jener berliner Versammlung unbefriedigt nach Hause geschickt war, und im Frühling 1849 die Aufruhrflammen auch im Rheinland aufzuckten, führte er seinen Haufen zur Plünderung des Landwehrzeughauses bei Siegburg. Aber derselbe zerstob, als zufällig vier Dragoner ihm entgegengeritten kamen, und nun war Kinkels Bleiben in Bonn nicht mehr. Er flüchtete in die Pfalz, arbeitete dort in der provisorischen Regierung, und als diese vor der an=

rückenden preußischen Heeresmacht über den Rhein entwich, ergriff er schließlich, wie ich glaube in verzweifeltem Mannestrotz, die Muskete, um in Reih und Glied wider seine Landsleute zu fechten, und mit der Waffe in der Hand fiel er in ihre Gewalt. Daß ich sein ganzes Unterfangen nicht nur als wahnwitzig, sondern auch als im höheren Sinne verbrecherisch gegen das Vaterland verurtheilte, brauche ich nicht zu sagen: hätte er die fanatische Leidenschaft, die ihn trieb, mit dem Tode gebüßt, so hätte ich darin das Gottesurtheil gefunden „Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen". Ob dagegen ein menschliches, preußisches Recht bestand, einen durch keinen Fahneneid gebundenen Mann, der unter der Flagge der Reichsverfassung gegen Regierungstruppen gekämpft, wie einen Banditen zu erschießen, ist mir zweifelhaft geblieben, und die sogenannte Begnadigung zu lebenslänglichem Spulen im Zuchthaus, die für einen Mann von Kinkels Begabung und Bildung schlimmer war als eine tödtliche Kugel, hat mir weder christlich= noch königlich=edel erscheinen wollen. So habe ich dem unglücklichen weitverirrten Mann die von Karl Schurz bewerkstelligte Befreiung gegönnt und seine weiteren Lebenswege von ferne mit wehmüthiger Theilnahme begleitet. Den Frieden mit seinem Gott und mit seinem Vaterland hat er auf ihnen nicht gefunden.

Elftes Kapitel.

Uebersiedelung in die Rheinprovinz.

Mitten in die wilden und wüsten Eindrücke des Frühjahrs 1849 fiel mir eine liebliche Episode. Ich hatte meine Schwester und deren kleine Zöglinge zu einem Besuchsaufenthalt in Frankfurt abzuholen und kam so über Ostern meinerseits auf eine gastliche Woche in das Landpfarrhaus zu Weiherhof bei Kirchheimbolanden in der bayrischen Pfalz. Hier am Fuße des Donnersberges saß eine kleine Mennonitengemeinde, und ihr hatte sich Pastor Reeder, ein wohlhabender freundlicher Niederrheiner, den ein zeitweiliger Scrupel über die Kindertaufe hieher geführt hatte, unentgeltlich gewidmet. Ich trat in ein trauliches christliches Haus ein, in dem Ernst und Fröhlichkeit naiv mit einander Hand in Hand gingen, und im Verkehr mit einfachen guten Menschen, in Scherz und Spiel mit herzigen Kindern konnte die Seele aufathmen von dem erlebten Graus der fried- und trostlosen Zeitbewegung. Aber nicht minder wohlthuend und noch anziehender ward mir das Gemeindeleben, in das ich hineinsehen durfte. Es waren dreizehn Mennonitenfamilien, welche weltabgeschieden hier zusammenlebten. Inmitten der religiös wie politisch zerwühlten bayrischen Pfalz eine Christengemeinde von apostolischer Art; stillfromme, bibelfeste, sittenstrenge Landleute, von der Ueberlieferung der Väter getragen und von jener schlichten, ächten Herzensbildung, wie lebendiges Bibelchristenthum sie verleiht. Da ich von confessionellen Vorurtheilen gegen

diese friedsamen „Wiedertäufer" frei war, nahm ich über Ostern an ihrem gesammten kirchlichen Leben theil. Ich feierte am Charfreitag das jährliche Tauffest mit, welches wesentlich unserem Confirmationstag entsprach; nur daß die Vierzehnjährigen nun erst, auf Grund des empfangenen Unterrichts, die Taufe empfingen. Der Ostergottesdienst mit Abendmahl bot das tadellose Bild einer gut evangelischen, altreformirten Gemeindefeier. Ueberhaupt erfuhr ich, daß abgesehen von Kindertaufe und Eidesleistung kein Unterschied vom evangelischen Bekenntniß waltete; der Kriegsdienst wurde unbedenklich geleistet und trotz des Nichtschwörens nahm man die Mennoniten um ihrer Zuverlässigkeit willen gern zu Geschworenen. Auch einem Acte der Kirchenzucht wohnte ich, da ich in der Presbyterialbank saß, nach Schluß des Ostergottesdienstes unwillkürlich bei; es galt die Wiederaufnahme einer jungen Frau, die nicht richtig in ihren Ehestand eingetreten war und nun in Thränen vorm Altar knieend die Absolution empfing. Ich trug kein Bedenken, am zweiten Ostertag die Kanzel dieser Gemeinde zu betreten und den guten Leuten das Evangelium von den Emmausjüngern auszulegen. Nach der Predigt gab mir ein junger Bauer, den ich schon im Pfarrhaus gesehen hatte, die Hand mit den Worten: „Nun kenne ich Sie viel besser als vorher, nun weiß ich, daß wir Brüder sind." — Mit Recht betrübte es den guten Pfarrer, daß man bei verschiedenen Gelegenheiten, auch bei der Begründung des Kirchentags, die Mennoniten nicht als Glieder der evangelischen Kirche angesehen, als welche sie sich selbst betrachteten, und er hatte das Anliegen, daß ich dawider etwas thäte. Ich faßte meine Eindrücke zusammen in ein kleines kirchliche Idyll aus der Gegenwart, das durch den Contrast der umgebenden Welt und Zeit — wenige Wochen nach meinem Besuch durchloderte der Aufruhr und Kriegsbrand die Pfalz, ohne aus dieser Gemeinde irgend eine Nahrung zu empfangen — etwas Eindrucksvolles bekam. Es war meine erste das Maß eines Zeitungsartikels überschrei-

tende schriftstellerische Arbeit, die zum Druck gelangte; die „Evangelische Monatsschrift für Rheinland und Westphalen“ nahm sie auf, und sie erwarb mir das Zutrauen ihres Herausgebers, des Consistorialassessors D. Max Göbel in Coblenz. Dieser sowohl als mein dankbarer Pfarrer fanden bald darauf Gelegenheit, mich in Wünschen zu fördern, die inzwischen in meiner Seele reif geworden waren.

Wenn in der Sturmzeit des Jahres 1848 auf 1849 irgend etwas in mir ausgereift war, so war es die Sehnsucht nach einem wirklichen Lebensberuf. Ich stand nun im sechsundzwanzigsten Lebensjahr, im fünften meiner frankfurter Candidatur. Arbeitslust und Arbeitskraft waren allmählich und zumal im Sturmwetter der letzten Zeiten gewachsen; unmöglich konnte mir in Zeitläuften, welche so sehr das Einsetzen jeder besseren Kraft in den Dienst des Gemeinwesens herausforderten, die halbe und zerstückte Thätigkeit eines Privatstundengebers und Gelegenheitspredigers genügen. Andererseits drängte sich mir die Erkenntniß nun vollends auf, daß ich auf die frankfurter Verhältnisse meine Zukunft nicht bauen könne. Vom Pfarramt ganz zu schweigen, auf das ich nach den vorliegenden Beispielen noch zehn oder auch zwanzig Jahre hätte warten können, — selbst zu einer bescheidenen Schulstelle fehlte mir die nöthige Protection. Eines Tages schlug mein alter Gymnasialrector mich für die erledigte Stelle eines Lehrers des Hebräischen vor und meine beiden Examenszeugnisse empfahlen mich für dies bescheidene Amt; aber der Senat zog mir einen Juden vor, mit der Motivirung, daß ein solcher der Aufgabe unbefangener gegenüberstehe als ein christlicher Theologe. Eher hätte ich Aussicht gehabt, zu einer Anstellung an der Katharinenschule zu gelangen, an der ich so vielfach vicariirt. Ich meldete mich um eine ebendamals erledigte Stelle: da verbat sich die constituirende Demokratenversammlung alle Neuanstellungen bis zur Vollendung ihrer Staatsreform, und damit durfte ich meine Versuche, meiner Vaterstadt in einem

Amte zu dienen, für abgeschlossen erachten. Ich begann im Winter 1848 auf 1849 mich um einen Ausweg in die Fremde zu bemühen. Ich wandte mich an den nassauischen Bischof Wilhelmi und bat ihn unter Vorlegung meiner Zeugnisse und einer Predigt um Verwendung als Vicar. Er antwortete mir, daß er mir gern die Hand bieten würde, wenn einmal kein einheimischer Candidat vorhanden sein sollte; es waren ihrer aber achtzehn vorhanden. Um dieselbe Zeit schrieb die wallonische Gemeinde zu Hanau eine deutsche Predigerstelle aus, die sie neben der französischen um der vielen Gemeindeglieder willen, die kein Französisch mehr verstanden, begründen wollte. Ich bewarb mich um eine Probepredigt; gefiel auch, so daß die Aeltesten mich zu einer zweiten Gastpredigt einluden: da lehnten sich die Demokraten in der Gemeinde gegen das Vorhaben auf, indem sie geltend machten, deutsche Predigt sei überflüssig und man solle das Geld lieber auf reichlicheren französischen Unterricht in der Schule verwenden; man wagte nicht, der zur Zeit in Hanau allmächtigen Demokratie entgegenzuhandeln. Am liebsten wäre ich in die mir von Bonn her vertraute rheinpreußische Kirche übergesiedelt, und schon im Jahre 1846 hatte ich mich deßhalb an Nitzsch gewandt; er hatte mir freundlich geantwortet, aber gerathen noch eine Zeit lang zu warten, indem der gegenwärtige alte Generalsuperintendent den Ausländern nicht günstig sei. Jetzt wandte ich mich, da Nitzsch nicht mehr am Rheine war, an meinen alten mir wohlgewogenen Professor Bleek um die Möglichkeit eines Uebergangs in die rheinische Candidatur. Er wußte mir nur zu schreiben, was mir schon Nitzsch geschrieben hatte: ein Ausländer werde zum rheinischen Examen nur zugelassen, wenn eine Gemeinde oder ein Patron ihm die Aussicht auf ein Pfarramt eröffnet habe, und dann müsse er das examen pro ministerio mindestens „sehr gut" bestehen. Wollte ich nun auch in letzterem Punkte kühne Hoffnungen hegen, wie sollte ich zu der erforderlichen Geneigtheits-

erklärung einer Gemeinde oder eines Patrons gelangen? Ohne eine solche Aussicht aber einfach bürgerlich überzusiedeln half auch nichts: dann wäre ich nicht der Candidatur, sondern einem abzudienenden Freiwilligenjahr entgegengegangen, und überdies hing damals jede Anstellung eines naturalisirten Preußen von besonderer Ministerialgenehmigung ab. So schienen alle Thüren für mich verschlossen, als es meinem aus Italien heimkehrenden Freunde Wolters gelang, mir dennoch eine zu öffnen.

Er war nach einer durch mancherlei Aufenthalte und Zwischenfälle verlängerten Heimreise Anfang März plötzlich bei mir eingetreten, um ein paar mittheilungsreiche Tage zu verweilen. In der dreijährigen Fremde männlich gereift und zu einer vorher ungekannten praktischen Energie erstarkt, ging er seinem geistlichen Berufe nun mit raschen sicheren Schritten entgegen. Eine seiner ersten Sorgen war, mir aus meiner frankfurter Sackgasse herauszuhelfen. Er versuchte zuerst mir zu einer in Duisburg offenstehenden Hülfspredigerstelle Zugang zu verschaffen, und auch anderer Freunde Empfehlungen standen mir dort zur Seite; aber die Sache scheiterte an dem steif-gesetzlichen Superintendenten, der mir als einem Ausländer keine Probe- oder Gastpredigt gestatten zu dürfen meinte. Inzwischen hatte Wolters schon etwas Anderes für mich ausfindig gemacht. In Andernach ging ein Häufchen Evangelischer, die bis dahin nur gelegentlichen Gottesdienst hatten, damit um, einen ständigen Prediger zu gewinnen, der als Vicar des neuwieder Pfarramts unter ihnen wohnen sollte. Sie hatten für einen solchen allerdings nur 150 bis 200 Thaler, die noch nicht einmal ganz gesichert waren; aber ich erklärte meinem Freunde, daß ich gern die kleinen Ersparnisse, die ich bei meinem frankfurter Stundengeben gemacht, in einer solchen Thätigkeit zusetzen würde. Superintendent über Andernach war ein Oheim meines Freundes, Pastor Maaß in Neuwied, und dieser wohlwollende Mann gewährte mir ohne weiteres die Bewerbungspredigt, die man

mir in Duisburg versagt hatte. So fuhr ich denn zu Anfang Juli wieder einmal den alten lieben Rhein hinunter, besuchte in Coblenz die Braut meines Freundes, und stellte mich in Neuwied dem Superintendenten vor. An einem schönen Sonntagmorgen trug mich das Dampfboot hinüber nach dem romantischen Andernach mit seinen alten Mauern und Thürmen; ein mir befreundeter frankfurter Candidat, der in Neuwied unterrichtete, begleitete mich; eine Regimentsmusik spielte auf dem Schiff fröhliche Weisen. In einem zur Kaserne gewordenen alten Kloster fand ich einen langen schmalen Speisesaal, den Betsaal der Evangelischen: da predigte ich über einen meiner Lieblingstexte: „Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch" (1. Theſſ. 5, 16—18). Die Predigt machte einen guten Eindruck; ein freundlicher Major lud mich zu Tisch; den Nachmittag mußte ich bei einem guten alten Gemeindevorsteher zubringen, der einmal in Frankfurt, in einem mir wohlbekannten Kaufmannshause, gearbeitet hatte; andere Mitglieder des kleinen Vorstandes kamen dazu, und ehe ich schied, ward mir kein Zweifel gelassen, daß ich der Mann ihrer Wahl sei. Als der Superintendent nach einigen Tagen die Gemeinde zusammenrief, erklärte sie, daß sie auf weitere Probepredigten verzichte und mich vom Consistorium erbitte.

Ich hatte mich auf zwei bis drei Wochen freigemacht, um meinen Freund in seiner Heimath Emmerich zu besuchen. Aber er hatte bereits eine Hülfspredigerstelle in Krefeld angetreten und war sofort in eine solche Fülle von Arbeit eingetaucht, daß es nicht anging, ihn für mich in Anspruch zu nehmen. Und doch konnte ich mich nicht entschließen, einfach nach Frankfurt zurückzureisen; mir war, als wären mir Bleigewichte von den Fittigen genommen, und ich müßte einen Flug ins Weite thun. So gedachte ich der wiederholten Bitte meines Bruders, ihn einmal in Berlin, im Rosselschen Hause, zu besuchen. Es lag

ihm viel daran, daß ich käme, gerade um seiner Braut willen; ich war in unserer Familie bis dahin der einzige Mitwisser seiner Verlobung, und ich selbst hatte ihm gerathen, so lange er Student wäre, von derselben zu schweigen; so war ich auch der Einzige, der eine Billigung und Mitfreude ausdrücken konnte. Ich wußte überdies, daß er seit Monaten am Krankenbett seiner Braut saß; nicht lange nach dem Verlobungstag hatte ein Blutsturz das zarte Mädchen heimgesucht und schon die erste Erholung zog sich länger hin als man erwartet. Mir andererseits lag bei aller herzlichen Theilnahme an seiner Liebe und seinem Leide viel daran, ihn im Herbste, am Ende seiner Studentenzeit, von Berlin wirklich loszulösen. Was ihn für den Augenblick dort auch fesseln mochte, ich konnte es nicht billigen, daß er etwa dort seine Lebenszukunft suchen sollte, in einer Ferne von den Seinigen, die ihn denselben auf die Dauer hätte entfremden müssen; ich konnte noch weniger wünschen, daß er, nur um in Berlin zu bleiben, mit aussichtslosen Beschäftigungen nach dem Vorbilde unseres Freundes Rauh Lebensjahre verliere. Er mußte nach meiner Ansicht das sittliche Recht zu einer so frühen Verlobung gerade dadurch erweisen, daß er derselben keinen störenden Einfluß auf seine weitere Lebensgebahrung verstattete. Wir hatten über diese Angelegenheiten bereits verschiedene Briefe gewechselt, und dieselben hatten mir eine mündliche Verständigung nicht überflüssig erscheinen lassen. So entschloß ich mich kurz, ohne weitere Ankündigung über Köln nach Berlin zu fahren.

Aber ehe ich diese nach damaligen Maßstäben weite Fahrt antrat, hielt ich in Bonn an, um meine alten Freunde zu sehen. Professor Bleek freute sich, mich auf der Brücke ins Rheinland zu finden; Simrock, dem die Schrecken des Frühlings 48 ein schweres Nervenfieber zugezogen hatten, behielt mich zu Tisch; beide erzählten mir mit tiefer Betrübniß, wie wild und wahnwitzig Kinkel zuletzt es getrieben. Ich hatte, ehe es zum

Aeußersten gekommen war, an seine Frau einen dringenden Warnungsbrief geschrieben, den später Kinkels ältester Sohn aus dem Nachlaß seiner Mutter veröffentlicht hat; er hatte nichts gefruchtet, vielmehr hörte ich jetzt, wie gerade die excentrische Frau des leidenschaftlichen Mannes Antreiberin gewesen. Gleichwohl glaubte ich jetzt, wo eben das Schwert des Todesurtheils über ihres Mannes Haupt hing, sie in alter Freundschaft aufsuchen zu sollen. Sie wohnte wieder bei ihren alten Eltern, die mir mit Thränen das Unheil klagten, das Kinkel über sich und die Seinen gebracht. Aber ich irrte mich, da ich dachte, eine gebrochene oder auch nur gebeugte Frau zu finden; ich fand eine Ueberspannte, die selbst in diesem Augenblick auf die Rolle, welche ihr Mann gespielt, stolz war. Sie fing mit mir einen politischen Disput an und warf mir vor, ein Feind der Volksfreiheit zu sein. Ich erwiderte, ich sei im Gegenteil ein aufrichtiger Freund derselben, aber der redlich erworbenen; es sei ein großer Unterschied zwischen einem verdienten und einem gestohlenen Thaler, — bei letzterem sei kein Segen; so sei auch kein Segen bei Freiheiten, die auf Barrikaden errungen seien. Sie sah mich verwundert an und sagte: da haben wir zweierlei Religion. Es war das letzte mal, daß wir uns im Leben begegneten.

Ich fuhr die Nacht durch von Köln nach Berlin und ließ in tiefer Frühe meinen Bruder wecken. Er erschrak, indem er im ersten Augenblick einen Flüchtling vor sich zu haben glaubte, hatte dann aber die allergrößte Freude. Und nun verlebte ich unter Einem Dache mit ihm vierzehn überaus reiche und glückliche Tage. Ich lernte eine in äußerer Armuth und innerlichem Reichthum lebende Familie kennen, die in den verschiedensten Farbenbrechungen das Bild des hochgemuthen verewigten Bruders spiegelte. Eine im besten Sinne vornehme Mutter, fünf an Leib und Seele merkwürdig mannigfaltige Geschwister, ein jüngerer Bruder des Verstorbenen ihm sehr ähnlich, von auf-

fallender Schönheit, aber bereits von derselben Todesanlage überschattet; unter den Schwestern die zweitälteste, Emmy, ein kleines etwas verwachsenes Wesen, aber in ihrer Munterkeit, Tüchtigkeit und unermüdlichen Treue der gute Geist des Hauses. Seit die Jüngste gestorben, das mährchenhafte „Kind mit den weichen blonden Haaren", dem in Franzens „Haideröschen" das schöne Trauergedicht gilt „Mich mahnt an neugefallne Blüthe Ein wohlbekanntes liebes Bild", war die zwanzigjährige Klotilde des Hauses Liebling, um den alle Sorge und Pflege sich drehte. Sie erschien soweit hergestellt, daß sie stundenweise auffein und an einem guten Tage ausfahren durfte, aber sie war noch immer Patientin und äußerst schonungsbedürftig. Ein Bild jener ächten Weiblichkeit, die in keiner Weise mit der Ueberlegenheit männlichen Geistes wetteifert und ihn doch nach unserm Gefühl durch Zartheit und Tiefe der Empfindung und anmuthige Unmittelbarkeit der Aeußerung überholt. Dazu eine liebliche Erscheinung, das weiche braune Haar kranzartig ums Haupt gewunden, das Antlitz, das von der ausgeprägten Stirn abwärts fein und schmal auslief, in jedem geistig belebten Augenblick wahrhaft schön, — so steht sie bis heute in meiner lebendigen Erinnerung. Wir waren bald miteinander vertraut wie Bruder und Schwester; ich saß an ihrem Bette und las ihr aus Andersens Mährchen vor oder plauderte mit ihr von Vergangenem und Zukünftigem, brachte ihr Blumen und Früchte mit und empfing zum Dank dafür bald ein rührendes Geschenk der Armuth, bald einen herzhaften Kuß.

Daneben lief in und außer dem Hause der lebhafteste und anregendste Verkehr mit meinem Bruder und dessen Freunden her. Zwar unser Siegmund Rauh war trotz der häuslichen Nähe nur unter sonderlichen Bedingungen zu haben, — wenn man sich nämlich zum Anhören seiner unerschöpflichen Aufsätze und Gedichte bequemte oder seine Irrfahrten zu Fuß oder zu Wagen durch Berlin begleitete. Noch ganz in der Aufregung

der Zeit lebend, war er mit der Begründung eines conservativ-liberalen Blattes beschäftigt, das dem deutschen Volke ganz neue Anschauungen beibringen sollte; — es gelang unserer ernsten und heiteren Kritik nicht, sein Feuer zu dämpfen. Ruhigere Erquickung war es, eine Reihe aufstrebender Altersgenossen Hermann Rossels kennen zu lernen, deren Freundschaft mein soviel jüngerer Bruder von dem Verewigten gleichsam ererbt hatte: den liebenswürdigen Bildhauer Hugo Haagen, des Verstorbenen vertrautesten Freund, den angehenden Professor der Kirchengeschichte Justus Jacobi und den Licentiaten Constantin Schlottmann, ein edles Dioskurenpaar, mit welchem mein späterer Lebensweg mich in Halle wieder zusammenführen sollte. Von den studentischen Freunden meines Bruders ist mir namentlich Nathanael Pischon im Gedächtniß geblieben, ein Sohn des aus dem schleiermacherschen Freundeskreise bekannten Predigers, seinem Vater geistesverwandt und mir zeitlebens ebenso treu anhänglich wie seiner freieren Theologie. Einen traulichen Abend genossen wir beiden Brüder auch bei unserem alten theuren Nitzsch; er hatte Franz nicht minder als mich ins Herz geschlossen; nie sei ihm ein Jüngling vorgekommen, sagte er später nach dem Tode des Frühvollendeten, der so bemüht gewesen sei, sein Leben bis ins Kleinste hinein in die Zucht der sittlichen Idee zu stellen.

Mit einander durchwanderten wir von neuem die Kunstschätze der Stadt, die sich seit meiner Studentenzeit merklich vermehrt hatten. Das neue Museum hatte sich aufgethan und das erste der Kaulbach'schen Wandgemälde, die babylonische Völkertrennung, war eben vollendet; unser alter bonner Freund Andreas, der zur Zeit in Berlin als Architekt beschäftigt war, führte uns durch alles hindurch und erklärte es uns. — Am liebsten kehrten wir alle beide immer wieder zu Klotilden zurück. Zum Höhepunkt unseres Zusammenlebens wurde ein Ausflug, den wir mit ihr und der Mutter nach dem „Hofjäger" machen

durften, einem an den Thiergarten grenzenden Einkehrort. Eins jener stillen Gewässer, welche durch den Thiergarten gehen, bot hier Gelegenheit zum Kahnfahren: wir gedachten der alten schönen Buchtfahrten am Rhein; Franz nahm das Steuer, ich die Doppelruder, und so ging es im Takt leise durch die stille, traute Waldeinsamkeit. Zuweilen kamen wir unter einer alten moosigen Holzbrücke durch, zuletzt in einen ausgebreiteten Weiher; hier umkreisten wir ein kleines blumiges Eiland, darüber ging der Mond auf; Klotilde saß stillselig an ihre Mutter angeschmiegt, und genoß lautlos, wie sie es liebte, den Zauber der Natur. — Was Franzens Zukunftspläne anging, so hatten gegen den Gedanken eines ins Unbestimmte Sitzenbleibens in Berlin schon meine brieflichen Vorstellungen durchgeschlagen. Nach vergeblicher Bemühung um eine Hauslehrerstelle in Berlin stand er um eine solche bereits in Unterhandlung mit einem Prinzen Solms=Braunfels, der im Sommer in Werdorf bei Wetzlar, im Winter in Düsseldorf seinen Wohnsitz hatte. Gelang diese Unterhandlung, wie bei den Empfehlungen von Nitzsch und Neander, die ihm zu theil geworden, kaum zu zweifeln war, so wurde Franz derselben Rheinprovinz zugeführt, in der ich meine Zukunft erhoffte und in der auch er die seinige am liebsten suchen mochte.

Kaum war ich Ende Juli nach Frankfurt zurückgekehrt, so legten sich unseren Eltern im selben Augenblick die Zukunftswege ihrer beiden Söhne vor Augen. Franz hatte die gewünschte Hauslehrerstelle zugesagt erhalten und verband mit dieser Mittheilung das Bekenntniß seiner Verlobung, indem er den Segen der Eltern zu derselben erbat. An mich aber kam eine Zuschrift des rheinischen Consistoriums, an welcher ohne Zweifel die Fürsprache Max Goebels ihren Antheil hatte: man wolle mich auf Grund der andernacher Eingabe zum examen pro ministerio zulassen, und zwar sogleich auf Anfang October als dem nächsten Termin. Das bedingte allerdings, daß ich die schriftlichen Prü=

fungsarbeiten, für welche andere Candidaten drei Monate Zeit genossen, binnen vier Wochen nachlieferte, und das war keine Kleinigkeit, wenngleich man mir erlaubte statt einer neu auszuarbeitenden Predigt eine bereits vorhandene einzureichen. Aber mein jüngstes Erleben hatte mir einen frischen Muth eingehaucht; in Gottes Namen war mir's so recht. Es handelte sich um eine lateinische Abhandlung, in welcher die Lehre der evangelischen Bekenntnisse vom Unterschied zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche dargestellt und beurtheilt werden sollte, um eine deutsche über die Frage „Was lehrt das Neue Testament über Gütergemeinschaft?“ und um eine ausgeführte Katechese über das Gleichniß vom Senfkorn. Nach vier Wochen angestrengter Arbeit lagen die drei Aufsätze in sauberen Reinschriften vor, die lateinische sechs Bogen, die deutschen je fünf Bogen stark, die Katechese ein sorgsam durchgeführter sokratische Dialog. Um dieselbe Zeit kam Franz auf einige Wochen nach Hause, und ich benutzte die Gelegenheit, mit ihm ein wenig für die mündliche Prüfung zu repetiren; wir mochten uns aber auch einige gemeinsame Ferienerholung nicht versagen. Wir waren mit einander nach Kreuznach eingeladen, wohin im Frühjahr Pastor Reeder seine Familie vor den Pfälzer Kriegsunruhen geflüchtet hatte, und genossen hier sonnige Tage. Wir gaben den Kindern selbstgereimte Räthsel auf, machten Kahnfahrten auf der Nahe, bestiegen mit unsrer Pfarrfamilie den Rheingrafenstein und Sickingen's Ebernburg und erfreuten uns der schönen Gastfreundschaft ländlicher Pfarrhäuser, indem wir unsre eigene Lebenszukunft in ein solches hineinträumten.

Zu Anfang October ging Franz nach Werdorf, um sein Hauslehreramt anzutreten; zehn Tage nachher hatte ich nach Coblenz zu reisen und dort mein nun drittes theologische Examen abzulegen. Es war doch eine eigenthümliche Lage, dasselbe nicht blos bestehen, sondern gerade mit „Sehr gut“ bestehen zu sollen, und wenn auch keine Angst in mir aufkam, so hütete ich mich

doch, in Frankfurt meine Hoffnungen verlauten zu lassen, damit ich nicht, wenn ich trotz wohlbestandener Prüfung abgewiesen würde, beschämt dastände. In Coblenz fand ich meinen Freund Wolters, der nun auch erst sein examen pro ministerio zu erledigen hatte; wir waren aber verschiedenen Gruppen zugetheilt, so daß er fertig war am Vorabend meines Anfangs; er hatte „sehr gut“ bestanden. Wir machten an selbigem Abend mit einander einen Spaziergang nach Horchheim, wo wir die Neubestandenen fröhlich beisammen fanden, und er verrieth mir unterwegs, was er vertraulich erfahren hatte: meine schriftlichen Arbeiten hätten bereits einen so günstigen Eindruck gemacht, daß, wenn das Mündliche nur einigermaßen entspreche, das „Sehr gut“ mir nicht fehlen werde. Wir hatten eine lateinische Clausur zu schreiben über eine schwierigere Evangelienstelle, und eine deutsche homiletische über Röm. 8, 3—4, dazu eine Predigtvortragsprobe abzulegen und über einen kurz vorher gegebenen Text zu katechisiren. Die mündliche Prüfung nahm außerdem zwei Vormittage in Anspruch. In ihr hatte Dorner, damals die Zierde der bonner Facultät, die Hauptrolle; er prüfte uns im Alten Testament, in der Kirchengeschichte und in der Philosophie, — alles in ebenso geistvoller wie billiger und humaner Weise. Weniger glatt ging es bei dem alten Generalsuperintenten D. Küpper, der — selbst aufs eifrigste fortstudierend — von uns die Kenntniß nicht nur der Schleiermacher'schen, sondern auch der Rothe'schen Theologie erwartete und dazu das wörtliche Citiren zahlreicher biblischen Belegstellen forderte, die ich ihm wohl nach dem Grundtext, aber nicht genau nach der lutherischen Uebersetzung anführen konnte. Um so mehr klang es in meinen Ohren wie Musik, als er bei den Schlußurtheilen mir vorab das „Sehr gut“ verkündigte und mich in die rheinische Candidatur und Wahlfähigkeit aufgenommen erklärte. Dorner machte mir im Namen seiner Facultät den überraschenden, ehrenvollen Antrag, nach Bonn zu kommen und mich zu habilitiren.

Allein so sehr das meinen früheren Wünschen entsprochen hätte, das Jahr 1848 hatte mich so sehr auf die praktisch-volksthümliche Seite des theologischen Berufes hingedrängt, daß ich mich ohne Schwanken entschloß, auf dem glücklich betretenen Wege für jetzt zu bleiben.

Derselbe nahm sofort eine unerwartete Wendung, die ich hinterher nur zu segnen hatte. Nicht in Andernach, sondern in Coblenz selbst sollte ich in den rheinischen Kirchendienst eintreten. Während ich mich um die neuzubegründende Stelle in Andernach bemühte, hatte unser Pfälzer Pastor Reeder dem vielbeschäftigten Pfarrer Schütte in Coblenz von mir gesagt, und schon vor meinem Examen hatte ich von diesem den brieflichen Antrag bekommen, in die eben erledigte Stelle eines Vicars bei ihm einzutreten. Ich bezog mich ihm gegenüber auf meine in Andernach gegebene Zusage; er antwortete mir, die andernacher Angelegenheit sei noch nicht geordnet, ich möge nur einstweilen bei ihm bleiben und ihm helfen, ich solle hernach doch die freie Wahl zwischen beiden Stellen behalten. Nach bestandenem Examen redeten auch der Generalsuperintendent und andere Mitglieder des Consistoriums mir zu, in Coblenz zu bleiben, was für mich in jeder Hinsicht vortheilhafter sei. Ich hielt mich gleichwohl gegen die Andernacher gebunden, wäre auch nicht ungern auf den umschränkteren und selbständigeren Posten gegangen; ich sagte daher dem freundlichen Pastor Schütte, der mich während der Examenstage gastfrei aufgenommen hatte, nur mit Vorbehalt zu, nahm ihm am Tage nach dem Examen eine Predigt ab und eilte nach Frankfurt, um meine dortigen Verhältnisse zu lösen. Meine Freunde waren überrascht und wünschten mir Glück; natürlich nicht ohne Wehmuth, aber doch mit großer Genugthuung über meinen entscheidenden Lebensfortschritt ließen meine Eltern mich ziehen. Am 31ten October war ich in Coblenz und inmitten der neuen Arbeit. Am nächsten Sonntag fuhr ich nach Andernach, predigte und legte meine Zu-

kunft in der guten Leute Entscheidung. Sie antworteten mir, das sei schön und großmüthig, daß ich, nachdem mir eine so viel vortheilhaftere Stellung angeboten sei, an ihnen festhalten wolle; aber sie wollten sich von mir nicht übertreffen lassen. In Coblenz, unter den Augen des Consistoriums, sei für mein Weiterkommen viel besser gesorgt als in dem abgelegenen Andernach; sie seien zufrieden, wenn ich ihnen so lange vierzehntägigen Gottesdienst halten wolle, bis sie einen anderen Prediger gefunden. Das versprach und hielt ich ihnen; es währte gerade bis Neujahr.

So trat ich denn endgültig in das coblenzer Vicariat ein. Die Pflichten, welche ich übernahm, waren diese: im coblenzer Arresthause allsonntäglich zu predigen und an den evangelischen Sträflingen die Seelsorge zu üben, im Pfarrhause die Katechumenenklasse, die Vorstufe der Confirmanden, zu unterrichten, dem Pfarrer im Armen- und Krankenbesuch, besonders im Besuch des städtischen Spitals an die Hand zu gehen, ihm auch im Predigen und sonst gelegentlich auszuhelfen. Außerdem sollte ich den vierzehntägigen Gottesdienst in dem benachbarten, von Ehrenbreitstein rheinabwärts gelegenen Vallendar übernehmen, auf dem die größere Hälfte des mir zugedachten bescheidenen Gehalts beruhte; aber dasselbe war wider Schütte's Erwarten inzwischen einem anderen in Coblenz beschäftigten Candidaten übertragen worden, so daß für mich neben freier Station nur 60 Thaler verblieben. Ich ließ mich das nicht kümmern, da ich durch meine frankfurter Ersparnisse vorerst gedeckt war, sondern vertraute der Zukunft. Und es war eines trefflichen Mannes Haus- und Amtsgemeinschaft, in die ich eingetreten war. Pastor Schütte, ein schöner, stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, war ein biederer Westphale, klar und gerade ohne Schroffheit, herzensfromm ohne Pietismus, rechtgläubig ohne Engherzigkeit. In Schreibereien saumselig, aber unermüdlich und gediegen in persönlichem Einwirken; ein gemüthvoller Mann, der — selber vom Schicksal nicht verwöhnt und von häuslichen Sorgen nicht un-

angefochten, es verstand, die Noth vieler auf dem Herzen zu tragen und dabei doch sich den Sinn für einfache Lebensfreude nicht verkümmern zu lassen. Er hatte als Student der Burschenschaft angehört, hatte diese unschuldige Schuld sammt andern guten Gesellen mit sechsjähriger Festungshaft in Wesel gebüßt, und war dann doch ein warmer Anhänger des Staates geworden, der ihn so hart mißhandelt, ein königstreuer, conservativer Mann — nur nicht im Sinne der eben damals emporkommenden Kreuzzeitung; wenn er, wie das damals Mode ward, von hochconservativen Herren gefragt wurde „Warum halten Sie die Kreuzzeitung nicht?“ so antwortete er „Weil sie lügt!“ Mit einem solchen Manne war es mir leicht, vertraut zu werden; wir kamen trotz des Unterschiedes der Jahre bald in ein herzliches Verhältniß, das auch in den elf Monaten, in welchen ich sein Gehülfe war, niemals getrübt wurde. Auch in sein Hauswesen, so wenig es unter einer guten, aber schwachen und halbtauben Pfarrfrau von Mängeln frei war, hatte ich mich bald eingelebt. Ich hatte mein Arbeitsstübchen, daneben eine Schlafkammer, die ich mit dem einzigen Sohne des Hauses theilte, und dieser dreizehnjährige liebe und treffliche Knabe schloß sich mir mit großem Vertrauen an. Wenn wir am Abend zu Bette gingen, dann rückte er noch mit allerhand klugen, wißbegierigen Fragen heraus, und wir plauderten dann wohl noch eine Stunde von schönen und großen Dingen. Mit den drei kleinen Mädchen, die außer ihm vorhanden waren, hatte ich mich schon als Examensgast im Hause auf guten Fuß gesetzt, so daß sie sagten: „Der muß aber dableiben.“ Mit Kindern zu verkehren, war mir immer eine Lust, und ich erinnere mich, daß ich die Kleinste, Fünfjährige bei einem patriotischen Fest auf dem Arme trug, damit sie im Volksgedränge das aufsteigende Feuerwerk sehen konnte. So wurden es auch gemüthliche Abende, in denen ich in der Zeit vor Weihnachten mit dem Pastor zusammensaß, um allerlei Ueberraschungen für die Kinder zu Stande zu bringen.

Mein eigenstes Arbeitsgebiet hatte ich an dem gottlob nicht großen evangelischen Bruchtheil der Gefängnißbevölkerung. Ein mir neues Arbeitsfeld, aber kein unwillkommenes oder gar abschreckendes, nachdem ich mich erst an die dumpfe Luft und die schweren Schlösser und Riegel des alten Dominikanerklosters etwas gewöhnt hatte. Hier predigte ich jeden Sonntag früh in einer düsteren Kapelle, in der eine hohe Bretterwand Männer und Frauen von einander schied, vor etwa 50 bis 60 Gefangenen, zu denen zuweilen auch ein paar Zuhörer aus der Stadtgemeinde kamen. Daneben hielt ich zwei Wochenandachten, die ich auf Schütte's Wunsch anfangs in katechetischer Form versuchte, bald aber, da die Gefangenen das Fragen übelnahmen, in Bibelstunden verwandelte. Bei neuen Gefangenen, die keine bloßen Passanten oder Holzdiebe waren, suchte ich persönliche Bekanntschaft und Einwirkung im Privatgespräch. Noch ruft mir das Concept eines Jahresberichts, den ich nach einiger Zeit an die Rheinisch-westphälische Gefängnißgesellschaft zu erstatten hatte, die bei dieser Arbeit empfangenen Eindrücke zurück. Das Arresthaus herbergte sowohl Untersuchungs-, als Strafgefangene, letztere allerdings nur von geringeren Stufen. Beiderlei Art thunlichst auseinanderzuhalten war das — leider nur unvollkommen durchführbare — Bestreben des trefflichen Directors, mit dem ich im besten Einvernehmen stand. Das durch die Räumlichkeiten gebotene System der gemeinsamen Haft, anstatt der Einzelhaft, wie Wissenschaft und Seelsorge sie empfahlen, war unser Herzeleid, indem sich trotz Aufsicht und Arbeit, Schulunterricht und Seelsorge die sittliche Ansteckung der besseren Elemente seitens der grundverdorbenen nicht verhüten ließ. Die Hülfe, die wir in der Weiberabtheilung an einer trefflichen Aufseherin, einer ebenso derben wie frommen Unterofficierswittwe hatten, stellte das Bedürfniß eines Aufseherpersonals, das nicht blos militärisch, sondern auch christlich vorgeschult wäre, desto mehr ins Licht. Die bodenlosesten Elemente, schon damals von

theoretischem wie praktischem Naturalismus zerfressen, waren durchschnittlich die Sträflinge aus den gebildeten Ständen, während bei Handwerkern und Landleuten in der Regel noch ein religiös-sittlicher Resonanzboden zu finden war. Die Predigt wurde aufmerksam und gern gehört, dem Prediger begegnete überhaupt viel mehr Vertrauen als Trotz. Aber den mit den besten Vorsätzen in die Freiheit Zurückkehrenden standen die Schwierigkeiten, Vertrauen und Arbeit zu finden, wie Berge entgegen. Ein kleiner Hülfsverein, den ich mit dem evangelischen Gefängnißinspektor und mit D. Max Goebel bildete, bemühte sich, solche Entlassene in christliche Uebergangsanstalten zu bringen, aber ja nicht in die öffentlichen Besserungsanstalten zu Brauweiler und Pützchen, welche notorisch ein Hohn auf ihre Bestimmung waren.

Nicht minder lehrreich wie diese Gefängnißseelsorge war mein Antheil am Gemeindepfarramt. Hier zuerst lernte ich den Segen der rheinischen evangelischen Ueberlieferungen und Einrichtungen kennen, durch welche — in merklichem Unterschiede von dem lutherischen Kirchenwesen meiner Vaterstadt — ein wirkliches, selbstthätiges Gemeindeleben ermöglicht ward. Die coblenzer evangelische Gemeinde, etwa ein Siebentel einer Einwohnerschaft von einigen Zwanzigtausend, war erst dadurch entstanden, daß der preußische Militär- und Beamtenstaat sich dem alten unterm Krummstab stagnirenden Coblenz aufgepfropft und die unbedeutende Stadt zu einer Festung ersten Ranges und zum Sitz der Provinzialregierung erhoben hatte. Zuerst war nur Ein Geistlicher für Militär und Civil gewesen; seit Schütte's Eintritt war beides gemeindlich getrennt, und nur die Gottesdienste in der düsteren mittelalterlichen Florinskirche waren gemeinsam. Die Civilgemeinde, zumeist aus Eingewanderten aller Provinzen zusammengesetzt, umfaßte neben den aristokratischen Elementen, wie die Regierungsbehörden sie ihr zuführten, eine beträchtige Anzahl geringer Leute, in Coblenz sitzengeblie-

bene Handwerker und Arbeiter, welche meist in gemischter Ehe lebten: nur ein kraftvolles Pfarramt, unterstützt von einem thätigen rheinischen Presbyterium, konnte diese Diaspora zu einem lebendigen und widerstandsfähigen Ganzen zusammenfassen. Allerdings standen dem Pfarramt in seiner schwierigen und vielseitigen Aufgabe ausgezeichnete presbyteriale Kräfte zur Seite, vor allen der Regierungs- und Schulrath Landfermann und der Buchhändler und Waisenvater Kehr. Landfermann, eine in aller Weise bedeutende Persönlichkeit, einst in der Burschenschaftsverfolgung Schütte's Leidensgefährte, war mit seiner unbeugsamen Characterfestigkeit der Mann dazu, auch einem Vorgesetzten wie Herrn von Kleist-Retzow gegenüber den Unions-Character der Gemeinde unversehrt zu erhalten. Kehr aber, ein Mann von seltenem praktischen und pädagogischen Geschick, hatte derselben ein eignes Waisenhaus und damit den Kern zu mannigfachen Anstalten der inneren Mission gestiftet. Ihm war eines Tages in seinen Sorgen um die Armen der Gemeinde die über einem fiskalischen Gebäude verbliebene alte Tafel, den h. Martin darstellend, der mit dem Bettler seinen Mantel theilt, zu Herzen gegangen; er ruhte nicht, bis er dies Gebäude für die Gemeindewaisen erlangt, dann zog er selbst als Waisenvater hinein. Namentlich mit seiner Hülfe hatte Schütte eine vom Presbyterium ressortirende kirchliche Armenpflege eingerichtet, einen Kreis freiwilliger Diakonen, welche die Stadt unter sich vertheilt hatten, die einzelnen Nothleidenden besuchten und vertraten und vom Presbyterium die erforderlichen Mittel erhielten. In diesem mannigfaltigen Spiel der Kräfte und Bedürfnisse, dessen lebendiger Mittelpunkt doch das Pfarramt blieb, war ebensoviel zu arbeiten als zu lernen.

Neben dem häuslichen Krankenbesuch, in den ich mich mit dem Pfarrer theilte, fiel mir insbesondere die regelmäßige Besuchung des städtischen Krankenhauses zu. Dasselbe wurde von barmherzigen Schwestern verwaltet, und es galt, auf die pro-

testantischen Pfleglinge ein scharfes Auge zu haben, damit sie nicht unversehens zur „Rückkehr“ in die allein-seligmachende Kirche sich veranlaßt fühlten; — unter den Augen der katholischen Pflegerinnen, aber ohne deren Hülfe mußte man sie in den Krankensälen ausfindig machen. Aber nicht sowohl diese äußeren Umstände, als vielmehr die seelsorgerische Aufgabe selbst machte mir diesen Zweig meiner Thätigkeit vor anderen schwer. Auf ihn war ich am wenigsten vorbereitet; nur ganz zuletzt in Frankfurt hatte ich als Stellvertreter des guten alten Irrenhausseelsorgers an solche Aufgaben gerührt. Vor allem fand ich es schwierig, zwischen einem methodistischen Einstürmen auf die Leidenden und einem bloßen Bezeigen menschlicher Theilnahme die richtige Mitte zu finden, und selten that ich mir Genüge. Ich hütete mich wenigstens vor aller Schablone. Einmal habe ich einer alten Schauspielerin aus Goethe's Schule, die in Coblenz buchstäblich am Verhungern gewesen, als man ihr Elend entdeckte und sie ins Spital brachte, die letzten Lebenstage durch meine Besuche erhellt, ohne daß sie die längste Zeit merkte, daß ich ein Geistlicher sei; in anderen Fällen habe ich harten, trotzigen Leuten das Nahen ihres Endes ins Gesicht gesagt. Einmal habe ich auch um der Christenpflicht willen die Kirchenordnung übertreten. Eben als ich in Coblenz eintrat, ging dort und in Ehrenbreitstein die Cholera um; jeden Abend verkündete das Sterbeglöcklein zahlreiche Opfer. Ich kam zu einem Schwerkranken, der nur noch kurze Frist hatte und nach dem h. Abendmahl begehrte. Da mein Pfarrer verreist und ein Aufschub bedenklich war, habe ich es ihm, obwohl unordinirt, ohne Gewissensskrupel gereicht.

Leichter fiel mir der Katechumenenunterricht oder das Halten von Vorträgen in einem Handwerkerverein; in dergleichen war ich von Frankfurt her geschult. Auch an Missionsstunden und Grabreden nahm ich Theil. Erstere unternahm Schütte jetzt erst in Gemeinschaft mit mir, und ich suchte sie dadurch anziehender

zu machen, daß ich, anstatt langweilige Berichte vorzulesen, ein Kapitel Missionsgeschichte studierte und aus demselben ein lebendiges Bild herzustellen suchte. An den Grabreden, die ich theils in Schütte's, theils in des Militärpredigers Thielen Vertretung öfters zu halten hatte, lernte ich das Wort der Erbauung handhaben ohne Aufschreiben und Memoriren, indem hiezu nicht immer Zeit blieb. Wenn ich, des Individuellen des Falles kundig und im Besitz eines darauf anwendbaren Schriftwortes, hinter dem Sarge herging, dann gestaltete der vorhandene Gedankengang sich mir mühelos zur bündigen und anziehenden Rede aus. Allerdings, ohne vorherige Meditation zu reden, habe ich mir nie gestattet; ich mußte wissen was ich wollte, ehe ich den Mund aufthat. Ich hatte bei solchen Gelegenheiten manchmal eine auserlesene Zuhörerschaft, auch Katholiken darunter, so daß es zwiefach galt, die Ehre des evangelischen Amtes zu wahren. Einmal, in einem denkwürdigen Falle, habe ich auch einem Katholiken die Grabrede gehalten. Ein schwindsüchtiger junger Mann aus Saarbrücken, der nach Ems wollte, war in unsrer Stadt liegen geblieben, um nicht wieder aufzukommen. Da er katholischen Bekenntnisses war, so hatte die evangelische Stiefmutter, die ihn begleitete, einen Priester gerufen, und dieser hatte ohne weitere seelsorgerische Bemühung den Todkranken gefragt, ob er beichten wolle. Der Kranke hatte die Ohrenbeichte als seiner Denkart widerstreitend abgelehnt; darauf hatte der Priester ihn verlassen, die evangelische Mutter aber hatte mit dem Sterbenden gebetet, ihm aus der Bibel vorgelesen, und so getröstet und vorbereitet war er gestorben. Kein römischer Priester in Coblenz wollte den „im Zwiespalt mit der Kirche“ Abgeschiedenen beerdigen; die bedrängte Mutter kam mit diesem Ergebniß ins evangelische Pfarrhaus, und da Schütte verreist war, nahm ich unter Billigung eines Mitgliedes des Consistoriums die Sache auf mich. Ich redete vor einem ansehnlichen, wesentlich aus Katholiken bestehenden Gefolge über das Wort: „Er wird das

glimmende Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht zerbrechen“ und stellte die große Barmherzigkeit des Heilandes der geringen, welche die Kirche hier bewiesen, tröstend gegenüber. Die Rede machte einen vortrefflichen Eindruck; der katholische Vater, ein gebildeter Mann, schrieb mir einen rührenden Dankbrief und bat sich eine Niederschrift meiner Worte aus, die er sammt der ganzen Geschichte der Oeffentlichkeit übergab.

Zum Predigen in der Gemeinde kam ich reichlicher, als ich hatte erwarten können. Einmal wurden von Neujahr bis Ostern wohlbesuchte Mittwoch-Abendpredigten gehalten und an diesen bekam ich regelmäßigen Theil. Dann gab es Aufforderung genug, meine im Arresthaus gehaltene Frühpredigt, die ich ausarbeitete wie jede andere, Nachmittags in der Kirche zu wiederholen. Ein besonderer Anlaß aber führte mich ein Vierteljahr hindurch alle vierzehn Tage auch im Hauptgottesdienst auf die Kanzel. Der Militäroberprediger Thielen war von einem Halsleiden heimgesucht und übertrug mir von Neujahr bis Ostern seine sämmtlichen Predigten. Ich that mein Bestes und begann mit jenen Predigten über die Hochzeit von Cana und die Speisung der Fünftausend, welche ich nachmals wagen durfte meiner ersten zu druckenden Predigtauswahl einzuverleiben, und in gleicher Höhe gelang es mir auch, bis Ostern fortzufahren. Um diese Zeit kam der in Baden siegreich gewesene Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm, mit seiner Familie nach Coblenz, um hier seinen Sitz zu nehmen. Noch erinnere ich mich, wie die Gassenbuben pfiffen, als er ans Land trat; aber die Herzen der Besseren gewann er schon durch die Ansprache, die er an die im Schloß versammelten Behörden hielt: es sei wohl niemand hier — sagte er — der in seinem Leben einen solchen jähen Wechsel der Geschicke erfahren wie er; er hoffe, diese Schule solle für sein übriges Leben ausreichen. Am nächsten Sonntag kam er mit den Seinigen zur Kirche; ich war an der Reihe zu predigen, hatte ihn in Gemeinschaft mit Schütte an

der Thür zu empfangen und hielt dann meine Passionspredigt über die drei Gekreuzigten auf Golgatha. Der Generalsuperintendent erzählte mir wenige Tage darauf, der Prinz habe sich nach meinen Personalien erkundigt und sein Wohlgefallen an der gehörten Predigt ausgesprochen. Natürlich war bei solchen noch einigemal wiederkehrenden Gelegenheiten die Kirche beispiellos überfüllt und das Herz klopfte mir stärker; aber ich hielt mir vor, wenn ich die Kanzel betrat, daß vor Gott stehen etwas noch Ernsteres sei als vor einem Fürsten, und so gerieth mir's.

Nach Ostern, als Thielen sein Amt wieder übernommen hatte, that sich mir von Zeit zu Zeit eine andere Vormittagskanzel auf, unendlich bescheidener, aber mir fast um ebensoviel traulicher als die coblenzer, — die Kanzel der mir ursprünglich zugedachten kleinen Gemeinde in Vallendar. Der sie versehende Candidat war auf der Schwelle anderweitiger Anstellung und überließ sie mir wiederholt, und so knüpfte sich zwischen mir und den vallendarer Evangelischen ein Band der Gemeinschaft, dem ich noch nach vielen Jahren durch Unterstützung ihres Kirchbaues aus dem Gustav-Adolfsverein habe Folge geben können. Diese Vallendar-sonntage waren rechte Festtage für mich. Kam ich um 9 Uhr aus meiner Arresthauskapelle, so trug mich ein Kahn den grünen Rhein hinunter; die Sonne brach durch den Morgennebel und ließ die malerischen Höhen der rechten Rheinseite in ihrem Frühlingsschmuck erglänzen, und der alte Fährmann erzählte mir aus seiner Lebensgeschichte. Sie reichte zurück in die Tage der französischen Revolution; die Sanscülotten hatten einst seinen Vater zur Ueberfahrt gepreßt und ihn dann in Gegenwart des Kindes erschlagen und in den Rhein geworfen; der Knabe war nachgesprungen, ans Ufer gelangt, aber in Todesängsten stundenlang im Wald herumgeirrt. Kam er dann auf die Revolutionäre der Gegenwart, so schloß er kopfschüttelnd „die Menschen fürchten heut die Allmächtigkeit nicht mehr!“ Darüber waren wir nach Vallendar gelangt, und hier erwartete

mich in einem dürftigen Saal mit Fachwänden eine dichtgedrängte Versammlung, alle die zerstreuten Evangelischen der Umgegend, die sich meiner Schriftauslegung dankbar erfreuten. Wenn ich aus dem Betsaal trat, standen wohl noch einige da und hatten eine biblische Frage auf dem Herzen, die ich ihnen ehrlich nach meinem theologischen Gewissen beantwortete. Dann aber mußte ich bei irgendeinem der Ansässigen zu Tisch bleiben und daran knüpften sich weitere Gespräche und zuweilen denkwürdige Eindrücke. Zwei Diasporabilder sind mir von solchen Einladungen her unvergeßlich geblieben. Das eine das eines greisen Officiers, der für seine Person allein den dritten Theil der vallendarer Kultuskosten trug. Er hatte, in gemischter Ehe lebend, seine Kinder einst der römischen Kirche überlassen, und diese hatte sie ihm mit ihren düstersten Gluten erfüllt. Einige waren in Orden eingetreten, und wie die anderen zu ihrem Vater standen, das sollte ich wahrnehmen, als er mich eines Sonntags nach der Predigt zu Tische lud. Ich versuchte vergeblich mit den Damen ein Gespräch anzuknüpfen; sie hatten für den ketzerischen Gast kaum ein ablehnendes Ja oder Nein, überließen den Hausvater und mich wie zwei Fremde einander und verschwanden nach dem letzten Bissen ohne Verabschiedung. Der arme Mann war in seinem eigenen Hause ein Ausgeschlossener, ein Gebannter; mit verzweifelten Thränen, wie ich nachher hörte, klagte er wohl gegen Freunde die frühere confessionelle Gleichgültigkeit an, die ihn dazu gemacht. — Der Andere, dessen ich gedenke, war ein ländlicher Schmied, auch in gemischter Ehe und in ganz katholischer Umgebung lebend, aber kinderlos. Das war ein ächter deutscher Mystiker wie aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der nicht orthographisch schreiben, wohl aber einen Pfarrer drei Stunden lang mit seinen Speculationen über Freiheit und Gnade in Athem halten konnte. Da ich mit ihm auf Sonntagsfeier zu reden kam, sagte er mir: „Alle Tage sind Tage des Herrn; — wenn mir der Sonntag kein Wort Gottes predigt, das ich am

Werktag an meinem Ambos im Herzen bewegen kann, so ist er mir wie jeder andere Tag." Als ich sein Mittagsgast gewesen, begleitete er mich durch das hinter dem Ehrenbreitstein gelegene prächtige Hügelland und erzählte mir unterwegs seine Lebensgeschichte, in einem Styl, an dem Jacob Grimm seine helle Freude gehabt haben würde. Wir kamen nach Arrenberg, wo ein betriebsamer katholischer Geistliche mit gutgewählten Kunstmitteln einen neuen Wallfahrtsort angelegt hatte, und sahen, wie ein altes Mütterchen an einer der neuaufgestellten Heiligengruppen sein Gebetbuch anstrich, in der Zuversicht, daß die Heiligkeit abfärbe. „Das ist hier ein rührendes Gefühl für die Welt, rief mein Schmied aus, aber ein höllischer Verderb für die Seelen. Ich seh' die Zeit kommen, wo hier die Kranken ihre Krücken stehen lassen! Wenn's Christi Leib thäte und nicht sein Geist, er hätte sich gewiß in Stücke reißen lassen für uns." — Ich konnte diesen Tag nicht zur Ruhe gehen, ohne über denselben meinem Bruder einen entzückten Bericht geschrieben zu haben. „O deutsches Land, o deutsches Volk, rief ich aus, ihr seid doch die herrlichsten von allen. Glücklich, wessen Leben euch angehört!"

Man wird bei diesem Ueberblick meiner Obliegenheiten vielleicht den Eindruck empfangen, daß ich für einen Anfänger im geistlichen Amte recht viel und vielerlei Arbeit hatte. Die hatte ich auch, aber überbürdet war ich nicht. Vielmehr waren mit den Aufgaben auch meine Kräfte gewachsen. Das befriedigende Gefühl wirklicher Berufsthätigkeit, die aus der mannigfachen Thätigkeit quellenden Anregungen und der oft fühlbare gute Erfolg, dazu die anmuthenden und aufmunternden Umgangsverhältnisse, in denen ich lebte, hatten meine Schwingen entfaltet und ließen kein Gefühl der Ermüdung in mir aufkommen. Ich brachte jetzt meine beste Predigt innerhalb zweier Tage zu Stande, schrieb sie nach gehöriger Meditation sofort in abgerundeter Form ins Reine und memorirte sie am Sonnabend-nachmittag.

Im Nothfall überlegte und schrieb ich sie auch erst am Sonnabend und hielt sie mit der Fröhlichkeit des guten Gewissens, daß es nicht anders angegangen, auch ohne eigentliches Memoriren. — Ohne aufgeschrieben zu haben, habe ich nur einmal, da ich erst am Abend vorher von einer Reise zurückkam, im Arresthaus gepredigt; denn dabei blieb ich, auch bei gehäufter Arbeit, daß die Güte der Leistung nicht über der wachsenden Menge abnehmen dürfe, sondern das Beste geboten werden müsse, dessen der Prediger unter den gegebenen Umständen fähig sei. Es war ein fröhliches, glückliches Gefühl, das mich dabei begleitete und beflügelte. „Solche Arbeiten, schrieb ich meinem Bruder einmal zu einer Uebersicht der letzten Arbeitswoche, hätte ich in Frankfurt für übermenschlich gehalten: hier habe ich sie nicht einmal mit Kopfweh gebüßt. Ich bin dabei spazieren gegangen, bin zwei Abende in Gesellschaft gewesen und habe nebenbei einen wissenschaftlichen Entwurf gemacht, den ich dir nächstens vorlegen will.“ Und wiederum: „Merkwürdig ist doch das stille Wachsen und Erstarken des Geistes in einer erquickenden Lebensluft. Ich habe mich in letzter Zeit studierend nicht viel mit wissenschaftlichen Dingen abgeben können, und doch ist in der wissenschaftlichen Theologie kein Problem, welches anzufassen und der Lösung näher zu führen ich nicht Muth und Kraft in mir verspürte.“

So kam es unter aller jener Arbeit noch zu literärischen Ansätzen und Entwürfen, von denen zwar in der kurzen Zeit meines coblenzer Amtes keiner zur Reife gediehen ist, die aber verriethen, daß meine geistige Thätigkeit in jene pastoralen Arbeiten, so lieb sie mir waren, nicht aufging. Zunächst war es Max Göbel, der mich immerfort zu Beiträgen für seine Monatsschrift anspornte. Er hatte auf Dorners Anregung jenen meinen Examensaufsatz über die neutestamentliche Lehre von der Gütergemeinschaft in derselben zum Abdruck gebracht und wollte nun Weiteres. Er erhielt zunächst ein kleines Gedächtnißbild

Neanders, zu welchem der im Sommer 1850 uns überraschende Tod desselben die Veranlassung bot. Anderes und Größeres ist unter dem Drang der Amtsarbeit halbfertig liegen geblieben. So sollte ich zur Steuer der historischen Wahrheit und zur Aufklärung der Rheinprovinz über einen nach großen Hoffnungen verlorengegangenen Sohn einen Aufsatz über Kinkels Entwicklungsgang schreiben. Das Thema war zeitgemäß, da Kinkels Irrgang und Schicksal weite Kreise bewegte und seine Person durch einen unreifen und radikalen Biographen namens Strodtmann soeben in ein ganz falsches Verherrlichungslicht gerückt worden war. Und es konnte mich, der ich dem Kinkel'schen Ehepaare so nahe gestanden, allerdings reizen, das psychologische Problem einer Individualität zu lösen, deren Innerstes nach meinem Verständniß weder wissenschaftlicher Trieb noch poetische Begabung, sondern praktische Energie war und die in Folge dessen nach dem Verlorengehen der demüthigen christlichen Lebensziele auf den Weg der politischen Großmannssucht hatte gerathen müssen. Andererseits widerstrebte es mir, eine solche psychologische Analyse an dem noch Lebenden, dem ich so nahegestanden, öffentlich vorzunehmen; erst als mein Bruder meine Bedenken bekämpfte und mich wie zu einer Pflichterfüllung antrieb, gab ich mich an die Arbeit und schrieb sie zu zwei Dritteln hin; aber ich war nicht böse, als hernach die Uebernahme neuer Berufsaufgaben die Vollendung und Veröffentlichung hintanhielt. — Wiederum übergab mir Goebel Albrecht Ritschl's ebendamals neuerschienenes Buch „Die altkatholische Kirche“ als eine gewissermaßen rheinische Erscheinung zu einer kritischen Anzeige in der bonner Monatsschrift. Das war eine streng-theologische Aufgabe, die mich sehr anzog, und meine kritische Anzeige wuchs mir unter den Händen zu einer selbständigen Abhandlung über den Gegenstand, die aber so rasch nicht fertigzustellen war. Bekanntlich hat Ritschl selbst dies Buch in der sieben Jahre später erschienenen zweiten Auflage wesentlich umgebildet und berichtigt: damals schrieb ich

nach der ersten Durchlesung meinem Bruder: „das Buch ist im Vergleich mit Baur und Schwegler nüchtern, aber bei allem Fleiß der Durchführung in principiis in deren Fußtapfen; eine gründliche Kritik, die mir halbfertig in der Seele liegt, muß es aus den Angeln heben." Aber auch diese Arbeit ist über meiner baldigen Wegberufung von Coblenz liegen geblieben.

Andere theologischen Vorsätze und Ansätze erwuchsen mir aus der praktischen Arbeit selbst. Namentlich meine Predigtvorbereitungen regten mich immer zugleich theologisch an; indem ich daran hielt, auf der Kanzel kein Wort zu sagen, das ich nicht glaubte wissenschaftlich verantworten zu können, wurde mir jede Predigtmeditation zugleich zu einem Bewegen theologischer Probleme. Ich hatte mich längst mit Vorliebe Texten aus den Evangelien zugewandt; aus ihrer Erwägung entsprang mir der Gedanke eines wissenschaftlichen „Lebens Jesu", welches die Strauß'sche Kritik gründlicher zu überwinden geeignet wäre, als die Apologeten und unter ihnen auch Neander gethan. Ich fand die durchgängigen Spuren einer wahrhaft menschlichen Entwicklung im Leben Jesu, welche gleichwohl eine durchaus einzigartige, sündlos-vollkommene und in ihrer Beziehung auf die sündige Welt heilandsmäßige war: ebendamit hatte ich das Unerfindliche und bei aller Wunderbarkeit ideal Natürliche und Vernünftige dieser Lebensgeschichte in Händen. Ein Aufsatz „über die epochemachenden Momente im Leben des Erlösers" (— Taufe und Versuchung, Verklärung und Gethsemane —) sollte diese meine Auffassung analytisch begründen und war der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" zugedacht. Auch er ist nicht fertig geworden, indem der Plan eines vollständigen Lebens Jesu ihn überholte. Zu einem solchen entwarf ich Skizzen, die ich meinem Bruder zur Beurtheilung vorlegte: in ihnen finden sich bereits durchgehends die Ansätze zu dem, was ich ein Menschenalter später wissenschaftlich und künstlerisch auszuführen versucht habe. Nur mein Wunderglaube war da-

mals noch ungleich naiver als späterhin: meine vorher erwähnten Predigten über die Hochzeit zu Cana und über die Speisung der Fünftausend in meiner rheinischen Predigtauswahl veranschaulichen, in welcher Weise ich mir damals über die schwierigsten Wunderräthsel der evangelischen Geschichte hinweghalf.

Neben alledem gingen in Coblenz Stunden der Erholung und des fröhlichen Lebensgenusses genug her und wirkten erquickend und anregend auf Arbeit und Hervorbringung zurück. Zunächst ein erquicklicher Umgang mit reicher, herrlicher Natur. Schon das war eine Lust, wenn beim Durchwandern der theils engen und krummen, theils vornehm öden Straßen der Alt- und Neustadt einen die blauen Berge hinter den Häusern grüßten; aber es blieb auch Zeit genug, ihnen näher zu kommen. Ich hatte die Landschaft nur immer beim Vorüberfahren nach dem großen, aber etwas kalten Eindruck des Ehrenbreitsteins beurtheilt; nun erst lernte ich ihre ganze warme Schönheit würdigen. Rheinaufwärts nach der Laubach oder nach Stolzenfels, gegenüber nach Horchheim und Niederlahnstein, hinter'm Ehrenbreitstein ins Sieben- und Vierzehnmühlenthal, vor allem aber hinauf über die Karthause auf die vom Kühkopf überragte Hochfläche zwischen Rhein und Mosel, wo man die Stadt und Festung sammt dem Rheinthal aufwärts und abwärts überschaut, — welch unerschöpfliches Gebiet einsamen oder gemeinsamen Naturgenusses! Bald war der „Engelspfad", der am Fuß der Karthause durch die Weinberge führte, mein stiller Abendgang, und längst verklungene poetische Regungen wachten auf ihm im Herzen wieder auf; bald wanderte ich mit meinem treuen Gesellen, dem Tertianer Ferdinand Schütte, die Höhe hinauf und über die Hochfläche nach der Laubach hinüber; bald machte Pastor Schütte mit den Seinen oder mit besuchenden Freunden einen Nachmittagsgang nach Horchheim oder nach dem vom Glanz seiner Kirschblüthe den Namen tragenden Moselweiß. Oder ich wurde zu einem Ausflug geladen, den ein zur Gemeinde gehöriges

Mädchenpensionat mit Lehrern und Lehrerinnen nach Stolzenfels oder auf den Kühkopf unternahm. Einigemal zog's mich hinüber nach Winningen an der Mosel, wo der Vater meines alten Freundes Albrecht Schöler hauste, jetzt mein Superintendent; wenn der Sohn von seinem hunsrücker Vicariat aus das Elternhaus besuchte, rief er mich herüber, und hatten wir dann bis spät in fröhlichem Gespräch beim Pfarrwein gesessen, so ging's in schauriger Nacht über die Mosel, den steilen Bergpfad hinan und über die menschenleere Hochebene weg, bis endlich in der Nähe der Karthause die Lichter von Coblenz mir freundlich entgegenstrahlten.

Ungemein reich und erquicklich waren die geselligen Verhältnisse, in die ich wie von selbst hineingetreten war. Es lag ja mit an meiner amtlichen Stellung, aber es lag auch an dem Gemeingeist der gebildeten evangelischen Kreise, daß ich binnen Kurzem in einer Fülle von freundlichen Beziehungen stand, wie fünf Jahre in Frankfurt sie mir nicht eingetragen hatten; — dort galt Reichthum und Ansehen, hier Person und Beruf. Unser Pfarrhaus selbst war gesellig und gastfrei; manche Bekanntschaft aus der Fremde ward hier gemacht, und seit die anfangs auswärtige älteste Tochter wieder daheim war, füllte sich unser Wohnzimmer zuweilen des Abends mit deren fröhlichen Freundinnen; da wurde gespielt, gesungen und musicirt. Wiederum wurde ich von den Freunden des Pfarrhauses überall miteingeladen, von Landfermann, Kehr und anderen Mitgliedern des Presbyteriums. Wir verkehrten auch mit zwei hervorragenden Mitgliedern der Militärgemeinde, einem Major von Sommerfeld, dem Schwager Bethmann-Hollwegs, und dem Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von der Goltz; besonders der letztere, der sich in seinem frühen, durch Kränklichkeit herbeigeführten Ruhestand mit Sinnigkeit culturgeschichtlichen Studien zugewandt hatte, war eine anziehende und anregende Persönlichkeit. Endlich war ich bei sämmtlichen geistlichen Mitgliedern des Consistoriums ein

mit väterlicher Freundlichkeit aufgenommener Gast. Mit ihnen führte mich außerdem eine gemüthliche theologische Conferenz zusammen, die allwöchentlich im Kehr'schen Waisenhause bei einer Tasse Kaffee zusammenkam. Zu ihr gehörten außer uns Theologen die beiden genannten Officiere, welche theologische Dilettanten waren; zuweilen nahm aus Anlaß einer Consistorialsitzung, die ihn von Bonn herüberrief, auch Dorner theil. Es wurde Neues Testament getrieben und überhaupt theologisirt, auch wohl, wie die Zeit es mit sich brachte, politisirt, wobei der altliberale Generalsuperintendent und der streng-conservative Hr. v. Sommerfeld zuweilen lebhaft zusammenstießen. Die ungefärbt brüderliche Art, in der die Consistorialräthe hier mit einem jungen Candidaten verkehrten, ließ nichts zu wünschen übrig.

Ich rechne es überhaupt zu meinen erquicklichsten Erlebnissen, dem damaligen rheinischen Consistorium nahegestanden zu haben, einem Consistorium ohne Hierarchismus, ohne manierirte Salbung und ohne Argwohn gegen die theologische Wissenschaft. Das „Königliche Consistorium“ war eine der rheinischen Presbyterialkirche aufgedrungene, keineswegs beliebte Einrichtung, aber diese Männer machten die Vorurtheile, welche gegen die Institution als solche bestanden, persönlich zu nichte. Sie vertraten nicht sowohl die staatliche Büreaukratie der rheinischen Kirche gegenüber, als die Freiheit und Eigenart dieser Kirche nach oben hin; und doch widerstanden sie zugleich den Schwächen, zu denen diese Provinzialkirche neigte, z. B. dem einseitigen Pakticismus, welcher eine gründliche theologische Bildung und Fortbildung geringachtete. Mit Bewußtsein wurden die Candidaten durch Examensthemata, wie „Vergleichung von Schleiermachers und Rothes Gotteslehre“, genöthigt, sich auf der Höhe der theologischen Entwicklung ihrer Zeit zu halten. Hierin ging der greise Generalsuperintendent D. Küpper mit eigenem guten Beispiel voran: ein Siebziger, saß er an jedem frühen Morgen erst einige Stunden studierend über einem speculativ-theologischen

Buche, z. B. über Rothes Ethik, ehe er das Actenbündel des Consistoriums vornahm und mit jugendlicher Arbeitskraft erledigte. Ein Mann aus der alten kirchenregimentlichen Schule im besten Sinne des Wortes: ebenso human wie autoritativ. Man sagte, daß er den Ausländern nicht günstig sei: mir war er väterlich freundlich und gütig, und ich habe ihn herzlich betrauert, als bald nach Ostern eine Lungenentzündung ihn hinwegnahm. — Aber die Perle des Consistoriums war D. Groos, ehedem Pastor der noch vereinigten Militär- und Civilgemeinde, dann nach schwerer nervösen Erkrankung, aus der er halb taub hervorging, ins Kirchenregiment übergegangen, eine anima candida, in der die Consistorialwürde dem freien Christenherzen keinen Eintrag gethan hatte. Er hatte als junger Freiwilliger den Krieg von 1813 mitgemacht und zu Schenkendorfs schönem Liede „Freiheit, die ich meine" die nicht minder schöne Melodie gesetzt. Seine Theologie aber hatte er von Schleiermacher, und dieser große und freie christliche Denker war auch bei seinen kirchenregimentlichen Arbeiten noch immer sein Berather; ihm ähnelte er auch an edler Herzensfülle und an lebendiger, mit freiem Denken vollverträglicher Herzensfrömmigkeit. Es war mir eine stolze Freude, daß dieser ehrwürdige Mann mir — ebenso wie hernach meinem Bruder — seine väterliche Liebe zuwandte. Auch seine treffliche Frau, eine Tochter jenes Generals Aster, der den „Asterstein" erbaut und den Adel ausgeschlagen hatte, war meine mütterliche Freundin; sie füllte als Vorsteherin des Frauenvereins mir die Hände für meine Gänge zu den Armen und Kranken. — Reichte der Militäroberprediger Thielen, der nachmalige Feldpropst, auch nicht an die Höhe und Tiefe eines Mannes wie Groos, so war er doch ein ebenso geschäftstüchtiger als wohlwollender Mann, der mit militärischer Pünktlichkeit rheinische Gemüthlichkeit zu vereinigen wußte. Jede gute Sache und jeder tüchtige Mensch war seiner geschickten und thätigen Forthülfe gewiß. Ich habe bereits erzählt, wie er mir damals

in bedeutsamer Zeit durch die Uebertragung seiner Predigten sein Vertrauen erwies, und er ist zeitlebens mein freundlicher Gönner geblieben. — Dankbar nach mehr als Einer Seite hin habe ich endlich Max Goebels zu gedenken, eines in aller Bescheidenheit um die rheinische Kirche hochverdienten und für sie characteristischen Mannes. Ein treuer Sohn des reformirten Niederrheins, nicht dogmatistisch, sondern mystisch gerichtet, hatte er zu den ersten Candidaten des wittenberger Seminars gehört. Hier hatte ihm der lebhaft empfundene Contrast des lutherischen Wesens mit seiner niederrheinischen Gewöhnung jenes Schriftchen eingegeben, welches für das Verständniß des innerevangelischen Confessionsunterschiedes bahnbrechend geworden ist, „Ueber die Eigenthümlichkeit der reformirten und der lutherischen Kirche“; gleichwohl war er ein treuer und tapferer Freund der Union geblieben. Nach kurzem Pfarramt hatte ein Halsleiden ihn genöthigt, der Kanzel zu entsagen und mit dem Subalternamt eines Consistorialsecretärs vorlieb zu nehmen, bis die Werthschätzung des Collegiums ihm wenigstens den Rang eines Assessors verschaffte. Sein Privatfleiß galt der rheinisch-westphälischen Kirchengeschichte, die er mit der Sinnesart eines Gottfried Arnold, zwar ohne historische Plastik, aber mit vortrefflicher Quellenkunde beschrieben hat. Ein kleiner und kleinkrämerischer Mann, zuweilen unbequem als Ausfrager und Tadler, aber treu wie Gold, war er der richtige Hofmeister der Candidaten und ließ es sich durch die Knappheit seiner Verhältnisse nicht nehmen, die paar in Coblenz Vorhandenen allwöchentlich zu einem theologischen Kränzchen bei sich zu sehen.

Es versteht sich, daß neben allen diesen neuen freundlichen Beziehungen die noch innigeren alten sich nicht lockerten, sondern wo möglich noch reichlicher gepflegt wurden. Meinem lieben Freunde Wolters war ich wenigstens durch seine in Coblenz wohnende Braut nahe gerückt. Ihr Elternhaus war meine Zuflucht, wenn ich einmal in zwanglos gemüthlichem Verkehr

abseits von der Theologie und Kirche mich ausruhen wollte. Die zwei Schwestern Luise und Auguste Kämpffer, mit zwei Brüdern Wolters verlobt, waren wie die beiden Leonoren, die eine sanft und still, die andere lebhaft und fröhlich, aber beide gleich tüchtig und liebenswürdig; dazu ein biederer Vater und in der ersten Zeit auch eine gute Mutter, die ihre letzten Lebenstage im Leidensstuhl verbrachte und es gern hatte, wenn man sich zu ihr setzte und mit ihr plauderte. Auf Ostern kam mein Freund zum Besuch; er begleitete mich getreulich auf meinen Predigtgängen und ermuthigte mich durch sein Lob; aber auch zu freien fröhlichen Spaziergängen blieb uns die Zeit. Ein Ausflug, den wir mit den beiden Schwestern nach dem schöngelegenen Sayn machten, ist uns immer in heiterem Gedächtniß geblieben. Die Mädchen hatten dort einen guten unverheiratheten Onkel, der sich unseres Ueberfalls nicht versah. Wir fanden das Haus verschlossen, stiegen durch ein offenes Fenster ein und bedienten in vergnüglicher Weise uns selbst, bis der Onkel kam und seine ungebetenen Gäste anstaunte. Nach Tische führte er uns durch das große fiskalische Hüttenwerk, an dem er Beamter war; auf dem weiteren Spaziergang ward Waldmeister entdeckt und eine abendliche Maibowle besiegelte den jugendfröhlichen Tag.

Ungleich näher gerückt war ich in Coblenz auch meinem Bruder, sowohl äußerlich als innerlich. Unsere Lebensanliegen waren durch jenen meinen Sommerbesuch in Berlin noch inniger als zuvor verflochten worden und unsere weiteren Erlebnisse verflochten sie immer von neuem. Obwohl wir an verschiedene Orte der Rheinprovinz gebunden waren, bekamen wir uns doch innerhalb eines halben Jahres nicht weniger als dreimal zu sehen. Ich war noch in meinen ersten coblenzer Wochen, als Franz mit seinen Zöglingen auf der Reise von Werdorf nach Düsseldorf in Ehrenbreitstein übernachtete; in fröhlichem Austausch unsrer neuen Lebenseindrücke ergingen wir uns auf der Schiffbrücke bis in die Nacht hinein. Auf Mitte April war in

Frankfurt sein erstes Examen angesetzt; wir benutzten diese Gelegenheit, um das stille Elternhaus einmal wieder fröhlich zu beleben, holten unsere Schwester in Kreuznach ab und hatten acht glückliche Familientage zusammen. Als wir nach dem wohlbestandenen Examen zurückkehrten, behielt ich Franz noch einige Tage in Coblenz zurück und machte ihn mit Schütte, Groos und Goebel bekannt, damit ihm einstweilen die Erlaubniß zum Predigen in der Rheinprovinz ertheilt würde, die Vorstufe zu späterem Eintritt in die rheinische Candidatur. Und noch einmal im Sommer, da es ihm oblag, einen seiner Zöglinge nach Kreuznach zu begleiten, ward es uns so gut, dort im gastlichen Hause des Pastors Reeder mit unsern Eltern zusammenzutreffen und dann in Coblenz mit einander die schönsten Punkte der Umgebung aufzusuchen. Waren wir aber getrennt, so ging der lebhafteste Briefwechsel zwischen uns hin und her. Es verging keine Woche, ohne daß mindestens Ein ausführlicher Brief empfangen oder abgeschickt ward; nicht selten kreuzten sie sich, denn wir hatten einander fortwährend viel zu sagen.

Zunächst ergoß sich in diesen Briefwechsel unser theologisches Sinnen und Streben. Wir lasen damals beide mit gleich tiefem Eindruck Wicherns Denkschrift über innere Mission, die unserm praktisch-theologischen Denken einen neuen weiten Ausblick eröffnete. Wir tauschten unsere Trauer aus über den unerwarteten Tod Neanders; auch Franz widmete dem geliebten Lehrer in der Rheinisch-westphälischen Zeitung einen Nachruf, und wir erboten uns gemeinsam zur Mitarbeit an der geplanten Herausgabe seiner Vorlesungen; — es wurden uns hernach mit einander die Korintherbriefe zugetheilt, und wir haben zu den Wenigen gehört, welche Wort hielten. Aber auch meine besonderen literärischen Pläne berieth ich mit Franz, und über das bei der Kritik jenes Ritschl'schen Buches zu erörternde Verhältniß zwischen Judenchristenthum und Paulinismus schickte er mir eingehende Thesen. Am lebhaftesten ward unser theologischer Austausch

über die Fragen des Lebens Jesu. Auch ihn beschäftigten dieselben, und ein Aufsatz über die Taufe Jesu, den er mir zuschickte, kam in selbständiger Weise wesentlich auf meine Anschauungen hinaus. Ueberhaupt war es ein Zeugniß für die tiefe Wahlverwandtschaft unsrer Geister, daß wir in allen theologischen Problemen von verschiedenen Gedankengängen aus zu denselben Ergebnissen gelangten. So damals hinsichtlich des christologischen Hauptproblems, der Präexistenz Christi. Auch Franz vermochte dieselbe nicht in einem Sinne zu fassen, welcher die menschliche Persönlichkeit Jesu zu einer bloßen Schein- oder Halbmenschheit herabdrückte. „Anders als ideal — heißt es in einer seiner damaligen Aufzeichnungen —, also etwa als Eingehen einer vor dem menschlichen Sein fertigen, von Gott unterschiedenen Persönlichkeit in die Menschheit, kann die Präexistenz ohne Gefährdung der richtigen Vorstellung von Christus nach der Seite des Doketismus hin und ohne tritheistische Fassung der Trinität nicht betrachtet werden.“ Dabei macht er über die eigenen Präexistenzaussagen Jesu die beachtenswerthe Bemerkung: „Es muß zugestanden werden, daß einer sündlosen Persönlichkeit ihre Wesenseinheit mit Gott in einer Weise hat als Präexistenz zum Bewußtsein kommen können, der wir nicht nachzudenken vermögen, weil uns die ethische Vorbedingung dazu fehlt.“ Ein anderer schwierige Punkt, über den wir uns mit einander zu verständigen suchten, war die Vereinbarkeit einer absoluten Gottesoffenbarung in Christo mit der nothwendigen Bedingtheit, in der auch er in seinem Reden, also auch in seinem Denken als Kind seines Volkes und seiner Zeit gestanden, — also eben die Frage, welche unter dem Titel „Jesus und das Alte Testament“ gegenwärtig weitere kirchliche Kreise bewegt. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, jene zeitgeschichtliche Bedingtheit Jesu zu leugnen, fanden daher seine Unfehlbarkeit als eine rein-religiöse, nicht aber theologische oder philosophische zu fassen, also nur auf die Offenbarung des Vaters durch ihn,

nicht auf Fragen des Welterkennens zu erstrecken. „Aber — fügte ich abschließend hinzu —, so gewiß es Wahrheiten gibt, welche alle Völker und Zeiten als solche erkennen können, so gewiß muß es auch einen Bereich des Bewußtseins Jesu gegeben haben, in welchen die Bedingtheit durch Volksthum und Zeitbildung nicht hineinreicht." Neben solchen ernsten Verhandlungen kam in unserm Briefwechsel auch manch luftiger Zukunftsgedanke zum Ausdruck. Ich fühlte schon damals, wie nothwendig und heilsam es sei, die wirklichen Errungenschaften unsrer neueren Theologie der Gemeinde zugänglich zu machen und insonderheit die kirchliche Bildung der bevorzugten Stände — was uns bis heute fehlt — auf die Höhe ihrer weltlichen Bildung zu bringen. In der Ueberzeugung, daß nach dieser Seite hin für uns beide ein besonderer Beruf liege, trug ich meinem Bruder allerlei literärische Projecte vor, deren Ausführung freilich noch ein gutes Stück Lebensarbeit zur Voraussetzung hatte. „Du wirst lachen über den ewigen Projectenmacher, schloß ein solcher Brief, aber laß nur gut sein; es wird auch einmal eine Zeit des Reifens und Garbensammelns kommen nach der jetzigen Zeit des Wachsthums und der Entwicklung. Was wir auch anfassen mögen, wir sind beide mehr Leute der Bildung als der Gelehrsamkeit. Die gelehrte Forschung als solche ist unsre eigenste Sache nicht; nur sofern wir nicht oberflächlich sein wollen, sind wir eifrig an ihr theilzunehmen. Die Vermittelung von Wissenschaft und Leben erscheint mir als unsere eigentliche Aufgabe. Stehen wir mit derselben so ziemlich allein, — nun denn, um so frischer voran!"

Der schöne Einklang unseres Dichtens und Trachtens, wie er durch unsern Verkehr zunehmend hindurchging, war mir ein Hauptposten in der fröhlichen Lebensrechnung, die ich damals aufzustellen wagte. „Lieber Franz, hieß es in einem der damaligen Briefe, die Einmüthigkeit unsres Denkens, Arbeitens und Liebens, die mir in deinem letzten Briefe wieder recht ent-

gegengetreten ist, macht mich sehr glücklich: Gott erhalte uns einander und lasse uns auf mancherlei Lebensgebieten Sein Reich mit einander bauen!" Und denselben Liebes- und Hoffnungsgedanken sprach das erste Gedicht, das ich seit Jahren wieder schrieb, der „Weihnachtsgruß" von 1849 ihm aus. Wir stritten nun auch nicht mehr auf dem Gebiete, auf dem wir noch zu Anfang des Jahres 49 lebhaft gestritten hatten, auf dem politischen. Der berliner Atmosphäre entrückt, war Franz sehr bald des Anflugs von abstractem Liberalismus ledig geworden, der seine dortigen Urtheile über den Streit von Krone und Volksvertretung bestimmt hatte, und war zu dem Gesichtspunkt durchgedrungen, daß das Maß der politischen Freiheit eines Volkes nicht größer sein sollte als das Maß seiner sittlichen Reife. Wir waren beide wohlzufrieden damit, daß aus den preußischen Verfassungskämpfen ein starkes, innerhalb gesetzlicher Schranken selbstverantwortliches Königthum hervorgegangen war. Hätte nur dies starke Königthum auch in der noch immer schwebenden deutschen Frage sich wirklich stark erwiesen! Aber nach dieser Seite hin, nach der unser Conservatismus an der Vaterlandsliebe seine bestimmte Grenze hatte, konnte unsre Einmüthigkeit nur eine Einmüthigkeit der schweren Sorge und Betrübniß sein. „Ueber alle historischen Rechte, hatte ich nach längerer Vertheidigung der Königsantwort an die Kaiserdeputation im Frühling 49 geschrieben, geht das göttliche Recht des Deutschen, endlich ein Vaterland zu haben, und die Regierungen sind rechtlich und sittlich gebunden, uns ein solches zu geben. Vor allem hat Preußen die heilige Pflicht Deutschland zu retten. Hat es den Willen dazu, nicht blos den sogenannten guten, sondern den thatkräftigen Willen, der kraft der nothwendigen Mittel seines Zieles gewiß ist, dann mag es in Betreff der Reichsverfassung ablehnen, was ihm unannehmbar, und vorzeichnen, was ihm heilsam erscheint. Hat es aber diesen Willen nicht, sondern nur diejenige Bereitwilligkeit, mit der ein Hohen-

zollern-Hechingen in dieser Frage ausreicht, dann muß ich sagen, daß diejenigen einen schlechten Begriff von Gewissenhaftigkeit haben, die nur bedenken, was sie zu unterlassen, und nicht was sie zu thun und zu leisten verpflichtet sind." Leider war ebendies der Fall Friedrich Wilhelms IV.; — „Preußen, schrieb Franz einmal treffend, hat alles, um Deutschland zu helfen, nur vielleicht den Muth nicht." Noch einmal ließ das Erfurter Parlament, das dem Könige alles entgegenbrachte, was er seitens der Nation verlangen konnte, unsre Hoffnungen aufleben; aber was konnte bei einem Standpunkt herauskommen, dem die Souverainität des Kurfürsten von Hessen heiliger war als alle Lebensbedingungen des deutschen Volkes; der es für Sünde hielt, treulose Bundesgenossen wie Sachsen und Hannover ernstlich beim Worte zu nehmen, und der das perfide Oestreich erst wieder zu vollen Kräften kommen lassen wollte, um sich die Führung Kleindeutschlands von ihm gnädigst erlauben zu lassen! — Daß mit dem Dahinsinken unsrer vaterländischen Hoffnungen auch unsere Hoffnung auf eine gedeihliche Gestaltung der evangelischen Kirche zerrinnen werde, ahnten wir nur von fern. Noch hielten wir die in der preußischen Verfassungsurkunde gegebene Zusicherung einer Selbständigkeit der evangelischen Kirche für eine ernstliche, ehrliche. Aber schon machten uns die bekümmerten Aeußerungen der besten kirchlichen Männer bange. „Sobald die deutsche Frage im Reinen ist, schrieb ich im Frühling 1850 meinem Bruder, werden die kirchlichen Fragen wieder in den Vordergrund treten"; aber zugleich machte ich ihn aufmerksam auf den Ernst, mit welchem in der „Deutschen Zeitschrift" unser ehrwürdiger Nitzsch die verheißene Selbständigkeit der evangelischen Kirche einmahnte, und von dem Dorner'schen Vorwort der bonner Monatsschrift schrieb ich ihm: „das ist der Ton einer durch die ewigen Ausflüchte der Feinde freier Kirchenverfassung erschöpften Geduld."

Was den trüben Eindruck der Zeitgeschichte für uns einigermaßen zurücktreten ließ, das war die Bedeutsamkeit unsrer beider-

seitigen persönlichen Erlebnisse, in denen mir die glückliche, meinem Bruder die schmerzliche Seite zugefallen war. Selbstverständlich nahm Franz an der ehren- und hoffnungsvollen Entwicklung meiner Geschicke den innigsten Antheil; ihm selbst war schon insofern ein unerquickliches Loos gefallen, als seine äußerlich glänzende Hauslehrerstellung ihm wenig innere Befriedigung bot, vielmehr trotz aller vereinbarten schönen Grundsätze sein idealer Sinn und sittlicher Ernst immerfort auf standesmäßige Hindernisse stieß. Aber vor allem bedrängte ihn die Lage seiner fernen kranken Braut. Er hatte Klotilde anscheinend in fortschreitender Genesung verlassen, — nicht in Berlin, sondern in Köpenick, wohin die Familie als an einen stilleren und ländlichen Aufenthalt sich zurückgezogen hatte. Als aber bei ungehobener Krankheitsschwäche der Eintritt des Winters und mit ihm die ganze Einsamkeit dieses Wohnorts das arme Mädchen überfiel, verlor es den Muth und begann sich nach dem fernen Freunde krankhaft zu sehnen. In dieser Noth schlugen die Angehörigen meinem Bruder vor, seine Hauslehrerstelle im Stich zu lassen, sich in Berlin mit Privatstunden durchzuschlagen und dabei soviel wie möglich an Klotildens Krankenbette zu weilen. Bei seiner grenzenlosen Liebe zu der Kranken war er in Versuchung auf diesen unverständigen Vorschlag einzugehen, aber ich widerstand demselben mit Entschiedenheit. Schon damals war seine Gesundheit nicht ohne zeitweilige räthselhafte Anstöße, die wir als Nachwehen aller seit dem März 48 durchlebten Aufregungen betrachteten, und ich mußte vor einem um die Existenz ringenden Leben in Berlin, vor einem aufgeregten und aufreibenden winterlichen Hin und Her zwischen Berlin und Köpenick warnen. Ich hielt es zugleich für einen Vertrauensbruch, wenn er die eben erst übernommene Erzieheraufgabe jetzt plötzlich verließe, ohne dieselbe zu einem nächsten Ziele geführt zu haben, ja ohne für das Suchen eines Nachfolgers die nöthige Zeit zu lassen; und dieser Gesichtspunkt schlug bei Franzens Gewissenhaftigkeit durch. Er

folgte meinem Rath, nahm auf einige Wochen Urlaub, besuchte über Weihnachten die kranke Braut, die sich in Folge dessen von ihrer Niedergeschlagenheit erfreulich erholte, und konnte mit voller Zustimmung des behandelnden Arztes nach Neujahr in seine Stellung zurückkehren. Um der Wiederkehr eines so peinlichen Widerstreits der Pflichten vorzubeugen, schlug ich vor, die Rossel=sche Familie, welche Freund Rauh in bester Meinung, aber nicht zu ihrem Vortheil nach Berlin verpflanzt hatte, in ihre rheinische Heimath zurückkehren zu lassen; aber das erwies sich als un=ausführbar. Dagegen wurde nun für Klotilde eine Badecur in dem oberschlesischen Reinerz angerathen; der Arzt versprach sich davon ihre volle Herstellung. Nur waren die Kosten ohne Franzens reichliche Beihülfe unerschwinglich; er aber hatte schon in Berlin und Köpenick für die Leidende jedes mögliche Opfer gebracht und war ebendaher nicht ohne zu tilgende Rückstände aus seiner Studienzeit geschieden; es war ihm unmöglich, die erforderlichen achtzig Thaler sofort bereitzustellen. Ich half ihm soweit als möglich mit meinen frankfurter Ersparnissen aus, ohne die ich doch selber in Coblenz nicht durchkommen konnte, und so waren wir, zumal wir unseren Vater nicht ängstigen wollten, in diesem schönen reichen Sommer zuweilen arm wie Kirchenmäuse und liehen einander, wenn einer von uns eine kleine Reise machen mußte, die drei oder fünf Thaler, die wir eben besaßen. Das hätte nun nichts auf sich gehabt, da wir gelernt hatten, das Leben nicht nach Geldbesitz oder Gelderwerb zu schätzen, — wenn nicht die Geldfrage in Franzens Zukunft ihre Schatten geworfen hätte. Denn während er sich von ganzer Seele nach einer Thätigkeit wie die meinige sehnte, mußte er sich sagen, daß er dann noch viel weniger als jetzt im Stande sein werde, für kostspielige Bedürfnisse seiner kranken Braut aufzukommen.

Diese Zukunftsfrage rückte uns nahe, als im Frühling 1850 ein möglicher Wechsel meiner Stellung in Sicht trat. Das Con=sistorium ging damit um, in Trier eine Hülfs= und Anstalts=

pfarrei zu errichten, und nebeneinander wurden Wolters und ich dafür ins Auge gefaßt. Aber Wolters zog die ihm angetragene Stelle eines dirigirenden Lehrers an der evangelischen höheren Töchterschule zu Köln vor, und so blieben die Gedanken des Consistoriums bei mir stehen. Zur selben Zeit hatte mein guter Freund Schöler seine hunsrücker Amtsbrüder bewogen, mir eine für einen Candidaten unerhörte Ehre anzuthun und mich für ihr Jahresfest der inneren und äußeren Mission zum Festprediger zu wählen, und diese Gelegenheit ergriffen meine Freunde im Consistorium, um mich nach Trier zu schicken, damit ich dem dortigen Pfarrer Consistorialrath Spieß und durch eine Gastpredigt zugleich der Gemeinde vorläufig bekannt würde. Es war ein in aller Weise anziehender und denkwürdiger Ausflug für mich. Von Boppard aus trug mich der Postwagen aus dem schönen Rheinthal hinauf in das hochgelegene rauhe Hügelland, in welchem nur der angestrengte Fleiß tüchtiger Bauern der Erde ihren Segen abringt. Aber geistlich genommen kam ich in ein reiches Saat- und Erndtegebiet, — ebenjenes Gebiet, welches die vor einigen Jahren erschienene Lebensbeschreibung des Superintendenten Back von Castellaun uns so traulich geschildert hat. In diesen altprotestantischen Dörfern und Landstädten, Simmern, Kirchberg u. s. w., saßen auf dürftigen Stellen eine Anzahl trefflicher jüngerer Geistlichen, dankbare Schüler Nitzsch's, welche in die vorgefundene todte Kirchlichkeit einen neuen Hauch christlichen Lebens hineingebracht hatten. Der Herd dieser volksthümlich christlichen Erweckung, welche die Bauern wohl „das neue Christenthum" nannten, war die innere und äußere Mission; das Rettungshaus auf dem Schmiedel bei Simmern war im Entstehen, die „Hunsrücker Chronik" meines fromm-poetischen Freundes Schöler war das von den Bauern gern gelesene Organ. In diesen Kreis trat ich als Gast und hielt in Kirchberg meine Festpredigt über Matth. 9, 35—38, „das Mitleid Jesu mit den Verschmachteten und Zerstreuten",

unter großer Theilnahme der Bevölkerung von Nah und Fern und zu großer Zufriedenheit meiner Amtsgenossen. Und nun schloß sich Eine Gastfreundschaft an die andre; ich wurde von Pfarrhaus zu Pfarrhaus geführt. Unter dem erquicklichsten brüderlichen Verkehr, auch ernsten theologischen Gesprächen verflossen zwei reiche Tage, so daß ich von diesem oft geringgeachteten Theil der rheinischen Kirche den besten Eindruck mitnahm. Zuletzt wurde ich zu dem Superintendenten Jungck in Rhaunen geleitet, zu dessen am südlichen Hunsrücken gelegenen Sprengel auch die einsame trierer Gemeinde gehörte, und dieser treffliche Mann beförderte mich dann weiter auf meine trierer Fahrt. Es war ein schöner Morgen, an dem ich aus dem rauhen Hochland bei Berncastel hinunterfuhr in das liebliche Moselthal mit seinen Wald- und Rebenhügeln, und höher schlug mir das Herz, als ich nach einigen Stunden Trier vor mir hatte, mit seinen Thürmen, Kirchen, Ruinen zwischen Weinberge und waldige rothe Sandsteinhöhen malerisch hingeschmiegt, das kleine Rom. Ich ward von Consistorialrath Spieß, einem frankfurter Landsmanne, herzlich aufgenommen, predigte am nächsten Sonntag über das Gleichniß vom königlichen Hochzeitsmahl Matth. 22, und schied mit dem frohen Gedanken baldiger Wiederkehr zum Eintritt ins selbständige Amt. Ein nicht minder fröhlicher Nachgedanke schloß sich hieran: mein Pastor Schütte hatte, als er zu seinem Verdruß vernommen, daß das Consistorium ihm seinen Vicar schon wieder entführen wolle, mich im Vertrauen gefragt, ob dann nicht etwa mein Bruder an meine Stelle treten könne. Er hatte bei Franzens Besuch im Hause ein gutes Vertrauen zu ihm gefaßt, und welch besseren und rascheren Eingang in die rheinische Candidatur hätte ich meinem Bruder wünschen können?

Allerdings hatten diese Angelegenheiten für jeden von uns beiden noch ihren Haken. Consistorialrath Spieß, der meine Berufung wünschte und betrieb, meldete aus Trier, meine Predigt „habe leider gar nicht gefallen.“ Ihm selber habe sie ge-

fallen, aber dem Presbyterium nicht. Ein in Trier den kranken Militärprediger vertretender Candidat, selbst ein ernster und tüchtiger Prediger, hatte geurtheilt, die Predigt sei „für die Trierer zu lang, zu gut und zu schön“ gewesen. Ich selbst war mir bewußt, auf der Trierer Kanzel nichts Anderes und Geringeres dargeboten zu haben als was ich anderswo unter vieler Anerkennung leistete, und so konnte ich mir die Sache nur so erklären, daß ich, bemüht auf Grund meines Textes den Ernst des Evangeliums in strenger Objectivität zu zeigen, auf alle persönliche Anknüpfung mit einer mir fremden Zuhörerschaft, auf alle captatio benevolentiae verzichtet hatte. Das Presbyterium, liberal gerichtet und überdies mit seinem Präses und dem Consistorium über die zu enge Bemessung des neuen Pfarramtes nicht ganz einverstanden, hatte mich vermuthlich für einen schroff Orthodoxen genommen. Das Consistorium, welches ja meine Predigtleistung kannte, wurde durch diesen Anstoß nicht irre gemacht, sondern designirte mich für die trierer Stelle; aber ich kam nun nicht daran vorbei, nochmals nach Trier zu reisen und eine förmliche Localprobe abzulegen, nach welcher die Gemeinde zu erklären hatte, ob sie mich wolle oder nicht. Was meinen Bruder anging, so hatte er sein Lehramt am kommenden 1ten October ein volles Jahr verwaltet und zugleich seine nächste Aufgabe, den ältesten seiner Zöglinge fürs Kadettenhaus vorzubereiten, gelöst. Er konnte auf jenen Jahrestermin mit Anstand kündigen, und was that er lieber, als seine unerquickliche Hauslehrerei mit einer kirchlichen Thätigkeit, wie meine coblenzer war, vertauschen? Dennoch drängte ihm die Sorge um seine Braut die Frage auf, ob er nicht das Opfer seiner Wünsche bringen und in seiner einträglichen Stelle bleiben müsse, um für Klotildens Genesung auch fernerhin Beihülfen leisten zu können. Noch war meine trierer Angelegenheit nicht ausgemacht, als ein Zwischenfall im prinzlichen Hause zur Entscheidung drängte. Es hatte sich in demselben, bei voller Zufriedenheit mit Franzens

Leistungen, wider seine unabhängige Denkart und entschlossene Wahrung seiner Persönlichkeit eine Wolke des Mißvergnügens angesammelt, und diese Wolke entlud sich in einer übereilten, verletzenden Aeußerung des Prinzen, die zwar durch Entschuldigung gesühnt ward, aber meinem Bruder doch das Gefühl der Unhaltbarkeit seiner Stellung hinterließ. Er fragte mich um Rath, was er thun solle. Ich rieth ihm, in gutem Vertrauen auf Gott, der unsere Sachen schon führen werde, den Anlaß zu ergreifen und auf den ersten October zu kündigen. So konnte ich zugleich meinem Pastor Schütte Genüge thun, der mir mit scherzendem Munde, aber ernsthafter Meinung gesagt hatte: „Vor October lasse ich Sie nicht los, und dann schaffen Sie mir Ihren Bruder an Ihre Stelle."

Gleich darauf hielt ich meine förmliche Probepredigt in Trier. Sie war nach meinem Gefühl schwächer als die frühere, hatte aber besseren Erfolg; Presbyterium und Gemeindevertretung beschlossen noch am selben Tage meine Berufung. Nun konnte ich meinen Bruder über seine finanziellen Bekümmernisse vollends beruhigen, indem ich ihn auf die Hülfsmittel hinwies, welche mein neues Amt mir in einem mein persönliches Bedürfniß jedenfalls übersteigenden Maße in Aussicht stellte. Unsere Herzen gingen hoch in dem gemeinsamen Gefühl der freundlichen Fügung Gottes und ich feierte am 5ten September meinen Geburtstag mit besonderer Bewegung, wie das an demselben entstandene und in meinem „Blüthenstrauß" mitgetheilte Gedicht sie bezeugt. Mein Bruder erfreute mich an diesem Tage mit einer prächtigen Bleistiftzeichnung der Siebengebirgslandschaft, die er von Godesberg, seinem derzeitigen Aufenthalte aus aufgenommen hatte; sie schmückt bis heute als wehmüthiges Andenken mein Studierzimmer. Am ersten October trat er in meine coblenzer Stelle ein, so daß ich dieselbe gerade elf Monate verwaltet hatte. Da ich erst am 13ten in Trier eingeführt werden sollte, so konnte ich ihn noch ein wenig in seine neuen Obliegenheiten einweihen. Dann eilte

ich nach Frankfurt, um meine Eltern zu besuchen, denen ich von Trier aus einen Besuch nicht so bald versprechen konnte; — man reiste damals von Trier schon bis Coblenz nicht weniger als fünfzehn Stunden lang. Noch einmal nach meiner Rückkehr durfte ich in Coblenz die Vormittagskanzel betreten und von der Gemeinde Abschied nehmen; viel Liebe wurde mir bei meinen letzten Besuchen bezeigt, so daß es mir war, als ob ich eine zweite Heimath verließe. Am letzten Abend lud mich der damals die Stelle des Generalsuperintendenten versehende Superintendent Wiesmann von Lennep zu sich ein. In seiner klugen und liebevollen Weise orientirte er mich über die Obliegenheiten meines trierer Amtes, bereitete mich auch vertraulich auf die Schwierigkeiten vor, die meine dortige Stellung im Verhältniß zum ersten Pfarrer unvermeidlich umschließe, und wies mir väterlich den richtigen Weg. Als ich aufbrach, sagte er lächelnd: „Wir haben auch Ihrem Bruder die Predigtlicenz gegeben; Sie sehen, wir sorgen für die Beyschlags."

Zwölftes Kapitel.

Trierer Erstlingszeiten.

„Die Meßschnur ist dir gefallen in lieblicher Gegend", hatte Franz in scherzender Anwendung eines Psalmwortes mir geschrieben, als er meine Ernennung nach Trier erfuhr. Und als ich mich erst in der neuen Heimath etwas umgesehen, bestätigte ich ihm diesen Glückwunsch in einer entzückten Schilderung. Ein gewaltiges Stück Weltgeschichte lag aufgerollt vor meinen Augen, allerdings in ruinenhafter Gestalt, aber diese Ruinen von der ewig jungen Natur mit ihrem schönsten Schmucke umkränzt.

Eine Stunde unterhalb der Stelle, wo die Mosel mit der Saar sich vereinigt, um in unermüdlichen Windungen zwischen den Ausläufern der Eifel und des Hunsrückens dem Rheine zuzueilen, weitet das vor- und nachher engere Flußthal sich rechtsseitig aus, um einer der schönsten deutschen Städtelagen freien Raum zu geben. Hier hatten schon vor den Römern die alten Trevirer sich angebaut, — eine Erinnerung, der bis heute ein am „Rothen Hause" angebrachtes mittelalterliche Distichon fabulirenden Ausdruck gibt:

> „Eher als Rom stand Trier dreizehn Jahrhunderte. Mög' es
> Ewig bestehn und stets Frieden genießen! Amen.

Dann aber hatte der weltbeherrschende Römer der Stätte seinen bis heute unverwischten Stempel aufgedrückt. Hier in dem milden Klima des nach Norden geschützten lieblichen Flußthals, in

welchem edler Wein und die eßbare Kastanie gedieh, konnte er Italiens ohne Heimweh gedenken und die auf der Grenze Galliens und Germaniens gelegene Stadt zu einem Nachbilde Roms ausbauen, von dem aus er sein weites Nordwestreich regierte. Keine Stätte gibt es diesseits der Alpen, die entfernt so reich an Denkmalen der Römerzeit wäre. Zwar die Porta nigra, durch die man von Norden her in die Stadt einfährt, ist ein archäologisches Räthsel: dies mächtige Doppelthor aus wuchtigen schwärzlichen Quadern, überdeckt von einem zweiten und theilweise dritten Stockwerk mit rohen Pilastern und rundbogigen Fenstern, — ist es römischen oder keltischen oder merowingischen Ursprungs; ist es ein Festungswerk oder ein Königshaus gewesen? Dagegen alt-römisch in ihren Hauptbestandtheilen ist jedenfalls die an der Ostseite der Stadt sich erhebende riesige Backsteinbasilika mit ihrer Doppelreihe rundbogiger Kolossalfenster und ihrer halbrunden Apsis; ebenso die am Südostende gelegenen sogenannten römischen Bäder, die gewaltigen Grundlagen, Mauern und Bogen eines Kaiserpalastes. Aber fast noch eindrucksvoller ist ein anderes nicht weit davon entferntes römische Denkmal. Durchschreitet man das östliche Stadtthor, so biegt nach wenigen Minuten der Spaziergang mit leichter Senkung zwischen römisches Gemäuer ein und man steht auf einmal in einem antiken Circus. Die Zuschauerplätze sind heute von Weinstöcken eingenommen, aber noch läuft ringsum der in den Fels gehauene Graben, mittelst dessen die Arena zu Naumachien unter Wasser gesetzt werden konnte; noch gähnen im Mauerwerk die dunklen Löcher, aus denen die Bestien aufeinander oder auf verurtheilte Menschen losgelassen wurden. Hier ohne Zweifel ließ Constantin jene Tausende fränkischer Kriegsgefangenen von wilden Thieren zerreißen; kurz zuvor, in den Christenverfolgungen, werden hier Märtyrer geblutet haben. — Aber das sind nur eben die hervorragendsten Ueberreste der Römerzeit: der ganze Grund und Boden der Stadt und der Umgebung ist noch erkennbarer

Römerboden. Wo man baute, stieß man auf römisches Mauerwerk und fand römische Münzen, Thonscherben, Mosaiktrümmer, Sarkophage. Noch liefen die römischen Meilenziffern „Quint", „Dezem" und andere römische Ortsnamen in die Eifel hinein. Römisch waren die Unterlagen der Brücke, welche die beiden Moselufer verband; überschritt man sie und wanderte moselaufwärts, so stand man binnen einer Stunde bei dem Dorfe Igel — es ist der vom Volksmunde entstellte Name der Hesperidin Aegle — vor dem Kolossaldenkmal der Secundiner, einem Werk aus den Tagen der Antonine; nicht weit davon liegt jenes Nennig, wo vor einem Menschenalter der schöne Mosaikboden entdeckt worden ist. Nach allen diesen Spuren muß es ein Prachtgemälde römischer Kultur gewesen sein, das dort am Moselufer bis in die Berge hinein sich ausgebreitet hatte, und so hat es ja noch im vierten Jahrhundert der römische Dichter Ausonius beschrieben.

Dann freilich war über diese prächtige Königin der Mosella das Gericht der Völkerwanderung gekommen und hatte die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus dem sie sich niemals wieder zum alten Glanze hat erheben können. Am Eingang des Doms, der ja einen constantinischen Kern birgt, lag noch in meinen Tagen die zerbrochene Granitsäule, deren Schwester an der Bergstraße, im „Felsenmeer" liegen geblieben ist; — vermuthlich beides Bestandtheile eines Prachtbaues, den eine kriegerische Verwüstung unterbrochen hat. Draußen vor der Paulinskirche in der nördlichen Vorstadt spielte die Sage von der thebaischen Legion, die aus lauter Christen bestehend in einem Massenmartyrium sollte zusammengehauen worden sein; an vier dortigen alten Steinen, sagte das Volk, hätten die vier Präfekten, die vier „Bürgermeister" den Märtyrertod erlitten. Ein trierer Antiquarius stellte eben damals die einleuchtende Vermuthung auf, daß der grausame Rictiovarus, der das Blutbad angerichtet haben sollte, ein heidnischer Frankenherzog gewesen, der in der

Völkerwanderung die schon christlichen Bürger von Trier massenhaft niedergemacht und ebendamit in der Volksansicht zu Märtyrern gemacht habe. Die Paulinskirche besaß zahlreiche Gebeine, angeblich von dieser „thebaischen Legion", und der Rictiovarus spukte noch als böser Geist in einer Waldschlucht drittehalb Stunden unterhalb Triers. Nach diesen Schreckenszeiten wird die Stadt, wie sie noch heute erscheint, sich um den Dom herum kümmerlich wieder aufgebaut haben, klösterlich abgewandt von der Verkehrsader der Gegend, von der Mosel, zu der sie noch in meinen Tagen nur mit einzelnen, dürftigen Straßen hinausreichte. Doch folgte, gepflegt von den hier thronenden Erzbischöfen des fränkischen und deutschen Reiches, eine mittelalterlich-kirchliche Blüthezeit der antiken. Der romanische und der gothische Styl baute fort an dem von Zeit zu Zeit sich erweiternden Dom, und neben ihm erstand als Kapelle die wunderliebliche Liebfrauenkirche, des kölner Domes zierliches Schwesterlein. Die Zeiten der Kreuzzüge führten der Bischofsstadt ihre Reliquien zu, den heiligen Rock, die heilige Lanze, die Gebeine des Apostels Matthias, über denen vorm Südthor der Stadt, zwischen schattigen Fischteichen, die hübsche Klosterkirche St. Mattheis sich erhob; wie oft habe ich zu ihr einen Trupp armer Bäuerlein, einen Fahnenträger oder Clarinetspieler voran, in ihrer sancta simplicitas wallfahrten gesehen! Ans spätere Mittelalter mahnte das an einem waldigen Abhang des anderen Ufers gelegene „Balduinshäuschen", die Sommerresidenz des gewaltigen Erzbischofs Balduin, der seinen Bruder als Heinrich VII. auf den deutschen Kaiserthron erhoben. Und an des Mittelalters Ende gemahnte eine dem Balduinshäuschen gegenüber auf der Ostseite der Stadt gelegene Höhe, das „Franzensköpfchen" genannt: von hier aus hatte Franz von Sickingen seine Feldschlangen vergeblich in das von Richard von Greifenklau beherrschte Trier hineinspeien lassen. Auch die Renaissance- und Rococozeit hatte in Trier ihre Denkmale errichtet, nicht nur in der an den Dom

geschmacklos angeklebten Schatzkammer, sondern auch in verschiedenen anderen Kirchen und vor allem an dem großartigen kurfürstlichen Palast, der von der Südseite her in die römische Basilikenruine hineingebaut war und deren modernem Ausbau theilweise zum Opfer gefallen ist. — Bei alledem war die Bischofsstadt, welche so großartige Baudenkmale umgab, als solche weder groß noch schön. Sie war ein Miniaturbild Roms auch darin, daß sie mit ihren Stadtmauern beträchtige unbebaute Flächen, ummauerte öde Baumgärten, umschloß; und sie selbst war umschlossen von einer ganzen Anzahl meist schmutziger und armseliger Vororte, die sich ins Freie verliefen. Aber diese ganze etwas verkommene sociale Existenz war eingefaßt in eine reiche, herrliche Natur. Schattige alte Alleen, Gärten, Weinberge, Wäldchen umgaben die Stadt. Auf der Ostseite grenzte sein stilles umwaldetes Wiesenthal an, die Olewig; stromauf wie abwärts gaben Ufer und Uferhöhen die schönsten Spaziergänge her; waldige Seitenthäler mit Schloßruinen, von munteren Bächen durchrauscht, thaten nach links und rechts sich auf. Vor allem reizend war das der Stadt gegenüberliegende Ufer: hier steigen in zwei Terrassen die Hügel steil in die Höhe; rothe Sandsteinfelsen blicken durch bekränzenden Laubwald, und die Terrasse, hinter welcher der Marcus- und Kockelsberg aufsteigt, mit Landhäusern und Wirthsgärten besetzt, bietet auf die Stadt, das Flußthal und das nach dem Hochwald, dem südlichen Hunsrücken sich erstreckende Hügelland einen entzückenden Blick.

Das also war, jedenfalls auf Jahre hinaus, meine Heimath und mein Arbeitsfeld. Wie oft während der folgenden Jahre, wenn ich die breite Simeonsstraße hinunterging, welche vom Markt zu der Vorstadt St. Paulin führt — vor mir die mächtige Porta nigra und links über die Dächer lugend den dunkelbraunen Marcusberg mit seinem Hochkreuz —, habe ich mir gesagt: Du wirst nicht undankbar eines Tages von diesem schönen Fleck Erde scheiden, denn du hast dich täglich daran gefreut.

Man hatte mir zwei möblirte Zimmer gemiethet, in bester Gegend am Markt und bei anständigen guten Leuten; darin ließ sich aushalten, bis ich im Frühling mir ein etwas erweitertes Quartier mit eigner Einrichtung beschaffen konnte. In Gastfreundschaft und hülfreicher Gefälligkeit aller Art wetteiferte mit dem Consistorialrath Spieß der Divisionsprediger Höpfner, ein trefflicher noch jüngerer, aber mir um zehn erfahrungsreiche Jahre überlegener Mann. Am 10ten October war ich angekommen; Sonntag den 13ten wurde ich in der evangelischen Kirche vor zahlreich versammelter Gemeinde, wie es gute rheinische Sitte ist, zugleich ordinirt und eingeführt. Der Talar, den ich trug, war meines Vaters Geschenk; das Bäffchen hatte meine gute Mutter mir mit ihren Händen gemacht; der Segen meiner fernen Eltern umschwebte mich. Mit tiefer Herzensbewegung kniete ich vor dem Altar, an welchem Superintendent Jungck mit den beiden Trierer Amtsbrüdern mir die Hände auflegte. Mein Amtsgelübde enthielt keine theologisch verfänglichen Wendungen; es war ein heiliger Moment, da ich es ablegte; — „wie wenn man Abendmahl feiert.“ Nach der Ordination hielt ich meine Antrittspredigt über Röm. 1, 11—12: „Mich verlangt euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken, — das ist, sammt euch getröstet zu werden durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben.“ Ich hatte die Predigt erst am Vorabend schreiben können, aber bündig und herzlich wie sie war, fand sie guten Eingang, wie ich noch an demselben Tage fühlen konnte. Man hatte mir ein einfaches Festmahl veranstaltet; sechzig Männer aus der Gemeinde sammt dem katholischen Oberbürgermeister, der uns wohlgesinnt war und durch seine evangelische Frau uns nahestand, nahmen Theil. Ein Mitglied des Presbyteriums begrüßte mich in herzlicher Ansprache; ich antwortete was der Augenblick eingab, und als ich nach aufgehobener Tafel durch die Gruppen ging, fand ich offene Herzen. Von verschiedenen

Seiten ward mir zu erkennen gegeben, mit welchem Vertrauen man mir entgegenkomme und wieviel die Gemeinde von dem zweiten Geistlichen sich verspreche.

Die trierer evangelische Gemeinde war erst mit der preußischen Herrschaft entstanden, etwa zwölfhundert Seelen im Stadtkreis unter einigen zwanzigtausend Katholiken, dazu noch etwa zweihundert im Landkreis auf Stunden Zerstreute. Die wenigsten selbständigen Gemeindeglieder waren in Trier geboren; aus allen Theilen der preußischen Monarchie waren sie zusammengeweht; dazu fand ein ziemlich starker Ab- und Zuzug statt. Einen erheblichen Theil bildeten höhere und niedere Regierungsbeamten; dazu kamen einige angesehene Kaufleute, welche aus dem Saarbrückischen stammten, und eine Schaar von Handwerkern und kleinen Leuten, welche die preußische Freizügigkeit nach Trier geführt hatte. Natürlich waren in der so zusammengesetzten Gemeinde die gemischten Ehen sehr zahlreich, über zweihundert. Ein gutes Drittel davon hatte die Kinder dem evangelischen Bekenntniß zugeführt, einige wenige sie nach dem Geschlecht getheilt; einzelne bürgerlich angesehene Männer, die ihre Kinder der römischen Kirche überlassen hatten, standen in der Gemeinde wie Fremdlinge, wie absterbende Bäume. Ueberhaupt aber waren die mannigfachsten Gradunterschiede evangelischen Bewußtseins, über und unter Null, in der Gemeinde vorhanden. Im Ganzen die bewußtesten und treuesten Protestanten hatte das Rheinland gestellt, die gleichgültigsten, gegen den Katholicismus unterwürfigsten der lutherische Osten. Es gab einzelne ernst-fromme Bibelchristen, welche die pastorale Thätigkeit im Stillen, so gut sie konnten, unterstützten; so z. B. ein braver alter Schuhmacher, der — ein geborener Katholik — in seinem ganz katholischen Moseldorf durch bloßes Bibellesen zum evangelischen Glauben gekommen war. Es gab auch nicht wenige unkirchliche Elemente, sogenannte Charfreitags- und Königs-Geburtstags-Christen, die nur an zwei Feiertagen im Jahr ihre kirchliche Zugehörigkeit

bethätigten; dazu ein verkommenes Proletariat, eine Anzahl materiell und moralisch haltloser Existenzen, die sich ihrer Gemeindemitgliedschaft nur erinnerten, um die evangelische Wohlthätigkeit zu mißbrauchen, die man aber doch um der Kinder willen nicht ganz fallen lassen konnte. Die Mehrheit der Gemeinde war doch guten Sinnes, inmitten des umringenden Katholicismus durch eine Art von evangelischem Patriotismus zusammengehalten; daher die Gottesdienste durchschnittlich wohlbesucht. Und wenn im Ganzen auch eine etwas oberflächliche, rationalistische Denkart herrschte, so stieß man doch bei gegebener Gelegenheit auch auf tiefere religiösen Bedürfnisse. Ich nahm einmal bei einer Gemeindefestlichkeit Veranlassung festzustellen, daß niemand von den Mitfeiernden in Trier geboren sei, um darauf die Anwendung zu gründen, daß die evangelische Kirche es sei, die uns Fremdlingen hier Heimathsgefühle gewähre, und das war allen aus der Seele gesprochen.

Die segensreichen Lebensformen der rheinischen Kirche kamen auch dieser jungen, unbefestigten und vereinsamten Gemeinde zu statten. Wie sie erst in den Unionszeiten entstanden war, so befand sie sich auch auf dem Standpunkt vollständigster Union; abgesehen davon, daß wir bei der Abendmahlsaustheilung einem jeden den Kelch gaben wie er ihn nehmen wollte, in die Hand oder an den Mund, war keine Spur des reformirt-lutherischen Unterschiedes im kirchlichen Leben vorhanden. Ja man kannte die Sondernamen „Lutherisch“ und „Reformirt“ so gut wie gar nicht; der alles bedingende Gegensatz war „Evangelisch“ und „Katholisch“, und damit kam man vollständig aus. Die presbyterialen Einrichtungen hatten in der Gemeinde feste, fruchtbare Wurzeln geschlagen. Das Presbyterium verfügte zwar nicht über Persönlichkeiten von der Kraft und Höhe eines Kehr und Landfermann in Coblenz, bestand aber aus wackeren und wohlgesinnten Männern, denen es um den Aufbau der Gemeinde Ernst war und die auch dem Pfarrer gegenüber den Muth der

eigenen Meinung hatten. Die Besten entstammten bemerkenswerther Weise der Loge, welche als die einzige Freistatt eines intimeren Verkehrs zwischen Katholiken und Protestanten in Trier ihre unleugbare Berechtigung hatte und ihre Mitglieder zu einer edleren Lebensauffassung, zu Gemeinsinn und Wohlthätigkeit anregte. So der Regierungsrentmeister Müller, ein Mann, der sich durch praktischen Verstand, Redlichkeit und Arbeitskraft vom Schreiber in die Höhe gearbeitet hatte und in Gemeindeangelegenheiten der unermüdliche Treiber, aber auch Helfer der Geistlichen war; und der Banquier Wagner, ein liebevoller und liebenswürdiger Character, offen für alles Gute und Fromme. Solche Männer scheuten sich nicht, bei den vielen Kirchencollecten, die wir hatten, mit dem Teller an die Kirchthür zu treten oder mit dem Pfarrer gemeinsam Collecten für die Armen der Gemeinde Haus für Haus einzusammeln; sie begleiteten uns auch, wo wir es wünschten, auf schwierigen seelsorgerisch-disciplinarischen Gängen. Neben dem Presbyterium, welches bezirksweise eine kirchliche Armenpflege betrieb, wirkte ein Frauenverein, der den armen Frauen und Wittwen durch zugetheilte und über den Werth bezahlte Arbeit nachzuhelfen suchte. Die Gemeinde bewährte, unerachtet ihr nur wenige reichen Leute angehörten, eine achtungswerthe Wohlthätigkeit. Zweimal im Jahre ging, abgesehen von den freiwilligen Beiträgen zu kirchlichen Zwecken, eine Hauscollecte durch sie hindurch, im Frühling für die Confirmanden, welche zu kleiden waren, und im Herbst für die Feuerungsbedürfnisse der armen Familien. Dazu veranstaltete der Frauenverein eine Weihnachtsbescheerung für arme Kinder, welche im Rathhaussaal bei brennendem Lichterbaum mit Gesängen und Ansprache gefeiert ward und jedesmal die Bewunderung des katholischen Volkes erregte.

Bei alledem blieb dem Gemeindepfarrer das Beste zu thun übrig, — nicht nur mit seiner Persönlichkeit für diese Hülfsthätigkeiten der belebende Mittelpunkt zu sein, sondern vor

allem durch lebendige Predigt und eindringlichen Unterricht das innere Leben der Gemeinde zu wecken und zu nähren, und die disparaten Elemente derselben durch eine allseitige Seelsorge zusammenzuhalten und in eins zu bilden. Die Gemeinde hätte hiezu von Anbeginn auf dem schwierigen katholischen Boden, auf dem sie sich im Kampf ums Dasein zu entwickeln hatte, eines ganzen Mannes bedurft. Leider hatte die preußische Sparsamkeit und Einseitigkeit ihr einen solchen nicht gegönnt. Man hatte zwar dem evangelischen Militär einen eignen Divisionsprediger gegeben, das weit schwierigere Civilpfarramt dagegen mit dem Amte eines Regierungsrathes für evangelische Kirchen- und Schulsachen verquickt und einen „Consistorialrath" nach Trier gesetzt, der die Gemeinde nebenher versorgen sollte. An dieser unlösbaren Doppelaufgabe war Spieß, ein Mann von schönen Gaben, großer Arbeitskraft und den besten Gesinnungen, innerlich gescheitert. Während sein Herz am Pfarramt hing, nahm ihm das Regierungsamt derart Zeit und Kraft hinweg, daß er seiner geistlichen Aufgabe nur mehr äußerlich genügen konnte. Seine in früheren Aemtern gefeierte Predigtgabe war unter dem Mangel hinreichender Sammlung und Vorbereitung verkümmert; sein durch Amtsreisen zerrissener Confirmandenunterricht bot nur Bruchstücke, und wie hätte er vollends in der Seelsorge ausreichen können, die er nicht nur in Stadt und Land, sondern auch noch in Gefängniß und Landarmenhaus zu üben hatte. Diese Mißstände waren weniger fühlbar, so lange der Divisionsprediger Höpfner, ein ernster und gediegener Prediger und trefflicher Lehrer, ihn in Hauptpredigt und Confirmandenunterricht ergänzte und vermöge seiner mannigfaltigen Beziehungen zur Civilgemeinde auch auf diese eine seelsorgerische Einwirkung übte. Allein dieser treffliche Mann, dem auch der evangelische Religionsunterricht im Gymnasium und in der höheren Bürgerschule übertragen war, litt seit den Aufregungen des Jahres 1848 an einem nervösen Herzübel, das ihm das Predigen

und überhaupt jede erregende Thätigkeit unmöglich machte, und ihn zu wiederholtem längeren Urlaubnehmen nöthigte. Er hatte soeben den Versuch gemacht, sein Amt mit Hülfe eines Vicars wieder aufzunehmen, hatte aber seine Lehrthätigkeit an der Bürgerschule gekündigt und bedurfte überhaupt viel mehr der Unterstützung, als daß er eine solche hätte gewähren können. Diese Nothlage hatte zur Errichtung des Hülfspfarramts geführt, welches vom Consistorium mir übertragen worden war.

Dasselbe war in der That ein Nothproduct und Nothbehelf, bei dem die Armuth der evangelischen Kirche Pathe stand. Um das bescheidne Gehalt von 542 Thalern zusammenzubringen, hatte man das Religionslehreramt an der Bürgerschule, das Amt eines evangelischen Hausgeistlichen am Landarmenhaus und das gleiche Amt am Arresthaus mit dem Titel eines zweiten Gemeindepfarramtes combinirt, welcher tausend Franken Staatsgehalt einbrachte; man hatte aber auf diese Weise ein Zuviel und Zuwenig von Befugnissen geschaffen, welches die Erfüllung des Hauptzweckes nahezu unmöglich machte. Nach den verständigen Wünschen des Presbyteriums, welches die Mängel der Spieß'schen Amtsführung lebhaft empfand, sollte ich vor allem der Gemeinde angehören und in dieser das Beste thun; aber wie konnte ich das, da mir weder an den Hauptpredigten noch am Confirmandenunterricht ein geordneter Antheil zustand, sondern nur die unberechenbare Stellvertretung des ersten Pfarrers in Verhinderungsfällen? Hauptpredigt und Confirmation wechselte vermöge einer Combination der Civil- und Militärgemeinde zwischen Spieß und Höpfner, und keinem von beiden war zuzumuthen, daß er auf solche Hauptstücke des Pfarramts verzichte. Hätte aber auch auf einen Theil derselben verzichtet werden wollen, wie hätte ich in die Reihe der Hauptpredigten eintreten können, da ich an jedem Sonntag-Vormittag in Arrest- und Landarmenhaus bereits zweimal zu predigen hatte? Und ebenso stand überhaupt einer vollen Hingabe an die Gemeinde die

außerhalb derselben liegende Arbeitslast, die Anstaltsseelsorge und der nicht nur in der Bürgerschule, sondern auch im Landarmenhause zu ertheilende Religionsunterricht im Wege. Das waren die Bedenken, welche das Presbyterium schon vor meiner Ernennung gegen die zwischen Spieß und dem Consistorium getroffenen Abreden verstimmt hatten. Das Consistorium theilte sie im Grunde, wußte aber zur Zeit nicht anders zu helfen, als daß es mir in der Gemeinde das unbegrenzte Recht der Seelsorge und eine vierwöchentliche Nachmittagspredigt, statt deren mich dann Spieß in einem der Anstaltsgottesdienste zu vertreten hatte, übertrug. Diese unzulängliche Instruction war mir einstweilen für ein Jahr gegeben und dann deren Revision vorbehalten worden. Das waren die Schwierigkeiten, über welche D. Wiesmann am letzten coblenzer Abend mich unterrichtet und um derentwillen er mich auf einen künftigen Conflict mit Consistorialrath Spieß vorbereitet hatte.

Nun gestaltete sich allerdings mein Verhältniß zur Gemeinde thatsächlich weit ausgiebiger als meine nicht einmal das Recht der Casualien enthaltende Instruction erwarten ließ; häufige und längere Stellvertretungen führten mich zu allen pfarramtlichen Thätigkeiten, ebendamit aber auch zuweilen an die Grenzen meiner Kraft. So sogleich die ersten vier Wochen meiner Amtsführung: Spieß hatte nur auf meine Einführung gewartet, um zu der vierwöchentlichen Provinzialsynode zu reisen und mir seine sämmtlichen Pfarrgeschäfte zu hinterlassen. Meine Lage war um so schwieriger, als ich mich noch ganz fremden Verhältnissen gegenüber befand und mich gleichzeitig auch in meine drei Nebenämter einzuarbeiten hatte. Zur ersten Taufe, einer Nothtaufe, wurde ich mitten aus einer Schulstunde herausgerufen und hatte mich bei derselben ohne Agende zu behelfen. Ich hatte begonnen, die Gemeinde durchzubesuchen; ich mußte damit abbrechen, weil schlechterdings keine Zeit dafür blieb. An einigen Sonntagen predigte ich dreimal, auch wohl Vor- und Nachmittags über

verschiedene Texte; aber jenes mußte ich für künftig aufgeben, weil beim drittenmale Brustschmerzen sich einstellten. In der Woche aber drängten sich Taufen, Trauungen, Grabreden, Bibelstunden, Religions- und Katechumenenunterricht in einer Weise, daß ich gewöhnlich erst am späten Abend nach Hause kam, — erschöpft und dennoch fröhlich, weil ich jung und arbeitsfroh, wie ich war, alles von Herzen that. Wenn dann nach des Tages Mühe und Arbeit in meiner stillen Zelle die Lampe wieder freundlich brannte und der Wiederschein des Kaminfeuers gemüthlich an der Wand flackerte, war es meine beste Erholung, meines Bruders Briefe vorzunehmen und ihm aus meinem Leben Bericht zu geben. Die Gleichartigkeit unsrer Aufgaben hatte unseren Austausch wiederum gesteigert. Er that auf einem Boden, auf dem ich jeden Fußbreit kannte, die ersten Schritte, mit weit geringerer Vorschulung als ich, aber mit desto größerer Spannkraft und inneren Reife. In mancherlei Hinsicht konnte ich ihm rathen und helfen; andererseits bedurfte ich einer Zufluchtsstätte sowohl für die freudigen Gefühle des Gelingens, wie für die bangen der Unzulänglichkeit, die mir meine Arbeit zurückließ. Und indem wir so unsre Mühen und Freuden mit einander theilten, fühlten wir uns wahrhaft glücklich in einem Berufe, der uns das Höchste zu verwalten gab und in dieser Verwaltung das Höchste anzustreben uns anhielt.

Da fielen in unser junges Berufsglück auf einmal dunkle Schatten. Franz hatte von seiner fernen Braut — einen vorübergehenden bänglichen Eindruck aus der Curzeit in Reinerz abgerechnet — seither immer tröstliche Nachrichten gehabt: jetzt schlugen sie ins Gegentheil um. Die Cur in Reinerz war, wie sich immer mehr herausstellte, eine verfehlte gewesen; Klotilde war schwächer wiedergekommen als sie gegangen, und als erst die rauhe Jahreszeit hereinbrach, ließ sich das Sinken der Kräfte nicht länger verkennen. Es war Freund Haagen, der es über sich nahm, meinem armen Bruder, wie er sagte, die Spitze des drohenden

Schwertes zwar noch nicht ins Herz zu stoßen, aber doch vor Augen zu halten. So war Franz abermals, wie ein Jahr zuvor, zwischen dem Krankenbette der Braut und der übernommenen Berufspflicht in die qualvolle Wahl gestellt. Aber das geistliche Amt in Coblenz war ihm bindender als damals die Hauslehrerstelle, und er entschloß sich erst dann zu reisen, wenn es sich bestimmt um den letzten Abschied handeln sollte. Ich schrieb ihm, was Christenglaube und Bruderliebe eingaben; aber ich selber war von ähnlicher schweren Sorge bedrückt. Ein in Köln lebender Candidat hatte mir soeben geschrieben, mein Freund Wolters liege am Nervenfieber danieder; er halte es für seine Pflicht, mir die Gefahr nicht zu verhehlen. Unter solchen Umständen ergriff ich einen sich darbietenden Anlaß, nach Köln und Coblenz zu Freund und Bruder zu reisen. Ich hatte mit dem Religionslehramt an der Bürgerschule die Verpflichtung übernommen, bei der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Bonn ein Colloquium zu bestehen; die Sache hätte bis zum Frühling Zeit gehabt; nun war sie mir sofort nach Spießens Rückkehr von der Synode willkommen. Nach einem arbeitsreichen Novembersonntag fuhr ich die Nacht hindurch nach Köln und saß am folgenden Nachmittag an meines Freundes Krankenbett. Ich hatte schon vor der Abreise bessere Nachricht bekommen; „ja wenn Willibald nicht wäre, hatte der Kranke bei der Ankündigung meines Besuches gesagt, so stünde ich von diesem Krankenlager nicht wieder auf.“ Den folgenden Tag fuhr ich nach Bonn zu der verabredeten Prüfung, welche darin bestand, daß ich meinem guten Professor Bleek einen Psalm übersetzte und vor ihm und einem zweiten Mitgliede der Prüfungscommission eine Probelection im Gymnasium hielt. Ich hatte meinen Bruder gebeten, bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit mir womöglich nach Bonn entgegenzureisen, und so befremdete es mich nicht, als ich an Bleeks gastlichem Tische ein paar Zeilen von ihm erhielt, daß er da sei und mich draußen im Hofgarten erwarte. Aber freilich, da ich

ihn sah, da ahnte mir auch, was geschehen sei. An meinem Halse weinte er sich aus, und dann erfuhr ich, daß die göttliche Entscheidung allem menschlichen Rath und Entschluß zuvorgekommen war. Während er den Brief erwartete, der ihm bestimmten Bescheid geben und ihn nach Umständen an das Sterbebett des geliebten Mädchens rufen sollte, war sie schon heimgegangen, unerwartet, friedlich, selig. Wir blieben nun beisammen und fuhren gegen Abend mit einander nach Köln, indem auch Franz den kranken Freund gern sehen wollte. Wir schieden von ihm mit der Gewißheit, daß er ein Genesender sei; dann saßen wir tief in die Nacht zusammen und räthselten mit einander über die Geheimnisse des Todes und des Jenseits. Den folgenden Tag gings mit dem Dampfer rheinaufwärts; bleiern lagen die Herbstnebel auf dem dunklen Strom. Am Abend legte das Boot gegenüber von Engers an, da man sich nicht getraute weiter zu fahren; wir stiegen aus und gingen zu Fuß nach Coblenz durch die sternlose Nacht. Unsre Gespräche drehten sich, wie hernach noch längere Zeit unsre Briefe, um Erinnerungen an die Entschlafene, um die Frage, was von wahrhafter irdischen Liebe in einer höheren Welt uns bleiben werde, aber auch um die Aufgaben und Erquickungen unsres Berufs. Noch einen Tag durfte ich in Coblenz bei dem Trauernden bleiben. Ich konnte ihn beruhigt verlassen, denn er trug den Zusammenbruch seiner schönsten irdischen Hoffnung als ein Kind Gottes und ließ sich durch sein Leid umsomehr zum Prediger des einigen Trostes im Leben und im Sterben weihen. Auch hatte er an Schütte einen väterlichen Freund, der ihm tragen half, und wir gewannen es ihm ab, daß er nicht jetzt angesichts des eintretenden Winters an das frische Grab eilte, sondern den Besuch der Hinterbliebenen auf den Frühling vertagte.

Es sollte uns damals Eine Traurigkeit über die andere kommen. In denselben Tagen, in welchen in Berlin jenes junge heißgeliebte Leben erlosch, waren auch die letzten vaterländischen

Hoffnungen zusammengebrochen. Mit ängstlicher Spannung hatten wir seit Monaten jener Politik der Schwäche und Halbherzigkeit zugesehen, mit welcher König Friedrich Wilhelm IV. das in Anspruch genommene Vertrauen des deutschen Volkes stückweise umbringen zu wollen schien. Da ließen im Herbst 1850 die kriegerischen Vorkehrungen gegen den immer wachsenden Uebermuth Schwarzenbergs den sterbenden Hoffnungsfunken noch einmal auflodern. Der Parteihader in Preußen verstummte, Geldopfer für den Krieg wurden dem Könige angeboten, Väter stellten ihm ihre Söhne zur Verfügung; ein Nachklang von 1813 ging durch das Land. In meiner Seele stiegen Volks- und Kriegslieder auf; einige warf ich hin und wollte eben meinen Bruder auffordern, mit mir gemeinsam ein neues „Leyer und Schwert“ zu schaffen: da kam jenes die Schmach von Tilsit überbietende kampflose Ducken des preußischen Adlers vor einem Gegner, der die Losung auszusprechen gewagt hatte: Il faut avilir la Prusse, et après la demolir. Auf die „Schlacht von Bronzell“, in der ein Schimmel erschossen worden, zogen sich die preußischen Fahnen in Kurhessen vor den Oestreichern und Bayern zurück, und der östreichische Ministerpräsident konnte in Erfüllung jenes Losungswortes den auswärtigen Regierungen notificiren, wie der König von Preußen ihn flehentlich um die Olmützer Zusammenkunft gebeten und ihm ohne die Antwort abzuwarten seinen Herrn v. Manteuffel entgegengeschickt habe. Er durfte in derselben Note dem Auslande erzählen, wie er, Schwarzenberg, Preußen gestattet habe, sich in bundesrechtlichen Formen an der Entwaffnung der Schleswig-Holsteiner zu betheiligen, und wie er den Kurfürsten von Hessen bewogen habe, ein preußisches Bataillon in seinem Lande zu dulden. Wie König Friedrich Wilhelm IV. es damals in seinem christlichen Gewissen fertig gebracht hat, zu thun, was kurz vorher sein Freund und Minister von Radowitz in einer Denkschrift als Wort- und Rechtsbruch den verbündeten Fürsten wie der deutschen Nation gegenüber

bezeichnet hatte, anstatt zum mindesten seine Krone niederzulegen; wie er es fertig gebracht hat die Entwaffnung Schleswig-Holsteins und die Entrechtung Kurhessens nicht nur geschehen zu lassen, sondern an beiderlei schmachvollen Acten sich auch noch zu betheiligen, ist mir immer unverständlich geblieben. Der Unwille, der Zorn aller edleren Gemüther war unbeschreiblich; man erzählte von Officieren, die ihren Degen zerbrochen; die mildeste Aeußerung, die ich vernahm, war: „Dieser prächtigste Mensch und unfähigste Regent!“ Und dieser Zorn ward nicht geringer, als derselbe König wenige Wochen nach der von ihm verschuldeten Erniedrigung Preußens seinen Unterthanen befahl, das hundertfünfzigjährige Jubiläum der preußischen Königskrone zu feiern: „Der König, schrieb ich an meinen Bruder, tröstet sich über Preußens frische Schmach und Demüthigung mit dem Gedächtniß alter Ehren und Erhebung; — wenn nur das Volk sich ebenso wohlfeilen Kaufes trösten könnte!“ — Obwohl nichts weiter als ein junger politische Dilettant, sah ich die nächste überaus trübe Zukunft klar voraus, und gab dabei die Hoffnung besserer Tage doch nicht verloren. „Wenn ein Deutscher aufhören könnte zu hoffen, schrieb ich im November an Franz, so hätte ich's aufgegeben. Und doch, wenn ich die Stimmung bedenke, welche durch's Land ging, als die Aussicht auf eine patriotische That sich eröffnete, so muß ich sagen Wir sind noch nicht reif zum Untergang; wir haben auch das nicht verdient, was uns jetzt widerfährt. Wir wollen unsre Hoffnung auf den alten Gott setzen, der keinen Deutschen verläßt, und wollen sie auch auf unser deutsches Volk setzen, das ich vielleicht im selben Maße unterschätzt habe, wie ich den König und seine Rathgeber überschätzte.“ Und im December, als das Olmützer Abkommen bekannt geworden war: „Das Herz möchte einem brechen, wenn man nicht besseres Leid und besseren Trost kennte. Das Ergebniß der dresdener Conferenzen wird die Herstellung des Bundestages sein, und dann die innere Vernichtung der preußischen

Verfassung. Auf dem Papier wird sie stehen bleiben, aber wie sie im Herzen des Königs und seiner Minister niemals Wohnung gemacht hat, so wird sie bei dem unheilvollen Zwiespalt zwischen der Regierung und dem besseren Volksgeiste unvermeidlich zum todten Buchstaben werden. Die Mißhandlung gewissenhafter Beamten in Kurhessen, welche Preußen nun gutheißt, gibt uns ein Vorspiel des öffentlichen wie privaten Rechtszustandes, dem wir in Deutschland entgegen gehen. Daß „wer Wind säet, Sturm erndten wird", bleibt nichtsdestoweniger gewiß. Vielleicht, daß uns Gott dann auf dem preußischen Throne einen Retter erweckt, der inmitten der Sturmflut einen Felsen königlichen Ansehens und nationalen Rechtes aufrichtet, indem er zur Einsicht auch Muth hat und über kleinen Gewissensskrupeln große Pflichten nicht übersieht." — Vier Monate später, und es kündigten sich uns schon weitere Folgerungen des vaterländischen Zusammenbruchs in nächster Nähe an. „Das Eingehen der (protestantischen und patriotischen) Rheinisch-westphälischen Zeitung, schrieb ich an Franz, hat uns hier sehr betrübt, um so mehr als die (ultramontane) „Deutsche Volkshalle" dem Protestantismus die Begräbnißglocke läutet. Die Politik ist überhaupt stark zurückgetreten. Man wird alles müde, auch die Entrüstung über Erbärmlichkeiten. Die Fortschritte des Papismus zu beobachten, wird für die nächste Zeit unsre interessanteste Aufgabe sein."

Mit dem Sinken der vaterländischen Spannkraft schwellten sich naturgemäß die Segel der römischen Kirche, die der evangelischen sanken schlaff herab. Sie theilte das Schicksal des am Boden liegenden Vaterlandes; nichts von den dringenden Hoffnungen und Rathschlägen ihrer besten Männer, nichts von den mitbeschworenen Zusagen der beschworenen Staatsverfassung ward ihr erfüllt. Doch hatte sie sich aus den Sturm- und Drangzeiten Eines gerettet, die Gewissensschärfung, welche der Schrecken von 1848 und Wicherns großes Losungswort ihr angethan:

eine Hebung des innerkirchlichen Lebens und insonderheit der Aufschwung der inneren Mission datirten von jenen Tagen. Und wer insonderheit das Glück hatte, der rheinischen Kirche anzugehören, der fühlte sich getragen von der Macht einer Gemeinschaft, welche auch ohne die Sonnenstrahlen königlicher Gunst edle Früchte zu treiben und mit ihrer inneren Kraft und Gesundheit auch die trübste Reactionsperiode, in der sie um ihres Presbyterialismus willen die „Pöbelkirche" hieß, zu überstehen im Stande war. Noch war der verzehrende Unfriede zwischen Theologie und Gemeindeorthodoxismus, den man heute in sie hineingetragen hat, ihr fremd: einmüthig hatten ihre Pfarrer und Aeltesten auf der Provinzialsynode von 1850 sich um ihren alten theologischen Berather, um den als kirchenregimentlichen Commissarius zu ihnen gekommenen allverehrten Nitzsch geschaart. Zwar ihre Wünsche und Bitten, die sie im Einverständniß mit ihm nach Berlin richteten, blieben wie herkömmlich dort ungehört: die Mahnungen und Anregungen, welche die Provinzialsynode in ihre eigne Heimath ausgehen ließ, waren deshalb doch nicht umsonst. Sie ließen auch uns jugendliche Mitarbeiter inmitten der niederschlagenden Zeiteindrücke das Haupt erheben und den Spruch verstehen „Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit." Es galt, nachdem für unser Volk und Vaterland so Großes zerronnen, unverzagt im Kleinen treu zu sein und auf dem Trümmerfeld des erhofften Deutschen Reiches nach Kräften am Reiche Gottes zu bauen. Das Arbeitsfeld hiezu war mir in meinen viererlei Aemtern weit aufgethan, zumal jetzt, wo auf die ersten überhäuften und trauervollen Wochen eine Zeit ruhigerer Pflichterfüllung gefolgt war. Und so ist hier der Ort, von meiner viererlei Amtsarbeit etwas Näheres zu erzählen.

Das von vornherein anziehendste von meinen Nebenämtern war mir das im Landarmenhaus. Nicht als wäre dieses eine irgendwie mustergültige oder auch nur löbliche Anstalt gewesen, —

im Gegentheil, die ganze Anlage dieser provinzialständischen und daher wesentlich katholischen Schöpfung verrieth eine recht geringe Idee von Zucht und Barmherzigkeit. In weitläuftigen Gebäuden, die Ein Hof verband und Ein Thor verschloß, waren Alte und unheilbar Kranke, Irre und Epileptische, Vagabunden beiderlei Geschlechts, und zahlreiche verwaiste oder verwahrloste Kinder zusammengesperrt. Einige Beamten, sämmtlich ausgediente Militärs, ein braver Lehrer, und ein Hausgeistlicher, welcher diesem Lehrer das Leben sauer machte, bildeten das leitende Personal. Für evangelische Seelsorge war bis dahin so gut wie nichts geschehen; nur in der Woche hatte Spieß einen Gang ins Haus thun können; der erste evangelische Hausgeistliche, mit einem Gehalt von hundert Thalern, war ich. Ein sehr primitiver Betsaal wurde eingerichtet, in dem ich allsonntäglich Gottesdienst zu halten hatte; noch fehlten die Gesangbücher und ein Harmonium; auf meine Bitte verschaffte mir beides der Regierungspräsident. So hatte ich hier eine kleine eigne Gemeinde von 50—60 Seelen, und das Herz ging mir auf, wenn sie sich am Sonntagmorgen um meine Kanzel zusammenfand; ich gedachte an die Sprüche des Herrn „Den Armen wird das Evangelium gepredigt", und „Führet die Bettler und Krüppel, die Lahmen und Blinden herein." Ich fand auch sechzehn evangelische Kinder vor, mit denen ich einen geordneten Religionsunterricht begann. Einige von ihnen waren im Confirmandenalter; sie nahm ich in besonderen Confirmandenstunden vor, behufs deren ich ihnen den Kleinen Katechismus Luthers in der eben erschienenen hübschen Bilderausgabe schenkte. Diese Kinder wurden mir anhänglich, und ich habe sie nach ihrer Einsegnung sämmtlich bei braven Lehrmeistern oder guten evangelischen Herrschaften untergebracht; dennoch habe ich nicht viel Freude an ihnen erlebt, — so wenig hatte das Landarmenhaus mit seinem wackeren Lehrer ihnen den Mangel einer guten häuslichen Erziehung ersetzt. Den Erwachsenen hielt ich außer der Sonntagspredigt noch in der Woche

eine Bibelstunde, besuchte sie auf ihren Stuben und an ihren Krankenbetten und bereitete sie bei Abendmahlsfeiern möglichst einzeln vor. Begreiflicherweise stieß ich unter ihnen auf bodenlose Elemente, besonders unter den Vagabundinnen; andererseits ward mir auch manche Freude und Ermunterung zu Theil. Die armen Leute kamen gern in die Predigt und hörten ihr aufmerksam zu; auch die paar evangelischen Hausbeamten fehlten nie; der Schreiber und der Pförtner kamen auch in die Bibelstunde. „Im Landarmenhause, konnte ich nach einigen Monaten meinem Bruder schreiben, tragen mich die Leute auf den Händen. Der Oberaufseher der Irrenabtheilung, ein alter Soldat und treuer Christ, hat mir seine ganze Freundschaft geschenkt; die Alten und Kranken hangen an mir. Eine Vierundachtzigjährige scheut die zwei Treppen nie, um in den Gottesdienst zu kommen, und drückt mir für die Predigt jedesmal mit beiden Händen die Hand. Besonders rührend ist mir ein achtzehnjähriger Taubstummer, mit dem ich mich noch wenig habe verständigen können, den ich aber zum Abendmahl zugelassen habe, da er ein Bildchen des „guten Hirten", das ich ihm schenkte, mit freudigen Zeichen des Erkennens aufnahm. Ich sehe ihn jedesmal mit vergnügtem Gesicht, sein Gesangbuch in der Hand, in die Kirche treten; er kann nicht hören noch mitsingen, aber er freut sich des heiligen Ortes und der andächtigen Gemeinschaft."

Hier im Landarmenhause habe ich auch meinen ersten Zusammenstoß mit römischem Pfaffenthum zu bestehen gehabt. Der katholische Hauskaplan hatte, schon vor meinem Eintritt, einen meiner jetzigen Confirmanden zum Uebertritt zu verlocken gesucht, aber der Lehrer hatte durch rechtzeitige Mittheilung an Spieß die Sache vereitelt, hatte auch in seinem Unterricht den Kindern schnöde Aeußerungen über Luther, die sie vom Kaplan mitbrachten, zu verweisen gehabt. Jetzt lief ein Knabe, welcher aus dem Hause loskommen und deßhalb von mir verfrüht confirmirt sein wollte, da ich ihm dies abschlug, zu ebendiesem Kaplan,

um durch Katholischwerden seinen Zweck zu erreichen, und fand Entgegenkommen. Meine Confirmanden berichteten mir das alles, und der Lehrer, auf den ich mich freilich nicht berufen durfte, bestätigte mir's. Ich hatte, als ich mein Amt antrat, dem Kaplan einen Besuch gemacht, den er niemals erwiederte; nun machte ich ihm einen zweiten und hielt ihm die Aussagen meiner Schüler vor. Er war feige genug, alles abzuleugnen, und als ich ihm weiter in aller Artigkeit sagte, ich sei in mein Amt eingetreten mit dem Vorsatz, in diesem Hause das evangelische Bekenntniß rein=positiv zu lehren ohne alle Polemik, ich könne das aber nur durchführen, wenn er es seinerseits mit der katholischen Lehre ebenso halte, so versicherte er, daß das ganz ebenso sein Grundsatz sei. Daraufhin theilte ich meinen Kindern mit, der Herr Pfarrer habe ihre Erzählungen für Lügen erklärt, warnte sie vor Verführung, und überließ ihnen, zu finden, wer hier der Lügner sei. — Seitdem kam mir im Landarmenhause Aehnliches nicht wieder vor, einmal aber Entgegengesetztes. Ein begabter junger Mann, Katholik und Pole, war als Landstreicher verhaftet und in's Landarmenhaus gesteckt worden, aus dem er später entfloh, ohne daß es gelungen war, seine Personalien festzustellen; — vermuthlich war er ein politischer Flüchtling. Dieser junge Pole ging nie in den katholischen Gottesdienst, sondern regelmäßig in meinen, und als ein Abendmahlstag kam, bat er mich mit communiciren zu dürfen. Ich hielt ihm vor, daß das den Uebertritt zur evangelischen Kirche bedeute; er erklärte mir, eben den wolle er. So legte ich die Sache dem Director vor, und als dieser, selbst Katholik, mir freie Hand gab, theilte ich sie schriftlich dem Kaplan mit, unter dem Anheimgeben, seinerseits eine Einwirkung auf den Mann zu versuchen. Er antwortete mir, daß er darauf verzichte und den Fremdling mir überlasse, und so nahm ich denselben, da ich an seinem hinreichenden Verständniß keinen Zweifel hatte, in die evangelische Kirche auf.

Einfacher und einförmiger war mein Amt im Arresthaus. Die Protestanten waren im Regierungsbezirk Trier nur eine bescheidene Minderzahl, und der Procentsatz, den sie dem Arresthaus stellten, war gottlob noch bescheidner. Das Arresthaus behielt überdies keine lebenslänglichen Züchtlinge; der ganze protestantische Bestand war, als ich eintrat, zwölf Männer und vier Weiber, und das blieb auch der Durchschnitt. Allerdings kamen hiezu zeitweise zahlreichere Passanten, die sogenannten Holzbauern, d. h. Bauern, welche in königlichen Forsten Holz gestohlen hatten und hiefür auf eigenthümliche Weise bestraft wurden: man ließ sie im Winter, wenn sie zu Hause wenig zu thun und wenig zu beißen hatten, nach Trier kommen, fütterte sie sechs Wochen bei warmem Ofen durch, und entließ sie dann mit neuen Schuhen und Strümpfen, da sie die alten bei ihrem Eintritt in einer Trierer Vorstadt in Verwahr gegeben hatten. Mit diesen Holzbauern konnte der Director wenig anfangen, da die kurze Zeit zum Anlernen in einem Handwerk nicht lohnte und zur Beschäftigung im Freien keine Gelegenheit war; — der Seelsorger ebenso wenig, da sie durchaus nicht begreifen konnten, daß Holzstehlen in einem Staatswald eine Sünde sei. So halfen sie nur die kleine Simultankirche füllen, in der ich jeden Sonntag früh einen Predigtgottesdienst und in der Woche eine Bibelstunde hielt. Aber auch an den Untersuchungsgefangenen, die ich in dem abgesonderten „Justizarresthaus“ von Zeit zu Zeit aufsuchte, vermochte ich nicht viel auszurichten, da bekanntlich Gefangene vor der Aburtheilung sehr verschlossen sind. Dagegen die auf längere Zeit Verurtheilten nahm ich mir unter vier Augen vor, sowohl bei ihrem Eintritt, wie vor jeder Abendmahlsfeier, machte mich auch aus den Anstaltsacten mit ihrem Vorleben und ihrer Verschuldung bekannt und suchte seelsorgerisch auf sie einzuwirken. Ich habe dabei mitunter seltsame Erfahrungen gemacht. Unter jenen vier Weibern war eine auf zwölf Jahre verurtheilte Person von gesetztem Alter, die ihr vierjähriges

Kind auf grausame Weise umgebracht hatte: es gelang mir nicht, sie zu irgendwelcher Erkenntniß ihrer Versündigung zu bringen. Sie meinte, was sie Uebles gethan, das habe sie längst abgebüßt, und es sei himmelschreiend, daß sie ihre besten Jahre in diesem Loch verbringen müsse. Da ich sie bei dieser Unbußfertigkeit vom Abendmahl, das sie mitfeiern wollte, zurückwies, lief sie heulend aus der Stube — über den „Schimpf", den ich ihr anthäte. Sie wurde bald darauf in das schwerere Gefängniß zu Köln übergeführt. Unter den Männern war ein kaum Dreißigjähriger, der wegen eines Mordversuchs an einer Frauensperson, mit der er Umgang gehabt, zu fünfzehn Jahren verurtheilt war. Er war der stillste, verträglichste, tadelloseste Mensch im Gefängniß und that mir beim Gottesdienst die Küstersdienste. Immer wieder betheuerte er seine Unschuld, auch nach dem ernstesten Gespräch vorm Abendmahl, auch als ich ihm gesagt, daß der einzige Weg zu der ersehnten Abkürzung seiner Strafzeit ein reumüthiges Eingeständniß seiner Schuld sei; er führte die Aussagen der Mißhandelten, die ihm übrigens verziehen hatte und für ihn petitionirte, auf Geistesverwirrung zurück. Ich wurde schwankend und schrieb um seinetwillen an den Oberprocurator in Saarbrücken, wo er verurtheilt war. Derselbe war so freundlich, mir die Acten zu schicken mit der Erklärung, daß wenn ich eine Möglichkeit fände, die Schuld des Mannes anzuzweifeln, er eine Wiederaufnahme der Untersuchung veranlassen wolle. Ich las die Acten und fand keine solche Möglichkeit, sprach das auch dem Verurtheilten offen aus, aber der schwermüthig gelassene Mensch blieb bei seiner Betheurung. — Das System in diesem übrigens mild regierten Gefängniß war dasselbe wie in Coblenz, das der gemeinsamen Haft. Ein vom Consistorium auf Anregen der Provinzialsynode nach einiger Zeit erforderter Bericht über das Trierer Gefängnißwesen gab mir Veranlassung, die Mängel desselben darzulegen. Ich beklagte den Mangel jedes Gottesdienstes im Justizarresthaus, die ver-

derbliche Zusammensperrung jugendlicher und erstmaliger Verbrecher mit abgefeimten Bösewichtern, weiter die Mängel der Aufsicht, sowohl was die unzulängliche Zahl als die ungenügende Vorbildung der Aufseher angehe, auch die Mißstände, welche das confessionelle Durcheinander für die Minderheit mit sich bringe. Dann aber verhehlte ich nicht, daß ich die Zustände im Landarmenhaus, wiewohl auch hier der Director ein braver, wohlmeinender Mann war, für weit trauriger hielte als die im Gefängniß. Ich wies hin auf die unverantwortliche Zusammensperrung halbwüchsiger Bettelmädchen mit verlorenen Dirnen, unschuldiger Waisenkinder mit einer Jugend, die ins Rettungshaus gehörte, auch auf das Unrecht, eine evangelische Minderzahl in ein Hauswesen von katholischen Formen einzugliedern, und fügte positive Vorschläge im Sinne der inneren Mission bei. Dieselben begannen freilich mit der Forderung, daß diese ganze das Unvereinbare zusammenwerfende und das Volksverderben nur übertünchende Anstalt aufgelöst werden müsse. Wie viele solcher Berichte mögen seitdem erstattet worden sein, — für nichts und wieder nichts! Es ist mir nicht bekannt, ob am Trierer Landarmenhaus bis heute irgendwie gründlich gebessert worden ist.

In eine andere Welt versetzte mich mein Religionslehramt an der höheren Bürgerschule, einer jungen Schulanstalt, die mein Interesse in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nahm. Sie war in Wirklichkeit ein Realgymnasium, dem humanistischen Gymnasium ebenbürtig, nur mit vorwiegend modernen und realistischen Bildungsmitteln arbeitend, aber Latein lehrte sie von der Quarta bis zur Prima auch, und neben dem reichlichen neusprachlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht wurde Geschichte und deutsche Literatur nicht minder gepflegt. Begründet hatte sie der treffliche Oberbürgermeister Buß, ein liberaler Katholik von tiefem sittlichen Ernst und zielbewußter Energie; er hatte in ihr der Stadt neben dem streng confessionellen, fast klerikalen Gymnasium einen Herd freierer Geistesbildung schaffen

wollen. Ebendahin zielte die Wahl des Directors, des Schiller- und Goethebiographen Heinrich Viehoff, eines trefflichen, geistvollen Schulmannes, der seiner Vorbildung nach klassischer Philologe, aber mit Vorliebe der deutschen Dichtung zugewandt, sich seine beste Mühe gab, der Schule ihres modernen Charakters unbeschadet eine ideale, humanistische Richtung zu geben. Das alles machte die Anstalt dem Bischof und der Klerisei verhaßt; drei Jahre lang hatte man ihr den katholischen Religionslehrer versagt, indem man an die missio canonica für einen solchen die für die Regierung unannehmbare Bedingung knüpfte, daß derselbe vom Bischof ernannt werden und außerhalb der Schulordnung stehen solle; — den so herbeigeführten Mangel eines katholischen Religionsunterrichts hatte man dann dazu ausgebeutet, die Schule als eine gottlose hinzustellen und katholische Schüler von ihr abzuschrecken. Erst als das nicht verfing, die Schule vielmehr dennoch aufblühte, gab der Bischof nach und präsentirte einen Religionslehrer, den nun aber die Regierung erst dazu anhielt, vor der staatlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission in Bonn seine Befähigung nachzuweisen. In diesen Vorgängen lag der Grund, weßhalb auch ich verpflichtet ward, in Bonn jenes Colloquium zu bestehen; sonst hätte mir die Regierung dasselbe erlassen auf Grund meines coblenzer Examens, das ja am Ende auch vor einer Staatsbehörde bestanden war. Die Parität, welche auf diese Weise gewahrt wurde, war überhaupt Princip der Anstalt; war außer mir auch nur der Zeichenlehrer Protestant, so stand ich doch als evangelischer Religionslehrer dem katholischen an Rechten gleich und war wie er mit dem Range eines Oberlehrers Mitglied der Conferenz. So kam ich durch dies Schulamt auch mit katholischen Kreisen in einige nähere Berührung; der Director bemühte sich, das Lehrercollegium auch gesellig zusammenzubringen, und zu einigen Mitgliedern desselben kam ich in ein wirklich freundliches Verhältniß. Ein näheres, geradezu freundschaftliches gewann ich zu

dem Director selbst. Viehoff war ein durchaus geistesfreier, in seiner philosophirenden Denkart über dem Confessionsgegensatz stehender Mann, dazu durch seine treffliche evangelische Frau, der auch die Töchter im Bekenntniß folgten, unserer Gemeinde nahegerückt. Wir begegneten uns in ästhetischen wie pädagogischen Anliegen, insonderheit in der Liebe zu Goethe; später auch in den persönlichsten, als ich seine Frau auf dem Sterbebette zu besuchen und ihm die älteste Tochter zu confirmiren hatte, und unser freundschaftliches Verhältniß hat die Jahre meiner trierer Amtsthätigkeit überdauert.

Die höhere Bürgerschule wurde von etwa fünfzig evangelischen Schülern, dem vierten Theil der Gesammtzahl, besucht. Für diese waren nur vier Religionsstunden vorgesehen, so daß je drei Klassen hätten combinirt werden müssen. Ich erklärte mich aber sofort bereit, sechs Stunden zu geben, je zwei für die Schüler zweier Klassen, und der Director ging darauf nicht nur gerne ein, sondern vergalt es mir dadurch, daß er mir ohne mein Zuthun eine entsprechende Gehaltserhöhung auswirkte. Für die Art und Weise des Unterrichts war mir nichts vorgeschrieben, sondern ganz freie Hand gelassen. Ich führte das Hülfslehrbuch von Hollenberg ein, fand aber bald, daß ich mich am besten ganz frei bewegte. In der Unterklasse nahm ich einestheils die biblische Geschichte vor, erzählend und erzählen lassend; anderntheils behandelte ich neutestamentliche Erzählungen und Gleichnisse katechetisch. In der Mittelklasse wurde die Bibel unter dem Gesichtspunkt einer Geschichte der göttlichen Offenbarung durchwandert und Matthäusevangelium gelesen, indem die Katechismuserklärung dem Confirmandenunterricht überlassen blieb. Der Oberklasse trug ich Kirchengeschichte vor und las mit ihr das Johannesevangelium, wozu später noch ein Ueberblick der christlichen Lehre kam. — Ich kann nicht sagen, daß dieser Unterricht mir ganz leicht gefallen oder immer zu meiner eignen Zufriedenheit ausgefallen wäre, unerachtet es mir ja an

theologischer und pädagogischer Vorschulung nicht fehlte. Einmal erfuhr auch ich die Schwierigkeit, unter der jeder bloße Religionslehrer leidet, die Schwierigkeit, eine Jugend, die sich vielleicht für alles andere mehr interessirt als für religiöse Stoffe, lediglich durch solche fesseln zu sollen. Daher auch mein Grundsatz, die Disciplin möglichst nur mittelbar, durch geistige Beeinflussung zu üben, zuweilen ins Gedränge kam. Die Bürgerschule litt unter einem starken Procentsatz von Schülern, welche kein ideales und abschließendes Bildungsziel hatten, vielmehr nach erlangter Befähigung zum Einjährigendienst die Schule verlassen wollten; und unter diesen an sich unerwünschten Elementen gab es manchen faulen und trotzigen Gesellen, mit dem es unumgänglich war in der ihm verständlichen Sprache zu reden. Aber auch die Handhabung des Lehrstoffes selbst machte mir Schwierigkeiten, welche nur durch sorgfältige Ueberlegung und Vorbereitung zu überwinden waren. Die auffallend häufige Unfruchtbarkeit des Religionsunterrichts an höheren Lehranstalten liegt doch wohl vor allem daran, daß die richtige Mittellinie nicht getroffen wird einmal zwischen einer falschen Positivität, welche sich einbildet, daß das kirchliche Dogma lebendige Religion sei, und einer Methode allgemeiner Gefühlsanregungen, bei denen gar kein religiöses Wissen entsteht; und wiederum zwischen theologischen Erörterungen, welche über die Köpfe gehen und die Herzen kalt lassen, und einer populären Behandlung, welche unter der Bildungshöhe des weltlichen Unterrichts bleibt und den Ansprüchen der geweckten jugendlichen Geister nicht genügt. Ich bemühte mich, diese zwiefache Scylla und Charybdis zu vermeiden. Ich sorgte für positiven Lernstoff, aber nicht kirchlich-satzungsmäßigen, abstract dogmatischen, sondern für biblisch-religiösen, historisch-concreten, und suchte denselben mittelst meiner eigenen Theologie geistig-flüssig zu machen, ohne doch diese meine Theologie zu dociren. So z. B. bei der nicht leichten Behandlung der alttestamentlichen Vorgeschichte in der Mittel-

klasse: ich trieb keine historische Kritik, aber ich erläuterte die vorgeschichtlichen Erzählungen so, daß der Schüler die religiöse Idee als das allein Wesentliche darin, die geschichtliche Form als symbolische Hülle derselben empfand. — Die bonner Prüfungscommission hatte mir ein glänzendes Zeugniß ausgestellt über die Klarheit und Wärme meines Unterrichtens. Ich war geneigt, dasselbe anzuzweifeln, aber ich bemühte mich wenigstens, dies Lob zu verdienen. Als nach einem Jahre bei der öffentlichen Schulprüfung auch der Religionsunterricht beider Confessionen an die Reihe kam, hatte ich die Genugthuung, von katholischen Collegen anerkennend hervorheben zu hören, daß in meinem Examen, im Unterschiede von dem katholischen, nicht blos autoritativ Eingeprägtes, sondern lauter Gedachtes und Begründetes zum Vorschein gekommen sei.

Von allen diesen nebenamtlichen Thätigkeiten kehrte ich immer wieder zu der Gemeinde als meinem hauptsächlichsten Arbeitsfelde zurück. Ich hatte sie nun, von den Aeltesten freundlich geleitet, so ziemlich durchbesucht und hiedurch, sowie durch meine Betheiligung an der Armenpflege einen allgemeinen Eindruck von ihr gewonnen. Es war kein sonderlich günstiger oder auch nur tröstlicher. Nach Art begeisterter Jugend legte ich die höchsten Maßstäbe an, und fand so allerdings, daß die Gemeinde im Durchschnitt tief unter denselben zurückblieb. So freundlich ich allenthalben aufgenommen ward, so stieß ich doch auf einen wie mir schien recht unvollkommenen Stand der christlichen Erkenntniß und des christlichen Lebens, auf eine große Oberflächlichkeit in beidem, und bedachte nicht, daß es mir in den bei weitem meisten Gemeinden nicht besser ergangen wäre, und daß ich in den wenigen, die ein ausgeprägtes Christenthum aufgewiesen hätten, vermuthlich auf andere noch peinlichere Mängel desselben gestoßen sein würde. In Folge dieses Eindrucks bemühte ich mich, in den mir dann und wann zufallenden Hauptpredigten mit einer gewissen Einseitigkeit, die ich später verlernt

habe, die Schärfe des Evangeliums gegen die Gemeinde hervorzukehren; so z. B. in einer Reformationspredigt über das Wort „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei Frieden zu senden auf Erden; ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert"; einen Text, den ich zuerst auf das innere Leben des Einzelnen, und dann erst auf die weltgeschichtlichen Erfahrungen des Evangeliums anwandte. Glücklicherweise übertrug ich diese Schärfe, einzelne Nothfälle ausgenommen, nicht auf den Privatverkehr mit den Gemeindegliedern, sondern kam denselben ohne Amtshoheit, menschlich und freundlich entgegen, und so war ich in weiten Kreisen der Gemeinde bald wohlbeliebt. — Auch wandte ich denselben strengen Idealismus, mit dem ich die Gemeinde beurtheilte, auf mich selbst und meine Leistungen an. Ich fuhr auch bei der zuweilen bis zum Uebermaß sich häufenden Arbeit fort, in jedem Einzelfalle mein möglichst Bestes zu bieten. Zwar meine Predigten für Arrest- und Landarmenhaus arbeitete ich nicht mehr wörtlich aus wie die Hauptpredigten für die Gemeinde, sondern begnügte mich mit einem skizzirten Gedankengang; aber durchdacht wollten auch sie sein, und ebenso wurde keine Casualrede, Bibelstunde, Religionsstunde ohne ernstliche, womöglich schriftliche Vorbereitung gehalten. Hatte ich in Folge dessen — wiewohl durchaus nicht immer — das Gefühl des Gelingens, so hütete ich mich doch davor, dasselbe zu mißdeuten: „wie nichtig sind doch, schrieb ich in jenem Winter einmal meinem Bruder aus voller Arbeit heraus, alle unsere natürlichen Fähigkeiten und unser natürlicher gute Wille zum wahrhaft guten Werk, wenn nicht Gott in uns beides wirkt, Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen." Auch auf meine Beliebtheit bei den Leuten bildete ich mir nichts ein, sondern ging eher darüber mit mir ins Gericht. „Mancherlei kleine Erfahrungen, schrieb ich auf Neujahr meinem Bruder, haben mich neuerdings mehr als je auf einen Hauptmangel meines Wesens aufmerksam gemacht. Er heißt:

Mangel an Characterbildung. Du bist darin ganz anders geführt worden und darum auch ganz anders geworden. Ich bin verwöhnt von Jugend auf; niemals habe ich ernstlich und mit Aufbietung aller Kräfte etwas zu erringen gehabt. Meine Kenntnisse habe ich leicht aufgeschnappt, und so sind sie auch vielfach leichte Waare geblieben; ich kenne wohl ein Arbeiten nach Herzenslust, aber nicht wider Herzenslust. Dasselbe Verhältniß hat sich mir auch im Verkehr mit Menschen herausgestellt. Ich erwerbe leicht Gunst, ohne Mühe und ohne Absicht. So schäme ich mich fast, hier bei Jung und Alt in einer Weise, die mir zuweilen bange macht, beliebt zu sein. Allein etwas Eroberndes, Widerstand Brechendes habe ich in meinem Wesen nicht ausgebildet, und darum kann ich auf diese Beliebtheit nichts geben. Denn bei jedem Menschen, auf den man wirken will, stößt man, wenn man tiefer eindringt, auf Widerstand, und der muß überwunden werden, mit Ernst und nicht mit Lächeln. Nichtwahr, nun sollte man glauben, wer so klar davon reden könne, der müsse doch auch etwas dazu zu thun im Stande sein? Ich hoffe auch, daß ich noch jung genug bin, um mich zu schulen, und danke Gott, daß er mir das Fehlende einstweilen klar gemacht hat; er wird ja auch weiterhelfen."

Kam ich auch nur gelegentlich zur Hauptpredigt vor der Gemeinde oder zu besonderen Amtshandlungen, so fehlte es doch nicht an anderweitigen Gelegenheiten auf das Gemeindeleben einzuwirken. Eine wöchentliche Bibelstunde, welche Höpfner an den Winterabenden in der Katechisirstube gehalten, übernahm ich aus seiner Hand. Zu einer kirchlichen Missionsstunde, die bis dahin gefehlt, wurde mir ein monatlicher Nachmittagsgottesdienst überlassen, und ich hielt dieselbe in ähnlicher Weise wie in Coblenz, indem ich an einen Schrifttext ein Erzählbild aus der Missionsgeschichte anknüpfte, — eine Darbietung, die mich allerdings mehr Vorbereitungsarbeit kostete als eine Nachmittagspredigt. — Wir hatten zwar eine Gemeindeleihbibliothek für den

gemeinen Mann und seine Kinder, aber an einer kirchlichen Orientirung der gebildeten Kreise fehlte es, und so wurde ein Gemeindelesecirkel unternommen, dessen Leitung in meiner Hand blieb. Die besten kirchlichen Blätter, Zeit- und Flugschriften wurden in wöchentlichen Mappen in Umlauf gesetzt, und wir hatten doch 50—60 Mitleser. — Wiederum konnte ich dahin wirken, daß die gering besuchten Nachmittagsgottesdienste, die man seither an den Mittwochen der Passionszeit gehalten, in Abendkirchen verwandelt wurden, welche den Hauptgottesdiensten kaum nachstanden. Unsere Kirche entbehrte der Beleuchtungseinrichtungen, und das Presbyterium scheute nicht nur die Kosten derselben, sondern noch mehr etwaige Ungehörigkeiten, die in der großen dürftig beleuchteten Kirche sich einfinden könnten. Ich verbürgte mich ihm für das Nichtvorkommen irgendwelchen Unfugs; die Kirche wurde mit ganz geringen Mitteln nothdürftig erhellt, und füllte sich mit Andächtigen, denen gerade diese Abendversammlungen besonders lieb und feierlich waren. Die neue Einrichtung, die beiläufig auch mir zwei weitere Gemeindepredigten eintrug, kam eben zur rechten Zeit. Eben gerade setzte die neuzugelassene Jesuitenmission das katholische Trier in die stärkste Aufregung. Die Männer saßen in den Wirthshäusern und raisonnirten über dieselbe, aber die Frauen belagerten den Dom von Mitternacht an, um in der Frühe die heiligen Männer hören zu können. Auch Standespredigten wurden gehalten, aus denen aber ehrbare Frauen, wie die bejahrte Hauswirthin Höpfner's, mit Entsetzen zurückkamen. Dem gegenüber erschienen unsre neuen Abendgottesdienste als ein desto würdigeres evangelische Gegenbild.

Weiterhin nahm mich das Schulwesen unsrer Gemeinde in Anspruch. Wir hatten unsre eigene Elementarschule, zu der die Stadt das Gebäude und die auf unsere Kinderzahl entfallende Quote der Volksschulkosten hergab, während wir das Fehlende zulegten. Aber diese Schule befand sich in einem sehr unge-

nügenden Zustand. Sie hatte nur drei Lehrer auf vier Klassen, eine Knaben-, eine Mädchenklasse und zwei gemischte. Die Folge war, daß ein für die Erziehungsaufgabe höchst nachtheiliges Fachlehrersystem anstatt einheitlicher Klassenleitung waltete, daß dabei keine Klasse ihre gehörige Stundenzahl hatte, in der oberen die Geschichte und Geographie zu kurz kam, in der unteren sogar der Religionsunterricht fehlte, und daß die gesammte Leistung der Schule auf einer Stufe stand, welche die gebildeten Familien nicht einladen konnte ihre Kinder derselben anzuvertrauen. Nun war für die Knaben aus solchen Familien zwar durch die höhere Bürgerschule und das Gymnasium hinreichend gesorgt; dagegen für die Mädchen waren nur zwei katholische Privatschulen vorhanden, welche keinen evangelischen Religionsunterricht boten und überhaupt als höchst oberflächlich verrufen waren. Indem ich diese Zustände mit Consistorialrath Spieß überlegte, fanden wir den später in Angriff genommenen Plan einer höheren Töchterschule vorerst zurückzustellen, dagegen mit einer Reorganisation der Elementarschule vorzugehen. Ich faßte die Ergebnisse unserer Berathung in einer Denkschrift zusammen und legte in derselben dem Presbyterium die maßgebenden Gesichtspunkte, die vorhandenen Mängel und die vorzunehmenden Verbesserungen dar. Eine vierte Lehrkraft mußte berufen, das Princip einheitlicher Klassenleitung durchgeführt, die Unterklasse in eine Vor- und Nachmittagsabtheilung von je 18 Stunden zerlegt werden. Ein täglich halbstündiger Religionsunterricht war in jeder derselben einzuführen, aber auch der Lehrplan der beiden Oberklassen zu vervollständigen, z. B. in der Knabenklasse Anleitung zu geometrischem Zeichnen zu geben; dazu empfahl sich die Darbietung eines facultativen Unterrichts im Französischen und den Anfangsgründen des Lateinischen. Das Presbyterium ging auf diese Vorschläge ein, und ich entwarf eine Zuschrift an die Gemeinde, welche derselben unsre Schulreform ins Licht stellte und ein erhöhtes Zutrauen zu

unsrer Schule in Anspruch nahm. Ich blieb von da an in regem Zusammenhang mit der Elementarschule, besuchte auf den Wunsch unsrer braven Lehrer von Zeit zu Zeit den Unterricht, und hatte zu ihnen ein gutes Verhältniß; namentlich die jüngeren beiden dienten uns gerne in allen kirchlichen Anliegen, wo sie konnten.

Aber das wichtigste Stück meiner Gemeindearbeit war für jetzt, daß ich noch im December 1850 die Vorbereitung der am nächsten Palmsonntag einzusegnenden Confirmanden überkam. Der Confirmandenunterricht, die höhere Stufe des überhaupt zweijährigen Katechumenats, lag für diesmal in Höpfners Händen; eine erneute Erkrankung des leidenden Mannes, die denselben zum abermaligen Urlaub nöthigte, brachte ihn an mich, indem die große Mehrzahl der 32 Confirmanden unsrer Civilgemeinde angehörte. Das war allerdings zu meiner ohnedies großen Arbeit eine sehr erhebliche Zuthat. Mit den Lehrstunden an der Bürgerschule und im Landarmenhaus hatte ich jetzt, von allem anderen abgesehen, achtzehn wöchentliche Stunden zu geben, gegen Ende des Winters noch viel mehr, indem ich bei dem verspäteten Termin, an dem ich den Auftrag überkommen hatte, bis zu täglichen zwei Confirmandenstunden fortschreiten mußte. Dazu mußte ich mir die Grundlage meines Unterrichts erst selber schaffen. Der in Trier eingeführte Krummacher'sche Katechismus, eine Erbauungsschrift des alten Parabel-Krummacher, die derselbe hinterher auf Wunsch in nachlässige Frage- und Antwortsform übersetzt hatte, war — davon hatte ich mich schon beim ersten aushülflichen Katechumenenunterricht überzeugt — pädagogisch ganz unbrauchbar; die Jugend vermochte diese abstracten und zerflossenen Sätze gar nicht auswendig zu lernen, geschweige denn daß sie an ihnen einen Schatz und Schlüssel religiöser Erkenntniß gehabt hätte. Gern hätte ich mich, wie im Landarmenhaus, des kleinen Luther'schen Katechismus bedient; aber Spieß besorgte von einer solchen Einführung — in jener Zeit der antiunionistischen Intrigue nicht ganz ohne Grund — eine mög-

liche Verdunkelung des Unionsstandes unsrer Gemeinde. Was blieb mir übrig, als mir, und zwar in kürzester Frist, selbst einen Katechismus zu schaffen, den ich zur Einprägung dictiren und der mündlichen Ausführung zu Grunde legen konnte? Ich legte das altkirchliche Taufbekenntniß und im Rahmen desselben die fünf Hauptstücke zu Grunde, schloß an den ersten Artikel die Lehre vom Gesetz und von der Sünde an, an den zweiten die Gnadenmittel, Wort und Sacramente, als die Denkmale Christi, an den dritten das Vaterunser als den Spiegel des christlichen Lebens, und verwob dies alles zu einem einheitlichen und fortschreitenden Ganzen. In 190 Fragen und Antworten, denen jedesmal die wichtigsten biblischen Belegstellen beigefügt waren, wurde so der Gesammtinhalt der christlichen Lehre entwickelt. Gewiß war dieser Katechismus, dessen Entwurf und unvollendete Reinschrift ich noch besitze, kein Meisterstück; er war vielleicht noch immer zu umfänglich und zu theologisch. Er bewegte sich auf der Linie jener biblischen Orthodoxie, wie die damalige Vermittelungstheologie sie mir anerzogen hatte; manche peripherischen Punkte, die sich mir in späteren Jahren bei erneuter Prüfung als problematisch erwiesen, waren in ihm noch mit guter Zuversicht behauptet. Aber es war doch alles durchdacht und in die Sprache der Gegenwart gefaßt, keine den Schülern unverständliche Formel angewandt, Frage und Antwort kurz und bündig, einfach und behaltbar ausgedrückt, und darin, wie der Erfolg bewies, ein Schatz christlicher Erkenntniß niedergelegt, den eine empfängliche Jugend sich lebendig anzueignen vermochte. Ich gebe für die, welche sich für solche Versuche interessiren, die dreizehn Einleitungsfragen als Probe. 1. Was soll des Menschen vorzüglichste Sorge auf Erden sein? Eine gewisse Hoffnung der ewigen Seligkeit zu erlangen; Matth. 6, 33; 16, 26; Luc. 10, 41. 42. 2. Wem will Gott die ewige Seligkeit gewähren? Allen, welche durch die Geburt aus Seinem Geiste Seine Kinder geworden sind; Matth. 18, 3; Joh. 3, 3; Röm. 8, 14. 17. 3. Wer

allein kann uns zu Kindern Gottes und Erben des ewigen Lebens machen? Jesus Christus, Gottes Sohn, unser Heiland; Joh. 1, 12; 3, 16; Gal. 3, 26; 4, 4—7. 4. Welche Weise der Frömmigkeit (oder welche „Religion") ist darum die allein-wahre, heiligende und seligmachende? Die christliche, die uns Jesus Christus gegeben hat; Joh. 14, 6; Ap.-G. 4, 12; 16, 31; Röm. 1, 16. 5. Woher wissen wir von Christus und dem, was er für uns gethan hat und von uns verlangt? Aus der Bibel oder h. Schrift; Joh. 5, 39; 2. Tim. 3, 15. 6. In welchem Theile der h. Schrift wird uns unmittelbar von Christus berichtet und gepredigt? Im Neuen Testament (Namen, Theile, und Bücher desselben). 7. Wie hat denn aber auch das Alte Testament mit Christus zu thun? Es enthält die göttliche Vorbereitung auf seine Erscheinung; Joh. 5, 46; Luc. 24, 26. 27. 8. Worin besteht diese göttliche Vorbereitung im Alten Testament? Im Gesetz und der Verheißung (Theile und Bücher des A. T.). 9. Wieso bereitet denn auch das Gesetz auf Christus vor? Es weckt die Erkenntniß der Sünde und das Verlangen nach Erlösung; Röm. 3, 20; Gal. 3, 23. 24. 10. Was für ein besonderer Ursprung kommt der h. Schrift zu? Sie ist ein Werk nicht nur der Menschen, die sie geschrieben haben, sondern des in ihnen wirksamen Geistes Gottes; Matth. 10, 20; 2. Tim. 3, 16; 2. Petr. 1, 21. 11. Was für einen Werth hat sie darum für den Christen? Sie ist ihm Quelle und Richtschnur seines seligmachenden Glaubens; Ps. 119, 105; Ap.-G. 17, 11; 2. Petr. 1, 19. 12. Wo hat die gesammte christliche Kirche, oder unsre evangelische Kirche ausgesprochen, was ihr für den wesentlichen Inhalt der h. Schrift gilt? In ihren Bekenntnissen oder „Symbolen" (die wichtigsten zu nennen). 13. Welches ist das älteste und der christlichen Kirche bis heute am meisten gemeinsame Symbol? Das sogenannte „apostolische" Glaubensbekenntniß u. s. w. Und nun ging es in die einzelnen Artikel desselben. — Die Ausarbeitung dieses Katechismus war für mich selbst in hohem

Maße anregend; es war eine rechte Probe auf meine theologische Bildung, daß ich angehalten war, über alle Hauptpunkte der christlichen Lehre eine Antwort zu geben, klar, einfach, biblisch, dem jugendlichen Geiste einleuchtend und zugleich meinem theologischen Gewissen entsprechend. Meine wissenschaftlichen Neigungen erwachten an dieser Arbeit von neuem; ich wechselte mit meinem Bruder eingehende Auseinandersetzungen über verschiedene Lehrpunkte; ich faßte von neuem den Vorsatz, eine Abhandlung über die biblische Versöhnungslehre zu schreiben, die mir in ihrem Unterschiede von der anselmischen Genugthuungslehre nun ganz durchsichtig und in ihrer unzertrennlichen Befriedigung des religiösen und des sittlichen Bedürfnisses hoch über jene erhaben erschien. Aber zu dergleichen war jetzt keine Zeit; meine Aufgabe an der mir anvertrauten Jugend hielt mich fest.

Die Geistes- und Herzensgemeinschaft, welche sich zwischen einem ideal gerichteten jungen Pfarrer und seinen ersten Confirmanden bildet, hat etwas Einziges, wie eine erste Liebe. Ich hatte das Glück unter meinen Zweiunddreißig niemanden zu haben, der mir Sorge und Verdruß gemacht hätte, wohl aber eine Anzahl begabter und geweckter jugendlichen Gemüther, an denen ich meine helle Freude hatte. Unter den Knaben vor allen den reichbegabten liebenswürdigen Franz Perrot, den nachmaligen volkswirthschaftlichen Schriftsteller; — das tragische Mißgeschick einer vaterlosen Erziehung und allzu idealistischen Geistesanlage hat ihn nie auf einen grünen Zweig kommen lassen, aber von jenen Confirmandenstunden her ist er mir unter den Wechselgeschicken seines Lebens allezeit anhänglich geblieben. Unter den Mädchen waren mehrere, welche mit früher Geistesreife auch schwierigeren Gedankengängen folgten; aber alle hingen mir an und gingen mittelst dieser persönlichen Anhänglichkeit als dem besten Wärmeleiter des Verständnisses in die ernsten und herzbewegenden Wahrheiten ein, die ich ihnen auszulegen hatte. Gegen Ende des Unterrichts nahm ich jede der beiden Ab-

theilungen täglich zwei Stunden hindurch in Anspruch, um noch einmal alles im Zusammenhang durchzusprechen. Dann kam die Prüfung, welche bei der Kürze der vergönnten Unterrichtszeit und der Höhenlinie des Lehrganges keine im gewöhnlichen Sinn glänzenden Ergebnisse zeigen konnte, aber eine um so ehrlichere war und ein wirkliches Verständniß offenbarte. Der Confirmationstag selbst ward einer der glücklichsten meines Lebens, indem ein überschwängliches Gefühl der heiligen Sache mich hob und trug. Bei übervoller Kirche hielt ich die Predigt vom Altar her, zunächst an die vor mir sitzenden Confirmanden, und zeichnete ihnen auf Grund der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus „den Eingang der Jugend ins Reich Gottes." „Wie dort, so müssen überall Eltern und Lehrer die menschliche Anleitung geben, zum Heiligthum hinführen und das Wort Gottes auslegen: das ist geschehen. Nun aber gilts, daß ein unmittelbarer Zug zu Gott, den in seiner Selbstgewißheit auch des liebsten Mundes Widerspruch nicht irre machen kann, zum Durchbruch komme, ein „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist." Endlich, dies unmittelbare, selbstgewisse Kindesverhältniß zu Gott hat sich wie dort der Welt gegenüber zu bewähren in demüthigem Gehorsam gegen alle göttliche Ordnung; dann wird Wachsthum wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen die Frucht sein." Nachdem ich die Confirmanden paarweise eingesegnet und jedem seinen individuell gewählten Denkspruch gegeben, richtete ich noch eine aus dem Augenblick geborene und in Gebet auslaufende Ansprache an die Gemeinde, in der ich ihr die mir anvertrauten jugendlichen Seelen zurückgab und ans Herz legte; — danach war ich nicht mehr im Stande ein lautes Wort zu sprechen. Aber ein Sturm von Rührung und Dankbarkeit umringte mich in der Sakristei und vor der Kirche.

Damit hatte die Erstlingszeit meiner trierer Amtsführung ihren Abschluß gefunden; es war gerade sechs Monate nach

meiner Einführung. Als erst das Osterfest und die Osterarbeit vorüber war, athmete ich tief auf; es war doch etwas zuviel gewesen, was dieser Winter auf meine Schultern gelegt hatte. Nur Jugendfrische und Jugendbegeisterung hatten so mannigfache und neue, Leib und Seele anspannende Arbeit durchzuführen vermocht, und bisweilen, wenn Erkältung und Uebermüdung zusammengekommen war, hatte das Zuviel in fieberhaften Tagen und Nächten sich fühlbar gemacht. Dazu kam, daß meine äußere Lebenseinrichtung nicht dazu angethan war, mich auf die Dauer an Leib und Seele frisch zu erhalten. Ich führte die Existenz eines Studenten, ohne die Freiheiten und Erholungen eines solchen. Des Morgens beim Frühstück, das mir die Hausleute stellten, kam ein Aufwärter, besorgte meine Kleidung und nahm meine etwaigen Aufträge mit. Mittags brachte derselbe aus einer Speisewirthschaft ein einfaches Essen, da es sich für den evangelischen Geistlichen nicht schickte, sich an einen Gasthofstisch zu Stammgästen zu setzen, und am Abend bediente ich mit der Theemaschine mich selbst. Aber dies einsame Mittagessen war so trübselig, daß ich, um doch etwas Unterhaltung zu haben, während desselben zur Zeitung griff, und dann trug der Aufwärter den größeren Theil dessen, was für mich bestimmt gewesen, nach Hause. Meine Amtsgenossen Spieß und Höpfner thaten ihr Möglichstes mein Einsiedlerleben zu mildern; in dem kinderreichen Hause des ersteren verbrachte ich manchen Abend, auch den Weihnachtsabend, und der letztere, überhaupt der beste Freund und Berather meiner trierer Erstlingszeiten, lud mich alle Woche einmal zu Mittag und einmal zu Abend ein; der mütterlichen Aufmerksamkeiten nicht zu gedenken, mit denen seine liebe Frau mich bedachte. Allein diese lieben Leute verließen Trier schon gegen Ende des Jahres wieder für längere Zeit, indem Höpfner aufs neue in der Ferne Genesung suchen mußte; und sein Stellvertreter, der aus Baden nach Trier abcommandirte königsberger Divisionsprediger Cosak, ward mir zwar auch ein

lieber Freund, aber es dauerte doch einige Zeit, ehe dieß neue Verhältniß mir gesellig zu Statten kam. Ich konnte ja viel Einsamkeit brauchen und vertragen, und der Briefwechsel mit meinem Bruder ersetzte mir bis zu einem gewissen Grad den geselligen Verkehr. Dennoch war ich an manchem müden Abend so umgangshungrig, daß ich zu einem der mir nächststehenden Mitglieder des Presbyteriums, zu dem Landrentmeister Müller oder dem Banquier Wagner lief, in deren etwaiger Abwesenheit mit ihren Kindern plauderte, und mich an ihren für mich allezeit offenen Tisch setzte. Aber überlaufen konnte man doch auch solche guten Freunde nicht, und zumal wo eine erwachsene Tochter im Hause war, mußte man sich hüten, ins Gerede zu kommen oder zu bringen.

Es erschien fast seltsam, daß ich nun im achtundzwanzigsten Jahre stand und unverlobt war; schon in Coblenz hatte man sich gewundert, keinen Ring an meiner Hand zu entdecken. Freund Wolters sowohl, wie mein Bruder ermahnten mich, diesem Mangel abzuhelfen, und sie hatten Recht, ich war nicht zum Einsiedler geschaffen. Allein mir widerstand in solcher Angelegenheit ein verstandesmäßiges, eigenmächtiges Suchen und Wählen, und nicht minder ein für sich Suchen- und Wählenlassen durch fremde, Vorsehung-spielende Hände. „Doch suche nie auf irrem Pfade Die Liebe dir im Drang der Welt; Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade, Die wie der Thau vom Himmel fällt", — dies schöne Wort Geibels war mir aus der Seele gesprochen, und so allein wollte ich erleben, wenn mir auch zu Zeiten die Besorgniß sich aufdrängte, als sei ich aus irgend einem Verhängniß oder Mangel meines Wesens zu einem so idealen Erlebniß nicht angelegt. Der Wunsch, ein etwas behaglicheres äußere Dasein zu haben, hatte mich mit eintretendem Frühling veranlaßt, meine zwei möblirten Zimmer mit einem etwas geräumigeren und feineren Quartier im ersten Stocke desselben Hauses zu vertauschen und dasselbe mit einer selbstbeschafften

Einrichtung auszustatten. Als ich mich am ersten Abend in dieser anmuthigen neuen Behausung allein fand, in einer Stimmung, die aus Freude und Wehmuth gemischt war, bat ich Gott, meinen Eingang und Ausgang zu segnen und mir für Herz und Haus die rechte Gehülfin zu schenken. Zehn Tage darauf trat in mein Leben die folgende Fügung.

Wolters und ich hatten vor Zeiten einander versprochen, uns dereinst wechselseitig die Traurede zu halten. Hieran mahnte er mich jetzt, da er am 10ten Mai in Coblenz seine Braut heimführen wollte. Ich machte mich auf fünf Tage frei, indem ich am 14ten als am Bußtag in Trier wieder zu predigen hatte, und fuhr nach Coblenz, — wie sich von selbst verstand, ins Schütte'sche Haus. Ich traf hier meinen Bruder nicht, der wie ich wußte nach Berlin zu den Hinterbliebenen seiner Klotilde gereist war und erst nach Bußtag zurückkehren wollte. Ich traf statt dessen Besuch im Hause, ein liebliches hochaufgeschossenes Mädchen. Es war die Tochter einer in Lemgo verheiratheten Schwester Schütte's, Marie Clemen, ein achtzehnjähriges blauäugiges Kind, das nach dem letzten Erziehungsjahr bei einer westphälischen Tante hier die ersten Schritte in die freie schöne rheinische Welt that. Die Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Wesens, das Klare, Edle, Herzhafte in jeder Lebensäußerung machte mir einen uneingeschränkt wohlthuenden Eindruck. Gleichwohl hätten die fünf Tage, über die ich verfügte und in denen ich soviel anderweitig in Anspruch genommen war, schwerlich hingereicht, denselben tiefer gehen zu lassen: da verlängerte sich in ganz unerwarteter Weise mein Aufenthalt auf das Dreifache. Durch die Nachlässigkeit eines Beamten war das bürgerliche Aufgebot meines Freundes in Köln verabsäumt worden; die Hochzeit mußte um zehn Tage aufgeschoben werden, und als ich — rathlos, ob ich bleiben oder gehen sollte — unserm Divisionsprediger Cosak in Trier die Sachlage schrieb, übernahm derselbe sogleich aufs freundlichste meine Predigten und Unter-

richtsstunden. So konnte ich die Rückkehr meines Bruders abwarten, meinem abgearbeiteten Pastor Schütte eine Predigt und eine Reihe von Amtshandlungen abnehmen und dabei vierzehn Tage lang mit dem mir so anziehenden Mädchen verkehren. Wir saßen mit einander an Einem Tisch, wurden wiederholt zusammen eingeladen, führten mit einander die Schütte'schen Kinder spazieren; ich veranstaltete einen Ausflug nach Stolzenfels und durfte ihr die dortigen Herrlichkeiten zeigen; sie empfing aus meinen Händen, da ich Schütte auch darin aushalf, das h. Abendmahl. Als der Hochzeitstag kam, zu dem auch die Schütte'sche Familie geladen war, hatten die Freunde mir meinen Herzenszug schon angemerkt; man setzte uns neben einander; erröthend ließ sie sich's gefallen, daß ich ihr einen Vergißmeinnichtkranz auf das reiche braune Haar setzte. Als ich am folgenden Tage abreisen mußte, war ich meines eigenen Herzens gewiß, — des ihrigen freilich nicht. Sie war mir immer freundlich begegnet, aber als einem Freunde des Hauses; meinen Aufmerksamkeiten war sie eher ausgewichen. Das Aeußerste war, daß, als ich in den Wagen stieg, sie von der Hausthür aus mir mit den Andern freundlich zunickte, und dann noch einmal heraustrat, um diesen stummen Abschiedsgruß zu wiederholen.

Kaum war ich nach durchfahrener, wach durchträumter Nacht in Trier angekommen, als ich mich hinsetzte und an Schütte einen mein Herz eröffnenden Brief schrieb, und in diesen Brief legte ich einen zweiten an Marie selbst ein, der meine Liebe und mein Leben ihr zu Füßen legte. Aber ich hatte den großen Unterschied zwischen dem lebenserfahrenen willensreifen Manne und dem eben aufblühenden Mädchenherzen nicht in Anschlag gebracht. Als Schütte nach herzlicher Berathung mit Franz ihr Mittheilung machte und meinen Brief gab, sagte sie unter Thränen, sie sei ja noch ein Kind, und habe gedacht, noch lange ein Kind zu sein; sie könne unmöglich jetzt eine Entscheidung treffen. Das Hemmniß lag tiefer als in ihrer noch allzugroßen

Jugend; bei aller Kindlichkeit hatte das liebe Mädchen etwas — wie Schütte es nannte — „Reichsunmittelbares“, ein edles Selbstgefühl, welches sie abhielt, in einer Sache, die ihr innerstes Leben anging, einem unreifen Eindruck zu folgen oder äußeren Rücksichten und fremden Einflüssen etwas zuzugestehen. Und diese edle Selbstbehauptung ruhte bei ihr auf dem Grunde aufrichtiger Frömmigkeit: sie wollte den Willen Gottes thun, nichts anderes, und um den zu erkennen, war ihr unser Umgang zu flüchtig, und die Sorge, daß ich mich in ihr täuschen könne, zu groß. Natürlich wurde die Sache an Vater und Mutter mitgetheilt, aber auch diese, soviel Gutes und Liebes sie von Schütte über mich hörten, hielten sich zurück und verwiesen die Tochter an ihr eigenes Herz. So begann für mich eine durch Wochen sich hinziehende Zeit des gespannten Wartens, des stillen Werdenlassens, die ich im Ganzen mit fröhlicher und geduldiger Zuversicht, wenn auch keineswegs ohne Ebben und Fluten derselben, ertrug. Eine eigenthümliche Vermittlerrolle fiel für diese Zeit meinem lieben Bruder zu, und er führte dieselbe mit einer Treue und Zartheit durch, die ihm für immer den Ehrenplatz in unser beider Herzen gewinnen mußte. M e i n Vertrauter war er von selbst, aber er wurde es je länger je mehr auch dem lieben Mädchen, an dem er seine volle selbstlose Freude hatte. Zumal nachdem Schütte zu seiner Erholung aufs Land gegangen war, zog das Bedürfniß eines schützenden und berathenden Freundes sie zu dem jugendlichen, aber durch seine ernste Lebensführung frühe zum Seelsorger gereiften Hausgenossen hin, bei dem das nahe Verhältniß, in dem er zu mir stand, und die zartsinnige, schonende Zurückhaltung, welche er ihr gleichwohl bewies, vertrauenerweckend zusammenkam. So ward er nicht nur, wie er sich scherzend einmal in einem seiner Briefe nannte, „Amor's derzeitiger Posthalter“, sondern der treue Eckart unsrer Herzen, der ein jedes von uns nicht blos beim Andern, sondern auch dem Andern gegenüber vertrat und als ein ächter

Seelsorger über unseren werdenden Herzensbund die behütende Hand hielt, damit derselbe zum reinsten Ergebniß gedeihe.

In ausführlichen Briefen, die ich heute in zwiefach trauerndem Andenken nur mit Rührung wiederlesen kann, beschrieb er mir alle die kleinen und feinen Züge, die sich ihm in seinem täglichen Umgang mit Marie ergaben. „Sie ist noch ein Kind, schrieb er mir, mit allen Schwächen eines Kindes, und doch in allen Dingen so verständig, so voll richtigen Gefühls, daß man mit größter Freude über alles Menschenwürdige mit ihr reden kann. Feinste Empfindung, ein schnelles scharfes Hineinblicken in schwierige Verhältnisse, dabei Freiheit von aller Sentimentalität. Sie kennt keine falsche Höflichkeit; gerade und offen sagt sie ihre Meinung heraus, aber mit soviel innerlichem Zartsinn, soviel wahrhafter Naivetät, daß man sie immer lieber gewinnt. Mit Einem Worte, — was Immermann von seiner „Liesbeth“ sagt: „Sie ist eine Natur“; aber dieser Natur ganze Lieblichkeit ruht auf der Weihe, welche die innigste Frömmigkeit verleiht.“ Er hatte mir auch die Spuren ihres innerlich mit mir Beschäftigtseins, die Spuren ihrer still aufblühenden Zuneigung mitzutheilen, und beschwichtigte so die Pein der inneren Unruhe, die inmitten angestrengter Berufsarbeit doch zunehmend bei mir aufsteigen wollte; aber zugleich wachte er auf das gewissenhafteste darüber, daß seine Schutzbefohlene, wie er sie ansah, nicht gedrängt, nicht von verwirrenden Eindrücken befangen werde. So als ich, um doch die geistige Berührung mit dem geliebten Mädchen fortzusetzen, eine Auswahl meiner Lieder ins Reine schrieb, mit einem das Bekenntniß meines Briefes wiederholenden Widmungsgedicht bevorwortete und das zierlich geschriebene Heft in seine Hände legte. Er hielt diese Sendung, wie er mir offen zurückschrieb, einstweilen zurück, weil er den für ein unschuldiges Mädchenherz so bestechenden Zauber der Dichtkunst, der doch für die Lebensfrage so wenig bedeutet, nicht in die Wagschale fallen lassen wollte. Wiederum warnte er uns beide, auf den

Eindruck der äußeren Fügung, durch welche wir einander nahegeführt worden, nicht allzu sicher zu bauen. Wir waren beide dazu geneigt; ich meinte, in jener Verlängerung meines coblenzer Aufenthaltes den deutlichen Finger Gottes zu sehen, und auch Marie stand unter dem Eindruck des Umstandes, daß sie gegen eine ursprüngliche Abrede und Bestimmung gerade um eben diese Zeit nach Coblenz gekommen war. Unser treuer Freund und Bruder erinnerte uns beide mit Recht, daß äußere Umstände für sich allein, ohne daß der Wille Gottes sich auch innerlich klar bezeuge, ebensowohl eine Versuchung enthalten könnten als eine Weisung.

Nachdem vier Wochen lang nur Grüße zwischen uns ausgetauscht worden, kam endlich ein Briefchen von Mariens Hand. Es enthielt freilich nur eine Bitte um weitere Nachsicht und Geduld, aber diese Bitte war so demüthig und herzlich ausgesprochen, war mit so viel Vertrauen zu mir begründet und schloß so rührend mit der Wendung, ich möge sie „nicht blos auf liebendem, sondern auch auf betendem Herzen tragen", daß Ungeduld und Verzagtheit davor verschwanden. Auf die Mittheilung dieses Briefes hin trug Franz kein weiteres Bedenken, ihr das in seinen Händen befindliche Liederheft zu übergeben; ich aber kleidete meine Bitte um weitere solche Briefe in eine sinnbildliche Form. Ich ließ ein hübsches Federkästchen herstellen, füllte es mit einem Dutzend selbstgeschnittener Federn und schrieb dazu die folgenden Scherzzeilen:

Leichtbeschwingt zu raschem kühnem Fluge,
Scharfgespitzt zu gutem, sicherm Treffen
Siehe hier ein zierlich Bündel Pfeile.
Stillen Lächelns Dein dabei gedenkend
Hab ich selbst mit kunstgeübten Händen
Sie für Dich und Deinen Dienst bereitet.
Bin ich wirklich nicht ein guter Junge?
Schärf' und schenke selbst die spitzen Pfeile,
Ohne andern Wunsch, als daß sofort Du
Gegen mich, den Geber, sie versuchest; —

Schärf' und schenke selbst die spitzen Pfeile,
Wissend, daß ein jeder, wenn Du nur ihn
Einmal angesetzt, gewiß mein Herz trifft!

Aber ich wartete die Anwendung dieser Liebespfeile nicht ab; sie selbst hatte mich aufgefordert, wieder zu schreiben, und wie hätte es anders sein können, als daß der zweite Brief die Frage des ersten von neuem stellte? Ich bemühte mich, sie ihr in ihrem eigensten Sinne lösen zu helfen. „Liebe Marie — schrieb ich ihr, — nicht weil ich wünsche und werbe; nicht weil liebe Menschen, die uns beide auf dem Herzen tragen, sich darob freuen würden; nicht weil Ihr freundliches Herz sich dagegen sträuben würde, Liebe mit Leid zu vergelten; nicht endlich weil Sie aus blos äußeren Zeichen eine göttliche Bestimmung, ein gehorsam aufzunehmendes höhere Gebot herauszulesen glaubten, — nein, allein weil der himmlische Vater in Ihrem Herzen redet und seinen Willen auch in Ihrem Willen offenbart, darum allein darf es geschehen, daß Sie Ihre Hand in die meinige legen und Ihr Herz dem meinigen zu ewigen Rechten und Pflichten anvertrauen." — Nach dieser Aussprache, die sie hoch aufnahm, war es eigentlich nur noch Ein Skrupel, der das liebe Mädchen zurückhielt, die Abneigung, sich aus der Ferne, gleichsam brieflich, zu verschenken. Sie hegte den Wunsch, daß wir uns erst noch einmal wiedersehen möchten; sie hoffte, daß dann ihr Vater dabei sein könne, — unter dessen Fittigen gedachte sie sich mir zuzusagen. Der Wille ihrer Eltern führte sie damals von Coblenz nach Honnef, wo eine Jugendfreundin ihrer Mutter, mit einem biederen reichen Kaufmann Matthias Hölterhoff verheirathet, ein behagliches Landhaus besaß. Dies kinderlose aber um so gastfreundlichere Haus war auch Schütte's nächste Zuflucht, wenn er erholungsbedürftig war. Er war mit beiden Eheleuten von Jugend auf befreundet, und so kannte auch ich dieselben flüchtig aus seinem Hause, kannte namentlich Frau Hölterhoff als eine ausgezeichnete Frau von ebenso großer Geisteslebendigkeit

als Herzensgüte. Diese treffliche „Tante", wie sie in der Schütte'schen Familie immer genannt ward, nahm sich nun unsrer unfertigen Verlobungsgeschichte an.

Auch Franz hatte damals die Gastfreundschaft des Hölterhoff'schen Hauses in Anspruch nehmen müssen. Die schmerzlichen Gemüthsbewegungen, die ihm der Spätherbst gebracht, die winterlichen Predigtgänge nach Vallendar, die angestrengte und mit tiefer inneren Erregung betriebene Arbeit in Coblenz hatten seine ohnedies nicht feste Gesundheit abermals und stärker als im Vorjahr erschüttert; räthselhafte Brustschmerzen behinderten ihn am Predigen, und die ärztliche Hülfe, die er hatte suchen müssen, hatte das zwar gebessert, aber keineswegs vollständig gehoben. So hatte ihn Schütte, als er selbst erfrischt zurückkam, nach Honnef in Urlaub geschickt; er hatte Marie hinbegleitet und konnte nun mit der mütterlichen Freundin derselben, deren ganzes Vertrauen er besaß, unser beider Bestes berathen. Mit dem erwarteten Besuche von Mariens Vater zerschlug es sich, aber Tante Hölterhoff konnte, wie die Dinge lagen, recht wohl Elternstelle vertreten. Ich wurde eingeladen, dem Wunsche Mariens entsprechend gleichfalls in das gastfreie Haus in Honnef herüberzukommen. Das hatte für mich freilich große Schwierigkeiten: ich hatte eben erst jenen fünfzehntägigen Urlaub gehabt und Schulferien traten erst im September ein; nur wenn ich nicht blos meinen beiden geistlichen Collegen, sondern auch dem Director Viehoff verrieth, um was es sich für mich handle, konnte ich eine abermalige achttägige Abwesenheit rechtfertigen und die nöthige Vertretung erlangen. Es bedurfte der dringenden Zureden meines Bruders, um mich diesen Entschluß fassen zu lassen, aber ich erhielt eine freie Woche, und wählte, um möglichst viel Zeit für Honnef herauszuschlagen, wiederum eine Nachtfahrt durch die Eifel, vom Abend eines arbeitsvollen Sonntags an. Als ich an eben diesem Sonntag einem etwa angekommenen Briefe nachfragte, war einer da, — von Mariens Hand. Ich

riß ihn auf und las die alles sagenden Erstlingsworte: „Mein liebes Herz!“ Sie hatte es schließlich doch nicht über's Herz gebracht, mich in schwebender Pein reisen zu lassen; in innigster Weise sagte sie sich mir zu, noch demüthig um Verzeihung bittend ob der langen Unruhe, in der sie mich gelassen. Das hieß nun natürlich nicht, daß ich nicht zu kommen brauchte, sondern daß ich desto fröhlicher kommen solle, und das that ich denn auch — der Vers zog mir durch den Sinn: „Mein Herze geht in Sprüngen.“ In Bonn holte Franz mich ab, um mich nach dem mir noch fremden Hölterhoff'schen Hause zu bringen. Wir erlangten einen Wagen, der uns rasch nach Honnef hinübertrug; schließlich führte uns ein Fußpfad unbemerkt durch ein Gartenpförtchen in das zwischen Rosen und Reben versteckte Haus. Frau Hölterhoff kam mir herzlich entgegen und geleitete mich zu einem Zimmer, in dem Marie im einfachen Hauskleid am Clavier saß. Wir hatten vorab keine Worte, wir umhalsten und küßten uns.

— Noch seh ich, welch ein süßes Bangen
Dein holdes Antlitz überflog,
Da ich umfangend und umfangen,
Mein Lieb, dich an die Lippen zog. —

Ach, wie gern sucht man im Alter die Maienblumen des Lebens im Gedächtniß zusammen, auch wenn man den Erinnerungskranz nur auf ein Grab legen kann!

Man überließ uns in diesen gezählten Maientagen unseres Lebens einander so viel als wir wollten. Was Liebende, die sich gefunden, einander zu sagen haben, ist viel und ist wenig. Sie sagen einander immer wieder, wie lieb sie sich haben, und wie alles dahin gekommen.

So ist's denn wahr, so ist's kein Traumgebilde:
Es leuchtet mir dein Antlitz hold und milde;
Mit diesen Armen darf ich dich umfangen,
An deinen Lippen darf ich selig hangen!

Und wie ein Kind ein köstliches Geschmeide
Stets neu erprobt, zu sehn wie schön es kleide,
So mögen wir der Herzen froh Vermählen
Süß plaudernd stets aufs Neue uns erzählen.

Wie durft' ich so, mein Lieb, dich überfallen?
Den spiegelklaren See mit Sturmeswallen!
Du scheues Kind, du hast kein Wort gesprochen,
Bist schweigend nur in Thränen ausgebrochen.

Du frommes Herz! In lieblichem Verzagen
Hast du's dem ew'gen Vater vorgetragen;
Du knieetest hin im Kämmerlein, im stillen:
„Herr, lehre du mich thun nach deinem Willen!"

Ich aber harrt' in freudig-bangen Sorgen,
Und jeden Abend sprach ich, jeden Morgen:
Der du die Herzen lenkst gleich Wasserbächen:
Laß sie das Eine Wort, das traute, sprechen!

Bis daß auf einmal, Seinem Licht entflossen,
Sich selige Klarheit dir ins Herz ergossen:
Da sprachst du's aus in demuthsvollem Neigen:
Du liebes Herz, vergieb, ich bin dein eigen. —

Aber wir waren nicht so, daß wir für das Schöne, das uns umgab, und für die, welche uns Liebe erwiesen, Auge und Herz nicht offenbehalten hätten. Wir waren dankbare Gäste im Hölterhoff'schen Hause und es begründete sich damals für uns ein Freundschaftsverhältniß zu demselben, welches nahezu vierzig Jahre, bis zum Tode der noch in hohem Alter geistesfrischen und liebevollen Frau gewährt hat. Insbesondere aber war es uns selbstverständlich, daß Franz soviel als möglich an unserer Freude theilnahm; er hatte es um uns beide verdient, und Marie liebte ihn, wie man nur einen Bruder lieben kann. Er hatte sich in Honnef gut erholt und das Nachgefühl seines eigenen Liebesleides, vereint mit dem Mitgefühl unseres Liebesglückes hatten in seiner Seele jene Glockenklänge geweckt, welche sein ebendamals verfaßtes herrliche Gedicht „Aufrichtung" durchtönen.*) Mit ihm gemeinsam genossen wir, so viel die wenigen Tage

*) Haideröschen S. 83.

gestatteten, die herrlichen Umgebungen von Honnef. Wer kennte sie nicht, die reizende an die italienischen Seeen gemahnende Landschaft, die an die Südseite des Siebengebirgs sich anschmiegt? Auf der einen Seite der steil ansteigende Drachenfels und die Wolkenburg, auf der andern das liebliche Rheingelände bis nach Unkel und zum Erpeler Ley, dazwischen die mit Wald und Weinbergen geschmückten, von Berggipfeln überragten Höhen, und vor uns den herrlichen Strom mit Nonnenwerth und Rolandseck. Franz zeichnete mir zum Andenken an jene bräutlichen Festtage eben diesen Blick mit dem von Rosen überrankten Balkon unsres Hauses im Vordergrund, und ebenso den Blick vom Rheine her auf das Hölterhoff'sche Haus, hinter dessen einem Eckfenster mein Lieb wohnte, während wir beiden Brüder das andere Ende theilten. Einmal erkletterten wir dreie zusammen auch den Drachenfels von der uns zugewandten steilen Seite, die damals noch keinen gebahnten Weg hatte; wir verloren den Pfad, und es war ein Abenteuer hinaufzukommen, aber ein heiteres. Prächtig war der letzte Abend am Rhein; ein Gewitter war über die Landschaft gezogen, durch zerrissene Wolken strömte das Sonnenlicht und vergoldete den mächtigen Strom. Die Abschiedsstunde schlug tief in der Nacht. Als der letzte Kuß geküßt war, trug mich ein Wagen nach dem rheinaufwärts fahrenden Dampfboot. Der Glanz des Vollmondes lag auf den Fluten. Ich ging, so lange der Drachenfels zu sehen war, auf dem Verdeck auf und ab, im Vollgefühl meines Glückes. Ich spähte nach Honnef hinüber und glaubte die Lichter des Hauses, das Marie umschloß, noch zu erkennen; ich befahl mein Lieb in die schirmenden Hände des himmlischen Vaters, dessen Engel diese wunderbare Nacht wie fühlbar durchschwebten. —

So hatte ich denn eine liebe, holde Braut: freilich bis sie meine liebe Frau ward, sollten noch vierzehn Monate ins Land gehn. Ihre Eltern fanden, daß ihr Kind noch viel zu jung sei; sie wollten die Tochter, welche ein volles Jahr außer dem Hause

gewesen, noch einige Zeit bei sich behalten, auch für die Herstellung einer bescheidenen Aussteuer Raum haben. Ich kann nicht sagen, daß diese Wartezeit, in welche übrigens ein zwiefaches Wiedersehen fallen sollte, mir lang und schwer geworden wäre. Nicht nur, daß ich nach wie vor Arbeit in Hülle und Fülle hatte, — es war auch durch meine Verlobung eine Freudigkeit über mich gekommen, die mir's ermöglichte, neben aller Amtsarbeit demnächst meinen ersten Schritt in die literärische Welt zu thun und jene „Evangelischen Beiträge zu des Generals v. Radowitz älteren und Neuen Gesprächen über Staat und Kirche" zu schreiben, welche für meinen weiteren Lebenslauf so bedeutsam werden sollten. Ein still-glückseliger Hintergrund für alle Nöthe der Zeit und allen Ernst der Berufsarbeit war gewonnen; — wie ich meinem Bruder schrieb: „es liegt ein glückseliges Ausruhen in dem Bewußtsein, zu einem geliebten Wesen sprechen zu können „Du bist mein, und ich bin dein", wenn es auch nur durch Feder und Tinte geht." In dieser Stimmung entstand mir an einem der nächsten Sonntagabende, als ich am offenen Fenster die Sommernacht genoß und beim Plätschern des Marktbrunnens mich in die Ferne träumte, das folgende Gedicht, das mir immer ein besonders liebes Andenken an meine Verlobungszeit geblieben ist*):

Nun schließt die Nacht nach Tages Schwüle
Der müden Welt die Augen zu;
Das Herz aus treibendem Gewühle
Birgt sehnend sich im Schooß der Ruh'.

Hell gehn in dunkler Feierstunde
Die Stern' am Himmelszelte auf:
So steigt auch mir aus Herzens Grunde
Nun klar dein liebes Bild herauf.

Dem Brunnen drüben muß ich lauschen,
Der plätschernd Mährchen mir vertraut;
Ich hör' verträumt des Rheines Rauschen,
Den süßen lang verrauschten Laut.

---

*) Blüthenstrauß S. 107.

Dort zu der sieben Berge Füßen
  Im Rebenduft, im Mondenschein, —
  Laß dich aus dunkler Ferne grüßen,
  Du Licht von Liebchens Fensterlein!

Nun trägt sie treu aus Herzensgrunde
  Den Namen mein zu Gott empor:
  Wolauf mein Herz, und bring' zur Stunde
  Auch ihren an des Himmels Thor!

Da gibts ein sichres frohes Finden
  Den beiden, die sich hier so fern,
  Und alle Sehnsucht muß verschwinden
  Wie Nebel vor dem Glanz des Herrn.

Umschwebt von schöner Engel Reigen
  Schauen wir lächelnd erdenwärts
  Und dürfen schlummermüd uns neigen
  An Eines Vaters wachend Herz. —

Dreizehntes Kapitel.

Trierer Kriegszeiten.

So stark in Trier Natur- und Geschichtseindrücke mich anheimelten, in dem lebenden Trier konnte der deutsche Protestant, der evangelische Theologe sich doch nur als Fremdling fühlen. Die Segensströme der deutschen Reformation — das fühlte man auf Schritt und Tritt — hatten diesen Boden nie getränkt. Als sie, durch Vermittelung der preußischen Staatsangehörigkeit, ihn endlich berührt hatten, da hatten sie eine Starrheit und Sprödigkeit vorgefunden, welche sich ihrer aus allen Kräften erwehrte, und gerade in den Zeiten, in welchen ich nach Trier verpflanzt worden war, mit dem Anfang der fünfziger Jahre, begann Preußen hier wie überall seine große protestantische Mission zu verleugnen. So mußte eine weitere Orientirung auf meinem Arbeitsfeld mir die Erkenntniß bringen, daß dasselbe zugleich ein Kampfplatz schwierigster Art sei.

Allerdings hatte die Reformation in ihren Tagen auch an das Erzstift Trier angeklopft. Im Jahre 1536 war Kaspar Olevianus, nach der vor den Thoren Triers gelegenen Olewig genannt, hier aufgetreten und hatte mit heiligem Feuer, das an dem Genfer Herde entzündet war, das Evangelium gepredigt; die Mehrheit des Rathes und der Bürgerschaft, besonders die an der „Weberbach" wohnende Zunft der Weber hing ihm an. Aber der Erzbischof bezwang die Stadt mit Waffengewalt und beraubte sie zugleich der religiösen und der bürgerlichen Freiheit;

kaum daß der Kurfürst von der Pfalz den Protestanten das Leben und die freie Auswanderung nach seinen benachbarten Gebieten, nach Trarbach und Veldenz, rettete. Eine prunkvolle Pfingstmontagsprocession zu Ehren der Jungfrau Maria durfte noch in meinen Tagen, unter den Augen der preußischen Regierung, diese Vertreibung der evangelischen „Ketzer" in einer Weise feiern, die es uns nahezu unmöglich machte, ohne Huldigung vor diesem Hohn auf unser Bekenntniß in unsre Kirche zu gelangen. Der Austreibung der Protestanten war in Trier der Einzug der Jesuiten gefolgt, und mit ihnen der geistige Tod. Die Verdumpfung des Volkes wurde so groß, auch in wirthschaftlichen Dingen, daß der letzte Kurfürst — erklärtermaßen um Handel und Wandel zu heben — die Verbannung der Protestanten aufhob und „etlichen lutherischen Krämern" erlaubte, sich auf seinem Gebiete anzusiedeln. Die Bettelgewohnheiten der umwohnenden Landbevölkerung waren noch zu meinen Zeiten ungebrochen; manche Dörfer hatten allwöchentlich ihre herkömmliche Bettelfahrt. Die hülflose Armseligkeit der Eifel fällt im Vergleich mit den protestantischen Theilen des Hunsrückens bis heute auf: als die junge preußische Verwaltung den Ursachen derselben nachfragte, wies ihr der Regierungsrath Bärsch, ein alter Lützower, den ich in Coblenz noch gekannt habe, den Hauptgrund in den unzähligen Feiertagen nach. Vor'm Simeonsthor, seitwärts von der Paulinskirche, lag die große ehemalige Abtei St. Maximin: dort hatte man noch im achtzehnten Jahrhundert die Urgroßmutter des Notars Zell, der mir das selber erzählt hat, als Hexe verbrannt. Auch die späten Lichtstrahlen der josephinischen Zeit waren in Trier nicht durchgedrungen. Der edle Weihbischof Nicolaus v. Hontheim, als freimüthiger Vertreter episkopalistischer und nationalkirchlicher Ideen unter dem Schriftstellernamen Febronius bekannt, war als müder Greis noch zum Widerruf gedrängt worden. Rührend lautet seine Grabschrift in der Gervasiuskirche: Tandem liber, tandem tutus,

tandem aeternus! Danach war die Sintflut der französischen Revolution gekommen, hatte die Klöster weggeschwemmt, unendliches Kirchengut unter den Hammer gebracht, aber an Sinn und Geist der Bevölkerung wenig geändert.

Auch das preußische Regiment galt bis zur Stunde als Fremdherrschaft. „Mein Sohn muß Preuß' werden“, hieß es, wenn ein junger Mann zum Kriegsdienst ausgehoben ward. Die preußische Regierung hatte den Schutt beseitigt, der seit Jahrhunderten die Porta nigra verstopfte: sie hatte saubere Verwaltung und Rechtspflege gebracht, gute Schulen eingerichtet, in der Eifel Wiesenbau und Wiederbewaldung angebahnt, dazu den Bischof und sein Domkapitel freigebig ausgestattet; und mit dem allen hatte sie, kraft ihrer in allen Wandelungen an Unverstand sich stets gleichbleibenden Kirchenpolitik, sich keinen Dank erworben und nur ihren Todfeind, den Ultramontanismus großgezogen. Ein Miniaturbild ihrer kirchenpolitischen Weisheit war die Kirchenangelegenheit der evangelischen Gemeinde. Friedrich Wilhelm III. hatte seinen Confessionsgenossen, Militär und Civil, eine alte Jesuitenkirche eingeräumt, welche in französischen Zeiten Staatseigenthum geworden war. Aber man hatte zugleich gestattet, daß in derselben ein katholischer Simultangottesdienst sich einniste, der hinter einem Vorhang gehalten ward, indeß die evangelische Gemeinde sich davor versammelte. Sofort hatte die Klerisei dies Zugeständniß zur Chikane benutzt und den Gottesdienst hinter dem Vorhang über die festgesetzte Stunde hinausgezogen, indeß die Evangelischen ungebührlich warten mußten. Das war eines Tages, wie unser alter Küster, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, gern erzählte, dem commandirenden Officier zuviel geworden; er war mit gezogenem Degen hinter den Vorhang gesprungen und hatte gerufen Meine Herren, machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich werde Ihnen Beine machen. Seitdem war die Kirche dem evangelischen Cultus ausschließlich und ungestört verblieben, bis Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Ver-

söhnungspolitik kam. Da reclamirte sie der Bischof als katholisches Kirchengut, und der König versprach, sie im Gnadenwege zurückzugeben, sobald er den Evangelischen eine andere gebaut haben werde. Zuerst wollte er mit derselben den evangelischen Pfarrgarten verbauen; dann begann er die draußen gelegene, zum Anhängsel einer Kaserne gewordene alte Maximinskirche herzurichten; endlich, als die Gemeinde sich weigerte, sich mit ihrem Gottesdienst vor das Thor verlegen zu lassen, gerieth er auf den unglücklichen Gedanken, die kolossale constantinische Basilikenruine zur evangelischen Kirche herzustellen. Der in dieselbe hineingebaute Flügel des prächtigen Rococopalastes mußte fallen und mit großem und dennoch kargem Aufwand eine Riesenkirche entstehen, in der keine menschliche Stimme durchdringen und keine evangelische Gemeinde je sich wohlfühlen konnte. Was halfs? Der König schwärmte nun einmal für Basiliken und hing an dem archäologischen Irrthum, daß die altchristlichen Kirchen aus solchen weltlichen Gerichts- und Handelsbasiliken entstanden seien. Der Bischof aber, obwohl er des Königs Ernst und Eifer sah und durchaus keinen Mangel an Kirchen hatte, wollte dem Worte desselben doch nicht trauen, sondern verklagte ihn auf Herausgabe der Jesuitenkirche. Das war, dank der königlichen Kirchenpolitik, die schwebende Rechtslage der evangelichen Gemeinde zur Zeit meiner Amtsführung.

Ueberhaupt aber war seit dem Kirchenstreit von 1838, den Friedrich Wilhelm IV. in eine freiwillige Niederlage hatte ausgehen lassen, in Trier der ultramontane Katholicismus mit allen seinen Rücksichtslosigkeiten obenauf, und der liberal-patriotische, den die Regierung fortwährend preisgab, zwar noch von einzelnen charactervollen Persönlichkeiten vertreten, aber auf dem Aussterbeetat. Die glücklich abgekommenen Wallfahrten, dieser Krebsschaden der Landbevölkerung, wurden ungehindert neu-angefacht. Neue Klöster statt der untergegangenen alten schossen wie Pilze empor, — in meinen Tagen zählte man bereits sieben in der

Stadt. Außerdem zauberten die Jesuiten wie über Nacht ein großes Convict sammt schmucker romanischen Kirche aus rothem Sandstein empor; meisterhaft verstanden sie das Collectiren, — man erzählte merkwürdige Dinge davon. Aber auch der Weihbischof Braun hatte eine besondere Geschicklichkeit, an Sterbebetten die Rückschenkung ehemaligen Kirchengutes anzuregen. Ein Landgut um das andere wurde zur todten Hand erworben und so jene Geldherrschaft begründet, auf der, wenn ich recht berichtet bin, die klerikale Autorität in Trier heute zum guten Theile beruht. Von einem Universitätsstudium war bei der großen Mehrzahl des trierer Klerus keine Rede: in unmündigem Alter wurden die Bauernknaben ausgehoben, in einem Knabenconvict jesuitisch erzogen, indeß sie das von ihnen erfüllte Gymnasium besuchten; dann in einem bischöflichen Seminar, in welchem man ihnen schon damals die für die päpstliche Infallibilität vernichtende Honoriusgeschichte als „Interpolation" ausredete, fertig gedrillt, und hierauf als höhere Wesen aufs Land wieder hinausgeschickt, von dem sie gekommen waren. — Kraft dieses von der Regierung unbedenklich geduldeten Systems hatte man sich schon im Jahre 1844 stark genug gefühlt, der gebildeten Welt das Schauspiel einer Wiederausstellung des „heiligen Rockes" zu bieten. Zwar wurde seine Unächtheit von Gildemeister und v. Sybel unwiderleglich dargethan und nachmals selbst von einem sachkundigen und ehrlichen trierer Domherrn eingestanden; zwar hatten die bonner Studenten ein Lied gesungen auf die „Freifrau von Droste-Vischering", die um „das Laufen wiederzukriegen" „zum heiligen Rock nach Triere ging." Aber elfmalhunderttausend Menschen hatten mit dem Fräulein von Droste das Gleiche gethan, hatten dem Bischof für einen großen Convictsbau die Hand gefüllt, die Trierer durch das viele umlaufende Geld in eine angenehme klerikale Temperatur versetzt, und vor allem dem Könige von Preußen gezeigt, wer das Volk hinter sich habe.

Das Jahr 1848 hatte den Dank, welchen sich die Regierung durch dreißigjähriges Gewähren und Gewährenlassen erworben, ans Licht gebracht. Als nach den berliner Märztagen auch in Trier eine Art von Versöhnung zwischen Volk und Regierung gefeiert ward und die Behörden sich in die hiezu angeordneten Gottesdienste beider Confessionen begaben, wählte der Domprediger und Seminarregens Eberhard den Text: „Der Strick ist entzwei und wir sind los“, und predigte, wie mir mein Freund Höpfner als Ohrenzeuge wiederholt erzählte, in wilder Beredtsamkeit über die Sünden des Hauses Hohenzollern gegen die katholische Kirche, — Sünden, in deren Register auch unsre Jesuitenkirche nicht fehlen durfte; „jeder Stein in derselben, rief dieser Versöhnungsprediger aus, müsse dem protestantischen Häuflein zurufen Es ist geraubtes Gut, das wir besitzen.“ Was Wunder, daß in den darauf folgenden Monaten das trierische Volk von einer Losreißung von Preußen und Herstellung eines trierer Kurstaates träumte; daß eines schönen Tages die Stadt von Barrikaden starrte und die rothe Aufruhrfahne vom Gangolfsthurm wehte? Da redete der commandirende General Roth v. Schreckenstein zu der alten Bischofsstadt ausnahmsweise einmal preußisch: er ging mit brennender Cigarre an die erste Barrikade heran und erklärte, wenn binnen zwei Stunden Fahne und Barrikaden nicht verschwunden seien, so würden seine draußen bei Maximin bereits gerichteten Kanonen den Gangolfsthurm und einiges Andere zusammenschießen. Das wirkte. Aber die Regierung lernte auch aus diesen Erfahrungen nichts, und weniger als nichts; sie fuhr in ihrem Nachgiebigkeitssystem nicht nur fort, sondern sie überbot dasselbe noch. Denselben Domprediger Eberhard, der jene empörende Brandrede gehalten, hat sie — unglaublich, aber wahr — hernach als eine persona grata auf den trierer Bischofsstuhl erheben helfen. Und für den zerronnenen Traum einer kurtrierischen oder rheinischen Pfaffenrepublik entschädigte sie von den fünfziger Jahren an den Ultra-

montanismus in ganz Preußen dadurch, daß sie ihm die Stellung eines Staates im Staate gewährte. Der Artikel der Verfassungsurkunde, der für die evangelische Kirche ein todter unausgeführter Buchstabe blieb, ward den katholischen Bischöfen als sofort fließende Quelle beliebiger Machterweiterung anheimgegeben, und so „selbständig ordnete und verwaltete“ fortan die römische Kirche ihre Angelegenheiten, daß sie ihre Pfarrbesetzungen der Regierung nicht einmal nachträglich anzeigte; durch die Landräthe und Bürgermeister mußte diese die Namen der Herren erkunden, denen sie devotest das Staatsgehalt auszahlen durfte.

Was in Trier das Erbtheil einer besonderen, verkommenen Localgeschichte war, das floß seit dem Beginn der fünfziger Jahre zusammen mit der allgemeinen Strömung der Zeit. Politische und kirchliche Reaction gingen schwesterlich mit einander Hand in Hand. Allüberall in Deutschland und über dasselbe hinaus erhob sich mit dem Niedergang der nationalen und freiheitlichen Aufwallungen ein unerhörter Aufschwung des Ultramontanismus: ganz naturgemäß, indem jede Entmuthigung der Völker und Geister, jeder Schiffbruch des Idealismus und jede Entfesselung rückläufiger Gelüste der großen weltgeschichtlichen Reactionärin, der römischen Kirche, zu Statten kommen muß. Aber unverantwortlicher an der Machterhebung der alten Erbfeindin des Geistes und der Freiheit hat niemand mitgearbeitet als die protestantische Vormacht in Deutschland, theils mittelbar durch Verleugnung ihres nationalen Berufs, theils geradezu durch Besorgung der Geschäfte des Papstthums. Hätte sie nach dem Schiffbruch ihrer halbherzigen äußeren Politik wenigstens in der inneren die bürgerliche und religiöse Freiheit hochgehalten, es hätte immerhin ein stiller allmählicher Genesungsproceß des tiefkranken deutschen Geistes sich anbahnen können: so aber schlug sie in brutaler Verachtung der innersten nationalen Bedürfnisse die Pfade einer geistlosen Reaction ein. Der Dämon der Revolution sollte durch Beelzebub ausgetrieben werden, durch

die Verhöhnung von Freiheit und Recht. Umsonst daß der König die Verfassung selbst octroyirt hatte und daß sie dann noch einmal seinen Wünschen gemäß revidirt worden war: sie ward nichtsdestoweniger als ein schlechtes Stück Papier behandelt, dessen beschworene Zusagen auszuführen man sich nicht im geringsten verpflichtet hielt. Ein verfolgungssüchtiger, polizeilicher Geist durchdrang die Verwaltung, schlimmer als in den Tagen des Absolutismus; jede Regung eines freieren Geistes, sei's auf bürgerlichem, sei's auf kirchlichem Gebiet erschien geächtet. Während Preußen in seinem politischen Ansehn immer tiefer herunterkam, bis zur Unterzeichnung des Londoner Protokolls, also bis zur förmlichen Preisgebung der deutschen Nordlandschaften an eine bleibende dänische Fremdherrschaft, schaltete im Innern der junkerliche Uebermuth einer Partei, welche Christenthum und Königthum im Munde führte, aber vor allem die eigene Standesherrlichkeit im Sinne hatte. Endlich warf sich eine kleine Schaar der besten ächt conservativen Männer, ein Bethmann-Hollweg, Nitzsch, Landfermann im „Preußischen Wochenblatt" der täglich zunehmenden Entartung Preußens entgegen, und dies mit dem Jahre 1852 auftretende altpreußische Oppositionsblatt, welches die Unlauterkeit, Rechtsverachtung und Ehrvergessenheit der neupreußischen Politik schonungslos aufdeckte, wurde vom Prinzen von Preußen auf der coblenzer Parade als das beste öffentliche Blatt bezeichnet; — was half's?. Der Prinz von Preußen selbst, der nachmalige Kaiser Wilhelm, lebte in Coblenz in halber Verbannung und war unter die Aufsicht eines der Kreuzzeitungspartei angehörigen Oberpräsidenten gestellt. Der König aber, ein in seinen Idealen gescheiterter Romantiker wie sein Zeitgenosse auf dem päpstlichen Stuhl, trieb wie ein steuerloses Wrak auf den trüben Fluten der Reaction, und brachte es fertig, mit einer platonischen Liebe zur evangelischen Kirche die völlige Fesselung und Preisgebung derselben und die praktisch wirksamste Pflege der römischen Interessen zu vereinen.

Man baute aus Staatsmitteln den Katholiken Berlins eine zweite prächtige Kirche; an den Jahr um Jahr furchtbarer anwachsenden protestantischen Kirchenmangel der Hauptstadt ward kaum gerührt. Im Staatshaushalt kamen noch immer auf einen Thaler Kultuskosten für den katholischen Preußen sechs Silbergroschen für den evangelischen, und dennoch überstieg das Extraordinarium für die römische Kirche weitaus das für die evangelische. Die evangelische Kirche konnte ja betteln gehn: ebendamals wurde dem Oberkirchenrath erlaubt, „für die dringendsten Nothstände der evangelischen Kirche“ alle zwei Jahre eine Kollekte zu sammeln. Im Kultusministerium arbeitete die berüchtigte „katholische Abtheilung“, empfing von den Bischöfen ihre Instructionen und ließ Documente, welche Rechtstitel des Staates in katholischen Kirchensachen enthielten, auf unaufgeklärte Weise verschwinden. Dasselbe Kultusministerium sistirte die vom Oberkirchenrath in den östlichen Provinzen angebahnte wenn auch noch so schwächliche Gemeindeorganisation; — was brauchte die evangelische Kirche eine Verfassung? Als der Kultusminister v. Raumer im Landtag daran erinnert wurde, daß die Verfassungsurkunde doch auch der evangelischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten verbürge, antwortete er mit dem Hohn: die Selbständigkeit der evangelischen Kirche bestehe darin, daß sie vom Könige ohne Mitwirkung des Landtags (also rein absolutistisch) regiert werde, und der König, obwohl er Territorialismus und landesherrlichen Summepiskopat für zwei Dinge hielt, „jedes hinreichend, die evangelische Kirche zu tödten, wenn sie sterblich wäre“, schwieg zu diesem Hohn. Dagegen entsprach es seinem romantischen Geschmack, zwei seiner katholischen Erzbischöfe zu Kardinälen erheben zu lassen, Herrn v. Geißel und Herrn v. Diepenbrock. Mit welchem Pfaffenhochmuth der erstere die am preußischen Hofe seinem römischen Purpur gewidmeten Verneigungen entgegennahm, ist aus seinen eigenen Geständnissen nachmals bekannt

geworden. Der letztere war wohl ein besserer, evangelischerer Mann, bei dem das Vertrauen, welches ihm der König schenkte, unbedenklich erschien; aber auch er hat 1854, als er den Papst von der Verkündigung des neuen Mariendogmas abmahnte, von „verirrten Sternen“ gesprochen, welche im Begriff seien in ihre Bahnen zurückzukehren und die man hievon nicht abschrecken möge. Kurz nach jenen Kardinalsernennungen fuhr ich in der Eifel mit einem offenherzigen katholischen Landpfarrer zusammen: „Was macht unser König, rief der verständige Mann aus, daß er sich Kardinäle ins Land setzen läßt? Wen von seiner eigenen Geistlichkeit will er daneben stellen?“ Aber von einem Danebenstellen war am Hof keine Rede: unsre trierer Gemeinde sollte hernach auch das erleben, daß bei der Einweihung ihrer neuen Kirche der römische Bischof, welcher den König auf Kirchenraub verklagt hatte, beim Festmahl an des Königs Seite saß, und der evangelische Generalsuperintendent, welcher die Kirche eingeweiht hatte, an einem Nebentisch. — Konnte man angesichts solcher Thatsachen und Zustände der „Rheinischen Reichshalle“ widersprechen, wenn sie triumphirend schrieb, nun sei doch wohl die letzte Spur von „protestantischem Staate“ in Preußen ausgelöscht; konnte man es den Ultramontanen überhaupt verdenken, wenn sie hofften, dem deutschen Protestantismus demnächst den Fuß auf den Nacken zu setzen? Siegesgewiß fuhren die neu zugelassenen Jesuiten mit ihren Missionen durch's Land, und Hengstenberg, der Wortführer der protestantischen Orthodoxie, rief ihnen auf dem bremer Kirchentage sein „Glück-auf“ zu. So, wie die herrschende Partei ihr großes Stichwort „Autorität“ verstand, als Schlagwort wider alle ächte Freiheit, auch die des Gedankens und Gewissens, war es die offensichtlich vom protestantischen Hochkirchenthum nach Rom hinübergebaute Brücke. Es fehlte nicht an distinguirten Personen, welche dieselbe überschritten. Eine Reihe pikanter Conversionen eröffnete sich mit dem geräuschvollen Uebertritt der Gräfin Hahn-Hahn „von

Babylon nach Jerusalem.“ Sie hätte freilich nach reformatorischem Sprachgebrauch auch sagen können „von Jerusalem nach Babylon“, aber aus einem geistlichen Jerusalem kam sie allerdings nicht. Aber sie kam doch; und war nicht in diesen interessanten Zeiten eine gräfliche Seele mehr werth als hundert bürgerliche? Stand doch auch in England die wesentlich aristokratische ritualistische Bewegung eben auf ihrem Höhepunkt, und man nahm an, daß die „Gemeinen“ den Lords schon folgen würden. Im römischen Lager galt England schon für so gut wie rekatholisirt und man rüstete sich „für die letzte Schlacht auf dem brandenburgischen Sande.“

Das waren die Zeitverhältnisse, in denen ich mich nach meinem Verlobungserlebniß zu orientiren und unter denen ich das Amt eines evangelischen Predigers in Trier weiterzuführen hatte. Sie riefen mich zunächst auf die schriftstellerische Arena. Gleich nach meiner Rückkehr von Honnef kamen mir die „Neuen Gespräche über Staat und Kirche“ von General v. Radowitz zu Gesicht, die Wiederaufnahme jener „Gespräche“ über dasselbe Thema, welche vor fünf Jahren als meisterhafte Zeichnung der vormärzlichen Parteistandpunkte und als warnende Prophetenstimme vor der nahenden vaterländischen Krise mich so lebhaft ergriffen hatten. Nun, nachdem das damals drohende Wetter niedergegangen, verwüstend und nicht befruchtend, setzte sich der geistvolle Verfasser, der wie kaum ein Anderer in der Mitte der Ereignisse gestanden, aufs neue mit seinen Volks- und Zeitgenossen auseinander und gab auf diese Weise nicht nur eine Apologie seiner eignen politischen Auffassung und Wirksamkeit, sondern zugleich ein Bild der in Deutschland eingetretenen inneren Zerrissenheit und rathlosen Verbitterung, das an Lebenswahrheit seines Gleichen suchte. Mit großem, schmerzlichem Antheil las ich die Darlegung und Vertheidigung der gescheiterten preußischen Unionspolitik, deren verantwortlicher Leiter Radowitz bis kurz vor der Olmützer Kapitulation gewesen war. Nicht daß diese

Apologie mich befriedigt hätte: auch abgesehen davon, daß die Radowitz'sche Politik eingestandenermaßen schließlich von der unkriegerischen Characterschwäche des Königs im Stich gelassen worden war, — sie selbst erschien mir viel zu gezirkelt, viel zu sehr von eines scrupulösen Theoretikers Gedankenblässe angekränkelt, als daß sie rechten Erfolg hätte haben können. Aber den Eindruck hatte ich, daß hier durch die tragischen Verwickelungen der Zeit ein edler und reiner Character hindurchgerettet war, und dieser Eindruck machte mir die religiösen und kirchlichen Erörterungen des Buches so bedeutsam, Erörterungen desjenigen Lebensgebietes, auf dem meine eigenste Aufgabe lag und auf welches nun, während die vaterländischen Bestrebungen vor der Hand hoffnungslos ruhen mußten, der Kampf der Zeit desto mehr sich verlegte.

Durchdrungen von dem tiefen Zusammenhang unsrer politischen und religiösen Lebensfragen hatte Radowitz in seinen Neuen Gesprächen ebenso wie schon in den älteren auch die kirchlichen Standpunkte, die sich in Deutschland gegenüberstanden und den politischen vielfach entsprachen, zum Ausdruck gebracht. Er hatte auch hierin die ihn auszeichnende Feinheit der Beobachtung und sein redliches Bemühen sich in fremde Denkarten hineinzuversetzen bewährt. Und doch lag nach dieser Seite hin in dem Buche ein Gedankengang vor, der mich nicht nur zu stillem Widerspruch, sondern zu öffentlicher Einrede herausforderte. Hr. v. Radowitz war Katholik, zwar ein feingebildeter, edel gerichteter, der sich ebendaher den Katholicismus in Möhler'scher Weise idealisirte, aber doch im Hauptpunkt, im Punkte des Autoritätsglaubens und der Glaubensautorität ganz römisch correct, und so hatte seine Hoffnung auf Deutschlands Zukunft, wie das auch schon in den älteren Gesprächen hervorgetreten war, die Rechnung auf eine Rückkehr der Protestanten in den Schooß der „allein-wahren Kirche“ zum Hintergrund. Also auch dies ein gerechtes Aufsehen erregende Buch stellte sich in den Dienst der

riesengroßen römischen Versuchung, in welche die begonnene Reactionszeit unser Volk hineinführte, und je geistreicher und aufrichtiger es das that, desto schlimmer. Durften die Radowitz'schen Gespräche nach dieser Seite hin unbeantwortet bleiben? War es nicht mehr als je protestantische Pflicht, die blendenden Irrthümer und Selbsttäuschungen des berühmten Verfassers öffentlich aufzulösen, und so dem gedrückten deutschen Protestantismus ein ermuthigendes Wort zuzurufen? Und durfte, wer diese Pflicht im Herzen empfand, auf einen Anderen und Besseren warten, nachdem die fünf Jahre älteren und an religiöser Erörterung reicheren Gespräche protestantischerseits ohne Einrede geblieben waren? Hr. v. Radowitz hatte den positiven Protestantismus in seinem früheren Buche durch einen orthodoxen Pietisten von Hengstenbergischer Art, in dem neuen durch einen zum Irvingianismus fortgeschrittenen Kreuzzeitungsmann vertreten lassen, und so war es ihm nicht eben schwer geworden, seinen Möhler'schen Katholicismus mit dem Eindruck geistiger Ueberlegenheit dawider auszuspielen. Aber es gab noch einen anders gearteten positiven Protestantismus, als dessen Jünger ich mich fühlte, und der vieles und Durchschlagendes zu sagen hatte, was jene unzulänglichen Vertreter nicht hatten sagen können, und so faßte ich mir ein Herz, mich mit diesem Standpunkt der neueren deutsch-evangelischen Theologie in jene Zeitgespräche einzumischen. Ich entschloß mich dazu um so freudiger, als meine hohe Verehrung für Geist und Character des erwählten Gegners mich von vornherein gewiß machte, den Streit in voller Achtung und Liebe zu führen. So entstanden meine „Evangelischen Beiträge zu den alten und neuen Gesprächen über Staat und Kirche", welche im Januar 1852 in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", und einige Monate darauf in einem Separatabdruck von 83 Seiten erschienen.*)

*) Berlin, Wiegandt und Grieben. 1852.

Ich trat mit dem Verfasser der Gespräche in eine Erörterung ein über dreierlei auch ihm innig zusammenhangende Dinge: über das Princip beider Kirchen, über ihre geschichtliche Entwickelung und über ihre Stellung im gegenwärtigen vaterländischen Leben. Seine vermeintlich feste Burg war sein hierarchischer Kirchenbegriff. Da der Mensch die ewige Wahrheit aus sich selbst nicht erkennen könne, so müsse ein Weg gewiesen sein, welcher die Offenbarung sicher, unversehrt und unverfälscht an den Menschengeist bringe; der göttliche Wille das Menschengeschlecht mit Wahrheit zu tränken würde unerfüllt geblieben sein, wenn er blos die Quelle eröffnet hätte, die h. Schrift, und nicht zugleich die Anstalt, um deren Inhalt vollständig, ohne Zuthun und Abthun, an den Durstigen zu bringen, — also die Anstalt eines Lehramtes, dem als Totalität Unfehlbarkeit beiwohne. In Ermangelung dieser Anstalt erschien ihm die evangelische Kirche als eine Genossenschaft von nur Wahrheit-Suchenden, welche bei der Vieldeutigkeit der Schrift und der Irrbarkeit der menschlichen Natur niemals zu einem reinen und einhelligen Glauben gelangen könnten. Dem gegenüber hielt ich ihm vor, wie jener katholische Weg der Heilswahrheit theilhaftig zu werden selbst dann, wenn die Sache mit jenem unfehlbaren Lehramt in Richtigkeit wäre, immer ein mechanischer bleiben und als solcher nur zu einem geist- und leblosen Fürwahrhalten führen würde, das selbst bei objectiver Wahrheit seines Inhalts für die Seele nicht den mindesten Heilswerth besäße. Dagegen sei der protestantische Weg der Weg eines organischen Werdens der Heilserkenntniß im Menschenherzen, denn das Menschenherz mit seinem Heilsbedürfniß und die Schrift mit ihrem Mittelpunkt Christus seien auf einander angelegt, und wo beide sich mit diesen Herzpunkten einander berührten, da entstehe lebendiger Glaube, der auch ohne in der Erkenntnißperipherie vollkommen zu sein, heilskräftig sei. Wo aber lebendiger Glaube sei, da — und nur da — sei auch wahre Kirche, d. h. Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher

der h. Geist, ohne Einerleiheit der Formeln zu bedürfen, die Seinen weiter und weiter in alle Wahrheit führe. Dagegen sei der Anspruch eines hierarchischen Standes auf einen amtlichen Vollbesitz des h. Geistes ohne die Vorbedingung auch nur einer ethischen Zugänglichkeit für denselben eine Absurdität. — Von jenem seinem anstaltlichen Kirchenbegriff aus hatte sich Herr v. Radowitz weiter ein Bild der Kirchengeschichte entworfen, nach welchem der katholische Proceß bei aller Trübung durch subjective Schwäche und Sünde doch objectiv eine ganz correcte Selbstentfaltung des göttlichen Anfangs sein sollte, der protestantische dagegen ein Abfall, der anfangs in der Festhaltung positiven Christenthums inconsequent, dann im 18ten Jahrhundert zu seiner vollen skeptischen Consequenz gekommen, gegenwärtig vermöge einer Wiedererstarkung der gläubigen Elemente im Begriff sei, mit seiner Curve in die grade Linie der katholischen Entwicklung zurückzubiegen. Hiegegen legte ich ihm in einer längeren Durchbetrachtung der Kirchengeschichte den Abfall des Katholicismus von der Reinheit des Urchristenthums in seinen Thatsachen, Motiven und Gipfelpunkten dar, begründete so das Recht und die Pflicht der Reformation auf die reinen Ursprünge zurückzugreifen, und wies das ganz andere Gesetz der protestantischen Kirchengeschichte auf, — zuerst die Einseitigkeit eines religiösen und dogmatischen Positivismus, in welchem das kritische Princip der Reformation erstarrte, dann das ebenso einseitige Hervortreten der kritischen und weltlichen Consequenzen, und in der Gegenwart das Ringen nach vernünftig-christlicher Vermittelung beider Seiten. — So bei der Stellung und Haltung beider Kirchen in der deutschen Gegenwart angelangt, trat ich in eine Erörterung der actuellen kirchlichen Zeitlage ein. Ich wies darauf hin, wie die römische Kirche, vor allem auf äußere Machtstellung bedacht, die großen Fortschritte, die sie hierin gemacht, zunehmend mit der tiefsten inneren Schädigung bezahle, während der äußerlich zurückgesetzte und bedrängte Protestantismus sich

vor allem innerlicher Fortschritte befleißige, einer verjüngten Theologie, welche das einfache und einigende biblische Evangelium immer klarer und reiner aus der dogmengeschichtlichen Umhüllung herausschäle, und einer inneren Missionsarbeit, durch welche der Gedanke des allgemeinen Priesterthums und der lebendigen Gemeinde einer höheren Stufe der Verwirklichung entgegengeführt werde. Sofern uns aber neben diesen (— in den fünfziger Jahren in der That im Vordergrund stehenden —) innerlichen Aufgaben auch der äußere, rechtliche Ausbau unserer Kirche am Herzen liege, sei unser Ideal nicht, wie der Gegner meine, das katholisirende einer bischöflichen Hierarchie, sondern das antihierarchische einer presbyterialen Gemeindekirche.

Nachdem ich so die ganze Reihe der in den „Gesprächen" zerstreut berührten Controverspunkte in einen lebendigen Zusammenhang gebracht und in demselben durcherörtert hatte, faßte ich schließlich die Illusion, als wenn wir gläubigen Protestanten auf dem Rückweg nach Rom wären, geradezu an, und ließ meine Betrachtung in folgenden Sätzen gipfeln. „Es ergibt sich aus dem Bisherigen von selbst, wie unsre Kirche auch im jetzigen Stadium ihrer sich selbst getreuen Entwickelung ihr Verhältniß zur römischen Kirche nicht wesentlich anders auffassen kann, als sie von Anfang gethan hat. Gewiß ist auch uns die Wiedervereinigung der deutschen und der gesammten Christenheit unter Ein Gesetz der Freiheit, unter Ein Evangelium des Glaubens ein hochherrliches und hochheiliges Ziel der Sehnsucht und Hoffnung. Aber unser Gegner irrt weit, wenn er glaubt, von dem größten und besten Theil unsrer lebendig-gläubigen Kirchengenossen irgend ein Entgegenkommen zum System seiner Kirche erwarten zu dürfen. Wir stehen, was eine Wiedervereinigung angeht, zur Kirche unsres Gegners nicht wesentlich anders als er zu der unsern: hat er in allem Wesentlichen nicht weniger als „einfachen Wiederanschluß", d. h. Bekehrung, Unterwerfung der Protestanten zu fordern, nur etwa für Laienkelch und Priester-

ehe „transitorische Zugeständnisse“ anzubieten, so wüßten wir ihm in der That kaum Mehreres und Wichtigeres entgegenzubringen; in allen Hauptfragen hätten wir kein anderes Friedenswort als: Unterwerfung unter das alleingültige Evangelium, Bekehrung zum allein-rechtfertigenden Glauben. Denn ein großes Mißverständniß ist es selber, wenn unser Gegner meint, die confessionellen Lehrgegensätze ließen sich in bloße Mißverständnisse auflösen. Noch heute wollen wir eine Lehre von Sünde und Gnade, welche die Kraft zu allem wahrhaft Guten, bis auf die Eine Fähigkeit sich zur Erlösungssehnsucht erwecken zu lassen, dem natürlichen Menschen abspricht, und nicht eine pelagianische Halbirung von Sünde und Gnade, bei der jeder Ernst durchgreifender Bekehrung, jede Wahrheit erfahrbarer Wiedergeburt in ein mattherziges, vereinzeltes Nachflicken an dem halb-gesunden, halb-kranken inneren Menschen verkehrt wird. Noch heute wollen wir eine Lehre von Glaube und Werken, die zwar nur den lebendigen, daher in dankbarer Liebe thätigen Glauben für ächt nimmt, aber nicht dem Menschen, anstatt des Ergreifens der völligen Gnade mit dem alleinigen Glauben, das Irrlicht einer Verdienstlichkeit dessen vorgaukelt, was auch im besten Falle, soweit es ihm gehört, noch immer unrein, und so weit es rein, Gottes und nicht sein eigen Werk ist. Noch heute ist uns eine Tradition, welche die Autorität der Offenbarung anspricht, eine Erfindung auf Kosten der h. Schrift; noch heute die Anbetung einer auf Priesterwort gott-gewordenen Oblate eine zur Verherrlichung des Klerus wiedererweckte Abgötterei; noch heute jener ganze hierarchische Organismus, der sich zwischen die heilsbedürftige Seele und ihren kein Mittleramt zwischen ihm und ihr kennenden Heiland selbstsüchtig eingedrängt hat, eine wenigstens in ihren unentfliehbaren Consequenzen antichristliche Erscheinung. Wir können noch heute nicht anders; Gott helfe uns!“ — Nach dieser Zusammenfassung unsres Bekenntnisses folgte nur noch ein kurzes

Schlußwort, welches einerseits das Maß von Gemeinsamkeit feststellte, welches uns mit solchen Katholiken wie mein Gegner gegenüber dem Umsturz und der Gottlosigkeit verbleibe; andererseits aber auch mit dem Bekenntniß nicht zurückhielt, daß es uns zur Pflicht werde, unsere reinere Erkenntniß dem katholischen deutschen Volke nicht länger vorzuenthalten. Und so lief die ganze Entgegnung auf das Hoffnungsziel eines im Evangelium einig-werdenden Deutschlands hinaus: „Ein' feste Burg ist unser Gott; das Reich muß uns doch bleiben."

„Dieser Aufsatz, hatte ich während der Ausarbeitung an Franz geschrieben, löst sich mir wie eine reife Frucht aus meiner Seele, und ich hoffe, er ist ein Wort zu seiner Zeit." Ich hatte in drei Tagen den ausführlichen Entwurf hingeworfen und in den nächsten acht die größere Hälfte ausgeführt. Dann freilich waren durch wochenlange überhäufte Amtsarbeit Unterbrechungen gekommen, und zur Reinschrift, welche erst die letzte stylistische Vollendung brachte, nahm ich mir Zeit. Es war Anfang November, als ich sie an unseren ehrwürdigen Nitzsch in Berlin schickte und ihn um Aufnahme in die von ihm mit-herausgegebene Zeitschrift bat; er schrieb mir bald, daß mein Aufsatz besonders erwünscht sei. Unerachtet meiner Jugend und Unbekanntheit machte er merklichen Eindruck. Meine Freunde Höpfner und Cosack waren seines Lobes voll und drangen auf baldiges Erscheinen des Sonderabdrucks. Der Divisionsprediger Dr. Möller in Mainz, unser späterer Generalsuperintendent in Magdeburg, schrieb mir unbekannterweise einen warmen Dankbrief. Ein „Protestantischer Bund", der sich ebendamals im Wupperthal zur Abwehr des übermächtigen Romanismus bilden wollte, trug mir unter glänzenden Bedingungen die Stelle eines Agenten an; — ich lehnte ohne großes Ueberlegen ab, da es mir gänzlich widerstrebte, mein Leben purer Agitation und Polemik zu widmen. Mehr Eindruck machte es mir, daß mich Professor Gelzer zur Mitarbeit an seinen eben in Vorbereitung begriffenen

„Protestantischen Monatsblättern" einlud, eine Aufforderung, der ich gleichwohl nur einmal, und mit einem ganz friedfertigen Beitrag, entsprochen habe. Einer zweiten solchen Aufforderung, die Dr. Marriot in Basel mir für seinen „Wahren Protestanten" zugehen ließ, habe ich überhaupt keine Folge gegeben, da mir die in diesem Blatte betriebene Polemik gegen die römische Kirche zu massiv war. So wenig waren meine „Evangelischen Beiträge" aus einer besonderen polemischen Neigung hervorgegangen. Das hinderte nicht, daß sie von dem trierer Klerus sehr übel vermerkt wurden. Lächelnd erzählte mir Viehoff eines Tages, die Geistlichkeit sei über meine Schrift, die er selber ohne Anstoß gelesen hatte, „entrüstet."

Nicht als wäre der Kriegszustand zwischen diesem Klerus und Unsereinem hierdurch erst entstanden; er war längst da, und nicht ich hatte ihn eröffnet. Als ich nach Trier kam, war ich noch so friedselig, daß ich dem Bischof und der römischen Pfarrgeistlichkeit Besuche machen wollte. Erst als Spieß mir sagte, er habe das seiner Zeit gethan, aber von keiner Seite einen Gegenbesuch erhalten, unterließ ich's und beschränkte mich darauf, meine beiden katholischen Specialcollegen im Landarmenhaus und an der Bürgerschule zu besuchen, von denen aber auch nur der letztere es erwiderte. Bei meiner Einführung war von klerikaler Seite das Wort gefallen, es scheine wirklich, daß die Protestanten sich „hier festsetzen wollten"; wir galten nach dreißig Jahren noch als Fremde und Eindringlinge. So galt es denn, uns jeden Fußbreit Erde streitig zu machen, und wenn es auch nur die Fußbreite eines Grabes war. Wir hatten für die Stadtbewohner ein besonderes Theil des gemeinsamen (und ebendarum römischerseits uneingeweihten) Friedhofs, auf welches wir auch manches katholische Menschenkind aufnahmen, das in gemischter Ehe den römischen Forderungen nicht genügt hatte und deßhalb der dortigen Ehren verlustig ging; aber in den Vororten, welche eine eigene Bürgermeisterei bildeten, und in den Dörfern des

Landkreises, in denen vereinzelte Protestanten wohnten, wurden die Kirchhöfe natürlich als Anhängsel der katholischen Kirchen angesehen. Unsere trierer Bezirksregierung, gerechter und beherzter als die damalige coblenzer, welche das Begrabenwerden von Protestanten in dem ungeweihten Winkel nachgab, schützte unser paritätisches Recht; sie erklärte, daß jeder Ortsverstorbene nach seinem Ritus zu bestatten sei, und daß da, wo die Gemeinde für die Nichtkatholiken keinen besonderen Friedhof hergestellt habe, der vorhandene für dieselben zu gleichen Ehren mitgelten müsse. Dem widersetzte sich andererseits der Klerus und wollte die Protestanten nur im Selbstmörderwinkel zulassen, auch dem evangelischen Geistlichen keinen kirchlichen Act am Grabe verstatten. Daher, wenn Unsereiner außerhalb des Stadtbezirks eine Beerdigung vorzunehmen hatte, jedesmal der betreffende Bürgermeister um den „gesetzlichen Schutz“ zu ersuchen war: er schickte dann einen Gendarmen, die ganze bewaffnete Macht, die er hatte. Zuweilen genügte das; zuweilen wurde dennoch versucht, uns durch Hindernisse und Bedrohungen abzuschrecken. Dann wurde die Schule ausgesetzt, damit die Buben den Leichenzug umschwärmen konnten, die Bevölkerung aufgehetzt, als bräche man in ihr Eigenthum ein, die Thür verschlossen, die Bahre versteckt u. s. w. So habe ich einmal in einem Vororte mit einer Kinderleiche und kleinem Trauergefolge eine Stunde lang inmitten einer losgelassenen Schuljugend vor der verschlossenen Kirchhofsthür stehen müssen, bis ein Schlosser aufgetrieben war, der sie aufsperrte, und dann noch eine Stunde, bis die hintangehaltene Austiefung des Grabes geschehen war; ja ich durfte erst gehen, nachdem die letzte Scholle auf dasselbe gehäuft war, denn die Besorgniß bestand, daß das Volk, wie am Rhein geschehen war, den Sarg wieder aus der Erde risse. Ein andermal hatte ich einem einsamen Landwirth drei Stunden von der Stadt ein Kind zu beerdigen. Als unser kleiner Zug in das abgelegene Dorf kam, war die ganze Einwohnerschaft auf den

Beinen. Sie bildete bis zum Kirchhof ein drohendes Spalier; in der offenen Kirchhofsthür aber stand der Priester und rief „Ich lasse Sie nicht herein; Sie haben hier nichts zu suchen." Ich antwortete: „Herr Pfarrer, Sie thun was Sie für Ihre Pflicht halten, — ich werde die meinige thun, und diese Leiche auf diesem Kirchhof begraben; ich stehe hier unter dem Schutz des Königs". Darauf er: „Was geht mich der König an? Wer in fremdes Eigenthum eindringt, der ist ein Dieb und Räuber!" Auf diese Worte wollten die Bauern über uns herfallen; ich rief ihnen zu: Leute, nehmt euch in Acht, ihr riskirt drei Jahre Zuchthaus! Da war mein Gendarm bei der Hand, und ich forderte ihn auf, die Kirchhofsthür frei zu machen. Er nahm den Pfarrer beim Arm und führte ihn bei Seite, wobei derselbe seinen Gemeindegliedern noch das Verbot zurief, unsrer Handlung beizuwohnen. Wir zogen ein, ich hielt Ansprache und Gebete, wie es üblich war; dichtgeschaart, aber still stand die Bauernschaft außerhalb der niedrigen Mauer und hörte zu. Die Sache hatte ein Nachspiel: der Gendarm, selbst Katholik, erstattete Bericht und brachte dabei das „Was geht mich der König an?" zur Anzeige. Und was that die wie bemerkt vor anderen tapfere und uns wohlgesinnte Regierung? Sie schrieb den Vorfall an den Bischof, damit dieser dem Pfarrer einen Verweis gebe, und machte mir hievon amtliche Mittheilung. Bald danach verlautete, daß der Pfarrer auf eine bessere Stelle versetzt worden sei.

Aber diese Kriegführung vergaß über den Todten die Lebendigen nicht. Jede Verlobung und Eheschließung zwischen Leuten verschiedenen Bekenntnisses wurde schonungslos zum Kampfplatz gemacht. Wenn in meinen Anfangszeiten noch Eheschließungen vorkamen, bei denen der evangelische Theil nichts versprach und die Einsegnung der Ehe in beiden Kirchen hinter einander erfolgte, so machte der Bischof solchen Friedseligkeiten doch bald ein Ende. Er erließ — irre ich nicht, im Jahre 1852 — eine

neue Bestimmung, nach welcher dem Katholiken eine gemischte Ehe nur dann gestattet ward, wenn der evangelische Theil dem Priester eidlich die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder gelobte, und auch dann sollte eine solche Ehe nicht in der Kirche eingesegnet, sondern „außerhalb jedes heiligen Ortes und ohne irgendwelche Segnung", unter lediglich „passiver Assistenz des Priesters" nur zu Protokoll genommen werden. Diese direct von Rom aus veranlaßte neue Bestimmung, ein Hohn auf alle Bemühungen der preußischen Regierung um eine conciliante Behandlung der gemischten Ehen, war es bekanntlich, welche in Friedrich Wilhelm IV. doch einmal das protestantische Blut aufwallen ließ: er erließ jene noch heute gültige Cabinetsordre, daß ein Officier, welcher jenen den Christen und den Mann entehrenden Eid leiste, ihm nicht weiter dienen könne. Uns in Trier forderte das Rheinische Consistorium auf, gegenüber dem bischöflichen Erlaß die Stellung unserer Kirche zu wahren, und wir thaten es, indem wir eine von mir entworfene, vom Presbyterium einmüthig gebilligte Warnung von der Kanzel herab zu öffentlicher Kenntniß brachten. „Jener bischöfliche Erlaß, hieß es in dieser Verkündigung, muthet dem evangelischen Gemeindegliede, das eine gemischte Ehe eingehen will, zu: 1) daß es durch die geforderte Eidesleistung dem römischen Bischof oder Pfarrer gegenüber einen Act der Unterwerfung begehe, welcher sich mit dem evangelischen Bekenntniß nicht verträgt; 2) daß es in der Erziehung seiner Kinder sein eignes Recht freier Entschließung und zugleich das von unseren Vätern mit Gut und Blut erkaufte evangelische Bekenntniß verleugne; 3) daß es eine aller kirchlichen Würde und Segnung entbehrende Eheschließung, die wir als eine christliche Trauung gar nicht anerkennen, der Weihe und dem Segen der evangelischen Kirche vorziehe. Mit Einem Worte, der Erlaß muthet dem betreffenden Gemeindegliede zu, daß es seine eigne Kirche vor dem römischen Bischof oder Pfarrer herabwürdige." Die evangelische Kirche, fuhren

wir fort, sei weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und etwa dem katholischen Theil ähnliche herabwürdigenden Anforderungen zu stellen. Dagegen müsse evangelischen Gemeindegliedern, welche sich jenen Forderungen unterwerfen sollten, erklärt werden, daß sie auf eine evangelische Einsegnung ihrer Ehe nicht zu hoffen hätten; daß sie zu Gemeindewahlen und zum Pathenamt nicht mehr zugelassen würden, und unter Umständen auch die Ausschließung vom h. Abendmahl zu gewärtigen hätten. — Die Erklärung blieb nicht unwirksam; die Fälle der Unterwerfung unter die römischen Anmaßungen wurden sehr selten; auch Katholiken zogen die evangelische Segnung der römischen „passiven Assistenz" vor. Die Abendmahlsversagung habe ich einmal einem trotzigen jungen Manne gegenüber noch am Altar durchgeführt, und hatte die Genugthuung, daß derselbe reumüthig kam und der Gemeinde Abbitte that.

In den einmal geschlossenen gemischten Ehen setzte der Krieg sich fort um die etwa evangelisch getauften und in die evangelische Schule gehenden Kinder. Cons.-R. Spieß hat solche Kinder noch kurz vor ihrer Confirmation in sein Haus aufnehmen müssen, damit sie nicht der verwittweten katholischen Mutter entführt würden. Oder die katholischen Kinder wurden gegen den evangelischen Elterntheil verhetzt und zu Bekehrungsversuchen an demselben angestachelt. Ueberhaupt war man auf Conversionen aus, — weniger auf lautere Motive derselben. In dieser Hinsicht war uns besonders das städtische Spital verdächtig, welches, obwohl seiner Bestimmung nach für beide Confessionen zugänglich, ganz in den Händen barmherziger Schwestern und ihres im Hause wohnenden Seelenleiters war. Was erfuhren wir von den protestantischen Fremdlingen und Wanderburschen, die etwa hier Aufnahme gefunden? Unter äußerster Unfreundlichkeit der pflegenden Schwestern mußte sich der besuchende evangelische Geistliche seine Zugehörigen selbst ausfinden, und wie mancher von denselben wagte nicht, sich in diesem Hause als evangelisch

zu bekennen. Ich erinnere mich, daß die Schwestern einen sterbenden Protestanten, dem ich das Abendmahl zu reichen hatte, noch in ein anderes Zimmer schleppten, nur damit die katholischen Kranken nicht sehen sollten, was evangelisches Abendmahl sei. Als ich mich einst bei unserem gerechten und tapferen Oberbürgermeister über diese Zustände im städtischen Spital beklagte, antwortete er mir: An dieses Wespennest wage ich mich nicht. Aber auch unter unseren ansässigen Gemeindegliedern kamen, zumal wo religiöse Gleichgültigkeit waltete, Conversionen vor, und zuweilen verlautete unmittelbar nachher die Geldsumme, die als „Unterstützung“ dabei mitgespielt. Einmal habe ich, mit einem unsrer Aeltesten zusammen, von einem verkommenen alten Pensionisten, dessen drei Knaben plötzlich aus unsrer Schule verschwunden und in eine katholische übergesiedelt waren, das Geständniß erhalten, daß ihm für jeden derselben fünfzig Thaler jährlich als Erziehungsgelder zugesagt waren. Wie das Volk in Trier das Convertiren ansah, lehrte mich jener junge Mensch, der eines Tages zu mir kam und sich erbot evangelisch zu werden, wenn er einen neuen Rock, der ihm bei seiner Entlassung aus einer katholischen Waisenanstalt versagt worden war, von uns erhielte. Er war sehr erstaunt, als ich ihm seine Schlechtigkeit vorhielt und ihm dann die Thüre wies.

Es war so peinlich, in solchen Fällen nicht auf Gegenseitigkeit rechnen zu können, überhaupt in diesem confessionellen Kriege bei der Gegenseite nirgends auf eine Spur von Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit uns gegenüber zu stoßen. Wenn es zu einem frischen, fröhlichen Kriege — zumal auf geistigem Gebiete — gehört, daß man sich mit dem Feinde noch auf einem gemeinsamen menschlich-sittlichen Boden fühlt, so war uns dies mildernde Gefühl der trierer Stadtgeistlichkeit gegenüber versagt. Ich kam als Gefängnißgeistlicher von Zeit zu Zeit mit einem der namhaftesten Stadtpfarrer zusammen, in einer Conferenz über Anstaltsangelegenheiten, welche die Regierung aus dem Director,

den Inspectoren und den beiden Anstaltsseelsorgern zusammengesetzt hatte. Nun hatte mir eines Tages jener Sträfling, der mich als Küster bediente, ein Buch aus der Hausbibliothek vorgelegt mit den Worten: „Solche Bücher gibt man uns Gefangenen hier in die Hände". Es waren „Abendunterhaltungen" eines katholischen Geistlichen mit seinen Gemeindegliedern, in denen die confessionellen Gegensätze erörtert und über Luther und Calvin die schmutzigsten und gehässigsten Jesuitenmährchen vorgetragen wurden. Ich legte das Buch der Conferenz vor und ersuchte den Dechanten, unter dessen Rath der Director die Bücher anschaffte, in freundlichster Weise, dasselbe, dessen Inhalt ihm wohl nicht genauer bekannt gewesen, aus der Bibliothek zu entfernen, indem solche Gehässigkeiten gewiß auch nach seiner Meinung nicht in eine für beide Confessionen gemeinsame Staatsanstalt gehörten. Er bedauerte, wenn aus Versehen ein Protestant das Buch zu lesen bekommen, weigerte sich aber entschieden es zurückzuziehen und äußerte etwas von historischen Wahrheiten, auf deren Mittheilung man nicht verzichten könne. Ich entgegnete, er werde doch zwischen historischen Wahrheiten und jesuitischen Lügen zu unterscheiden wissen: aber auch hiervon abgesehen, sei doch das Gefängniß nicht der Boden, auf dem die confessionelle Fehde auszufechten sei; ich gestünde auch ihm in jedem Augenblick das Recht zu, gegen ein protestantisch-polemisches Buch, das ich etwa vorschlüge, Einsprache zu erheben; ich bäte ihn, um des Friedens willen das Buch freiwillig zurückzuziehen. Die übrigen Mitglieder der Conferenz schwiegen mäuschenstill, er aber erklärte kurz und kalt, daß er sich darauf nicht einlassen könne. So nahm ich das Buch und legte es unserm Regierungspräsidenten vor. Die Folge war, daß die Regierung nicht nur das Buch confiscirte, sondern eine Revision der ganzen Gefängnißbibliothek vornahm, und verfügte, daß fortan jede neue Anschaffung ihr vorgelegt werde. Aber diese Klerisei wich nur der Gewalt.

Als wäre das Elend eines solchen permanenten Kriegszustandes dem Katholicismus gegenüber noch nicht groß genug, hatte die evangelische, insonderheit die rheinische Kirche sich auch noch ihrem eigenen königlichen Kirchenregiment gegenüber ihres Lebens zu wehren. Es war unter den Verständigen und Sachkundigen in Deutschland längst kein Zweifel darüber, daß die rheinische evangelische Kirche vermöge des in ihr altererbten Geistes der Gemeindeautonomie der lebendigste und leistungsfähigste Theil der preußischen Landeskirche, vielleicht der gesammten evangelischen Kirche in Deutschland sei; aber in Berlin dachte man anders. Im Herbst 1851 hatte mein Freund Cosack, der von Trier als Prediger und Professor der praktischen Theologie nach Königsberg übersiedelte, in Berlin Veranlassung sich dem Kultusminister v. Raumer vorzustellen. „Der Herr Kultusminister, schrieb er mir hierüber, sprach sich über die rheinische Kirchenverfassung und das rheinische Kirchenwesen mit entschiedener Nichtachtung aus.“ Der Minister hatte seinen Besucher zu einer kirchlichen Vergleichung der westlichen und der östlichen Provinzen gedrängt, und da derselbe jenen den Vorzug gab, so hatte „der Minister seine verkleinernden Ausdrücke noch verschärft“. Cosack hatte darauf bemerkt: von der bonner Facultät, in der damals Bleek und Dorner lehrten, dürfe man doch a priori annehmen, daß sie tüchtige Geistliche bilde; er hatte die Antwort erhalten: „Ganz und gar nicht“. Aus eigner Anschauung und Kenntnißnahme mochte der Herr Minister von der rheinischen Kirche und bonner Theologie schwerlich mehr wissen als sein Portier; aber wie konnte von Nazareth Gutes kommen, wie konnte die rheinische „Pöbelkirche“ mit ihren presbyterialen, also demokratischen Einrichtungen tüchtige Geistliche oder eine tüchtige Facultät haben? Das Räthsel, wie ein geistreicher und wohlwollender König seinem Lande diesen Kultusminister hatte auferlegen können, wurde mir eines Tages durch den nachmaligen Feldpropst Thielen, der die Sache aus dem Munde des Prinzen von Preußen hatte, einigermaßen ge-

löst. Der Prinz hatte den General v. Gerlach gefragt, wer als Kultusminister in Aussicht genommen sei, und als er die Antwort erhielt „Man hat Sr. Majestät den Regierungspräsidenten v. Raumer vorgeschlagen“, war er entrüstet zum König geeilt und hatte ihm in den lebhaftesten Ausdrücken die Nichtigkeit des Mannes vorgestellt. Er hatte schließlich ein „Wilhelm, du hast Recht“ vernommen und war beruhigt weggegangen. Am andern Morgen meldete ihm sein Adjutant: „Soeben hat Se. Majestät die Ernennung des Herrn v. Raumer zum Kultusminister vollzogen“. So sehr war der König zu dem schwankenden Rohr geworden, das im Wind hin und her weht.

Bei einem solchen Stand der Dinge war es kein Wunder, daß der unglückliche Fürst zuweilen die Losung erwählt zu haben schien: das Gute, das ich will, thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, thue ich. Er war ein warmer Freund der Union, und was that unsrer Kirche gegenüber dem wachsenden Ansturm des skeptischen und des katholisirenden Zeitgeistes mehr noth, als sich einmüthig zusammenzufassen und überlebte Streitfragen zu begraben? Und doch half der König allenthalben dem engherzigsten Confessionalismus voran, ja er ließ sich geradezu zur Sprengarbeit wider die Union mißbrauchen. Die traurige Cabinetsordre von 1852, über deren Entstehung noch ein Dunkel liegt, gab dem Oberkirchenrath und den Consistorien auf, sich in je zwei Abtheilungen, eine lutherische und eine reformirte, zu zerlegen. Damit waren nicht nur die Hunderte von pure evangelischen Gemeinden, wie unsre trierer, kirchenregimentlich todtgetheilt, sondern dem Unionsgedanken überhaupt die Axt an die Wurzel gelegt; anstatt der Fortbildung ins Einheitliche war die Rückbildung ins Zwiespältige zum Princip erhoben. Die Cabinetsordre kam dem König nicht von Herzen, — das bewies der im Jahre 1853 nachfolgende halbe Widerruf. Und doch ward sie nicht zurückgenommen, sondern blieb als ein neuer Beitrag zur landesherrlichen Unionsverwirrung zu Recht bestehen bis auf den

heutigen Tag. Was blieb uns übrig, als uns gegen den König selbst unsres Unionsrechts zu wehren? Der ehrwürdige Nitzsch, den der König nur ungern und nur um den Preis der Mitternennung Stahls in den Oberkirchenrath zugelassen, hatte den gegen die Union geführten Schlag dadurch abgeschwächt, daß er sich weigerte, sich auf die eine oder andere Seite zu stellen, aber die übrigen Mitglieder hatten sich gefügt; auch das rheinische Consistorium hatte remonstrirt, war dann aber gleichfalls genöthigt worden, die itio in partes in sich zu vollziehen. Die Freunde der Union erhoben allenthalben jenen freimüthigen Widerspruch, der den König in der That zuletzt stutzig machte; auch unsere bescheidene Kreissynode wollte in diesem Chor nicht fehlen. Obwohl ich ihr nicht beiwohnen konnte, da sie gerade auf meinen vorbestimmten Hochzeitstag fiel, arbeitete ich doch auf Wunsch des Superintendenten eine Vorlage für sie aus, die an den Evangelischen Oberkirchenrath gerichtet und dem Könige abschriftlich mitgetheilt werden sollte. Ich weiß nicht mehr, wie weit die Synode sich meinen Entwurf angeeignet hat; aber da die Unionsangelegenheit rechtlich genommen noch heute in derselben Schwebe ist wie damals, will ich aus demselben einiges hersetzen. „Auch wir, hatte ich mit unverhohlener Bezugnahme auf die Cabinetsordre geschrieben, sind der Ueberzeugung, daß das evangelische Unionswerk in unserer Landeskirche weder den Uebergang einer Confession zur andern, noch die Bildung einer beliebigen neuen und dritten Confession bezweckt hat. Aber hätte durch dasselbe in keinem Sinne ein Neues, Drittes geschaffen werden wollen, so hätte überhaupt von „Union", d. h. Einigung nie die Rede sein können. Denn wo zwei Factoren sich wahrhaft einigen, da entsteht überall ein neues einheitliches Gebilde. — Auch wir fassen die Union im Sinne der Bekenntnißtreue auf; aber gerade darum ist uns eine Union, die nicht Bekenntnißunion sein soll, ein Unding. Das Bekenntniß ist im evangelischen Kirchenwesen das Grundlegende; fehlt die Basis einer

Bekenntnißeinheit, dann besteht gar kein christliches Recht sich in anderen kirchlichen Beziehungen zu uniren..... Wir haben aber ein Unionsbekenntniß: das einmüthige Bekenntniß der Reformation, welches jeder, der da will, aus ihren sämmtlichen Bekenntnißschriften herauslesen kann. Und mit dieser Union des Consensus stehen wir auf dem Boden auch des menschlichen und geschichtlichen Rechts. Hätte der hochselige König im Jahre 1817 nicht eine wahrhaft einheitliche evangelische Kirche im Sinne gehabt, in welcher die lutherisch-reformirte Differenz nicht in der Weise der neuesten Erlasse conservirt, sondern vielmehr in eine lebendige Einheit aufgehoben sein sollte, so fassen wir es wenigstens nicht, wie er das Signal zu der gesammten Unionsbewegung durch die Verschmelzung der lutherischen und der reformirten Hof- und Garnisongemeinde in Eine ununterschiedene evangelische Gemeinde hätte geben können.... Man hält freilich diesen unleugbaren Thatsachen die bereits zu den neuesten Erlassen hinneigende Cabinetsordre von 1834 entgegen. Allein der hochw. Oberkirchenrath wird uns gewiß in der Ueberzeugung beistimmen, daß eine Lebensthatsache der evangelischen Kirche, welche der hochselige König von vornherein nicht anbefohlen, sondern nur anregen zu können erklärt hat, auch durch keine Cabinetsordre wieder hat rückgängig gemacht werden können für die, welche bewußt und frei auf die königliche Anregung eingegangen waren. Mag die Cabinetsordre von 1834 immerhin für diejenigen Gemeinden, welche sich in der Annahme der Union übereilt zu haben glauben, eine Auflockerung derselben berechtigen: nimmermehr kann es ihre Absicht gewesen sein, uns die frei und freudig angenommene Union wieder zu halbiren." — Nachdem weiterhin an die besonderen Thatsachen und Verhältnisse der Rheinprovinz erinnert, die Unzulänglichkeit des den Consensusgemeinden vom Kirchenregiment versprochenen Schutzes dargethan und auf die verderblichen weiteren Consequenzen des in der neuen Cabinetsordre hervorgetretenen Theilungsprincips hin-

gewiesen war, lief die Denkschrift in einen Antrag aus, der allen Unionszwang ausschloß, aber für den thatsächlichen Unionsbestand volle Bürgschaften forderte, wie sie uns leider nie zu Theil geworden sind. „Die kirchliche Oberbehörde wolle den Begriff der vollen und allein wahren Union, der Bekenntnißunion, ausdrücklich anerkennen für alle evangelischen Gemeinden, einerlei ob gemischter oder ungemischter Abkunft, welche denselben nicht ausdrücklich abgelehnt haben oder ablehnen; — wolle ferner in ihrem eigenen Schooße einer Vertretung der in diesem Sinne unirten Gemeinden dieselbe rechtlich gesicherte Stellung gewähren, welche die nicht in diesem Sinne unirten Gemeinden genießen; — wolle endlich unser rheinisches Provinzialconsistorium nicht eher in seiner confessionellen Stellung alteriren, als bis sich im Leben unsrer Provinzialkirche ein bestimmtes Bedürfniß herausgestellt, ihm nicht-unirte Beisitzer zu geben."

Die willkürliche Art, in welcher jene königliche Cabinetsordre mit einer Lebensfrage der Landeskirche umgesprungen war, ohne letztere auch nur zu hören, konnte die Bedenken nur verstärken, die ich gegen sittliches Recht und Segen des landesherrlichen Kirchenregiments längst hegte. Unsere ganze kirchliche Lage drängte solche Bedenken auf. Durch die Vorenthaltung jeder selbständigen Organisation wurden unsrer Kirche seitens des königlichen Kirchenregiments die Hände in ebendem Momente gebunden, in dem man sie der römischen Kirche in einer bis dahin unerhörten Weise gegen uns freigab. „Wenn die Regierung in dieser Sache von den Jesuiten inspirirt würde, äußerte damals ein sehr conservativer Mann gegen mich, sie könnten ihr kein perfideres Verhalten eingeben, als sie es jetzt — gewiß in guter Meinung — innehält." Ich war unter solchen Umständen zu entschieden presbyterianischen, altrheinischen Anschauungen gekommen und hatte dieselben in meinen „Evangelischen Beiträgen" auch offen ausgesprochen. „Es ergibt sich, hatte ich dort gesagt, wie aus dem Princip der katholischen Kirche die episkopal-

papistische Verfassung, so aus dem Wesen der evangelischen die presbyterial=synodale mit innerer Nothwendigkeit. Jeder amtliche Unterschied besteht für uns nur auf Grund der wesentlichen Gleichheit aller Glieder der Gemeinde und Kirche, als eine freilich in der gottgeordneten Natur der Dinge und Verschiedenheit der Gaben begründete Selbstunterscheidung der Gemeinde und Kirche zu ihrer eignen Erbauung. So kann folgerichtig die Leitung der Einzelgemeinde wie der gesammten Kirche nicht in der Hand des Lehrstandes allein, sondern nur in der Hand einer collegialen Vertretung der Gesammtheit sein, innerhalb welcher nach jenem Princip freiwillig=ordnender Selbstunterscheidung der Lehrstand allerdings seine geordnete Stellung finden wird. Mit diesen Principien würde sich's auch wohl vertragen, wenn die Synode um der besseren Ordnung willen ein engeres Collegium von verwaltenden und richterlichen Befugnissen oder einen Mann von oberhirtlichem Ansehen, ein Consistorium oder einen Bischof, sich gegenüberstellte und aus der Fülle ihrer eigenen Macht mit bestimmten, auch ihr gegenüber gültigen Rechten ausstattete, und zu solchen Entwicklungen des presbyterial=synodalen Wesens, die zugleich mit bestehenden Ordnungen eine heilsame Vermittlung bilden würden, haben auch neuerdings die Einsichtigsten und Wohlwollendsten gerathen. Aber gegen jedes Kirchenregiment, das seine Machtvollkommenheit anders als auf diese Weise ableiten und ausüben wollte, müssen und werden wir uns aufs allerentschiedenste verwahren. Und so denn vor allem gegen den Grundriß protestantischer Kirchenfreiheit, den unser Gegner durch seinen ultramontanen Sprecher vorlegen läßt und der auf einen Cäsareopapismus hinausläuft, welcher vom Landesherrn als oberstem Bischof, nur durch besondere von Ministerium und Kammern unabhängige Behörden, ausgeübt würde. Freilich ist uns neuerdings in Preußen eine solche Verfassung als die ächt=reformatorische, nie fahren zu lassende bezeichnet worden*):

*) vom Kultusminister v. Raumer.

reformatorischer oder doch evangelischer aber war das unvergessene Wort unsres Königs, daß er den Tag segne, an dem er die Kirchengewalt in die rechten Hände zurückgeben könne. Dem Staate als solchem, dem Staatsoberhaupt als solchem das Gebührende nicht geben zu wollen, werden wir Evangelischen wahrlich die Letzten sein, und eine solche Entziehung von aller Einsicht und Aufsicht des Staates, wie sie der katholischen Kirche neuerdings nachgegeben worden ist, begehren wir gar nicht, weil wir ihrer nicht wie jene bedürfen. Auch wissen wir das landesherrliche Kirchenregiment, jenen Nothbehelf der Reformation, den die Geschmeidigkeit der Juristen und Theologen hinterher in ein bischöfliches Recht umgewandelt hat, eben aus Noth so lange zu tragen, als es Gott gefällt, ihn zu Schirm oder Zucht über uns zu lassen. Aber daß wir aus der Noth unsrer Kirche eine Tugend machen, daß wir uns eine Institution als unsrer Kirche naturwüchsig aufreden sollten, die tief unter dem wenigstens im Kirchengewande einhergehenden römischen Papstthum steht, das muthe man uns nicht zu!"

Diese scharfe Absage an das landesherrliche Kirchenregiment ging meinem Bruder und ebenso meinem väterlichen Freunde Schütte zu weit. Beide meinten in diesem Punkte lutherischer zu denken, und übersahen, daß gerade ich aus dem urlutherischen Princip des allgemeinen Priesterthums die strengen Folgerungen zog; aber sie verbanden mit unklaren theoretischen Anschauungen beachtenswerthe praktische Bedenken. Es entspann sich über die Sache zwischen Franz und mir eine briefliche Streitverhandlung. Franz versuchte zunächst eine Ableitung des kirchlichen Amtes überhaupt, des pastoralen wie des kirchenregimentlichen, nach welcher dasselbe nicht, wie bei mir, „von unten", sondern „von oben" stammen sollte, und berief sich hiefür auf den von Christus selbst gestifteten Apostolat. Die folgerichtige Durchführung jenes „von unten", aus dem allgemeinen Priesterthum heraus, meinte er, führe zu einem ultrareformirten Independentismus, bei dem

die über die Einzelgemeinde hinausreichende Kirche aufhöre, oder doch zu einem Freikirchenthum, zu dem wir nicht reif seien; Kirchenbehörden, welche lediglich aus synodaler Wahl hervorgingen, blieben entweder ohnmächtig, oder sie würden hierarchisch. Auch sei eine Trennung von Staat und Kirche, wie meine Forderungen sie voraussetzten, bei uns nicht durchführbar, — beide lägen zu tief in einander. Und so müsse es uns genügen, wenn der König überhaupt eine gemeindliche Organisation zulasse und für das obere Kirchenregiment sich an ausschließlich kirchlichen Beirath binde. Diesen Einwendungen gegenüber hatte ich, was den Amtsbegriff anging, leichtes Spiel, indem ich — den Apostolat als unübertragbares Unicum bei Seite stellend — meinem Bruder nachwies, wie allerdings die wesentlichen Amtsaufträge der Kirche „von oben" stammten, dagegen deren Uebertragung an bestimmte Personen nach dem Neuen Testament und nach Luther Sache der Gemeinde sei. Was die ernsteren, praktischen Bedenken anging, so konnte ich entgegnen, daß die Befreiung vom landesherrlichen Summepiskopat noch keine abstrakte Trennung von Staat und Kirche bedeute; daß die Behauptung einer Unentbehrlichkeit desselben auf eine Bankerotterklärung des evangelischen Kirchenprincips hinauslaufen würde, als welches dann unfähig wäre, ein rein-kirchliches Regiment zu erzeugen; weiter, daß ein rein-kirchlicher Beirath, den der König selbst ernenne, gar keine Bürgschaft für ein Regiment im Sinne der Kirche sei. Und wie solle die evangelische Kirche unter einer katholischen Obrigkeit würdig bestehen ohne kirchliches Selbstregiment? Ich habe später an der Hand der Erfahrung gelernt, daß die evangelische Kirche da, wo sie eine nationale Stellung einnimmt und eine ihr zugehörige Obrigkeit sich gegenüber hat, also dem Staate einen protestantischen Character aufzudrücken in der Lage ist, dennoch wohlthut, der evangelischen Obrigkeit das oberste verwaltende Kirchenregiment zu überlassen, vorausgesetzt, daß ihr eine gemeindliche Selbstverwaltung und eine synodale Organi-

sation zu eigner Gesetzgebung vergönnt ist: nur daß das nicht den König im Nebenamt zum Landesbischof machen, sondern — wie einmal eine rheinische Synode es ausgedrückt hat, die Macht und Liebe des evangelischen Staatsoberhauptes sich zu äußerem Kirchendienste aneignen heißt. Aber damals waren wir ja von solchen Vermittelungen noch himmelweit entfernt: wir wurden nach dem mehrerwähnten Programm des Herrn v. Raumer vom Könige als Landesbischof rein absolutistisch regiert. Wohl redete Friedrich Wilhelm IV. von den „rechten Händen“, in welche er die ererbte Kirchengewalt zurückzugeben sich sehne; wohl bezeichnete er Territorialismus und landesherrlichen Summepiskopat mit den schärfsten verwerfenden Ausdrücken; aber das war nichts weiter als leere Theorie. In praxi übte er sein Summepiskopat völlig nach dem territorialistischen Grundsatz cujus regio, ejus religio, indem er seine eigene religiöse Denkart der Landeskirche aus allen Kräften aufzudrängen suchte und ihr jede Möglichkeit einer geordneten Kundgebung ihres Sinnes und Willens versagte. Auch wollte er seine Kirchengewalt nicht ihr, sondern nur Bischöfen übergeben, wie er sie sich mit geschichtswidriger, katholisirender Phantasie ins apostolische Zeitalter hineingedichtet hatte.

Inmitten dieser traurigen Gebundenheit des landeskirchlichen Lebens und trotz des uns umringenden übermächtigen Katholicismus kamen wir in unsrer trierer Gemeinde dennoch voran, und das verdankten wir eben dem in Berlin so mißliebigen rheinischen Geiste gemeindlicher Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Das Gemeindebewußtsein entwickelte und vertiefte sich; unsre bescheidenen Unternehmungen, alte und neue, gediehen. Wenn ich die aus Höpfners Händen übernommene Bibelstunde hielt — ich legte an einem Wochenabend das Matthäusevangelium aus —, so war im Katechisirzimmer des Pfarrhauses kein Sitz- oder Stehplatz leer; später wanderten wir in ein größeres Schulzimmer aus. In den monatlichen Missionsstunden, die ich

aufgebracht, hatte ich eine sichere Zuhörerschaft von hundert Personen, und die Collecten hatten sich allmählich verdoppelt. Durch die treue Hülfe eines jüngeren Lehrers, mit dem ich gute Freundschaft hielt, bekamen wir auch einen Kirchenchor und konnten in Verbindung mit demselben einen Jünglingsverein unternehmen; ebenso gelang es mir, einen kleinen Localverein der Gustav-Adolfs-Stiftung ins Dasein zu rufen. Der Gedanke der inneren Mission war auch bei uns auf fruchtbaren Boden gefallen; das Presbyterium erweiterte sich durch Zuziehung freiwilliger Diakonen behufs einer lebendigeren Armenpflege, und gab auch dem Frauenverein Anregungen zu einer solchen. Im Sommer 1852 hatten wir die Freude, den großen Herold des Innern-Missions-gedankens, Wichern, bei uns zu sehen. Er hatte als Ministerialrath das trierer Gefängnißwesen in Augenschein zu nehmen, und so hatte ich die meiste Gelegenheit mit ihm zu verkehren. Eine ebenso imponirende wie gewinnende Persönlichkeit, deren natürlich-vornehmes Wesen durch eine Fülle des Geistes und der Liebe verklärt war; dabei von volksthümlicher Frische, ohne allen pietistischen Anhauch. Auf meine Bitte hielt er uns, d. h. einem auserlesenen Kreise von Männern und Frauen aus der Gemeinde, einen Vortrag über Wesen und Aufgaben der inneren Mission, der einen tiefen Eindruck hinterließ.

Schon seit dem Herbst 1851 beschäftigten uns zwei neue größere Unternehmungen, welche beide zu einer reichen Quelle der Freude und Befriedigung für mich werden sollten. Die eine war die Einrichtung eines Filialgottesdienstes auf der „Quint“, einem drittehalb Stunden von Trier abwärts auf der linken Moselseite gelegenen Hüttenwerk. Hier hatten wir unser damals vielleicht vermögendstes Gemeindeglied wohnen, den Commerzienrath Krämer aus Saarbrücken, der mit seiner gesammten Familie uns angehörte, einen trefflichen Mann nicht blos von regem Unternehmungsgeist, sondern auch von menschenfreundlichster Gesinnung; er beschäftigte nicht nur hunderte von Anwohnern, son-

dern sorgte auch väterlich für seine Arbeiter, so daß es in der ganzen katholischen Umgegend keinen höher verehrten Mann gab. Hier zuerst habe ich eine Anschauung gewonnen von großindustriellem Geschäftsbetrieb, und nicht nur von der technischen und geschäftlichen Seite desselben, sondern auch von seiner bei rechten Gesinnungen großartigen socialen Bedeutung. Den Mittelpunkt der ansehnlichen Besitzung bildete ein altes Herrschaftshaus mit schönem Park; darum gruppirten sich, in ein in die Eifel verlaufendes Waldthal geschmiegt, die Fabrikgebäude; allerlei Zubehör war bis weit in die Eifel hinein zerstreut. Als ich erst dazu kam, meine Gemeindebesuche bis hierher und in die benachbarten Dörfer Ehrang und Schweich auszudehnen, fand sich eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Protestanten, welche nicht in der Lage war wie die Familie Krämer nach Trier in die Kirche zu fahren, und der Wunsch, von Zeit zu Zeit einen evangelischen Gottesdienst zu haben, ward mir ans Herz gelegt. Auf Spießens Anregung stellte uns Commerzienrath Krämer zwei Stuben in einer Gärtnerswohnung zur Verfügung; sein technischer Director, aufs lebhafteste für die Sache interessirt, stattete sie mit dem nöthigen Inventar, auch einem kleinen Harmonium aus, und am 1ten Advent durfte ich den Eröffnungsgottesdienst halten. Unser kleiner Kirchenchor war hinausgewandert, um die Responsorien singen zu helfen; die beiden Stuben waren so dichtgefüllt, daß ich kaum vor dem Altärchen mit seinen brennenden Kerzen stehen konnte; das „Wie soll ich dich empfangen" klang aus Herz und Mund. Ich predigte über Off. Joh. 3, 20 „Siehe ich stehe vor der Thür und klopfe an" mit besonderer Bezugnahme auf das Kommen des Herrn zu dieser kleinen Gemeinde der Verschmachteten und Zerstreuten; danach ward das Abendmahl gefeiert. Der einfach schöne Gottesdienst in diesem Nothraum ergriff die Leute bis zu Thränen. Als ich ins Freie trat, stand Herr Krämer da mit einem Blatt Papier, und sagte: dadrinnen ists doch zu eng und heiß für uns; ich werde eine

Kapelle in meinen Garten bauen; ich habe mir hier schon einen kleinen Entwurf gemacht, — bis nächsten Frühling soll sie fertig sein. Wir wurden alle gastlich eingeladen; am Nachmittag besuchte ich die übrigen Familien. Man sprach schon von einer evangelischen Schule, die später in der That ins Leben getreten ist; ein Förster mit neun Kindern wollte das Dreifache an Schulgeld geben, das er jetzt für die katholische Schule zahle; ein Schlosser bekannte aus freien Stücken, er habe sein erstes Kind katholisch taufen lassen, aber das solle nun anders werden. Herr Krämer hielt sein Wort: im nächsten Frühling stand eine schmucke Kapelle für hundert Personen im Park. Da der Erbauer bei dem privaten Character dieses Baues eine kirchenregimentliche Einweihung nicht wünschte, so fiel dieselbe unter Theilnahme des trierer Presbyteriums mir zu. Es war am schönen zweiten Pfingsttag 1852; meine Eltern waren bei mir zum Besuch und fuhren mit hinaus; ich predigte aus vollem Herzen über das Wort „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen.“ Die Wogen der Begeisterung gingen hoch; es war ein rechter evangelische Freuden- und Ehrentag. Schier verwundert war das Consistorium, als wir ihm von unserm ohne alle Anfrage begonnenen und vollendeten Unternehmen Bericht gaben, aber es belobte uns und sprach den Wunsch aus, den vorerst vierwöchentlichen Gottesdienst in einen vierzehntägigen verwandelt zu sehen. Wir kamen dem nach, sobald erst ein sogleich zu erwähnendes weitere Unternehmen uns im Folgejahr ermöglichte, einen evangelischen Candidaten nach Trier zu ziehen, denn wer auf der Quint predigte, konnte nicht wohl zur Nachmittagskirche in Trier zurücksein. Statt dessen wurde man auf der Quint zu Tisch behalten, entweder im Herrenhause oder im Hause des technischen Directors, eines liebenswürdigen Mannes mit evangelischer Familie, und so gestaltete sich die Fahrt nach dem Filialgottesdienst regelmäßig auch zu einem geselligen Genuß.

Das andere Gemeindeunternehmen, von dem ich reden wollte, war die gleichfalls in den Herbst 1851 fallende Begründung einer höheren Töchterschule. Unsre Reform der Elementarschule hatte das Bedürfniß einer solchen doch nicht erledigt; das Verlangen einiger unsrer besten Familien, für ihre Töchter einen ernsteren Unterricht zu erlangen als ihn die geringwerthigen katholischen Privatschulen darboten, bestand fort und war schließlich auch ein Gemeindeanliegen. Freilich, außer acht eben vorhandenen aufgeweckten Kindern von zwölf bis dreizehn Jahren fehlte uns zu einer höheren Töchterschule so ziemlich alles, und so mußte ich die Sache auf meinen persönlichen Muth und guten Willen nehmen, die Concession auf meinen Namen nachsuchen, den Lehrplan entwerfen und selbst Hand anlegen. Das Pfarrhaus gab sein Katechisirzimmer her, ein kleines Curatorium sorgte für die nöthigsten Schuleinrichtungen, ich übernahm unentgeltlich das Directorium und sechs Unterrichtsstunden, Religion, Deutsch und Geschichte. Für Französisch und Zeichnen gewann ich tüchtige, wenn auch katholische Privatlehrer, zog einen unsrer Elementarlehrer zu einer täglichen Schreib- und Rechenstunde heran und fand in unsrer Gemeinde selbst eine Lehraspirantin für den Handarbeitunterricht und die weibliche Aufsicht; Geographie und Naturgeschichte wurden einstweilen von freiwilligen Helfern besorgt. Es war eine große Privatstunde; ich kannte die sämmtlichen Kinder schon ohnedies, und die Freude des Unterrichtens und Unterrichtetwerdens war eine gegenseitige. Nach einem halben Jahre kamen drei weitere hinzu, und wieder nach einem halben Jahr war die kleine Schaar auf fünfundzwanzig gewachsen, zwanzig in der Oberklasse und fünf kleine Anfängerinnen, welche die Lehrerin im Nebenstübchen unterwies. Nun mußte der Schulplan vollständig ins Leben treten, vier Klassen mit festbemessenen Aufgaben; ein studierter Lehrer, Candidat der Theologie, und ein Elementarlehrer mit ihrer vollen Arbeitskraft wurden angestellt. Vor allem war ein selbständiges

und gesichertes Schullokal zu beschaffen, — die schwierigste Aufgabe von allen, da wir in der katholischen Stadt uns nicht aufs Miethen einlassen konnten und zum Kaufen kein Geld hatten. Aber auch dieser Knoten wurde mit den Mitteln der rheinischen Kirchenordnung gelöst. In derselben Straße, in welcher der Bischof wohnte, war ein für unsre Zwecke geeignetes ehemalige Klostergebäude für 7000 Thlr. zu haben; es würde freilich für uns nicht zu haben gewesen sein, wenn man von unseren Absichten in der bischöflichen „Residenz" eine Ahnung gehabt hätte. Ein geschäftsgewandter Freund unsrer Sache schloß den Kauf ab, verbindlich für den Verkäufer, unter Vorbehalt der Genehmigung seines ungenannten Auftraggebers. Nun riefen wir unsre Gemeindevertretung zusammen, legten ihr unser Schulbedürfniß und unseren Finanzplan vor und baten sie, das Haus gegen Zinszahlung für die Gemeinde zu erwerben. Sie ging herzhaft auf die Sache ein und gab die etwa 2000 Thlr. Stiftungsgelder, über die sie verfügte, das ganze vorhandene Gemeindevermögen, zur Anzahlung her; dann wurde das erforderliche gesammte Kapital, mit den Herstellungs- und Einrichtungskosten 8000 Thaler, durch verzinsliche und planmäßig zu tilgende Schuldscheine zu 25 Thalern aufgebracht und so der Schule ein sichres Unterkommen und der Gemeinde ein einträgliches Besitzthum verschafft, denn das Haus deckte durch Miethsertrag Zinsen und Amortisation. Ein kleines evangelische Mädchenpensionat, das eben im Entstehen war, miethete das über den Schulzimmern liegende Stockwerk und schickte seine Zöglinge in unsere Oberklasse. So wuchs in einem weiteren Jahre die Anstalt auf fünfzig bis sechzig Schülerinnen und deckte mit ihren von zwölf bis zu dreißig Thalern aufsteigenden Schulgeldern ihre gesammten Unkosten; sie hat bis weit über meine trierer Zeiten hinaus geblüht, bis in den Tagen des Kulturkampfs eine von der Regierung gestiftete simultane höhere Töchterschule ihr die Wurzeln abgrub; das Gebäude ist auch dann noch für Gemeinde-

zwecke nutzbar und werthvoll geblieben. Wie sehr uns in meinen Zeiten der als Lehrer herangezogene Candidat auch als aushelfender Prediger zu Statten kam, da wir einschließlich der Quint nun fünf sonntägliche Gottesdienste zu versehen hatten, bedarf kaum der Hervorhebung. Vor allem aber war die Schule selbst für die Gemeinde eine Freude und ein Segen. Zusammengehalten durch den evangelischen Gemeindegedanken, durch die persönliche Vereinigung von Pfarramt und Schulleitung, entwickelten unsere Schülerinnen einen schönen Gemeingeist; sie kamen, obwohl ihnen kein Mangel an Fleiß oder Betragen geschenkt ward, mit wahrer Begeisterung zur Schule, und keine Zutraulichkeit des Verkehrs außerhalb der Schule oder auf dem Spielplatz derselben beeinträchtigte je die Zucht und Ehrerbietung in den Unterrichtsstunden. Durch eine ehrliche Prüfung vor den Eltern wiesen wir uns alljährlich über die Leistungen der Anstalt aus; dann ward ein großer Tagesausflug an irgend einen romantischen Punkt der weiteren Umgebung gemacht, an dem das ganze Lehrerpersonal und auch manche Mütter sich betheiligten und der zu fröhlichster Befriedigung mit sehr geringem Aufwand bestritten wurde.

So war meine Arbeit freilich abermals gewachsen und sie sollte noch weiter wachsen. Wie schon früher erwähnt, hatte das Consistorium meine unzulängliche Pfarrinstruction nur vorläufig, auf ein Jahr festgestellt, und als nach Ablauf desselben der wohlmeinende Superintendent aus Anlaß der Stimmberechtigung auf der Kreissynode die Frage aufwarf, ob ich denn wirklich zweiter Pfarrer der Gemeinde und nicht blos des alleinigen Pfarrers ordinirter Vicar sei, trat die Behörde mit Spieß wegen Erweiterung meiner Befugnisse in abermalige Verhandlung. Spieß erklärte sich bereit, die Casualien der Gemeinde wochenweise mit mir zu theilen, auch mir eine weitere monatliche Nachmittagspredigt zu überlassen, statt deren er dann meine Vertretung in einer meiner beiden Anstaltskapellen übernahm. Auch

so fehlte mir freilich zum vollen Pfarramt die regelmäßige Theilnahme an den Hauptpredigten und das Recht der Confirmation; aber jene fielen mir nicht nur in den Festzeiten, sondern auch sonst bei Spießens Amtsreisen doch nicht selten zu, und die Confirmation wurde mir von Höpfner, der inzwischen nach Trier zurückgekehrt war, aber sein Amt wiederum nur durch einen Vicar versah, eben jetzt zum zweitenmal überlassen. Namentlich die Betheiligung an den Casualien war keine geringe Mehrbelastung, indem in Trier die unpraktische Sitte einer förmlichen Leichenpredigt beim Todesfall jedes Erwachsenen herrschte, dazu auch eine zwar nicht gerade zahlreiche, aber weitverzettelte Diaspora, zu der auch vereinzelte Protestanten im Luxemburgischen hinzukamen, vorkommendenfalls mit zu bedienen war. So erinnere ich mich z. B., wie eines Tages nach einer in angesehener Familie verrichteten Trauung, als ich mich eben an den gastlichen Tisch gesetzt hatte, ein fremder Waldarbeiter kam, um mich zu einem zwei Meilen weit entfernten Orte zur Krankencommunion zu rufen. Ein Wagen wurde aufgetrieben, dem alten Küster die beschwerliche Mitfahrt erlassen, nach zweistündiger Fahrt weit über die Quint hinaus mit meinem Führer eine einsame Waldwanderung angetreten, bis endlich in einer Erdhütte, in der ein Feldstein als Herd und Altar diente, ein armes todtkrankes Weib entdeckt ward, das den letzten Trost begehrte. Spät in der Nacht kam ich auf die Quint zurück, wo ich einige leibliche Hülfleistung für die Kranke veranlassen konnte. So dehnte unsre Amtsthätigkeit sich zuweilen ins Maßlose, ja Abenteuerliche aus: was mich dennoch durchkommen ließ, war die Frische der Jugend, die mit der Uebung wachsende Leichtigkeit des Verrichtens, und die Freude, welche ein meistentheils doch viel Dank eintragender Beruf von selbst mit sich brachte.

Meine unvertilgbare Neigung zu wissenschaftlicher und schriftstellerischer Thätigkeit war dabei freilich auf schmale Kost gesetzt. An die kritische Bearbeitung von Ritschl's „Altkatholischer Kirche“

legte ich noch einigemale die Hand, gab dieselbe aber gern auf, als ich hörte, der Verfasser selbst sei von seinen tübinger Anschauungen inzwischen zurückgekommen. Um so lieber hätte ich mich nun dem Thema zugewandt, welches auch ihn fortan fesselte, der Versöhnungslehre: wie schon erwähnt, hatte sie mein theologisches Sinnen und Denken längst in Bewegung gesetzt und verschiedene Vorstudien und Ansätze zu einer Abhandlung, welche wiederum der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft“ zugedacht war, wurden niedergeschrieben; — der Drang täglicher Amtsarbeit hat es nicht weiter kommen lassen. Eine andere literärische Arbeit, an die ich manche freie Stunde verloren habe, war mir von Freund Höpfner aufgeredet. Er wünschte, daß ich meine Bibelstunden über das Matthäusevangelium, deren treuer Zuhörer er war, zu einem Buch für die gebildete Gemeinde ausarbeiten möchte: ich folgte ihm und es entstand allmählich ein ziemliches Manuscript, das aber auch als Bruchstück im Pult verblieben ist. Nach wie vor ergoß sich mein theologisches Sinnen und Denken in den Briefwechsel mit meinem Bruder; insonderheit gaben uns die Themata, die man ihm zu seinem bevorstehenden coblenzer Examen gegeben hatte, „das Recht der Separation von der evangelischen Kirche“ und „das sittliche Recht der Union“ Anlaß zu lebhafter Erörterung praktisch-theologischer Fragen.

Daneben beschäftigte uns längere Zeit ein schriftstellerisches Vorhaben, das mit Theologie nichts zu schaffen hatte. In jenen schönen honnefer Tagen, da wir im Hölterhoff'schen Hause zusammengewohnt, hatte Franz mir vorgeschlagen, unsere besten Gedichte in Eine Sammlung zu vereinigen und ohne unsern Namen in die Welt zu schicken. Was ihn dabei bewegte, war die trüb-pessimistische Stimmung im deutschen Vaterlande, der wir unsererseits noch einen ungebrochenen frischen Muth entgegenzusetzen hatten. In dem tiefverstimmten und -verstummten Deutschland schien harmloses Dichten ausgestorben; nur die krankhafte

Tendenzpoesie der Redwitz'schen Amaranth hatte sich verlautbart, — es war, als gebe es im deutschen Walde keine Singvögel mehr. Da erschien es uns angezeigt, wie es in dem von Franz entworfenen Vorworte hieß, „das Frischeste, was die freundliche Gabe der Dichtung, ernstere Lebensarbeit bescheiden begleitend, einem jeden auf dem eigenthümlichen Gang seiner Tage geboten, in Einen Strauß zusammenzufassen und womöglich einigen tiefer lebenden Seelen die Erquickung mitzutheilen, welche diese Lieder den Verfassern als vorläufige und vorahnende Lösung der Räthsel des Lebens gewährt." So anspruchslos unsre Gedichte waren, wir wußten, daß sie gewachsene und nicht gemachte Blumen waren, und so sollten sie „als Haideröschen, gewachsen in der Dürre dieser Zeiten" in die Oeffentlichkeit ausgehen, unter eben dem Titel, unter dem ich nachmals meines Bruders Antheil in der That herausgegeben habe. Die Auswahl, wechselseitige Kritik und sorgfältige Feile der Gedichte beschäftigte uns den Sommer 1851 hindurch in angenehmer Weise; schließlich wurde auch Freund Wolters mit seinem Urtheil über das Ganze und das Einzelne zugezogen, und als ich schließlich den Strauß ordnete und ein zierliches Manuscript der Sammlung herstellte, kam mir die schöne Verschlingung unsrer Gefühlsergüsse, das anmuthige Ineinanderspielen zweier so verschiedenen und doch auf Einen Grundton gestimmten Eigenthümlichkeiten erst recht zum Bewußtsein. Aber auch diese Arbeit war zunächst nur für uns selber gemacht. Da es uns mißlang, einen Verleger auf Weihnachten 1851 zu finden, und da die Suche nach einem solchen für unbekannte und unerfahrene junge Leute, die zudem nicht einmal ihre Namen dazu geben wollten, überhaupt eine schwierige Sache war, so blieb die druckfertige Reinschrift bis auf Weiteres bei mir liegen.

Und nun habe ich doch auch inmitten jener „Kriegsjahre" mit ihrem von Zeit zu Zeit ermüdenden Arbeitsgedränge von Tagen fried- und freudvollen Aufathmens zu erzählen, welche

mir je und je vergönnt waren. So von den Herbsttagen 1851, in denen mir die Schulferien gestatteten, meine Braut in ihrer Heimath zu besuchen und mit meinen künftigen Schwiegereltern bekannt zu werden. Ich hatte den Prorector am Gymnasium zu Lemgo, Dr. Heinrich Clemen, wohl einmal vordem im Schütte-schen Hause flüchtig gesehen; jetzt erst lernte ich den originellen Mann näher kennen. Auch er hatte die Theilnahme an der Burschenschaft, in welcher er eine hervorragende Rolle gespielt hatte, wie Schütte mit sechsjähriger Festungshaft in Wesel gebüßt, und war, wie so viele Burschenschafter, nachher sehr conservativ, ja reactionär und confessionell geworden. Im Uebrigen hatte er in seltener Weise die Vorzüge und Schwächen studentischer Jugendlichkeit ins spätere Leben mithinein genommen, — gutmüthig, heftig, für geistige Dinge schwärmend, in materiellen sorglos und unordentlich, in drückenden kleinstaatlichen und Haushaltsverhältnissen sich durchschlagend wie ein Student. Wir waren sehr verschiedene Leute, aber ich kam gut mit ihm aus. Wievielmehr mit seiner von ihm schwärmerisch verehrten Frau, der dennoch kein leichtes Loos gefallen war, der stillen, frommen, leidmüthigen Schwester Schütte's, einer durch Kränklichkeit und Lebensnoth schon etwas gebeugten Erscheinung. Das Haus voller Kinder, von denen das eine und andere Sorge machte; dazwischen meine Braut, die Aelteste, wie Werthers Lotte auf dem bekannten Bild die Blüthe des Hauses, harmlos und fröhlich im demüthigen Dienst der Ihrigen. Wir besuchten miteinander zahlreiche Verwandte, besahen uns die alten Kirchen von Lemgo, diesem ächt westphälischen Neste, das abgesehen von seinen mittelalterlichen Bauten und seinem Gymnasium ein großes Dorf war, und machten einen Ausflug nach dem schmucken Detmold und in den anstoßenden Teutoburger Wald. Auf der Grotenburg sahen wir den Unterbau des Arminiusdenkmals, dessen riesige Werkstücke in Detmold auf ihren Ostertag warteten; weiterhin besuchten wir die von Goethe beschriebenen merkwürdigen

Externsteine mit ihrem noch merkwürdigeren altdeutschen Bildwerk in karolingischer Taufkapelle, dem Bilde des Paradiesbaumes der Erkenntniß und Verschuldung, der oben dann zum Kreuzesholze Christi wird. Ueber alledem hatten wir uns beide einander und genossen sonnige Tage der Jugendliebe; das etwas übermüthige Gedicht „Noch einen einz'gen Kuß, Marie", ist auf der Heimfahrt von diesem Besuch in Lemgo entstanden. — Fast noch schöner gerieth mir eine Erholungsfahrt, die ich im folgenden Frühling mit Marie und meinen beiden Geschwistern nach Frankfurt machen durfte. Franz hatte damals unsere Schwester nach Coblenz gezogen, um sie zum Lehrerinnenexamen vorzubereiten; er hatte nach einem arbeitsvollen und zeitweise durch Kränklichkeit heimgesuchten Winter seine zweite theologische Prüfung in Coblenz rühmlich, mit dem erforderlichen „Sehr gut" bestanden und bedurfte einer Ausspannung mehr als ich. Mir aber lag es ob, meine Braut unter meiner Eltern Dach einzuführen und sie mit denselben überhaupt erst persönlich bekannt zu machen, wozu es im vorigen Sommer durch allerlei Hindernisse nicht gekommen war. So vereinigten wir vier uns in Coblenz und fuhren in der glücklichsten Stimmung mit einander den Rhein hinauf, um das still und öde gewordene Elternhaus acht Tage lang mit fröhlichem Leben zu erfüllen. Wir durchwanderten mit einander die Stätten der Kindheitserinnerung, machten auch mit den Eltern einen vergnüglichen Ausflug in den Taunus. Ich war stolz, meine liebliche Braut meinen alten Freunden vorstellen zu können; noch mehr erfreute ich mich der herzlichen Zuneigung, die meine Eltern zu ihr faßten. Daneben lief der reichste geistige Austausch zwischen uns Brüdern her. Wir hatten einander so viel zu sagen, so manche briefliche Erörterung mündlich auszutragen; immer wieder bewährte sich der tiefe Einklang unserer Geister. „Die Freude, die ich an unserm Zusammensein hatte, schrieb mir Franz im ersten Briefe, war so groß, daß ich mich anfangs kaum in die

alte Frische und Freudigkeit meines hiesigen Lebens zurückfinden konnte."

Für Marie und mich war die Trennung nur eine kurze; wir waren kaum noch drei Monate von der Hochzeit entfernt, und unsre beiderseitigen Vorbereitungen der künftigen Häuslichkeit füllten die Zwischenzeit auf angenehme Weise aus. Ich konnte im September reichlich drei Wochen Ferien haben, und wollte dieselben zugleich zum Besuch des bremer Kirchentags verwerthen, da mir noch keine Theilnahme an diesen für das damalige kirchliche Leben so bedeutsamen Zusammenkünften möglich gewesen war. Mein lieber Bruder, den ich in Coblenz abholte, mußte auf diese Nebenfreude verzichten, da er nur vierzehn freie Tage hatte und derselben zu seiner Erholung dringend bedurfte. Wir reisten mit einander durch Westphalen, besuchten in Herdecke den Stammsitz der Familie Schütte, die sich seit hundert Jahren mittelst ununterbrochener Gemeindewahl im Besitz des dortigen Pfarrhauses befand, erfreuten uns an der schönen Ruhrlandschaft und an der biederen ringsum wohnenden Schütte'schen Verwandtschaft und trennten uns in Lemgo auf baldiges Wiedersehen. Indeß Franz mit Marie und weiterer Jugendgesellschaft das Lippe'sche Land durchstreifte und der seltenen sorglosen Ruhe genoß, fuhr ich mit dem lieben alten Consistorialrath Groos aus Coblenz nach der gastlichen Hansestadt mit der schönen Thorinschrift Hospitium ecclesiae tuae. In der Familie A. Gildemeister fand ich liebenswürdige gastfreundliche Aufnahme und empfing von der großartigen freien Vertretung der deutschen evangelischen Kirche, die sich zusammengefunden, einen lebhaften Eindruck. Die Kirchentage, wiewohl von ihrem ursprünglichen Zweck, eine organische Verbindung der deutschen Landeskirchen herbeizuführen, durch die Noth und Enge der falsch-conservativen Zeitströmung abgedrängt, und auch als freie Organe der kirchlichen öffentlichen Meinung bald selbst in ein einseitig conservatives Fahrwasser gerathen, waren immerhin ein bedeutsames

Lebenszeichen der durch keine Staatsbevormundung umzubringenden evangelischen Kirche, dazu durch die angeschlossenen Congresse für innere Mission auch von reicher praktischen Fruchtbarkeit. Es war in Bremen nicht alles schön und gut: hier war es, wo Hengstenberg mit seiner krähenden Stimme ausrief: „Wir rufen den Jesuiten ein Glück-auf zu, denn sie treiben uns das Wild in die Netze der Kirche." Aber Andere, auch der alte Sander, der sonst Hengstenbergs Bundesgenosse war, schlugen doch einen anderen, protestantischeren Ton an; in den Vorträgen, Verhandlungen, Spezialconferenzen trat eine Fülle von Geist und theologisch-kirchlicher Bildung hervor, und eine ganze Reihe origineller kirchlichen Persönlichkeiten gab dem jüngeren Manne, der gern an Gereifteren hinaufschaute, in der Noth der Zeit den tröstlichen Eindruck: „Er ist wohl bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Ich kam wohlbefriedigt und vielfach angeregt von Bremen nach Lemgo zurück.

Hier hatten inzwischen die Hochzeitszurüstungen stattgefunden. Ich hatte an Freund Wolters geschrieben, daß er komme und mir die versprochene Traurede halte. Er war inzwischen als vierter Pfarrer nach Wesel berufen worden, an einen Ort und in ein Amt, die ihn sechs Jahre hindurch fast niemals gesund sahen, und seine dadurch genährte Neigung zum Trübsinn hatte unsern Verkehr spärlicher werden lassen, aber dem Ruf des alten Freundes entzog er sich nicht. Auch meine lieben Eltern sammt meiner Schwester kamen, und Franz ließ sich bereden, um ihretwillen zu predigen; seine frische, gedankenreiche und eindringliche Weise erbaute uns alle. Er hatte mir das rührende erste Hochzeitsgeschenk bereits nach Trier geschickt; jetzt flossen von allen Seiten die schönen freundlichen Gaben zusammen; wie reich fühlten wir uns in dieser Fülle umgebender Liebeszeichen. Der Polterabend gerieth allerliebst: Franz hatte eine Anzahl lebender Bilder vorbereitet, die er auch ausführen half; Primaner des Gymnasiums, darunter der nachmalige

Historiker Kluckhohn, der uns zeitlebens befreundet blieb, führten ein Lustspiel auf; Marie trug mein Erstlingsgeschenk, ein blauseidenes Kleid, das ihr so schön stand. Am 22ten September gingen wir zur Trauung, in stattlichem Zuge, aber einfach zu Fuß; meine Braut, wie sich's für eine Pfarrfrau geziemte, unter dem Myrthenkranz und Schleier im schlichten schwarzseidenen Kleide. Mein theurer Freund redete uns herrlich zu Herzen, über den Spruch „Wie Ihr nun angenommen habt den Herrn Jesum Christum, so wandelt in ihm"; wie ich ihn so vor mir stehen sah und in seinen Worten die ganze gemeinsame Geschichte unseres Jugendlebens mir vor die Seele trat, überwältigte michs, daß ich in Thränen ausbrach. Mein trauter Bruder legte alle seine Liebe in das herzliche Tischgebet, mit dem er unser Hochzeitsmahl eröffnete; ich hatte die liebsten Menschen, die ich auf Erden besaß, alle beisammen, so daß der Abschied fast schwer ward. Von einer besonderen Hochzeitsreise war keine Rede; es wäre weder Zeit noch Geld dafür vorhanden gewesen, aber die einfache Heimreise, ein wenig ausgedehnt, war schön genug. Wir reisten über Bielefeld nach dem Rhein, trafen mit meinen Eltern und Geschwistern am Siebengebirg nochmals zusammen und verweilten einige Tage in Coblenz und Kreuznach bei unseren Freunden. Dann ging's in heller Mondnacht, in deren Glanz wir bei Bingen noch einmal den Rhein in bezaubernder Schönheit erblickten, über die Berge, und am folgenden Mittag erblickten wir vom Hochwald aus die Zinnen von Trier. Die Familien Spieß und Höpfner empfingen uns auf dem Posthof und geleiteten uns in unsere Wohnung, welche von Mitgliedern des Frauenvereins mit Blumen geschmückt war und in der meine Schülerinnen mit Sträußchen in den Händen uns begrüßten. Nachdem man uns bald allein gelassen, entdeckten wir die überallhin vertheilten und versteckten Geschenke, eine zweite Hochzeitsbescheerung; auch die Küche war versorgt, Brod und Wein, Kuchen und Früchte standen auf dem Tisch — es war wie im Mährchen.

Ich hatte ein kleines aber ganzes Haus für hundert Thaler miethen können, im „Simeonsstift", rechts von dem stillen freien Platz mit der mächtigen alten Linde; während zur Linken eine treue mütterliche Freundin, eine hier verheirathete Tochter des coblenzer Generalsuperintendenten Küpper wohnte. Die Straße war eng und das Häuschen alt, aber neue Tapeten hatten es freundlich gemacht, und hinter dem Hause und dem Höfchen mit altfränkischem Ziehbrunnen lag ein kleiner Garten mit Obstbäumen und Blumenbeeten, einer Weinwand und Laube, und über die nahe Stadtmauer sahen die ernsten Zinnen der Porta nigra herein. Unsre Einrichtung paßte zu den bescheidenen Räumen; es war alles nett und neu, aber schlicht und einfach, wie es sich für unsere Verhältnisse paßte. Trotz aller Anschaffungen und Geschenke war noch manche Lücke auszufüllen; aber auch ein Clavier wurde nachträglich beschafft. Ich hatte kein Geld erheirathet und war stolz darauf, obwohl ich selber auch keines besaß. Die fünfhundert Thaler, die uns nach Abzug der Miethe übrig blieben, waren nicht viel, und so wollte das Haushalten gelernt sein. Aber es half uns die bescheidene Gewöhnung der Kindheit, sowie der häusliche Sinn und die große persönliche Anspruchslosigkeit meiner lieben Frau. Abgesehen von ein paar kleinen Verlegenheiten der ersten unerfahrenen Zeit blieb die Sorge uns fern und wir haben niemals Schulden gemacht. Vom zweiten Jahre an vermehrten wir unsre Einnahmen durch die Aufnahme einer Pensionärin, einer elternlosen halbwüchsigen Engländerin, und gewannen so die Mittel, auch einmal eine Reise zu den Unsrigen machen zu können. Wir schlossen uns der bescheidenen Geselligkeit an, welche zwischen den evangelischen Pfarrhäusern und einigen Familien vom Presbyterium bestand, und meine Frau hatte sich bald überall die Herzen gewonnen. Unsre erste Einladung galt meinen Schülerinnen, die uns so freundlich beschenkt hatten, und das gab ein fröhliches Fest. Aber auch jeder einfache Werktag war fröhlich: was für ein anderes Ding

war es jetzt, wenn ich Mittags und Abends aus meiner Arbeit heimkam, nicht eine öde Zelle vorzufinden, sondern ein liebes Herz und Angesicht, bei dem sich alle Müdigkeit vergessen ließ.

Allerdings, ich bekam meine liebe Frau gewöhnlich unter Tage nicht viel zu sehen, und so war ich doppelt froh, daß der Abgang unsrer Lehraspirantin von der Töchterschule mir nach einigen Monaten Gelegenheit gab, meine Schwester an deren Stelle zu rufen und so zugleich Marien für die winterliche Einsamkeit eine Abhülfe zu schaffen. Zumal mit dem beginnenden Winter schwoll die Amtsarbeit derart an, daß sie mir zuweilen überm Kopf zusammenschlug. Den Vormittag nahmen die zahlreichen Unterrichtsstunden und die Geschäfte in den beiden Anstalten in Anspruch; kam ich zu Tische, so pflegten etliche unsrer Proletarier mich mit ihren Anliegen zu erwarten; den Nachmittag kamen Amtshandlungen, Besuche, Sitzungen an die Reihe, und zwischen alledem waren doch geistige Leistungen vorzubereiten, z. B. auf Weihnachten in zwei Tagen fünfmal die Kanzel zu betreten. Die lohnende Kehrseite war das Gefühl, daß es mit unsrer Gemeinde in der That voranging. Eine neue Volkszählung ergab, daß wir von 1116 auf 1448 gewachsen waren, die 150 im Landkreis Zerstreuten ungerechnet. Der auf der Quint neu eingerichtete Monatsgottesdienst wurde ebendamals verdoppelt. Die Armenkinderbescheerung unsres Frauenvereins war nie so glänzend gewesen: ich hatte meine Schülerinnen als Engelchor mit dem kirchlichen Männergesangverein in Wechselwirkung gesetzt und mit beider Hülfe eine hübsche liturgische Weihnachtsfeier zu Stande gebracht; danach wurde, unter ungemeinem Zudrang auch katholischen Publikums gegen hundert Kindern aus unsrer Gemeinde bescheert. Am Tage danach fand die denkwürdige Sitzung unsrer Gemeindevertretung statt, in welcher der Ankauf des der bischöflichen Residenz schräg gegenüberliegenden Schulhauses beschlossen ward. Man kann sich die Ueberraschung der römisch-klerikalen Kreise denken.

Begreiflicherweise wuchs die confessionelle Spannung. Es waren hocherregende Tage schon vorhergegangen; neue Landtagswahlen waren im Herbst zu vollziehen gewesen und hatten die klerikale Agitation in fieberhafte Thätigkeit gesetzt. Es galt die in der Stadt noch starke national-liberale Partei mit Hülfe des Landvolks zu erdrücken und — was auch gelang — jenen Seminarregens Eberhard, der im Frühling 1848 im Dom jene Philippika über die Sünden des Hauses Hohenzollern gehalten hatte, als Abgeordneten nach Berlin zu schicken. Die Kanzeln in Stadt und Land hallten wieder von agitatorischen Reden; am Wahltag wurde ausgesprengt, der Erzbischof von Breslau sei soeben verhaftet worden, und ich hätte diese Nachricht als Freudenbotschaft auf die Kanzel gebracht Auch wir waren erregt, aber durch andere Dinge; nicht der römische Erzbischof von Breslau war verhaftet, aber in Florenz waren unschuldige Christen, weil sie zum evangelischen Bekenntniß übergetreten, eingekerkert worden, und der König hatte sich vergeblich um ihre Freilassung bemüht. Zugleich warf der pariser „zweite December" bereits seine Schatten vor sich her; wir meinten deutlich zu spüren, welche Intimität zwischen dem werdenden zweiten Kaiserreich und dem diesseitigen Ultramontanismus sich entwickle. Unter solchen Zeitumständen hatte ich die Reformationsfestpredigt benutzt, um unsrer Gemeinde die Leidensgeschichte der evangelischen Kirche in Erinnerung zu bringen und wider die auch bei uns noch umgehende falsche Friedseligkeit und characterlose Toleranz ein ernstes Wort zu sagen. „Es gibt eine Toleranz, welcher die stumpfsten protestantischen Waffen die liebsten sind; die am zufriedensten wäre, wenn wir unser Schwert ganz wegwürfen. Sie setzt sich mit der Redensart „Wir glauben all' an Einen Gott" hinweg über eine Gewissensfrage, der unsre Väter Gut und Blut geopfert haben; sie verleugnet auch unter der Hand einmal das evangelische Bekenntniß, weil es so behaglich ist, an dem Feuer der Kriegsknechte, die den Herrn gebunden

halten, sich die Hände zu wärmen. Aber wenn irgend ein herzhaftes Wort, eine gewissenhafte That der Abwehr ausgeht, dann erhebt sie ihr Zetergeschrei. Mit dieser Toleranz, meine Freunde, wollen wir nichts gemein haben, dürfen wir nichts gemein haben." — Eine private Geschichte, die um dieselbe Zeit spielte und nicht unerörtert blieb, diente solchen Kanzelworten nach verschiedenen Seiten hin zur Beleuchtung. Ein frankfurter Jugendbekannter vom Gymnasium her stand im Begriff, in eine der angesehensten katholischen Familien von Trier, die katholische Familie eines Protestanten, hineinzuheirathen. Er schrieb mir um die evangelische Trauung, die er nach der katholischen wünschte und die auch wohl seinem Schwiegervater erwünscht gewesen wäre; aber er hatte sich bereits zur ausschließlich katholischen Kindererziehung verpflichtet. Ich legte ihm in freundlicher, aber ernst-motivirender Weise dar, daß ich ihn unter solchen Umständen nicht trauen könne. Der Brief ging in der Familie von Hand zu Hand, und man fand auch katholischerseits, daß ich eigentlich Recht hätte.

Ueber alledem war die dunkle Wolke des Ingrimms, die sich seit jener Schrift gegen Radowitz bei der trierer Klerisei wider mich angesammelt hatte, schwer genug geworden, um endlich niederzugehen. Es war im vierten Monat meines jungen Hausstandes, da verlautete, ich würde demnächst als Beleidiger der katholischen Kirche vor Gericht gestellt werden, und zwar auf Grund meiner „Evangelischen Beiträge" zu den Radowitzschen Gesprächen. Erst später ist mir aufgefallen, daß von den vier Nummern der „Deutschen Zeitschrift", in denen mein Aufsatz erschienen war, drei sofort auf der Post in Trier abhanden gekommen waren. Damals war die Rede von einer fulminanten Gegenschrift, welche binnen einigen Wochen erscheinen sollte, aber niemals erschien. Jetzt nach Jahresfrist zeigte sich ein bequemerer und wirksamerer Weg. Das neue Strafgesetzbuch hatte in seinem § 135 mit Gefängnißstrafe bis zu drei Jahren jeden bedroht, welcher in Wort oder Schrift die Lehren, Einrichtungen, Ge-

bräuche oder Verehrungsgegenstände einer anerkannten Kirche in einer Weise darstelle, die sie „dem Haß oder der Verachtung aussetze". Diese Bestimmung, noch weit unvorsichtiger gefaßt als der jetzt geltende, auch nicht unbedenkliche § 166, gab dem ohnehin hocheinherfahrenden Romanismus das Mittel in die Hand, jeder protestantischen Kritik seiner Lehren, Bräuche u. s. w., die man doch weder der Liebe noch der Verehrung empfehlen konnte, den Mund zu schließen, während die beliebte Herabwürdigung unsrer Kirche in der Person der Reformatoren ungeahndet blieb, und sofort wurde dieser Vortheil in verschiedenen Fällen verwerthet. Die bei mir angewendete Handhabe war die: der katholische Pfarrer zu Prüm war seitens seines Gendarmen wegen einer auf der Kanzel verübten Beschimpfung Luthers angezeigt worden; seine trierer Protectoren gaben dem Vertheidiger meine Schrift in die Hand als Beweismittel, daß auch wir mit dem Katholicismus nicht eben glimpflich umgingen, und während der Gerichtshof — derselbe, vor den ich kommen sollte — den prümer Pfarrer freisprach, ergriff der katholische Staatsanwalt den Anlaß, meine Schrift, die ein volles Jahr unbeanstandet in der Oeffentlichkeit war, zum Gegenstand der Anklage zu machen. Das Exemplar derselben, welches der Instructionsrichter mir vorlegte, entstammte nach dessen eigner Auskunft dem bischöflichen Seminar und trug den — später ausradirten — Namen jenes Seminarregens D. Eberhard; es war — ohne Zweifel von seiner Hand — durch Rothstiftzeichen und eine Randglosse an den zu incriminirenden Stellen für den Staatsanwalt zugerichtet. Ich legte anfangs auf die Sache kein Gewicht, und auch als wider Erwarten die Rathskammer die Erhebung der Anklage beschloß, blieb ich sehr ruhig. Nitzsch hatte die Widmung meiner Schrift angenommen und mich zum Danke mit der neuen Auflage seines „Systems der christlichen Lehre" beschenkt; Dorner hatte mir kürzlich geschrieben, er habe auf diese Arbeit hin in Bonn meine Promotion zum

Licentiaten honoris causa beantragt, und sie sei nur um anderweitiger Ehrenschulden der Facultät willen für jetzt vertagt worden; endlich erzählte mir ein in Trier lebender Officier, wie anerkennend Herr v. Radowitz sich gegen ihn über Geist und Sprache meiner Gegenschrift geäußert; — „mit solch einem Gegner sei es eine Freude zu streiten". Ich konnte mir nicht denken, daß man einer solchen Schrift vor den bürgerlichen Gerichten etwas anhaben könne, und auch ein so besonnener und erfahrener Mann wie Nitzsch war dieser Ansicht. Auf einem Hoffest fragte ihn die Königin, wie es denn komme, daß eine ihm gewidmete Schrift von der Polizei mit Beschlag belegt worden sei: er antwortete, die Thatsache sei ihm unbekannt, aber er begreife auch nicht, wie diese Schrift die Polizei habe in Bewegung setzen können. Was meine Vertheidigung betraf, so hielt ich es für genügend, sie selbst zu führen; erst auf den dringenden Rath des Consistoriums sah ich mich nach einem Rechtsbeistand um. Da es einen protestantischen Advokaten in Trier nicht gab und ein auswärtiger mir zu theuer gewesen wäre, wandte ich mich an einen liberalen Katholiken, einen feinsinnigen Mann, der meine Sache mit großer Freundlichkeit annahm und auch nach besten Kräften führte. Aber wir hatten mit Mächten zu thun, gegen welche geistige Waffen ohnmächtig waren.

Es war nach damaliger Gerichtsverfassung das Zuchtpolizeigericht, vor dem meine Sache, eine Frage theologischer Freiheit und interconfessioneller Erörterung, zur Entscheidung stand. Dasselbe bestand aus drei Richtern, sämmtlich Katholiken. Der Präsident Fastnagel — ich will den drastischen Ausdruck nicht wiederholen, mit dem unser Oberregierungsrath Herr v. Mirbach mir seine Urtheilsfähigkeit veranschaulichte — war ein beschränkter alter Mann, und hatte, als er über mich zu Gericht saß, meine Schrift vermuthlich gar nicht gelesen, denn er lieh sie sich erst am Abend vorher von meinem Vertheidiger. Meine beiden Amtsbrüder, die angesehensten Mitglieder des Presbyteriums

und andere Freunde geleiteten mich vor die Schranken; es würden noch viel mehrere dagewesen sein, wenn man sie nicht mit dem falschen Vorgeben, die Oeffentlichkeit sei ausgeschlossen, abgewiesen hätte. Wir hatten erst eine gemessene Zeit zu warten, bis eine ordinäre Wirthshausschlägerei abgeurtheilt war. Zunächst ließ der — ebenfalls katholische — Staatsanwalt in leidenschaftlichem Tone sich wider mich aus, indem er ohne jedes Eingehen auf den Gesammtcharacter meiner Schrift die ihm roth angestrichenen Stellen aus dem Zusammenhang riß und mit Vorwürfen überhäufte. Es waren dieser Stellen im Ganzen vier. 1. Auf S. 48 war bei Hervorhebung der inneren Schäden, welche die römische Kirche bei äußerem Machtzuwachs großziehe, die Rede von einer „tiefen Kluft der Lüge, die sich zwischen dem Klerus und den gebildeten Laien immer weiter aufthue"; — hier fand er die katholische Kirche und ihre Lehre als solche der Lüge bezichtigt. 2. Auf S. 77 — „Noch heute ist uns die Anbetung einer auf Priesterwort Gott-gewordenen Oblate eine zur Verherrlichung des Klerus wiedererweckte „Abgötterei" — hatte D. Eberhard dem Staatsanwalt das Wort „Blasphemie!" an den Rand geschrieben, und so fand er hier die Lästerung einer Lehre und Einrichtung der katholischen Kirche. 3. Der dicht danebenstehende Passus „Wir lieben die Katholiken, aber wir hassen den Katholicismus als das kunstvollste und ebendarum machtvollste Gewebe von Wahrheit und Lüge, Gottesreich und Weltfürstenthum, welches die Geschichte der Menschheit je hervorgebracht hat", schien ihm den Katholicismus handgreiflich „dem Haß und der Verachtung auszusetzen". 4. S. 80 war der Gedanke, daß wie im 16. Jahrhundert so auch jetzt wieder das Schwert des Wortes Gottes wider den Katholicismus aus der Scheide müsse, motivirt durch den Satz: „Nicht nur weil wir uns so am besten der im Dunkeln schleichenden, vom Beichtstuhl aus Weib gegen Mann, Kind gegen Vater mit Verdammungsurtheilen ausrüstenden, mitunter auch dreißig Silberlinge nicht ansehenden

Propaganda erwehren können; — nein weil es uns nicht ziemt, tausend und aber tausend Brüder tagtäglich statt mit dem Brode des Lebens mit Steinen abspeisen zu sehen": da erschien ihm nicht nur die katholische Lehre mit ungenießbaren Steinen verglichen, sondern der Beichtstuhl als solcher gelästert und das Institut der „Propaganda" in Rom angegriffen.

Ich nahm zunächst selbst zu meiner Vertheidigung das Wort. Ich ging davon aus, daß einzelne Stellen meiner Schrift nicht richtig gewürdigt werden könnten ohne Kenntniß und Würdigung des Ganzen, entwickelte Character und Motive meiner Abhandlung als einer wissenschaftlichen und defensiven, und ging dann auf das Gesetz über, welches „vernünftig ausgelegt" — und Gesetze müßten vernünftig ausgelegt werden — auf eine solche Schrift gar nicht anwendbar sei. Meine Ausführungen seien an einen Leserkreis gerichtet, der kraft der zum Verständniß erforderlichen höheren Bildung über der Sphäre leidenschaftlicher Erregungen stehe, wie das Gesetz sie abwehren wolle. Sie sei zudem hervorgenöthigt durch eine für uns Protestanten schwerbedrückende Zeitlage, und wolle beide, Katholiken wie Protestanten, überzeugen, daß die Dinge in Wirklichkeit anders lägen als der äußere Anschein vermeinen lasse; sie entwickele ebenhiezu die ernsten Gründe, welche es uns Protestanten unmöglich machten, wie man von uns erwarte, zur römischen Kirche zurückzukehren. Diese ernsten Gründe mit aller Schärfe auszusprechen, sei eines evangelischen Predigers Recht und Pflicht; diese Aussprache gerichtlich verfolgen, heiße den Protestantismus, der nur die Waffe des freien Wortes habe, in Preußen entrechten und die Gerichte des Königs in Inquisitionstribunale verwandeln. — Ich ging hierauf in die einzelnen incriminirten Stellen ein, um sie aus ihrem Zusammenhang zu erklären und zu rechtfertigen. Die „tiefe Kluft der Lüge", welche sich zwischen dem Priesterstand und dem gebildeten Laien „immer weiter" aufthue, könne doch nicht die katholische Kirche oder Lehre sein, die ihrem Begriffe

nach unveränderlich seien, sondern besage deutlich genug ein thatsächliches Verhältniß, nämlich den factischen Schaden des Katholicismus, daß zwischen dem was der Klerus amtlich vertrete, und dem was die gebildeten Laien wirklich dächten, eine immer weitere Kluft entstehe, die durch ein rein conventionelles, innerlich unwahres Sich=vertragen überdeckt werde. Die beanstandete Aeußerung über das Meßopfer sei nach Zusammenhang und Wortlaut nichts anderes als ein Stück des evangelischen Bekenntnisses, von dem wir nicht lassen könnten; der Ausdruck „Abgötterei“ stehe in einer unsrer anerkannten Bekenntnißschriften und das „zur Verherrlichung des Klerus wiedererweckt“ sei nichts anderes als ein kirchengeschichtliches Urtheil, das Urtheil, daß die Ausbildung des Meßopferdogmas die immer höhere Steigerung der priesterlichen Idee zum treibenden Motive habe. Mit der „schleichenden Propaganda“ sei nicht das Propagandainstitut in Rom, sondern die proselytenmacherische Praxis gemeint, deren wir uns „zu erwehren“ hätten, und daß dieselbe vom Beichtstuhl aus gefördert werde, sei unfraglich ein Mißbrauch desselben, durch dessen Betonung dem Beichtstuhl als solchem nicht zu nahe getreten werde. Endlich in dem „Gewebe von Wahrheit und Lüge, Gottesreich und Weltfürstenthum“ sei „Lüge“ ein ebenso objectiver Begriff wie „Wahrheit“ und das Ganze nichts anderes als unser summarisches protestantische Urtheil über den Katholicismus, wie es in unseren Bekenntnißschriften gefällt sei und den Gewissensgrund unsrer Trennung von der katholischen Kirche bilde. Wolle man uns das verbieten, so müßten auch die römischen Urtheile über den Protestantismus verboten werden, denn diese Urtheile, z. B. daß im Protestantismus niemand selig werden könne und daß der Protestantismus das Princip der Revolution sei, seien viel härter, als alles was ich über den Katholicismus ausgesagt.

Nicht als hätte ich das alles so hinter einander ruhig ausführen dürfen. Der Präsident unterbrach mich immer wieder

mit erregten Vorwürfen, welche bewiesen, wie wenig er meine und seine Stellung begriff. Er redete zu mir wie ein katholischer Vorgesetzter zu einem ihm untergebenen bösen Katholiken; als er meine Aeußerung über das Meßopfer Blasphemie nannte, mußte ich ihm entgegnen: „Sie vergessen, Herr Präsident, daß ich nicht römischer Priester, sondern evangelischer Prediger bin, und daß ich als solcher das Recht und die Pflicht habe, das Urtheil meiner Kirche über Ihre Messe zu vertreten". Als er mich heftig anfuhr, was ich mit den „dreißig Silberlingen" gemeint, welche die Propaganda mitunter „nicht ansehe", antwortete ich ihm: „Ich meine damit das Geld, mit dessen Hülfe mitunter Protestanten bewogen werden zum Katholicismus überzutreten; — wünschen Sie, daß ich Ihnen einige solche Fälle aus meiner eigenen hiesigen Erfahrung erzähle?" Ich hatte auf meinem Notizblatt drei Fälle mit bekannten Namen stehen; er wünschte sie aber nicht. Wiederum, auf den Vorhalt, daß den Protestantismus zur Quelle des Seelenverderbens und zum Heerd der Revolution zu erklären schlimmer sei als alles, was ich wider den Katholicismus gesagt, forderte er mich auf, meine Behauptungen zu belegen, denn wenn ein katholischer Geistlicher dergleichen sage, so würde das allerdings strafbar sein. Als ich ihm darauf die Allocution Pius IX. vom 17. December 1847 citirte, in welcher dieser erklärt, nicht Worte finden zu können, um seinen Abscheu über die ihm zugetraute Meinung auszusprechen, als könne man auch außerhalb der katholischen Kirche selig werden, wußte er sich nicht anders zu helfen als durch das Dictum, was der Papst gesagt habe, gehe uns hier nichts an. — Nach einem solchen Verhör hatte ich keinen Anlaß an das Wohlwollen meiner Richter zu appelliren. „Sie können mich verurtheilen, schloß ich, und ich würde lügen, wenn ich sagte, es ist mir einerlei. Meine Gemeinde allerdings würde es nicht an mir irre machen, aber die Katholiken, mit denen ich mich amtlich zu berühren habe und auf deren Zeugniß ich mich berufen könnte, — noch

mehr die Vielen in der Bevölkerung, welche hier nicht nachprüfen können, würden Sie gegen mich erbittern. Sie können den Herren, welche anfangs eine Gegenschrift gegen mich verfassen wollten und dann es bequemer fanden meine Schrift einem Advokaten in die Hände zu spielen, nach der Methode, den weltlichen Arm anzurufen, wo die geistliche Waffentüchtigkeit fehlt — Sie können ihnen den Triumph bereiten, mich in dasselbe Gefängniß zu schicken, an welchem ich Seelsorger bin. Aber immer würde ich dann noch lieber an meiner Stelle stehen als an Ihrer, denn es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Ich lasse Ihren Urtheilsspruch getrost über mich ergehen, denn ich weiß mich gerechtfertigt vor einem höheren Richter."

In einer feinen Rede stellte nunmehr mein Vertheidiger den Sinn des Gesetzes nochmals klar, das ja die confessionelle Discussion nicht könne verbieten wollen, erläuterte nochmals den unschuldigen Sinn meiner incriminirten Aeußerungen und appellirte an die Gewissens- und Gedankenfreiheit. Umsonst, die Replik des Staatsanwalts zeigte mir, daß derselbe gänzlich unfähig war, sich in Standpunkt und Styl einer protestantisch-theologischen Streitschrift zu versetzen. Meine Freunde erwarteten nach ihrem Gesammteindruck dennoch Freisprechung, aber der Präsident hatte nicht einmal die formale Anständigkeit, das Urtheil auszusetzen. Er mußte dasselbe bereits im Entwurf mitgebracht haben, denn obwohl von den drei Richterstimmen eine zu meinen Gunsten fiel, war die ganze Berathung in etwa fünf Minuten fertig. Das Urtheil, ein Cabinetsstück, das der Aufbewahrung werth ist, lautete wie folgt. „In Erwägung, daß der Beschuldigte sich als Verfasser der incriminirten Druckschrift und das Werk selbst als ein rein-wissenschaftliches dargestellt hat, daß indeß ihr Inhalt eine durchaus boshafte Tendenz gegen die katholische Kirche verräth und dieselbe schmählichst unter andern mit den Phrasen S. 48, 77, 80 und 81 in ihren Einrichtungen und Lehren bezüglich auf ihr heiligstes Wesen und die Wirksamkeit

ihrer Priesterschaft, ihr Lug und Trug und Mißbrauch, Verrath und Aufhetzung in Familien vom Beichtstuhl aus vorwerfend, angreift; so wie sich denn auch besonders in der Stelle S. 77 „noch heute ist die Anbetung einer auf Priesterwort gottgewordenen Oblate eine zur Verherrlichung des Klerus wiedererweckte Abgötterei“ die vollständigste Lästerung ausspricht, die keineswegs in den betreffenden Worten des Heidelberger Katechismus, auf dessen Autorität der Beschuldigte sich berufen, einen rechtfertigenden Ausdruck findet, — daß sonach unverkennbar ein Vergehen wider den § 135 des Strafgesetzbuchs, wie es die Beschuldigung voraussetzt, hervortritt, weßhalb die dort vorgesehene Strafe angemessen zu verhängen und die Vernichtung der fraglichen Stellen gemäß § 50 des Preßgesetzes zu erkennen ist: Aus diesen Gründen erklärt das Kön. Landgericht, Zuchtpolizeikammer, den Willibald Beyschlag für überführt, in der von ihm verfaßten, durch den Buchhandel öffentlich verbreiteten Druckschrift „Evangelische Beiträge u. s. w.“ die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche sowie die Gegenstände ihrer Verehrung in einer sie dem Hasse und der Verachtung aussetzenden Weise dargestellt zu haben; verurtheilt ihn zu einer Gefängnißstrafe von einem Monate und in die Kosten und verordnet in allen vorfindlichen Exemplaren die Vernichtung der Stellen S. 48: „Und wer dagegen erwöge“ — „etwas zu theuer erkauft“; S. 77: „Noch heute ist uns eine Tradition“ — „antichristliche Erscheinung“; S. 80: „Aber wir hassen den Katholicismus“ — „erwehren können“; S. 81: „Nein, weil es uns nicht ziemt“ — „mit Steinen abspeisen zu sehen“.

Es war mir gegeben, dies unwürdige Urtheil mit Seelenruhe entgegenzunehmen. Meine Freunde umringten mich und drückten mir die Hand. Die Katholiken verhielten sich schweigend. Ich begegnete wohl in den nächsten Wochen auf der Straße manchem finsteren Blick; man hatte ja den armen Leuten und selbst den unmündigen Kindern im Unterricht gesagt, ich habe

ihre Religion gelästert; doch blieb ich unverhöhnt, unangefochten Die Evangelischen aber betrachteten meine Sache als die ihrige. Nie hatte ich aufmerksamere Klassen, nie gefülltere Andachtsversammlungen. Angesehene Männer kamen zu mir, um mir ihre Entrüstung auszusprechen und mir ihren guten Rath zu geben. Der Regierungspräsident sandte Schrift und Urtheil sogleich an den Oberpräsidenten in Coblenz, um dessen Einwirkung anzuregen; gegen mich äußerte er, es sei zwar, wenn man in Trier lebe, besser, solche Schriften nicht zu verfassen, aber unmöglich könne die Regierung mich ins Gefängniß gehen lassen; das Urtheil sei um so ungerechter, als derselbe Gerichtshof jenem in der That schuldigen prümer Pfarrer durchgeholfen habe. Der Oberregierungsrath v. Mirbach, ein politisch hochconservativer, aber kirchlich freidenkender Mann wandte sich an den ihm befreundeten Justizminister. Das Presbyterium erklärte sofort, die Proceßkosten zu übernehmen und wenn ich nicht schließlich freigesprochen würde, bis an den König für mich einzutreten. Auch auswärtige Stimmen nahmen sich meiner an; Fliedner in Kaiserswerth plante mit Freunden eine Eingabe an den Landtag um Abänderung jenes unglücklichen, mißbräuchlichen Gesetzesparagraphen, auf den ich verurtheilt worden war. — Allen diesen wohlthuenden Sympathiebezeigungen gegenüber kam andrerseits jetzt ein zweiter ultramontane Anschlag gegen mich zum Vorschein, der noch viel schändlicher war als die angestiftete gerichtliche Verfolgung. Gleichzeitig mit der Denunciation bei dem trierer Gericht hatte man eine zweite auf heimliches Demagogenthum und revolutionäre Antecedentien in Berlin angebracht, um auf diese Weise aller dort etwa sich für mich regenden Theilnahme die Wurzeln abzugraben und meine Zukunft für immer zu vernichten. Wie weit der damals als Abgeordneter in Berlin weilende nachmalige Bischof Eberhard seine Hand auch dabei im Spiele gehabt hat, weiß ich nicht; die Sache ward, wie ich hernach erfuhr, durch den Polizeipräsidenten von Trier vermittelt,

der aber selbst der Betrogene gewesen zu sein scheint; denn es wurde ihm nachmals vom Oberpräsidium die Bemerkung zu Theil, er habe es vielleicht gut gemeint, möge aber in Zukunft weniger täppisch verfahren. Das Netz war fein gesponnen; man verwerthete mein altes studentische Freundschaftsverhältniß zu Kinkel, um mich als politischen Gesinnungsgenossen des Revolutionsmannes von 1849 darzustellen und mir insonderheit heimliche Mitarbeit an der von Frau Kinkel im Jahre 1848—49 redigirten revolutionären Zeitung anzudichten. Und man war so glücklich, hiefür einen anscheinend schlagenden Beleg einreichen zu können: man hatte eine Zeitschrift aufgetrieben, in welcher ein „K. Beyschlag" an den im Naugarder Zuchthaus spulenden Kinkel ein racheschnaubendes Gedicht gerichtet hatte. Nun wußten meine trierer Feinde zwar sehr wohl, daß ich nicht Karl hieß; der Name „Willibald" stand auf dem Titelblatt meiner incriminirten Schrift; aber man rechnete darauf, daß man sich in Berlin um meinen Vornamen nicht kümmern werde. „Danken Sie Gott, sagte mir hernach einer meiner Vorgesetzten, daß diese Intrigue in Berlin an Ehrenmänner gekommen ist, die sie nicht ohne Weiteres für baare Münze nahmen." Die Sache wurde dem Evangelischen Oberkirchenrath, durch ihn dem Rheinischen Consistorium und von diesem mir zur Rückäußerung vorgelegt und gebührend beantwortet; meine im Frühling 1848 verfaßte Schutzschrift für den König that auch bei denen, welche mich nicht kannten, durchschlagende Dienste.

Auf allseitigen Rath hatte ich gegen das trierer Urtheil Berufung eingelegt, aber ich versprach mir von derselben nicht viel. Die zweite Instanz lag ebenfalls in Trier, und voraussichtlich bestand sie aus fünf katholischen Richtern, von denen drei für ultramontan galten. So ward der Fall einer abermaligen Verurtheilung von mir wie von meinen Freunden ins Auge gefaßt, aber was in demselben zu thun sei, darüber war man nicht einig. Die Einen, die vor allem an meine Person dachten,

wollten, daß ich dann die königliche Gnade anriefe; die Andern, zu denen auch mein Bruder gehörte, waren der Ansicht, das evangelische Bekenntniß und die Freiheit dasselbe zu vertreten dürften sich nicht begnadigen lassen; es sei besser und wider unsere verkehrten Zustände durchschlagender, dann das Martyrium ruhig auf sich zu nehmen; und ich selbst neigte mich dieser Ansicht zu. Freilich mußte ich mir sagen, daß ich, als Sträfling ins trierer Gefängniß verwiesen, nicht wohl als Seelsorger in demselben wieder fortfahren könne, und daß ebenso eine sofortige Wegversetzung von Trier, so freundlich das Consistorium mir dazu die Hand bieten würde, doch auch den Eindruck des Zurückweichens, der moralischen Niederlage machen müßte. Dazu machten die erstgenannten Freunde geltend, daß der König kein anderes Rechtsmittel habe, ein ungerechtes Urtheil unwirksam zu machen, als eben den Gnadenweg. So kamen wir darauf hinaus, nöthigenfalls dem Könige die Sache allerdings vorzutragen und ihn zu bitten, daß er entweder das Urtheil als ein ungerechtes auf dem Gnadenwege beseitigen, oder aber die Gefängnißstrafe in Festungshaft verwandeln möge. Für den letzteren Fall erklärte der Commandant von Coblenz meinen dortigen Freunden aus freien Stücken: meine Festungshaft würde darin bestehen, daß ich im schönsten Zimmer auf dem Ehrenbreitstein s c h l i e f e, denn unter Tages werde er mich gegen Ehrenwort zu meinen coblenzer Freunden beurlauben. — Inzwischen waren zwei Briefe an mich gekommen, welche meine Stimmung auf alle Fälle getrost machen mußten. Der eine war von Nitzsch, dem ich sofort nach dem trierer Urtheilsspruch über meine Lage berichtet hatte, und lautete: „Lieber Freund! Erst heute [3. März] kam die Sie betreffende Angelegenheit im Collegium [dem Ev. Oberkirchenrath] zum Vortrag, nachdem auch der Bericht des Consistoriums eingelaufen war. So sehr Sie zu beneiden sind, daß Sie um der Wahrheit willen und im Dienste der evangelischen Kirche von den Feinden derselben geschmäht und verurtheilt werden, so

sind Sie's doch Ihrem Amte und der Sache schuldig, noch jedes Rechtsmittel anzuwenden. Man wünscht hier dringend, daß Sie nicht nur an die höhere Instanz gehen, sondern auch dann noch die Nichtigkeitsbeschwerde erheben. Lassen Sie sich in dieser Hinsicht was das Formelle angeht von den dortigen Juristen Rath ertheilen. Ich weiß nicht, dafern Sie diese Mittel vergeblich anwendeten, wie bald dann die Strafe angetreten werden muß. Im Falle, daß bald —, so wäre wohl eventuell allerdings um die Umwandlung der Correctionshausstrafe in Festungshaft — der von Ihnen angeführten Gründe wegen — und sofort nachzusuchen. Letzteres ist blos mein Gedanke; das Vorherige sage ich im Sinne und Auftrag meines Collegiums. Seien Sie getrost, wie Sie es denn sind; Ihre Ehre und Ihre Zukunft geht durch das alles sammt der guten Sache rein und bewährt hindurch. „„Sie sollen keinen Dank dazu haben."" Daß auch hier nicht nur die tückischen Insinuationen über Ihr Verhältniß zu Kinkel von Anfang an durchschaut und so wie sie es verdienen gewürdigt worden, sondern auch die incriminirten Stellen nicht für solche angesehen worden sind, als auf welche hin die Verurtheilung ausgesprochen ward, brauche ich nicht erst zu erwähnen. In das, was etwa Andere, Behörden oder Private, vor dem Könige oder sonst thun wollen und werden, mischen Sie sich meines Rathes nicht. Der Oberkirchenrath hat heute an den Minister der geistlichen Angelegenheiten und an den [Justiz=?] Minister über Ihre Persönlichkeit und Ihre Schriften berichtet, alles was vorlag beigelegt und darauf ein sehr auszeichnendes Zeugniß gegründet. — Bleiben Sie in der Ruhe, welche sich in Ihrem Briefe so schön ausdrückt, und befehlen Sie alles dem Herrn; nur halten Sie auch in des Herrn Namen, wie Paulus zu Philippi und Cäsarea, auf Ihr Recht, soweit es geht. Ganz der Ihrige. Nitzsch. P. S. Ihren Brief habe ich in Abschrift zu den Acten gegeben; er befindet sich unter den Vorlagen für den Minister." — Der andere Brief, d. Berlin d. 9. März,

war von dem nachmaligen Professor der Philosophie Dr. Albert Peip, und lautete wie folgt. „Hr. v. Radowitz, entrüstet über die Einleitung, vollends über den Ausgang des Processes gegen Sie, hat mich beauftragt, Ihnen in seinem Namen den Rath zu ertheilen, daß Sie sich sofort an den König (abschriftlich an den Cultusminister) wenden mit einem Schreiben etwa des Inhalts: Als protestantische Erwiederung auf die Radowitz'schen Gespräche sei das beigefügte, der Anklage gegen Sie zu Grunde liegende Buch erschienen; die wenigen incriminirten Stellen hätten allerdings, dem Zusammenhang entrückt, eine gewisse Schroffheit an sich, die jedoch der das Ganze der Abhandlung durchwaltende Geist vollkommen ausgleiche. Dessen ungeachtet seien Sie verurtheilt: Sie bäten den König geradezu, Er möge sich fragen, ob in seinen Landen die confessionelle Polemik und Apologetik aufhören könne und dürfe; wenn aber das nicht, ob das protestantische Gewissen eine schonendere, anerkennendere Streitweise zulasse, als die von Ihnen geübte; Er möge gemäß der Beantwortung dieser zwiefachen Frage Ihr und Ihres Buches Schicksal entscheiden. — Ob und wann ein solches — oder im Falle Sie bereits einen anderen Weg eingeschlagen — ein ähnliches Gesuch abgegangen, wollen Sie Herrn Oberconsistorialrath Nitzsch, oder kürzer noch mich selbst wissen lassen. Herr v. Radowitz wird dann alsobald mündlich dasselbe aufs Kräftigste unterstützen. — Ich freue mich einer Gelegenheit, Sie der Hochachtung zu versichern, die ich, seit ich Sie durch Ihr Buch habe kennen lernen, für Sie wie für wenige Menschen hege, — in der ich immer sein werde... Ihr Ihnen herzlich ergebener Dr. Albert Peip." — Obwohl ich nun nach der Anleitung, die mir Nitzsch namens des Evangelischen Oberkirchenraths gegeben, von diesem Rath und Anerbieten meines hochherzigen Gegners keinen Gebrauch machen konnte, war ich doch durch diese Kundgebung desselben für allen Verdruß, den mir mein Rechtshandel bereitet hatte und noch bereiten konnte, reichlich entschädigt und hatte in diesem

Briefe das denkbar beste Entlastungszeugniß für meine katholischen Richter in der Hand.

Am 14ten April fand die zweite Verhandlung meiner Sache statt. Wiederum begleiteten mich Hr. v. Mirbach und alle abkömmlichen Glieder des Presbyteriums vor die Schranken; fast die ganze Advokatur von Trier und eine große Corona von Katholiken und Protestanten hatte sich eingefunden. Meine fünf Richter waren wiederum, einen ausgenommen, Katholiken, aber es war als wäre durch die katholischen Richterkreise eine Scham über die Verfahrungsweise der ersten Instanz hindurchgegangen; ich wurde in fühlbarem Gegensatz zu derselben mit ausgesuchter Anständigkeit behandelt. Der Präsident, als strenger Katholik bekannt, hatte für unsre Verhandlung eine besondere Sitzung anberaumt und begegnete mir mit vollkommener Urbanität; niemals unterbrach er mich, auch nicht bei der schonungslosen Kritik, mit der ich das Urtheil erster Instanz beleuchtete. Der Referent entwickelte in gebildeter Weise Character und Gedankengang meiner Schrift und las längere, günstig gewählte Abschnitte aus derselben vor; über Anklage und Verurtheilung ging er mit protokollarischer Kürze weg. Mein Anwalt war mir zur Seite, um Rechtsformalien wahrzunehmen und eine Einrede wegen Verjährung vorzubringen, auf die mein Verleger auf Grund des Preßgesetzes aufmerksam gemacht hatte; aber meine sachliche Vertheidigung rieth er mir diesmal selbst und allein zu führen, da ich derselben am besten mächtig sei. Ich darf vielleicht den Gedankengang meiner Vertheidigung hier gerade so mittheilen, wie ich ihn unmittelbar nach der Verhandlung behufs eines für die bonner Monatsschrift erbetenen Berichts über den ganzen Proceß aufgezeichnet habe.

„Wäre meine Sache nur *meine*, begann ich, so hätte ich nicht appellirt. Aber ich stehe hier als Vertreter evangelischer Wissenschaft und evangelischer Kirche, und denen bin ich den Gebrauch jedes Rechtsmittels schuldig. Wie meine Sache steht, beweist schon die äußere Geschichte meiner Schrift. Meine vor-

gesetzte Behörde hat sie gekannt und nichts daran zu erinnern gefunden; ein Mitglied der bonner evangelisch-theologischen Facultät hat mir über dieselbe die gemeinsame Anerkennung derselben ausgesprochen; der Name des ersten deutsch-evangelischen Theologen, der die Widmung angenommen hat, bürgt dafür, daß kein Flecken unwürdiger Leidenschaft an ihr haftet; die oberste evangelische Kirchenbehörde in Preußen hat meine Anklage für ungerechtfertigt gehalten, und ein Mann, der in Sachen des Rechts, der Wissenschaft und der katholischen Kirche als gleich competenter Richter anerkannt ist, Herr v. Radowitz, mein eigner Gegner, hat (— ich las den hierüber empfangenen Brief vor —) über das gegen mich gerichtete Verfahren seine Entrüstung geäußert und mir das Zeugniß einer möglichst schonenden und anerkennenden Streitweise gegeben. — Meine Schrift ist wesentlich Apologie, Apologie der evangelischen Kirche in einer Zeit der Verkennung und Bedrängniß. Als der Rückschlag der stürmischen Jahre unsre Kirche am schwersten treffen zu wollen schien, habe ich mich gedrungen gefühlt, dem würdigsten ihrer Gegner antwortend für sie das Wort zu nehmen. Ich habe den Nachweis geben wollen, daß das Princip und die Geschichte unsrer Kirche weder zum Unglauben noch zum Papstthum hintreibe, den Protestanten zur Ermuthigung, den Katholiken zur Verständigung, d. h. den Gebildeten unter beiden, und den Gebildeten im strengsten Sinne. Die Form, der Gang, die Haltung meiner Schrift ist, wie jeder kundige Leser mir bezeugen wird, von durchaus wissenschaftlichem Character. Die einzelnen schroff-lautenden Stellen sind nichts anderes als die Spitzen einer durchaus vom Ernste der Sache getragenen Entwicklung; nicht zufällig finden sie sich alle gegen Ende des Buches; es faßt sich in ihnen das Ganze desselben culminirend zusammen. Man weiß das Ganze meiner Schrift nicht anzuklagen, sondern muß die würdige Haltung derselben im Allgemeinen anerkennen: ist es billig, ist es gerecht, in den Blüthen, in den Früchten

des Baumes eine andere, schlimmere Natur vorauszusetzen als man in Stamm und Wurzel erkannt hat? — Allerdings habe ich Vorwürfe, sittlich-religiöse Vorwürfe gegen die katholische Kirche erhoben. Hätten wir Evangelischen die nicht, warlich dann wären wir nicht die, welche die Einheit des deutschen Vaterlandes, die Einheit der Christenheit auch nur eine Stunde aufhielten. Beide Kirchen sind freilich älter als der Gegensatz; die katholische entstammt dem kirchlichen Alterthum und die evangelische datirt aus den Zeiten der Apostel; aber ihre Gestalt gewonnen haben sie im Gegensatz zu einander, die evangelische in der Reformation, die katholische im Tridentinum. So lange sie diese Gestalt tragen, wird der Gegensatz lebendig bleiben; so lange er lebendig ist, wird er ausgesprochen werden müssen, je ehrlicher, um so schärfer. Unsre Bekenntnißschriften reden scharfe Worte; ebenso ist es bekannt, wie oft in den Beschlüssen von Trident das Wort Anathema vorkommt. Man hat mir in der ersten Verhandlung die seltsame Zumuthung gestellt, ich hätte den Heidelberger-Katechismus wörtlich citiren müssen: würde auch ein katholischer Geistlicher sich einen so beschränkten Gebrauch des Catechismus romanus gefallen lassen? Das Schwert, das mich treffen soll, ist zweischneidig: nach der Gesetzesinterpretation, die man gegen mich angewandt hat, ist hinfort jede evangelische, aber auch jede katholische Symbolik oder Kirchengeschichte, ja eigentlich jeder Wiederabdruck der beiderseitigen Bekenntnisse unmöglich. Wo bleibt dann aber die in unsrer Verfassung uns gewährleistete Freiheit der Wissenschaft und Freiheit des religiösen Bekenntnisses? — Nun das Strafgesetz, das man wider mich angewandt hat! Einen Passus, der sich zwischen Bestimmungen wider Gotteslästerung und Tempelschändung findet, auf eine theologische Schrift zu beziehen, hätte man sich doch etwas bedenken sollen. Das Gesetz spricht von der Erregung von Haß und Verachtung. Ist das Haß und Verachtung in jedem möglichen Sinne, so ist damit jede confessionelle Polemik verboten.

Denn ich kann das, was ich als unwahr und verderblich erkenne, weder der Liebe und Verehrung noch der Gleichgültigkeit empfehlen, also immer nur in irgend einem Sinne „dem Haß und der Verachtung". Es gilt aber der Grundsatz, daß Gesetze vernünftig ausgelegt werden müssen, und eine Auslegung, die jede confessionelle Polemik unterdrückte, wäre — in Preußen wenigstens — nicht vernünftig. Es gilt die Erregung des sittlichen Widerwillens von der Erregung unsittlicher Leidenschaft zu unterscheiden; nur von der letzteren redet das Gesetz. Und nun frage ich, ob eine Schrift, die sich durch Untersuchungen über Glaube und Kirche, welche mit dem Ernste der Wissenschaft geführt werden, zu ihren Urtheilen den Weg bahnt, eine Schrift, nur zugänglich für solche, die im reinen Interesse der Sache lebend durch ihre ganze Bildung über das Niveau der Leidenschaft hinausgehoben sind, eine Schrift endlich, die dem Vertreter der entgegengesetzten Lehre und Kirche unbedingte Hochachtung und christliche Bruderliebe entgegenbringt, auf Erregung von trüben Leidenschaften ausgehen kann? Wessen Haß und Verachtung soll ich denn eigentlich erregt haben? Der Katholiken? Sie haben vielleicht eine richtigere Ansicht über unsere Stellung aus meiner Schrift geschöpft; aber auch wenn einer durch mich an seiner Kirche irre geworden wäre, er wäre es durch die Macht der Wahrheit und nicht durch spöttische Reden. Oder der Evangelischen? Sie haben sich vielleicht befestigt in ihrer Erkenntniß der Vorzüge ihrer Kirche, aber wenn sie auch mit tieferem Schmerze erfüllt worden sind über die Mängel der anderen, sie sind es geworden auf dem Weg der Erkenntniß und nicht der Verhetzung. Was meine Schrift etwa gewirkt hat, das hat sie gewirkt auf dem Wege der Ueberzeugung, und wo das Sonnenlicht und die Sonnenwärme der Ueberzeugung durchbricht, da ist es mit den trüben Nebeln der Leidenschaft vorbei."

„Und wie ist nun das Urtheil motivirt, das über mich gefällt worden ist? Ich übergehe, daß da von „boshaft", „schmäh-

lichst", „Phrasen" geredet wird; die erhabene Ruhe des Richterspruchs finde ich freilich darin nicht. Es heißt: „unter anderm", und dann werden die incriminirten Stellen alle aufgezählt: welches sind denn die „andern?" Ich soll die katholische Kirche angegriffen haben „in ihrem heiligsten Wesen": für ihr heiligstes Wesen habe ich immer den Glauben an Vater, Sohn und h. Geist gehalten, und den habe ich nicht angegriffen, den theile ich selbst. Und weiter, „in der Wirksamkeit ihrer Priesterschaft": von der Priesterschaft redet das Gesetz nicht, die kann man doch wohl angreifen, ohne die Kirche selbst dem Haß und der Verachtung preiszugeben. Dieser Priesterschaft soll ich „Lug, Trug, Verrath, Aufhetzung" vorgeworfen haben: es scheint, man hat gefühlt, daß man meine Ausdrücke erst vergröbern müsse, um sie verurtheilen zu können; in meiner Schrift wenigstens finden sich diese Ausdrücke nicht. Es wird mir endlich „Lästerung" vorgeworfen in der Aeußerung über die Anbetung der Hostie. Zuerst ist da in der Anführung meiner Worte das Wörtchen „uns" (ist diese Anbetung ... Abgötterei) ausgelassen, und so dem ganz defensiven Ausdruck, der nur die eigne Ueberzeugung bekennen will, ein aggressiver Character, der Ton einer auf Andere gerichteten Behauptung untergeschoben. Was aber die „Lästerung" selbst angeht, so könnte die etwa ein katholischer Geistlicher mir vorwerfen, wenn ich sein Pfarrkind wäre; sollten meine Richter hier vielleicht vergessen haben, daß sie als Richter und nicht als Katholiken über mich zu urtheilen hatten? Und worin soll denn die Lästerung liegen? Doch nicht in dem Wort „Oblate", denn das kommt bekanntlich von offerre und ist der altkirchliche Ausdruck für das Abendmahlsbrod. Auch nicht in dem „zur Verherrlichung des Klerus", denn damit ist nichts anderes gesagt, als daß die der katholischen Kirchenentwickelung innewohnende Tendenz, den Klerus zum Mittler zwischen Gott und den Menschen zu machen, sich vollende in der Lehre vom Meßopfer, der Lehre, daß das Opfer Christi den Menschen nicht zu Gute komme, es sei denn, daß der Priester

es täglich neu producire. Also muß die „Lästerung" doch liegen in dem Wort „Abgötterei", und das ist gerade buchstäblich aus dem Heidelberger Katechismus, von dem das Urtheil behauptet, daß er die angebliche Lästerung keineswegs decke. Indem aber das Urtheil den Ausdruck einer öffentlich anerkannten und in Geltung befindlichen evangelischen Bekenntnißschrift als Lästerung bezeichnet, macht es sich damit nicht gegen die evangelische Kirche eben des Vergehens schuldig, dessen es mich gegen die katholische Kirche bezichtigt? — Meine Herren, das Wiedererstarken der confessionellen Gegensätze, von dem auch diese Rechtssache zeugt, hat sein Schlimmes und auch sein Gutes. Aber wie man auch darüber denke, es kann nicht Sache der Obrigkeit sein, der mächtigen Zeitströmung zu wehren. Wo dieselbe die Schranken der Zucht und Sitte überschreitet, da dämme man sie ein; im Uebrigen wird das bürgerliche Gericht sich in solchen Dingen nach dem Spruche jenes berühmten alten Richters, des Gamaliel, zu halten haben: „Ist das Werk von Menschen, so wird's untergehen, ist's aber von Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." Lassen Sie denn diesen großen und guten Gesichtspunkt auch mir zu Gute kommen!"

Nach dieser meiner etwa halbstündigen Vertheidigungsrede erhielt mein Anwalt das Wort, um die Verjährungseinrede geltend zu machen, da das Preßgesetz für Preßdelicte eine nur sechsmonatliche Frist festsetzte, meine Schrift aber bei Erhebung der Anklage schon ungefähr ein Jahr in der Oeffentlichkeit war. Aber die neue Strafgesetzgebung hatte diese Bestimmung verdunkelt, und so bestritt der Staatsanwalt ihre Gültigkeit. Mir lag daran nichts, indem ich auf diesen Titel hin nicht freigesprochen zu werden wünschte; um so mehr war ich auf die weiteren Ausführungen des Staatsanwaltes, diesmal eines Protestanten, gespannt. Zu meiner Ueberraschung schlug derselbe einen völlig anderen Ton an als sein Vorgänger in der ersten Instanz. Er ging aus von der Schwierigkeit des Falles, von dem großen

Unterschiede zwischen einer populären Schrift und einer wissenschaftlichen wie die meinige. Zwei der incriminirten Stellen, die erste und die letzte, seien durch Mißverstand verurtheilt; die zweite, auf S. 77, finde er allerdings hart, vielleicht zu hart, indeß sei offenbar, daß sie nichts anderes aussprechen wolle als den wesentlichen Inhalt des evangelischen Bekenntnisses, und was den auf S. 80 erklärten „Haß des Katholicismus“ angehe, so sei derselbe unmittelbar vorher gegen jedes Mißverständniß ausdrücklich verwahrt. Ob eine Strafbarkeit vorliege, hänge am Ende allein von der Auffassung der vom Beichtstuhl handelnden Stelle ab; es frage sich, ob da der Beichtstuhl selbst oder nur der Mißbrauch des Beichtstuhls angegriffen sei, und die letztere Auffassung sei mindestens nicht zurückzuweisen. Unter diesen Umständen vermöge er die Anklage und das Urtheil erster Instanz nicht aufrechtzuerhalten und gebe dem Gerichtshof die Entscheidung über die eingelegte Berufung anheim. Darauf gab der Präsident mir nochmals das Wort, um meine Vertheidigung zu vervollständigen und mich namentlich über die mit der Propaganda in Verbindung gebrachten „dreißig Silberlinge“ zu erklären. Ich äußerte, daß die vom Referenten gegebene Darlegung des Zusammenhangs meiner Schrift und die von Seiten des Staatsanwalts erfolgte Beleuchtung der incriminirten Stellen mich des weiteren Eingehens auf letztere größtentheils überhebe. In der einen zweifelhaft gelassenen Stelle sei es offenbar, daß nicht über den Beichtstuhl, sondern nur über den Mißbrauch des Beichtstuhls geurtheilt sei; der Beichtstuhl sei genannt und nicht die Kanzel oder der Jugendunterricht, weil er gerade dem Mißbrauch ein Mittel werden könne, dem wir nichts Analoges entgegenzusetzen hätten. Ueber die „dreißig Silberlinge“ der Propaganda erklärte ich mich wie in der ersten Instanz; allerdings sei das Verfahren, welches mir in meiner kurzen Amtsführung schon verschiedentlich begegnet sei, Protestanten durch Geld oder Geldeswerth zum Uebertritt zu bewegen, hiedurch von mir mit dem

Handel der Hohenpriester mit Judas Ischarioth verglichen; ich sei aber überzeugt, daß jeder würdig gesinnte Katholik nicht gelinder darüber denke.

Damit war die Verhandlung zu Ende, indem der Präsident, welcher in allen Stücken seinen Vorgänger nicht nachahmen zu wollen schien, die Verkündigung des Urtheils um eine Woche vertagte. Am 21. April, abermals in großer gespannter Versammlung, ward es verkündet, und lautete abgesehen von der Ablehnung der Verjährungseinrede wie folgt. „In Erwägung zur Sache, daß die in Beschlag genommene Druckschrift sich als eine Gegenschrift gegen die bekannten Gespräche über Staat und Kirche ankündigt und sie ihren Zweck dahin angibt, jene Gespräche, in denen die Sache des Protestantismus in ihrer gegensätzlichen Behandlung zum Katholicismus in mehreren wesentlichen Punkten zu kurz gekommen sei, vom evangelischen Standpunkt zu ergänzen und zu berichtigen; — daß der Verfasser dabei von der vollen Würdigung der literarischen Bedeutsamkeit seines Gegners und der Anerkennung der möglichst unparteiischen Beurtheilung, die derselbe auch der Gegenseite zu Theil werden lasse, ausgeht, und wie hiernach eine leidenschaftliche und gehässige Polemik nicht erwartet werden konnte, so auch nicht zu verkennen ist, daß die Schrift durchgehends in einem wissenschaftlichen, ernsten, dem behandelten Gegenstande und der entgegenstehenden Persönlichkeit angemessenen Tone gehalten ist; — daß wenn diesem nach bei dem Verfasser eine gesetzwidrige Absicht nicht angenommen werden kann, nunmehr zu untersuchen ist, zunächst: ob die einzelnen in dem Urtheil des Zuchtpolizeigerichts besonders bezeichneten Stellen ihrem wirklichen Inhalte nach eine die katholische Kirche, ihre Lehren und Einrichtungen dem Hasse und der Verachtung aussetzende Darstellung enthalten, und dann, ob aus denselben eine hierauf gerichtete Absicht des Verfassers sich ausspricht; — in Erwägung, daß bei dieser Untersuchung die erste Stelle auf S. 48 und die vierte auf

S. 81 ganz auszuscheiden sind, und zwar die erste, weil in derselben, abgesehen von der Dunkelheit ihrer Fassung, in dem betreffenden „die tiefe Kluft der Lüge“ beginnenden Satze nur ein thatsächliches Verhältniß hervorgehoben wird, welches nach der Ansicht des Verfassers zwischen einzelnen Klassen der Mitglieder der Kirche sich historisch ausgebildet hat und es hiebei nicht darauf ankommt, ob diese Ansicht begründet ist oder nicht; die zweite aber, weil dieselbe nur ein Gleichniß enthält, in welchem nach einem in beiden Kirchen geltenden Sprachgebrauche die von jeder ausschließlich oder doch vorzugsweise vindicirte Wahrheit und Heilskraft mit dem bildlichen Ausdruck „Brod des Lebens“ bezeichnet und diesem gegenüber lediglich zur Bezeichnung des Gegensatzes der ebenfalls nur bildlich zu verstehende Ausdruck „Steine“ gebraucht wird; daß dagegen in der zweiten und dritten Stelle, S. 77 und 80, Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche in einer Weise besprochen werden, die einer wissenschaftlichen Erörterung keineswegs entspricht und allerdings geeignet ist, Haß und Verachtung gegen diese Kirche hervorzurufen; daß insbesondere in der ersten dieser Stellen, abgesehen von dem mindestens unpassenden Ausdruck „Oblate“, der Lehre von der Transsubstantiation als Zweck die Verherrlichung des Klerus, also äußere, weltliche und jedenfalls verwerfliche Motive untergelegt werden; daß sodann in der zweiten Stelle der Katholicismus in seiner Theorie als das kunstvollste, also als ein mit Ueberlegung und Absicht gebildetes Gewebe von Lüge und Wahrheit bezeichnet wird, der Praxis desselben „alle Tage und tausendfältig vom Heilande selbst mit Abscheu zurückgewiesene Handlungen“ vorgeworfen werden, und endlich der Beichtstuhl als das Mittel einer die innigsten Familienbande zerstörenden, selbst auch die Verlockung durch Geld nicht scheuenden Propaganda dargestellt wird; — in Erwägung, daß Appellant beiden Stellen zwar eine andere Deutung zu geben versucht hat, indem er behauptet, daß die Worte „zur Verherrlichung des Klerus“

in der einen Stelle nur auf das dem Priesterthum übertragene Mittleramt und dessen daraus hervorgehende höhere Stellung zu beziehen seien, und in der anderen nur die möglichen und im Einzelnen auch vorkommenden Mißbräuche hätten bezeichnet werden sollen; daß aber, wenn eine solche Auslegung nach dem ganzen Zusammenhange der Schrift auch nicht geradezu zurückgewiesen werden kann, dieselbe gleichwohl aus dem Wortlaute selbst sich keineswegs ergibt, und dieser vielmehr in seiner, jener Auslegung nirgend entsprechenden Fassung jeder gehässigen Deutung Raum läßt; daß in beiden Stellen daher, wie in dem Urtheil der ersten Instanz angenommen worden ist, der objective Thatbestand des dem Appellanten zur Last gelegten Vergehens gefunden werden muß; — in Erwägung, daß jedoch auch hinsichtlich dieser Stellen die gesetzwidrige Absicht bei dem Verfasser nicht angenommen werden kann, da, wie vorbemerkt, die von demselben gegebene Auslegung an sich nicht unzulässig erscheint, jene Absicht aus der ungeeigneten und mangelhaften Wortfassung allein noch nicht gefolgert werden kann und nach den eingangs hervorgehobenen Momenten und besonders bei dem Umstande nicht anzunehmen ist, daß die Schrift zunächst nur zur Aufnahme in eine wissenschaftliche Zeitschrift und für den wissenschaftlich gebildeten Leserkreis derselben bestimmt war und erst später in einem besonderen Abdruck erschienen ist; daß diesemnach Appellant von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung freizusprechen und in Gemäßheit des § 50 des Gesetzes vom 12. Mai 1851 nur die Vernichtung der betreffenden Stellen der von demselben herausgegebenen Schrift zu verordnen ist, diese Maßregel auch nicht der Bestimmung über die Verjährung im vorhergehenden § unterliegt: aus diesen Gründen nimmt das Königl. Landgericht, Zuchtpolizei-Appellationskammer, unter Verwerfung der Einrede wegen Verjährung die gegen das Urtheil des Zuchtpolizeigerichts vom 23. Febr. d. J. eingelegte Berufung an, spricht den Appellanten von der gegen ihn erhobenen

Beschuldigung frei, verordnet dagegen, daß in der von demselben verfaßten, durch den Buchhandel öffentlich verbreiteten Druckschrift „Evangelische Beiträge u. s. w." die beiden Stellen S. 77 und 80 vernichtet werden sollen, und legt dem Appellanten die Kosten zur Last, festgesetzt mit Ausnahme des auf 15 Sgr. bestimmten Stempels auf 12 Sgr. 10 Pf. Gez. Gräff. Stürtz. Hecker. v. Montschaw. Cürten." —

Je weniger wir die Freisprechung erwartet hatten, um so angenehmer waren wir von derselben überrascht, angenehm berührt auch von der unverkennbaren Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe katholischer Richter. Die kleine Einschränkung des freisprechenden Urtheils ward allgemein nur als ein kleines Pflaster auf die moralische Wunde des Gerichtshofs erster Instanz angesehen; meines Wissens ist die decretirte Vernichtung jener beiden Stellen an keinem einzigen Exemplar meiner Schrift vollzogen worden. Die mir auferlegten Gerichtskosten waren nicht nennenswerth, aber auch die Nebenkosten des Processes waren, dank der liebenswürdigen Bescheidenheit meines Anwalts, unerheblich. Meine Freunde ließen es sich nicht nehmen, sämmtliche Unkosten zu tragen; auch der Oberpräsident v. Kleist-Retzow legte Werth darauf, sich daran zu betheiligen. In der bonner Monatsschrift wie in der Deutschen Zeitschrift wurde die ganze Proceßgeschichte von meinen Freunden D. Göbel und Professor Cosack in einer für mich sehr ehrenvollen Weise erörtert. Daß der Verlauf und Ausgang derselben ein moralischer Sieg der evangelischen Sache war, scheinen auch meine klerikalen Widersacher in Trier empfunden zu haben; ich bin meine noch übrigen drei trierer Jahre hindurch von ihnen unbehelligt geblieben.

Vierzehntes Kapitel.

Die letzten rheinischen Jahre.

Wenn ich an jene scharfen trierer Kämpfe zurückdenke, so mag ich das schöne Glück der Jugend preisen, die auch Schweres nicht allzuschwer nimmt; dazu das Glück der Arbeit, welche auch dem Schweren ein gutes Gegengewicht bietet. Jene ganzen vier Monate hindurch, in welchen das Schwert der Anklage und Verurtheilung über meinem Haupte hing, war ich anderweit so stark in Anspruch genommen, daß mir die häßliche Proceßsache die meiste Zeit ganz aus dem Gemüthe entschwunden war. Zunächst hatte ich ebendamals neben aller meiner laufenden Amtsarbeit eine altgewordene literärische Schuld abzutragen, meinen Theil an der Herausgabe der Neander'schen Vorlesung über die Korintherbriefe. Die Herausgeber des Neander'schen Nachlasses hatten für die Ablieferung von fünfzehn Druckbogen — und soviel ungefähr betrug die auf mich entfallende Arbeit — Ostern 1853 als letzten Termin gesteckt, und so saß ich, während über meinem Haupte gerichtliche und außergerichtliche Fäden gesponnen wurden, vor der mühseligen Aufgabe, aus vier Collegienheften ein vernünftiges und lesbares Buch herzustellen; einer Arbeit, welche zwar nicht ohne Gewinn für mich blieb, aber als eine die eigne Hervorbringung ausschließende meiner Eigenart wenig entsprach. Daneben aber nahm mich um dieselbe Zeit das Pfarramt stärker als je in Anspruch. Zum zweitenmal war ein Confirmandenunterricht zu vollenden und die Confirmation zu vollziehen.

Als dies eben geschehen war, erkrankte Consistorialrath Spieß über Ostern wochenlang und mußte schließlich zu seiner Herstellung in ein Bad reisen. Gleichzeitig hatte der Vicar unseres kranken Divisionspredigers sein zweites Examen abzulegen, so daß ich zeitweise für beide Gemeinden der einzige active Geistliche war und sieben Wochen lang das Pfarramt unsrer Gemeinde zu allen meinen Nebenämtern allein zu versehen hatte.

Neben meinen Amts- und Proceßsorgen war schon vom Herbst her eine andere hergelaufen, die sich immer von neuem aufdrängte, die Sorge um meinen Bruder. Franz erfreute sich nicht wie ich einer unversehrten ohne Schaden anzuspannenden Gesundheit und war dabei zur Zeit mindestens ebenso überbürdet wie ich. Unser Pastor Schütte war nach und nach in einen Zustand nervöser Abspannung hineingekommen, der ihn arbeitsunfähig machte und den ganzen Winter hindurch von Amt und Haus fernhielt; man hatte Franz ordinirt, damit er das volle Pfarramt für ihn versehen könne, und ihm einen unerfahrenen Candidaten beigegeben, an dem er wenig Hülfe hatte. So lagen Confirmanden- und Gymnasialreligionsunterricht sammt allen Hauptpredigten und Casualien einer Gemeinde von mehr als viertausend Seelen auf seinen Schultern, und in seinem verzehrenden Eifer vermochte er keine seiner Obliegenheiten groß und schwer genug zu nehmen. Ich war mit diesen coblenzer Einrichtungen, bei denen man nicht einmal daran gedacht hatte, meinem Bruder ein auskömmliches Gehalt zu gewähren, wenig einverstanden; ich hätte es lieber gesehen, wenn er, der Gemeinde die Berufung eines zweiten Pfarrers überlassend, auf einige Zeit zu mir gekommen wäre, um seine Gesundheit herzustellen und den Ruf in ein leichteres, selbständiges Amt abzuwarten, aber dazu vermochte ich ihn nicht zu überreden. Auch im Consistorium, welches die Gefahr, daß er sich in Coblenz aufreibe, nicht verkannte, plante man dies und jenes für ihn; es war die Rede davon, ihn, wenn Höpfner abdanke, als Divisionsprediger nach Trier

zu schicken, und wiederum bot man ihm das in Sigmaringen neuzubegründende evangelische Pfarramt an. Aber die erstere Angelegenheit zog sich in die Länge, und den letzteren Antrag anzunehmen mußte ich selbst ihm widerrathen, indem die mit diesem Amte verbundene Aufgabe, fortwährend die gesammte evangelische Diaspora von Hohenzollern zu bereisen, mit seinen Gesundheitsumständen erst recht unvereinbar erschien.

Jetzt aber, nach der glücklichen Entscheidung meines Processes, lichteten sich auch diese Sorgenschatten, und es war, als sollte uns die voraufgegangene drückende Zeit durch desto schönere Tage vergütet werden. Die „jüngere" evangelische Gemeinde in dem benachbarten Neuwied, die Gemeinde lutherischer Herkunft, hatte ihre Augen auf den coblenzer Hülfsprediger gerichtet, der rühmlich und anscheinend unversehrt aus der Ueberlast der Winterarbeit hervorgegangen war, und wenige Tage nach meiner Freisprechung wurde er gewählt. Es war eine äußerlich bescheidene Stelle, aber selbständig und von mäßigem Umfang, eben das was wir ihm wünschten. Nun erst, angesichts der nahenden Aufgaben und Aufregungen des Abschließens in Coblenz und des Eintretens in Neuwied gönnte er sich eine zehntägige Ausspannung, besuchte in Wiesbaden seinen lieben kranken Pastor und kam zum erstenmale zu uns nach Trier. Es waren festliche Tage auch für unsre junge Häuslichkeit. Wir durchstreiften miteinander die schönen Höhen und Wälder und machten einen lange aufgesparten Ausflug nach Saarburg und Kastell, herrliche Landschaftspunkte südlich von Trier an der durch malerische Felsabhänge sich durchwindenden Saar. Wir genossen miteinander frohe, erquickliche Stunden bei meinen trierer Freunden; aber noch lieber waren wir unter uns, wo der Faden des mannigfaltigsten und wohlthuendsten Austausches vom theologischen Wechselgespräch an bis zum gemüthlichen Plaudern über Persönliches und Häusliches nicht abriß. — Drei Monate später, in den Sommerschulferien, ward es uns Trierern so gut, den

Besuch unseres lieben Bruders in Neuwied zu erwiedern und damit eine Durchwanderung der Eifel zu verbinden, — die erste Fußreise, die mir seit meinen Studentenzeiten wieder vergönnt war. Franz und ich träumten wohl je und je miteinander von solchen Reisen; wir hatten beide die Sehnsucht, einmal die Alpen zu sehen und das blaue mittelländische Meer: es sollte ihm niemals zu Theil werden, mir erst in späteren Jahren. Aber auch das bescheidene Nächst-erreichbare war schön. Ich wanderte mit Frau und Schwester das Kyllthal hinauf; in Vließem wurden die altrömischen Bäder besehen, dann herbergten wir in einem ländlichen Gasthaus, in welchem man so ungewohnte Gäste mit Freundlichkeit überhäufte. Von Mahlberg und Kyllburg gings an den merkwürdigen Lavahügeln, den „Mosenbergen“ einher nach Manderscheid; von da durch menschenleere Fels-, Wald- und Haidegegenden an den schwermüthigen „Maaren“, den zu kleinen Seen gewordenen alten Kratern vorüber nach Daun; und eine Seitenwanderung von hier aus führte uns nach Gerolstein mit seiner Casselburg und seinen römischen Ruinen. Dann brachte uns von Daun aus eine nächtige Postfahrt an der hohen Acht her nach dem Ahrthal; in heißem Sonnenschein durchwanderten wir dasselbe; endlich erglänzte der Rhein. In Neuwied fanden wir unsere verabredeterweise von Frankfurt herübergekommenen Eltern, und nun wurden zwölf erquickliche Familientage gefeiert. Franz hatte es möglich gemacht, uns alle in seinem alten Pfarrhaus unterzubringen und freute sich der großen trauten Tischgenossenschaft. An fröhlichen gastlichen Abenden lernten wir den Kreis lieber Menschen kennen, der ihm in seiner neuen Gemeinde am nächsten stand. Zahlreiche Ausflüge wurden gemacht in die lieblichen Thäler, welche Neuwied in weitem Bogen umgeben; der schönste durchs Brohlthal nach dem waldumkränzten Laacher See mit seiner herrlichen Abtei, die damals noch nicht in Jesuitenhände gefallen war. Dazwischen sahen wir mit vieler Erbauung in Franzens treffliche

Amtsführung hinein. „Ich gestehe dir gern, schrieb ich ihm im nächsten Briefe, wie der Verkehr mit dir und der Einblick in deine Amtsthätigkeit mich im eignen Beruf und inneren Leben gestärkt und gefördert hat.“ Er hatte eben den Unterricht der verspätet vorgefundenen Confirmanden beendigt und segnete sie nach wohlgelungener Prüfung am Sonntag mit einer ergreifenden Ansprache ein. Ich nahm ihm die Nachmittagspredigt ab, und beim Abendmahl theilten wir Eine Hostie miteinander.

Man kann sich denken, was es mir werth gewesen wäre, in meines Bruder unmittelbare Nähe verpflanzt zu werden. Die Möglichkeit dazu that sich ebendamals auf. Mein altes Andernach war mit Hülfe des auf der nahen Burg Rheineck hausenden Herrn v. Bethmann-Hollweg zur selbständigen Pfarrei erhoben worden, und das Consistorium hatte dieselbe zu besetzen. Der Ueberlast meiner trierer Verpflichtungen und der Unvollkommenheit meiner pfarramtlichen Rechte eingedenk, ließ es mich vertraulich fragen, ob ich die Stelle haben wolle. Zu der anziehenden Nähe meines kaum dreiviertel Stunden entfernten Bruders wäre der Vortheil eines ganz selbständigen Pfarramts und einer reichlichen literärischen Muße gekommen, und das Bedenken einer mäßigen Einnahmeverringerung, die mein Hausstand allerdings schlecht vertragen hätte, wäre vielleicht durch die Beschaffung eines Pfarrhauses zu heben gewesen. Gleichwohl mußte ich in dem Angebot eine reizende Versuchung erkennen, der ich nicht nachgeben durfte. Meine Amtsbrüder Spieß und Höpfner stellten mir vor, daß die kleine andernacher Gemeinde keinen Wirkungskreis biete, wie er meiner Gabe entspreche, daß vielmehr meine trierer Stellung bei allen ihren Mängeln eine viel bedeutendere sei, und sie legten mir ans Herz, so manches, was ich in Trier angefangen, namentlich die Töchterschule, die ohne mich kaum fortbestehen werde, nicht schon jetzt im Stiche zu lassen. Mein Verzicht auf Andernach ward der Anlaß, abermals an meiner trierer Stellung nachzubessern. Das Presby-

terium löste die Confirmationsgemeinschaft mit der Militärgemeinde auf und gab mir in jährlichem Wechsel mit Spieß die Unterweisung und Einsegnung der Katechumenen. Es schuf mir auch eine kleine Einkommenserhöhung und Arbeitserleichterung, indem es um meinetwillen Accidentien einführte, welche bis zu 50 Thlrn. garantirt wurden, und andererseits mir aus der Töchterschulkasse 50 Thaler zur Verfügung stellte, um dafür einen Theil meiner Landarmenhaus-arbeit auf den an unsrer Töchterschule unterrichtenden Candidaten zu übertragen. Diese kleine Entlastung wurde freilich bald wieder durch eine neue Amtsaufgabe wettgemacht. Da nämlich Höpfner den von ihm seither versehenen evangelischen Religionsunterricht am Gymnasium im Frühling 1854 aufgab, und das Provinzialschulcollegium denselben dem zu berufenden Stellvertreter im Militärpfarramt zu übertragen Bedenken trug, kam es mit demselben an mich. Ich stellte dem Provinzialschulrath Dr. Landfermann meine bereits vorhandene Ueberbürdung vor, er aber beharrte in gutem Vertrauen zu mir auf seinem Wunsche, und gab mir anheim, lieber ein anderes Nebenamt fallen zu lassen. So überließ ich denn mit dem Frühling 54 mein ganzes Landarmenhausamt dem neuen Militärprediger und trat mit sechs wöchentlichen Stunden an dem streng katholischen, vorwiegend von künftigen Klerikern besuchten Gymnasium als Hülfslehrer ein. Es gelang mir auch, bei den etwa vierzig evangelischen Schülern, die ich in drei Klassen unterrichtete, festen Fuß zu fassen, ja einen in Trier geborenen Primaner zum Studium der Theologie zu erwärmen, den unlängst verstorbenen Pastor Kießling in Wittlich, der mir zeitlebens treu-anhänglich geblieben ist.

Bei alledem konnte ich meine trierer Stellung doch nur als eine einstweilige ansehen, die höchstens noch ein paar Jahre dauern dürfe. Ich hatte jetzt, wo ich auch am Gymnasium beschäftigt war, einschließlich des Confirmandenunterrichts nicht weniger als 22 wöchentliche Unterrichtsstunden, das volle Berufs-

pensum eines Gymnasiallehrers, und sämmtliche Pflichten eines complicirten städtischen und Diasporapfarramtes dazu. Es war doch ein Nothseufzer, wenn ich jetzt einmal an meinen Bruder schrieb: „Einige Muße, ein gewisses Sich-gehenlassen-dürfen gehört doch zum gesunden Leben mehr, als ich es mir seither eingestand.“ Und wiederum: „Ich sehe meine Stellung als eine Schule für mich an und verspüre auch deren Nutzen. Für die Geringen zu predigen und auf Jugend einzuwirken habe ich einigermaßen gelernt, ohne auf der anderen Seite einzubüßen. Aber der Luftzug in dieser Gemeinde hat etwas Verzehrendes.“ Es war in der That so. Diese Gemeinde, ohne Tradition und festgewachsenen Zusammenhang, aus allen Weltgegenden zusammengeweht und — namentlich in den unteren Ständen — in stetem Fluß des Ab- und Zuziehens, war nur durch ununterbrochene persönliche Einwirkung auf und unter der Kanzel zu einem festen kirchlichen Verband zu formen und gegen die umringende jesuitische Propaganda zu stählen. Aber mir fehlte zu einer durchgreifenden Seelsorge die freie Zeit und zu einer durchgreifenden Predigtthätigkeit Raum und Recht. Wohl hatte ich vermöge meiner mehrfachen Schulthätigkeit zu den besten Familien einen besonderen Zugang; aber gerade hierbei stieß ich nicht selten auf einen mangelnden Ernst der häuslichen Erziehung, auf leichtgeschürzte Ansichten und Sitten, welche der Lebensauffassung, welche ich in die empfänglichen jungen Seelen zu pflanzen suchte, vereitelnd entgegenwirkten. Ich erinnere mich, daß ich in einer Predigt über „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“ der Gemeinde die in ihr waltenden Mängel ernst-christlicher Erziehung nachdrücklich vorhielt, und nicht ohne Eindruck, so daß der Predigt mehrseitig weiter nachgefragt ward. Aber was wollte eine solche einzelne Predigt auf die Dauer besagen, wo nur eine geordnete, anhaltende Schulung der kirchebesuchenden Gemeinde hoffen durfte schließlich durchzudringen? Umsonst hatte der uns damals besuchende Generalsuperintendent Schmidt-

born sich bemüht, mir regelmäßige Hauptpredigten zu verschaffen: der paritätische Anspruch des Militärpredigers auf die Vormittags-kanzel stand unübersteiglich im Wege. Was endlich die Verwaltung anging, so genoß ich zwar im Presbyterium Liebe und Vertrauen genug, aber doch fehlte mir die Macht der Initiative, indem ich es nicht für recht und gedeihlich halten konnte, den Ansichten des vorsitzenden ersten Pfarrers entgegenzuarbeiten. Ich hätte zur Gewinnung ausgiebigerer Mittel als unsre bescheidenen freiwilligen Beiträge sie gewährten, durchaus die Kirchensteuer nicht gescheut; hätte auch gern zur Herstellung eines eigenen Waisen- und Krankenhauses der Gemeinde, dessen Bedürfniß sich schon damals fühlbar machte, die Hülfe von Provinzialcollecten in Anspruch genommen. Aber Consistorial-Rath Spieß war beidem entschieden abgeneigt, und so mußte es unterbleiben.

Es währte nicht lange nach jenem Verzicht auf Andernach, als — wiederum ganz ohne mein Zuthun — eine neue und weit bedeutendere Zukunftsperspective sich für mich aufthat. Man ging damit um, in Duisburg, der alten niederrheinischen Universitätsstadt, ein Candidatenseminar für die rheinisch-westphälische Kirche zu errichten, und als Dirigenten desselben hatten die beiden Consistorien zu Coblenz und Münster mich ins Auge gefaßt. Ich erfuhr die noch in den Vorstadien befindliche Sache vertraulicherweise, und sie entsprach meiner innersten Neigung, dem Zuge nach einer Mittelstellung zwischen theologischer Wissenschaft und praktischem Amt. „Das erschien mir seit lange, schrieb ich meinem Bruder darüber, als eine dringende Aufgabe unserer Zeit und an meinem Theil als die meinige, die Kluft der Fremdheit, die in unsrer Kirche zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlichem Bewußtsein besteht, verschwinden zu machen.“ Auch hatte mein jahrelanger Religionsunterricht an höheren Lehranstalten mich für die Leitung eines theologischen Seminars einigermaßen vorgeschult. „Ich gebe meine Stunden nachgerade

mit Leichtigkeit, hieß es in jenem vertrauten Briefe; ein Kapitel aus den Evangelien oder aus der Kirchengeschichte meiner Prima aus dem Stegreif expliciren kann ich — den gelehrten Ballast abgerechnet — jetzt ebenso gut wie ein Professor mit seinem Heft, und ich komme immer wieder auf den Gedanken, daß das eigentliche Lehren, und zwar das vortragende, mein bestes Talent sei." Die Angelegenheit erschien in den Jahren 53 und 54 dem Ziele nah; der Cultusminister hatte die nöthigen Gelder zugesagt; man dachte an eine Combination des Seminars mit dem duisburger Diakonenhaus und zu meiner Ueberraschung begann eines Tages der Inspector desselben, mein alter bonner Commilitone Engelbert, sich mit mir über diese Pläne in Verbindung zu setzen. Diese Combination scheiterte; man ging nun damit um, in Duisburg ein eigenes Haus zu erwerben, oder auch das ganze Seminar nach Wetzlar, nach Höxter zu verlegen, aber meine Candidatur schien festzustehen. Ich erfuhr, daß auch der Evangelische Oberkirchenrath, in welchem Nitzsch über die innere Einrichtung des Seminars bereits gutachtlich berichtet hatte, mich dem Minister als Dirigenten vorgeschlagen habe. Aber an diesem, dem von Hengstenberg berathenen Herrn v. Raumer, scheiterte ich und mit mir das ganze Unternehmen. Nach längerer Schwebe erfuhr ich aus sicherer Quelle, die Angelegenheit sei zum Gegenstand eines Conflicts zwischen Minister und Oberkirchenrath geworden, in welchem der letztere ohnmächtig sei. Schwerlich betraf dieser Conflict blos meine Person, denn an der hätte der Oberkirchenrath doch nicht die ganze Sache scheitern lassen; er wird die ganze Einrichtung des Seminars betroffen haben, welches der Minister vermuthlich als eine Besserungsanstalt für die von ihm tiefverachtete Kirche der westlichen Provinzen angelegt wissen wollte. Zum Glück hatte ich an den schönen Traum mein Herz nicht gehängt, denn noch dreißig Jahre nach jenen Verhandlungen hatte die rheinische Kirche das ihr zugesagte Seminar nicht erhalten.

Allerdings lockerten sich um jene Zeit die Bande, welche mich und meine liebe Frau gesellig an Trier fesselten, um ein Erhebliches; Freunde schieden, die nicht leicht und nicht völlig ersetzt werden konnten. Durch Höpfners Halbinvalidität war seit Jahr und Tag ein Candidat Bender, später Pfarrer in Linnich, als Vicar in Trier festgehalten worden, ein lieber, trefflicher Mensch von tief-christlichem Ernst und dabei doch einfachen, fröhlichen, für alles Menschliche offenen Gemüthes. Wir hatten uns herzlich mit ihm angefreundet, und die Augen wurden uns feucht, als wir im Herbst 1853 ihm die Abschiedshand reichen mußten. Einige Monate später, zu Anfang 54 schied auch Höpfner endgültig, nachdem er jahrelang vergebens volle Genesung von seinem nervösen Herzleiden erhofft und erstrebt hatte, und mit ihm und seiner lieben Frau entfloh uns das Beste, was Trier uns an Freundschaft hatte bieten können. Nicht nur hatte der amts- und welterfahrene Mann mich in meiner Berufsarbeit unermüdlich und aufs einsichtsvollste berathen, sondern beide Eheleute hatten sich auch unseres persönlichen Lebens so liebreich angenommen, daß wir uns in ihrem Hause wie im eignen heimisch fühlten. Sie zogen zunächst nach Berlin, wo der wohlhabende und bei aller Kränklichkeit arbeitsfreudige Mann sich um eine bescheidene Gelegenheit bemühte, der Kirche, an der sein Herz hing, in der Verwaltung zu dienen. Die ausgesuchte Schnödigkeit, mit der Herr v. Raumer seine bescheidenen Wünsche abwies, war auch ein Zeichen der Zeit; hatte Höpfner sich gleich im Pfarramt und zwar in dem sonst so sehr berücksichtigten Militärkirchendienst aufgerieben, so war er doch rheinischer Denkart und Tradition. Die lieben Freunde, deren Wege sich später doch nach Wunsch gestalten und an den Rhein zurücklenken sollten, blieben auch in der Ferne getreu, aber in Trier fehlten sie uns sehr; „ich komme mir jetzt hier fremder vor als im Anfang“, schrieb ich meinem Bruder im frischen Nachgefühl dieser Trennung. Zwar erwuchs uns in Höpfners Nachfolger, dem

jungen Divisionsprediger Wilhelmi, ein gewisser Ersatz; auch hatte ich die Freude, wiederholt treffliche Candidaten als Helfer an unserer Töchterschule und dann auch für unsere sonstige Arbeit nach Trier zu ziehen, wie den nachmaligen Militäroberprediger und Consistorialrath Bernhard Lohmann und nach ihm den jetzigen Consistorialrath und Senior Krebs in Frankfurt am Main. Allein es lag in der Natur der Sache, daß solche jungen Freunde nur allmählich und theilweise die Lücke ausfüllen konnten, welche jene Abschiede zurückgelassen hatten.

Um so inniger schlossen wir uns in Haus und Familie zusammen. Wenn jene trierer Zeiten bei allen Mängeln und Lasten für meine Erinnerung doch in hellem Sonnenglanz liegen, so ist es vor allem, weil meiner lieben Frau und meines lieben Bruders lebendiges Gedächtniß sie überstrahlt. Wir hatten in unsrer Ehe keine kurzen Flitterwochen gehalten, um dann in die Prosa des Philisterthums hinunterzugleiten, sondern etwas von bräutlicher Poesie klang in ihr fort, und so hatte ich nach des Tages Last und Hitze am Abend die beste Erquickung am häuslichen Herd. Wir lasen dann irgend etwas Hübsches aus der neueren und jüngsten Literatur miteinander, wie die damals jugendlichen ernst-heiteren Schriften von Jeremias Gotthelf, die frommen Erzählungen von Glaubrecht, welche Franz besonders liebte und uns nahebrachte, Hubers Skizzen aus Irland, Onkel Toms Hütte, auch jenen seltsamen aber jedenfalls genialen Verlagsartikel des Rauhen Hauses Eritis sicut deus, der mich an die tiefsten academischen Geisterkämpfe der vierziger Jahre erinnerte. Mit meinem Bruder Franz aber war Marie nahezu ebenso geschwisterlich verbunden wie ich; wir schrieben an ihn in der Regel beide zusammen. Und es erfüllte uns mit besonderer Freude, daß der liebe Mensch, um dessen Gesundheit man immer in Sorgen schwebte, sich zu Anfang des Jahres 54 in Neuwied wiederverlobte; daß ohne dem Bilde der verklärten Braut im Herzen Abbruch zu thun, ein frisches frommes Mädchen

ihm auf Erden eine neue Herzensheimath bot und ebendamit, wie wir hofften, auch eine Quelle der Genesung verhieß. In der freien Woche nach Pfingsten kam er wieder auf ein paar Tage zu uns herüber; meine Eltern aus Frankfurt, die mich Jahr um Jahr um diese Zeit besuchten, waren auch da, um ihn dann nach Neuwied zu seiner Braut zu begleiten. Er sah wohl bleich und angegriffen aus, gestand auch, nur zuweilen das volle Gefühl der Gesundheit zu haben, aber seine Jugendfrische war ungebrochen und täuschte zumal in solchen Erholungstagen über den ersten sorglichen Eindruck hinweg. So genossen wir auch diesmal Festtage der kindlichen und geschwisterlichen Liebe miteinander, und der zartsinnige Brief, in welchem er hernach jedem von uns sein dankbares und zugleich treu=seelsorgerisches Herz bezeugte, war ein schönes, geweihtes Siegel auf dieselben. — Bald darauf schlang sich in unser junges häusliche Glück auch das erste weihende Leid. Die schöne Hoffnung, welche wir nach fast zweijähriger Ehe hatten, ein liebes Kind auf den Armen zu halten, erfüllte sich uns nur, um sofort wieder zu zerrinnen; das Töchterchen, das uns am 24. Juli 54 geschenkt ward, verblich uns am zweiten Morgen unter den Händen, wohl aus einem angeborenen Mangel an Lebensfähigkeit. Der kleine Sarg, in dem es zwischen Blumen ruhte, wurde mit heißen Thränen benetzt; in tiefer Frühe fuhr ich mit ihm hinaus zur einsamen Bestattung. Auf dem Heimweg entstand das kleine Andenkensgedicht, welches ich in meinem „Blüthenstrauß“ mitgetheilt habe, „Du Herzenslust, du Herzeleide“; ich schickte es Franz im nächsten Brief; „ich habe es mit Thränen gelesen und konnte es niemandem mittheilen“, schrieb er mir zurück. — Dem Todesfall des Kindchens folgte eine ernstliche Erkrankung meiner lieben Frau. Doch genas sie bald und blühte an Leib und Seele wieder auf, so daß wir einen schon im Vorjahr entworfenen Lieblingsplan ausführen und im September zu einem Familientag und zugleich zum Kirchen=

tag nach Frankfurt reisen konnten. In Coblenz trafen wir verabredeterweise Franz und seine Braut, die sich uns bald als eine rechte Schwester erwies, und so steuerten wir selbfünft auf vierzehn freie Tage den Rhein hinauf. Diese vierzehn Tage wurden in der That ein festlicher Gipfelpunkt unsres Familienglücks; nie wieder ist unser Elternhaus so fröhlich und kinderreich gewesen. Wie von Bergeshöhe herab schauten wir Brüder zurück in unser durchmessenes Jugendland, dessen Bilder uns auf Schritt und Tritt umgaben; wie gnädig und freundlich hatte Gott es mit uns beiden gemacht! Die Eltern waren stolz auf ihre Söhne, glücklich über ihre Töchter, und wir alle fühlten das Hohe und Herrliche einer Gemeinschaft, die nicht blos auf Zeitliches gegründet war.

Dazu kam nun für Franz und mich insonderheit das Erlebniß des Kirchentags, an sich groß und bedeutsam für jeden von uns, aber zwiefach erquicklich dadurch, daß wir alles gemeinsam genießen durften. Die Kirchentage standen damals in ihrer Blüthezeit und waren in der That Lebenszeugnisse der deutsch-evangelischen Kirche, welche von den traurigen politischen Zuständen und von der nicht minder traurigen kirchlichen Rechtslage höchst wohlthuend abstachen. Von der ursprünglichen Idee einer nationalkirchlichen Neugestaltung, an welche ja in jenen Tagen der politischen Versumpfung und des wiederbefestigten Staatskirchenthums nicht zu denken war, hatte man Abstand genommen und begnügte sich statt dessen mit einer freien moralischen Vertretung des deutsch-evangelischen Protestantismus, von der außer einzelnen extrem confessionalistischen Ausläufern eigentlich nur eine grollende, aber in Ohnmacht schweigende Linke sich ausschloß. So war auf den Kirchentagen, noch unzertrennt durch scharfe Parteigrenzen, eigentlich alles vereinigt, was im evangelischen Deutschland positiv-christlich bauen wollte, und der in der That begeisternde Einigungsgedanke war, die im Jahre 1848 offenbargewordenen religiös-sittlichen Schäden unseres

Volkes durch eine große christliche Erneuerung desselben zu überwinden. In der That ein schönes Zeugniß für den unerschöpflichen Idealismus und die gewissensernste Innerlichkeit der deutsch-evangelischen Kreise, angesichts des eben erlebten vaterländischen Schiffbruchs und der Selbstsucht, mit welcher die römische Kirche diesen Schiffbruch lediglich zu äußerer Machterweiterung ausbeutete. Daß dabei auch die Kirchentage unbewußt dem reactionären Zuge der Zeit folgten, die evangelisch-kirchliche Ueberlieferung viel zu unbesehen zu Grunde legten und so den kirchlichen Aufschwung der früheren fünfziger Jahre einem baldigen und großentheils unfruchtbaren Abblühen entgegenführten, das hätte ein überlegener kühler Beobachter allerdings erkennen können: den begeisterten Theilnehmern, und zumal uns jugendlichen, verbarg es sich um so mehr, je berauschender für uns deutsch-evangelische Theologen das Gefühl war, endlich einmal von einer großen volksthümlichen Strömung getragen zu werden. Auch in Frankfurt waren große praktische Zeitanliegen zur Verhandlung gestellt: der Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus, die Reform der Ehescheidungspraxis, die Rechtfertigung der Kindertaufe gegen den zur Auflösung der Volkskirche führenden Baptismus, die Herstellung einer kirchlichen Armenpflege, die Abschaffung der Spielbanken und Lotterieen, und alle diese Gegenstände wurden von hervorragenden Männern in gehaltvollen Vorträgen behandelt. Dabei trat allerdings jener Zug von Einseitigkeit und Uebertreibung hervor, welcher die Kirchentagsströmung überhaupt kennzeichnete; wie wenn Generalsuperintendent Hoffmann den Gebrauch der Bibel zur Hausandacht auf das unterschiedslos zu lesende Alte Testament, also auch auf den Leviticus u. s. w. ausgedehnt wissen wollte, oder Julius Müller ein Zurückkehren des kirchlichen Eherechts auf die beiden sogenannten biblischen Scheidungsgründe forderte; noch mehr, wenn Steinmeyer mit seinem verbohrten Scharfsinn zwischen der symbolischen und der magischen Auffassung

der Kindertaufe einen halbmagischen erst recht undenkbaren Mittelweg suchte. Die bescheidene Kritik, welche sich in der Verhandlung solchen Mißgriffen gegenüber hervorwagte, ohne durchzuschlagen, regte sich auch in unser beider Herzen; aber weit überwog uns doch der wohlthuende Eindruck von so viel Geist und Leben, Liebe zur Kirche und Liebe zum Volke, welche auch in jenen Vorträgen, wievielmehr in den gesammten Verhandlungen zu Tage traten. Welch eine Freude war es überhaupt, solch eine Schaar hervorragender christlicher Männer, jeden in seiner ausgeprägten Eigenart und doch alle in herzlicher Eintracht unter dem Banner der evangelischen Kirche zu sehen. Wir hörten einen Wichern in seiner männlichen Begeisterung reden, gewannen von einem Bethmann-Hollweg den ersten großen Eindruck, lernten Julius Müller und Hundeshagen von Angesicht kennen; daß Stahl und Hengstenberg fehlten, machte den frankfurter Kirchentag desto harmonischer. Am mächtigsten ergriffen uns die Gottesdienste, welche der Kirchentag veranstaltet hatte, — nicht zwar jener liturgische, mit welchem Karl Reinthaler aus Erfurt, auch ein Uebertreiber jener Zeit, in der Paulskirche verunglückte, wohl aber die Predigtgottesdienste, so viele wir mitfeiern konnten. Es wurden in jenen Tagen zweiundzwanzig Gastpredigten in Frankfurt gehalten, immer in mehreren Kirchen gleichzeitig, und alle waren in der sonst so wenig kirchlichen Stadt überfüllt. Wir hörten hinter einander Tholuck, Hoffmann, Blumhardt, Mallet predigen, jeden in völlig anderer, scharf hervortretender Eigenthümlichkeit, und jeden in seiner Weise gewaltig und herzbewegend, eine rechte Verwirklichung des Wortes „Mancherlei Gaben, aber Ein Geist.“

Was auf den Kirchentagen zu kurz kam, uns beiden aber unerläßlich war, unerläßlich auch für den praktisch-kirchlichen Aufbau, das war die wissenschaftliche Theologie. Nicht als hätte es an Vertretern derselben gefehlt: unsere besten theologischen Namen gehörten zu den Trägern der Bewegung und stellten

sich selbstlos in ihren Dienst. Und daß die Zeit es mit sich gebracht, einen einseitig skeptischen Studierstubengelehrten wie Chr. F. Baur in den Hintergrund zu drängen und dafür Männer von starkem religiösen Pathos und ausgeprägt kirchlichem Sinn, wie einen Dorner und Hundeshagen, hoch emporzuheben, das war ganz in der Ordnung; nur zu lange hatte die evangelische Theologie in Deutschland, der einseitig theoretischen und literärischen Existenz entsprechend, zu welcher der ganze Volksgeist verurtheilt war, ein bloßes Studierstubenleben geführt. Aber was jetzt eintrat, war die einseitige Umkehrung des seitherigen Verhältnisses und führte zu einer verhängnißvollen Unwirksamkeit und Geringachtung der Theologie. Wenn die großen Träger unsrer Vermittelungstheologie, ein Nitzsch, J. Müller, Dorner, Hundeshagen auf den Kirchentagen Ansehn genossen, so genossen sie es als fromme, geistvolle und gelehrte Leute, aber ihre eigenthümliche Theologie feierte hier keine Siege. Der Kirchentag beruhte auf einem Compromiß der freieren positiven Richtung mit der streng-confessionellen, wie die Noth der Zeit und die Aufgabe der inneren Mission ihn aufgedrängt hatte. In diesem Compromiß stellten die Freierdenkenden ihre heterodoxen und kritischen Anschauungen bescheiden zurück, um den streng-gläubigen Brüdern keinen Anstoß zu geben, und der ganze Geist der Zeit, welcher allerwärts den Umschlag des seitherigen einseitigen Idealismus in einen ebenso einseitigen Realismus vollzog, war einer freieren gläubigen Theologie abgeneigt und der Ausbreitung eines vorschnellen unkritischen Positivismus gewogen. So unterblieb, was allein dem kirchlichen Aufschwung der Zeit zu einer durchgreifenden und dauerhaften Einwirkung auf das Volksganze hätte verhelfen können, eine gründliche Reform unsrer kirchlichen Lehrweise, in welcher die wirklichen und gereiften Ergebnisse unsrer Theologie zu ihrem Rechte gekommen wären und eine haltbare Auseinandersetzung der religiösen und der weltlichen, insonderheit naturwissenschaftlichen Erkenntniß sich hätte vollziehen

können. Und hier war der Punkt, an dem wir beiden, bei aller begeisterten Theilnahme an dem praktisch-kirchlichen Zuge der Zeit, der Kirchentagsströmung nicht ohne Vorbehalt zu folgen vermochten.

Wir verdankten unseren religiös- und kirchlich-positiven Sinn nicht erst der Zeitströmung, wir verdankten ihn unsrer vor 1848 liegenden Jugendgeschichte und theologischen Schulung. Aber auch uns war er wesentlich verstärkt durch die Eindrücke der neuen Zeit und die Erfahrungen des in ihr überkommenen geistlichen Amtes. Die kritisch-theologischen Fragen waren uns weit zurückgetreten gegen den großen positiven Gehalt der biblischen und kirchlichen Ueberlieferung, den wir tagtäglich zu vertreten hatten, und dessen innere Wahrheit und heilige Macht wir in uns selber verspürten. Wir standen mit keiner der insgemein dafür angesehenen Heilsthatsachen und Heilswahrheiten auf gespanntem Fuß; ja in warmem apologetischen Eifer vertraten wir manchen nebensächlichen Punkt, den bei erneuter kritischen Prüfung preiszugeben oder auf sich beruhen zu lassen das reifere Leben mich angehalten hat und ohne Zweifel auch meinen Bruder angehalten haben würde. Bei alledem waren und wurden wir nichts weniger als orthodox. Die orthodoxen Formeln und Vorstellungen hatten für uns persönlich nicht die mindeste religiöse Bedeutung; sie waren uns kirchengeschichtliche Erzeugnisse und nichts weiter, unvollkommene und überlebte Versuche, die ewige Wahrheit gemeingültig auszumünzen. Wir behandelten sie mit der Achtung, die sich für den historisch Gebildeten von selbst versteht, mit christlicher Schonung gegenüber den Schwachen, aber wir hatten an ihnen keine Hülfen, die ewige Wahrheit zu verstehen und verstehen zu lehren, — eher Hemmnisse und Verschleierungen, durch deren Auflösung man erst zum Verständniß durchdringen konnte. Wir dachten und lehrten nicht aus den Satzungen der symbolischen Bücher heraus, sondern aus dem freien christlichen Heilsglauben und aus der mit den Mitteln des neunzehnten Jahrhunderts frei auszulegenden Bibel.

Vorweg an dieser schieden sich unsere Wege von der in der Kirche und auf den Kirchentagen vorherrschenden Denk- und Redeweise. Die heilige Schrift war uns die Fundgrube des göttlichen Wortes und somit die erste Quelle unserer Theologie, aber wir waren weit davon entfernt, ihr einen wunderhaften Ursprung und eine buchstäbliche Unfehlbarkeit zuzuschreiben; vielmehr war uns die Ueberwindung dieser mechanischen Vorstellungen die Vorbedingung aller gesunden und lebensfähigen Theologie. Mir blieb es vorbehalten, über diesen Fundamentalpunkt einige Jahre später mit einem Hauptträger der Kirchentagsströmung, dem aus dem Wupperthal an das Wittenberger Seminar berufenen D. Sander in einen öffentlichen Streit zu gerathen; Franz machte schon damals in einem für die bonner Monatsschrift verfaßten Aufsatz „über die antichristliche Literatur der Gegenwart" darauf aufmerksam, wie dem negativen Kriticismus gegenüber dies traditionelle Inspirationsdogma ein hölzernes Schwert sei. Dabei hatten wir beide — und Franz noch bestimmter als ich — das Vorgefühl, daß die ganze positivistische Zeitströmung nicht lange halten, sondern demnächst einem neuen Aufschwung des im Stillen schon seine Kräfte sammelnden negativen Geistes weichen werde; dann werde — das sahen wir voraus — „Bibel und Naturwissenschaft" das Thema eines bitteren, tief in die Volksfrömmigkeit einschneidenden Streites sein. Der anziehende Aufsatz Franzens, den ich eben erwähnt und in seiner Lebensbeschreibung mitgetheilt habe, enthält die Belege dafür. Gelegentlich kamen wir auch im brieflichen Austausch auf dies große Kapitel. Die Bibelstunden, welche ich ebendamals über das erste Buch Mosis unternommen hatte, dazu ein anregender, sachkundiger Vortrag, den ein College in der Bürgerschule zur Vermittelung der Kant-Laplace'schen Schöpfungstheorie mit der biblischen Schöpfungsgeschichte gehalten, hatten mich veranlaßt, die Widersprüche zu formuliren, die sich zwischen der letzteren und den unstreitigen Ergebnissen der Naturwissen-

schaft auch für den Laien herausstellen. „Wir müssen, hatte ich hinzugefügt, gerade nach dieser Seite viel mehr lernen und uns regen, um dem hier gerade seine Waffen holenden Unglauben nicht mit vornehmer Ignorirung seiner Argumente, sondern mit einsichtiger positiver Vermittelung gegenüberzutreten. Das Schriftprincip entbehrt überhaupt noch immer seiner gehörigen näheren Bestimmung.“ „Was die naturwissenschaftlichen Grenzgebiete angeht, antwortete Franz, so habe ich die nie aus den Augen verloren, bin auch überzeugt, daß jeder Theologe sich darum viel mehr kümmern müßte; von hier aus wird durch eine bereits zahlreiche Literatur unser Volk methodisch entchristlicht und lernt die Bibel als veraltet verachten. Die mosaische Schöpfungsgeschichte behält ihre ganze religiöse Bedeutung, auch wenn man dem unvermeidlichen Zugeständniß, daß hier nicht an unsere Tage von vierundzwanzig Stunden gedacht werden kann, das andere hinzufügt, daß die Folge der Schöpfungswerke vielmehr eine ideelle ist als eine naturwissenschaftliche. Mit einem solchen Zugeständniß ist freilich der alte Inspirationsbegriff schon völlig durchbrochen; aber von welcher Seite wäre der überhaupt haltbar? Hier liegt die Hauptaufgabe für die Theologie der nächsten Zeit; hier hat die sogenannte neuere gläubige Theologie eine noch kaum angefaßte Aufgabe zu lösen. Ein Inspirationsbegriff muß Platz greifen in Theologie und K i r c h e, in welchem die freie auf dem unumstößlichen Kanon Luthers „Was Christum treibt, das ist biblisch“ ruhende Kritik sich mit einer viel intensiveren, lebendigeren Fassung der Theopneustie und des prophetischen Characters des Alten Testamentes verbindet, als die viel zu mantische und mechanische Ansicht Hengstenbergs und die viel zu unfromme rationalistische es zulassen; ein Inspirationsbegriff, in welchem die historische Betrachtung mit den Ahnungen der biblischen Theosophen zu Einer Intuition sich vereinigt, von deren Höhe aus die mühseligen Fragen über Authentie, Integrität und Abfassungszeit in ihren wahren Werth zurücktreten vor

der lebendigen Erfassung des Gotteshauches, dessen Säuseln und Sausen jetzt über unserem harten Nagen an der Schale oft nicht gehört wird."

Was theologische Einzelstudien anging, so fühlte ich mich nicht nur als Religionslehrer an zwei höheren Anstalten zu solchen angehalten, sondern ich bedurfte ihrer auch zu meiner eigenen Erfrischung. Aber freilich waren ihnen theils durch die Spärlichkeit der mir zugänglichen Literatur, theils durch den Mangel an Muße enge Grenzen gezogen. Ein paar kirchenhistorische Schriften, die ich durchnehmen konnte, weckten mehr den Hunger nach eingehender Orientirung in der Reformations- und Gegenreformationsgeschichte, als daß sie ihn stillen konnten. Ebenso regten die bruchstücklichen Arbeiten von Rettberg und Krafft über altgermanische Kirchengeschichte die Lust zum Eindringen in dies zumal in Trier naheliegende Gebiet nur eben an. Am meisten lernte ich aus Max Goebels „Geschichte des kirchlichen Lebens in Rheinland und Westphalen", zu deren Durcharbeitung das Anliegen des Verfassers, sie von mir in der „Deutschen Zeitschrift" angezeigt zu sehen, mich veranlaßte. Ohne alle historische Kunst, aber mit ausnehmender Kenntniß abgelegener Quellen gearbeitet, führte mich dieses verdienstvolle Werk auf entlegene Nebenpfade evangelischer Kirchengeschichte, von denen man auf der Universität wenig oder gar nichts erfährt, und die den praktischen Geistlichen doch weit näher angehen als die Geschichte der Gnostiker oder der Mönchsorden. Und selbst für biblisches, alttestamentliches Verständniß lehrreich wurde mir desselben Verfassers wenig bekannte „Geschichte der Inspirirten." — Noch spärlicher als diese Anläufe zu aufnehmender theologischen Beschäftigung wurde mir in diesen späteren Jahren die Muße zu hervorbringender Thätigkeit, und doch konnte ich nach meiner Eigenart auch von dieser nicht lassen. Immer wieder kehrte ich pausenweise zur Ausarbeitung meiner Matthäus-Bibelstunden zurück; aber ich bewegte mich auf dem Ocean der Bergpredigt,

über dessen jenseitiges Ufer ich nicht hinauskam. Die einzige schriftstellerische Arbeit, welche ich nächst jener Anzeige des Goebel'schen Buches fertig brachte, war eine aus meinen Missionsstunden hervorgewachsene Geschichte der evangelischen Mission in Südafrika, die zu Anfang 1855 in den Gelzer'schen Monatsblättern zum Abdruck kam und sich den besonderen Beifall des Missionsinspectors Wallmann, sowie meines Freundes Wolters erwarb. Ich hatte sie lediglich zu meiner geistigen Erholung gearbeitet, indem es mir ein künstlerisches Vergnügen gewährte, aus hunderten von breit-langweiligen Missionsberichten den dünnen kulturhistorischen Gehalt herauszutröpfeln und aus demselben ein wirkliches Geschichts- und Kulturbild herzustellen.

Daneben bewegten mich allerdings viel bedeutendere Themata, dogmatische Probleme in biblisch-theologischer Hülle; aber die Lösungsversuche kamen nicht über die embryonische Gestalt hinaus, welche der Briefwechsel oder der mündliche Austausch mit meinem Bruder sie gewinnen ließ. Zur Vorbereitung auf den mit meiner Gymnasial-prima zu lesenden Römerbrief entwarf ich mir eine Skizze der paulinischen Grundbegriffe und kam dabei auf einige Räthsel paulinischer Theologie. Ich empfand zum erstenmal das Ungenügende der damals üblichen abstrakten und spiritualisirenden Auslegung des paulinischen Begriffs „Fleisch", und klagte meinem Bruder, daß unsere Theologen uns mit bloßen „Insofern's", mit Bildlichkeiten und Nebenbedeutungen abspeisten, wo dem Apostel offenbar eine ganz greifbare Realität vor Augen stehe. Bei demselben Anlaß gerieth ich auf eine Wahrnehmung, welche nachmals der Ausgangspunkt meiner eigenthümlichen, mehr verketzerten als verstandenen Christologie werden sollte. Ich fand, daß Paulus, wenn er von einer Präexistenz Christi redete, dieselbe niemals, wie die Kirchenlehre es erfordert, als Präexistenz blos des einen, göttlichen Factors der Person Christi, seiner „göttlichen Natur" beschrieb, sondern immer den ganzen historischen Christus, den Menschen Jesus

als solchen präexistent setzte. Und das führte mich schon damals auf einen ganz anderen christologischen Aufbau des Apostels, als ihn die unbehülfliche und unbefriedigende Zwei-naturenlehre ihm unterlegt. „Läßt sich, schrieb ich hierüber an meinen Bruder, dieser paulinischen Anschauung nicht auf folgende Weise nahekommen? Gott, dessen ewiger Rathschluß seine Verherrlichung in persönlichen Gefäßen seiner Liebe ist (1. Kor. 2, 7), trägt ein ewiges Idealbild — das Ebenbild seiner selbst, aber in geschöpflicher, menschlicher Form, also als Urbild der Menschheit (Kol. 1, 15) — in sich, welches Gestalt gewinnen soll in den Menschen, die er schaffen, erlösen und heiligen wird. Christus ist dieser göttliche Urgedanke, der schon der Weltschöpfung zu Grunde liegt, und dieser Urgedanke muß ja freilich in Gott eine ganz andere Realität haben als unsere Ideen in unserem Geiste; nur allerdings nicht die Realität einer zweiten göttlichen Persönlichkeit neben Gott.“ Ich hatte keine Ahnung, wie übel diese Abweichung von der orthodoxen Trinitätslehre, in der ich doch so manchen besten Theologen der Vergangenheit zum Vorgänger hatte, mir dereinst bekommen sollte; mein Bruder nahm an ihr keinen Anstoß, — begegnete sie sich doch mit seinen eigenen früher mitgetheilten christologischen Betrachtungen. — Lebhafter als dies speculativ-theologische Problem beschäftigte uns immer wieder die Versöhnungslehre; gleicherweise zurückgestoßen von der juristischen, anselmischen Traditionsgestalt derselben, welche in die ganze christliche Gedankenwelt einen trübenden Schatten hineinwirft, rangen wir beide nach einer biblischeren und ethischeren Fassung. Und noch erinnere ich mich, wie wir auf einem Spaziergang bei Trier uns einander das lösende Wort von den Lippen nahmen, den „dynamischen“ Character des Sühnetodes Jesu, — eben den Gedanken, welchen Nitzsch in den tiefsinnigen, schwerfälligen Erörterungen dieses Lehrstücks in seinem „System“ mit den Worten ausdrückt: „Nur als die Macht und Möglichkeit unserer wirklichen Entsündigung ist Christi Gehorsam bis zum

Tode eine Bezahlung für viele.“ Es war das erste Aussprechen dessen, was ich vierzig Jahre später in meiner „Neutestamentlichen Theologie“ als den wirklichen biblischen Gedanken nachgewiesen habe: nicht daß ein Unschuldiger die Sündenstrafe der Schuldigen abbüßt und so dem ewigen Gotte das Gnädigsein und Begnadigen erst erlaubt macht, sondern daß ein Heilig-liebevoller das Sündenelend der Welt in unendlichem Mitleiden aufs Herz nimmt und in seinem darüber brechenden Herzen eine unendliche Macht der Herzenseroberung, in seinem Liebestode einen heiligen Quell der Erneuerung und Entsündigung für alle eröffnet, — das ist die rechte „stellvertretende Genugthuung“, die einzige Genugthuung, welche der himmlische Vater zum Begnadigen bedarf und begehrt.

Ein weiteres theologische Problem, über welches wir uns lange Briefe schrieben, ohne zu einem völligen Einverständniß zu kommen, war die Abendmahlslehre. Wir waren einig in der Ablehnung der Exegese Luthers und in der Ablehnung aller sacramentalen Magie; einig auch darüber, daß die in der Abendmahlsstiftung sich darbietende Gnadengabe nichts mehr und nichts weniger sei als der persönliche Christus, der für uns in den Tod gegangene, in uns leben-wollende Heiland. Aber in unserer Vorstellung von dem Verhältniß dieser Selbstmittheilung Christi zu den als Trägern derselben dienenden Elementen trennten wir uns. Ich hielt in calvinischer Weise beides, die Gnadengabe und die sinnbildlichen Zeichen nnd Pfänder derselben auseinander und wollte nur von einem ideellen Zusammenhang wissen, während mein Bruder, seiner mehr mystischen und lutherischen Neigung gemäß, darauf bestand, daß der verklärte Christus seine dynamische Allgegenwart auch in die Elemente hineinlegen und mittelst ihrer seine Selbstmittheilung an die Gläubigen vollziehen könne. Es war derselbe Unterschied einer mehr lutherischen und mehr reformirten Denkart, der auch schon bei unseren früher erwähnten Kirchenordnungsgedanken zwischen uns hervorgetreten

war. Er that unsrer gemeinsamen Liebe zur Union, zur Union im Sinne frei werdender vollen Einigung der beiden Confessionskirchen nicht den mindesten Abbruch. Im Gegentheil, unsere Hochhaltung der Union steigerte sich mit der Gefahr und Bedrängniß derselben und ebendiese nahm uns fortgehend lebhaft in Anspruch.

Der Axthieb auf die Wurzeln des Unionsbestandes, den man in der Cabinetsordre von 1852 erschlichen, hatte eine vielseitige und sachlich überlegene Protestbewegung hervorgerufen und der König selbst hatte offenbar das Gefühl, mißbraucht worden zu sein. Nichtsdestoweniger ging die Maulwurfsarbeit gegen die Union unermüdlich fort. Der Oberkirchenrath, aus der Noth eine Tugend machend, hielt allen Protesten gegenüber den Wortlaut der unwiderrufenen Cabinetsordre in abschwächender Auslegung aufrecht. Ja, er ließ in die Verpflichtungsformel der Geistlichen, die er einseitig zu ändern gar kein Recht hatte, die Stahl'sche Phrase von der Augsburger Confession, „so Kaiser Carolo V. auf dem Reichstag zu Augsburg übergeben worden" einschmuggeln, — ein halb-verschämter Versuch, die Mehrzahl der landeskirchlichen Gemeinden ohne deren Zustimmung auf den Standpunkt der invariata im Gegensatz zur Augustana von 1540 zurückzuschrauben. Wie in den östlichen Provinzen gewirthschaftet ward, wie Hr. v. Raumer dem immerhin überwiegend unionsfreundlichen Oberkirchenrath gegenüber die Consistorien zu lutheranisiren wußte, davon erzählte mir mein Freund Cosak, der damals auf einer Reise durch Trier kam, unglaubliche Dinge. Im Magdeburger Consistorium verschwanden die actenmäßigen Ausweise über den Zutritt der Gemeinden zur Union, und zahlreiche Geistliche ließen auf eigne Faust auch den thatsächlichen Ausweis, die unirte Spendeformel, verschwinden. Stille Mittel in majorem dei gloriam, über die dann, als sie doch auf einen nicht überwindbaren Widerstand der Unionsfreunde stießen, Hengstenberg in seinem Jahres-

vorwort das tröstende und heiligende Motto schrieb: „Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein." — Was sich hinter den Kampfeslosungen „Union oder Confession" verbarg, war das tiefer liegende und weiter greifende Entweder-Oder eines freien Rechtes der evangelischen Kirche, sich auf ihren ewigen Grundlagen fortzuentwickeln, oder aber ihres Verpflichtetseins zur Rückkehr in eine überlebte Vergangenheitsform, einer Rückkehr, welche nur auf zwangsgesetzliche Weise durchzuführen war und neben der Herstellung des alten nur dem Erbfeind die Thore öffnenden Zwiespalts den Verzicht auf jede Verständigung mit Wissenschaft und Bildung des Jahrhunderts umschloß. Nur ein Symptom dieser Zeitlage, aber ein ausdrucksvolles, war der schriftstellerische Angriff des jungen Kahnis auf den greisen Nitzsch, nachdem dieser soeben durch seine mannhafte Erklärung im Oberkirchenrath die rechtliche Existenz der Consensusunion gerettet und in seinem „Urkundenbuch der evangelischen Union" die lose Rede von der Bekenntnißlosigkeit derselben widerlegt hatte. Der ehrwürdigste unter den lebenden deutsch-evangelischen Theologen wurde von einem jugendlichen Heißsporn des Confessionalismus, an dem später, als er freier denken gelernt, Hengstenberg die wilde Nemesis vollzog, öffentlich auf romanisirende Ketzerei verklagt, weil er nicht mit der Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts lehrte, daß Gott das Rechtfertigungsurtheil über den Gläubigen, anstatt es ihm ins Herz zu sprechen, lediglich für sich behalte. Da riß auch diesem Sanftmüthigsten unter den Alten der Geduldsfaden, wievielmehr uns, seinen jugendlichen Schülern und Freunden. „In diesen Tagen, schrieb mir Franz, habe ich als eine wahre Herzstärkung Stiers „Unlutherische Thesen" gelesen. Nein, keinen Fußbreit dürfen wir weichen von diesem Pfad gesunder Lehre. Aber es ist auch Zeit, daß jüngere Kämpfer als der alte liebe Nitzsch das Schwert aus der Scheide ziehen. Zu verhandeln ist mit der altlutherischen Richtung nicht. Es stellt sich immer klarer heraus:

der Buchstabe der Symbole ist ihr der indisputable Grund der Lehre. Ein Messen der Symbole an der h. Schrift, in thesi vielleicht noch anerkannt, wird in praxi nicht ausgeführt, vielmehr ist die absolute Uebereinstimmung von Schrift und Symbol Voraussetzung. Das ist ihre eiserne, oder vielmehr doch thönerne Mauer. Und das ist vollständig auch der Fall bei diesem kecken scharfsinnigen Kahnis, dessen Schriftchen gegen Nitzsch ich unlängst durchflogen habe." — „Die theologischen Händel über und wider die Union, antwortete ich ihm, liegen mir längst auf der Seele; aber was können wir thun? Es gilt zweierlei: erstens eine Partei zu bilden, die sich ihres freieren Standpunktes klar bewußt ist und nicht nur denselben als ihr gutes Recht ansieht, sondern es auch als ihre Pflicht erkennt, den jetzt lebenden Menschen das Evangelium nach deren besonderen Bedürfnissen zu verkündigen. Und zweitens gilt es, diese Arbeit selbst in die Hand zu nehmen und das Christenthum in freier und herzhafter Weise den Menschen unserer Zeit, besonders den der Kirche Entfremdeten und mit den bisherigen Mitteln der inneren Mission Unerreichbaren, wieder zugänglich zu machen. Das scheint mir auch die Idee von Gelzer's Monatsblättern zu sein; aber sie sind für viele, die doch auch zu den Gebildeten zählen, noch viel zu aristokratisch, und wir müssen eine andere Art der Vermittelung finden, theils durch mündliche Vorträge, theils durch populäre Blätter. Unsere Art Theologie zu treiben und Christenthum zu lehren hat den Sieg, sobald es gelingt, die Laienwelt zum Verständniß und zur Mitwirkung zu bringen."

Das war freilich leichter gesagt als gethan, und wir jungen, namenlosen und dabei überbeschäftigten Leute vermochten nicht mehr als kleine Beiträge zu einer unermeßlichen Aufgabe zu liefern. Franz arbeitete ebendamals seinen trefflichen Examensaufsatz über „Recht und Pflicht der Union" von neuem durch, um ihn in der „Deutschen Zeitschrift" (August und September 1854) zum Abdruck zu bringen, eine noch heute lesenswerthe

Arbeit, welche gerade auf die vertiefte Erkenntniß des reformirt-lutherischen Unterschiedes, auf den sich die engen Geister für ihre Zertrennungsgelüste beriefen, die Einigungsaufgabe des deutschen Protestantismus begründete. Ich unternahm gleichzeitig, zunächst durch das Bedürfniß unsrer trierer Gemeinde veranlaßt, die Union katechetisch zu vollziehen und mittelst einer Combination des Kleinen Lutherischen und des Heidelberger Katechismus einen reformatorischen Unionskatechismus herzustellen. Ich hatte keine Ahnung davon, daß man zur selben Zeit in Baden behufs Vorbereitung der Generalsynode von 1855 mit demselben Unternehmen kirchenregimentlich beschäftigt war, schlug auch einen anderen und wie ich glaube einfacheren Weg ein. Ich legte weder die Luther'sche noch die Heidelberger Eintheilung zu Grunde, sondern einfach die Dreitheilung des Apostolicums und gliederte in dessen drei Artikel die anderen Hauptstücke ein. An die Luther'sche Erklärung des ersten Artikels mit ihrer Aufzählung der schöpferischen Wohlthaten Gottes schloß sich die Frage „Was fordert Gott für alle solche Liebe und Treue von dir?“ und die Antwort lautete nach dem Heidelberger: „Das lehrt uns Christus in einer Summa: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, und deinen Nächsten als dich selbst.“ Worauf die weitere Frage „Wo hat Gott uns dies sein Gesetz ins Einzelne ausgelegt?“ zu den zehn Geboten mit wesentlich lutherischer Erklärung, aber nach reformirter Zählung überleitete, dann aber, nach dem Grundsatz „Durchs Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde“, die nöthigen Fragen und Antworten über diese sich anschlossen. So war der Uebergang zum zweiten Artikel gebahnt, dessen treffliche summarische Auslegung durch Luther sich mit der Heidelberger Erklärung der Einzelpunkte vortrefflich zusammenschloß. In den dritten Artikel, vom heiligen Geiste, der „Abba, Vater“ beten lehrt, fügte sich das Vaterunser als Zeichnung des „Lebens im Geiste“ ebenso natürlich ein, wie der Dekalog in den ersten.

Die Sacramente hatte ich anfangs ebenfalls dem dritten Artikel angefügt, im Anschluß an die „berufende“ und „heiligende“ Thätigkeit des Geistes; späterhin wagte ich es, sie zusammen mit dem „Worte Gottes“, also unter dem Begriff der Gnadenmittel, an den zweiten Artikel anzuschließen, wohin sie mir als die geschichtlichen Denkmale des auf Erden fortwirkenden Christus, als seine Vermächtnisse gleichsam, noch besser zu gehören schienen. In den so entstehenden populär-systematischen Organismus war der Luther'sche Katechismustext mit leisen Nachbesserungen nahezu vollständig aufgenommen, der Heidelberger nur in Auswahl, indem ich die allzu theologischen Erklärungen und alles, was bei Luther glücklicher erledigt war, wegließ, die schönsten Sätze des Pfälzer Lehrbuches aber als nähere Erläuterungen oder zum Eingang und Schluß verwerthete. So war ein Unionskatechismus aus beiden Urkatechismen hergestellt, systematischer und doch einfacher und kürzer als der badische und der nachmals aus ihm hergestellte rheinische. Ich legte ihn meinem Bruder und meinem Freunde Höpfner vor, und er gewann beider wohlerwogenen Beifall. Es lag lediglich an meiner Schüchternheit, daß ich ihn, als es nicht gelang ihn in Trier förmlich einzuführen, nicht veröffentlicht, sondern im Pult behalten habe.

Wie wenig der von oben begünstigte und in Pastorenkreisen wuchernde Confessionalismus nach dem Herzen der gläubigen Gemeinde war, und wie sehr man sie dennoch mit demselben zu tyrannisiren wußte, davon sollte ich ebendamals ein denkwürdiges Exempel erleben. Die lutherische Gemeinde zu Elberfeld, formell außerhalb der Union stehend, aber von ihrem Geiste nicht unberührt, hatte anstatt des nach Wittenberg berufenen D. Sander einen neuen Pastor zu wählen. Obwohl von ihrem orthodoxen Trifolium Sander, Jaspis und Feldner jahrelang confessionalistisch bearbeitet, warf sie ihr Auge auf meinen Freund Wolters in Wesel, einen ebenso entschiedenen Unionsmann wie ich. Man hörte ihn in Wesel predigen, und

wählte ihn: als die Abgeordneten ihm ihre Botschaft ausrichteten, sagte er ihnen: ich bin reformirter Abkunft und in meiner Denkart pure evangelisch; ich kann Euch kein specifisch lutherisches Evangelium predigen. „Herr Pastor, antworteten sie, wir wollen von Ihnen kein anderes Evangelium gepredigt haben, als welches hier von Ihnen verkündigt und von uns aus Ihrem Munde vernommen worden ist“; und daraufhin war er geneigt der Berufung zu folgen. Da wußten die elberfelder Pastoren ihre Gemeinde mit einer Vocationsformel zu übertölpeln, welche schroffer lutherisch war als die, auf welche sie selbst berufen worden; ja einer von ihnen, Feldner, schrieb privatim an Wolters, er wolle ihn nicht hindern zu kommen; aber er — Feldner — werde dann gehen; — er ist hernach auch ohnedas gegangen, um eine separirt-lutherische Gemeinde zu gründen. Daraufhin lehnte Wolters den empfangenen Ruf ab. In der Gemeinde aber — so stark war in ihr der unionistische Zug — ward nun an mich gedacht, und um mich näher kennen zu lernen, wurde ich eingeladen, am Gustavadolfstage im November 54 die Festpredigt zu halten. Ich hatte keinen Zug zum Wupperthal, vielmehr eine Scheu davor, und war von vornherein überzeugt, daß wo der Boden für meinen Freund zu heiß gewesen, auch für mich keine Heimath sei. Aber es reizte mich gerade unter den obwaltenden Umständen, jenen kirchlich eigenartigsten Fleck rheinischer Erde kennen zu lernen; auch freute ich mich der Gelegenheit, meinen Freund in Wesel und auf der Rückreise meinen Bruder in Neuwied zu besuchen, und so nahm ich die Festpredigt an. Nach erquicklichen anderthalb Tagen, die ich in Wesel unter dem Dach meines Freundes verbracht, ward ich der Gast eines liebenswürdigen Repräsentanten der elberfelder Gemeinde, eines Herrn Böddinghaus, und hielt meine Predigt vor einer höchst ansehnlichen Versammlung, den Einen zu großem Danke, den Andern als einer, der nicht die Sprache Canaans redete. Man preßte mich, noch zwei Tage zu bleiben und noch

eine Abendpredigt zu halten, und auf diese halb extemporirte Leistung hin wäre ich nach meines Gastfreundes Urtheil sicher gewählt worden, wenn meine Stimme nicht in dem weiten Raum sich theilweise unzulänglich erwiesen hätte; ich wurde hernach nach langem Schwanken doch nicht gewählt, und war zufrieden damit. Dagegen wurde ich auf interessante Weise in die inneren Fragen der Gemeinde hineingezogen. Als ich dem hochangesehenen Pastor Jaspis meinen Abschiedsbesuch machte, kamen zwei Aelteste — offenbar nicht von ungefähr — dazu, und fragten mich in seiner Gegenwart nach meinem Urtheil über die Wolters'sche Absage. Ich suchte ihnen deutlich zu machen, daß Wolters nicht habe annehmen können um der schroffen Verpflichtung auf die „Lehrform der lutherischen Bekenntnisse" willen, die man ihm vorgelegt, und zugleich wandte ich mich an Jaspis mit der Frage: „Oder kann jemand bei Ihnen Pastor sein, der z. B. nicht glaubt, daß auch die Ungläubigen Leib und Blut des Herrn im Abendmahle empfangen?" Jaspis wollte nicht ja und nicht nein sagen, sondern lief in Verlegenheit in der Stube auf und ab, und meinte: aber warum denn jemand das nicht glauben sollte? Da sprachen die beiden Aeltesten, fromme, gläubige Leute: „Herr Pastor, das glauben wir auch nicht, und die Wenigsten in der Gemeinde glauben es; wir wollen auch keine Pastoren, welche die Eheleute, die einestheils lutherisch, anderntheils reformirt sind, in der Sitte stören, bald in unserer, bald in der reformirten Kirche mit einander zum Abendmahl zu gehen." Das war also der Standpunkt dieser nichtunirten lutherischen Gemeinde. Der der Pastoren war freilich ein anderer; und doch wie Recht hatte unser ehrwürdiger D. Groos in Coblenz, wenn er einmal ausrief: O diese orthodoxen Eiferer, — wären sie fünfzig Jahre früher geboren worden, so wären sie ebenso eifrige Rationalisten geworden. Trotz der Gemeinde gelang es in Elberfeld dem geistlichen Amt, sich fort und fort mit Amtsbrüdern zu ergänzen, welche glauben und

lehren mußten, was die Gemeinde nicht glaubte. Das nannte und nennt man bis heute den „Bekenntnißstand der Gemeinde“, an dem nicht gerüttelt werden dürfe. „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ —

In diesen Tagen der kirchlich sich ausblühenden Reaction kam Bunsen, der alte kirchliche Vertrauensmann des Königs, aus England nach Deutschland zurück. Er fand das kirchliche und mit ihm das allgemein-geistige Leben in Deutschland so gedämpft und gebunden, daß er erschrak und aus seiner orthodox-romantischen Richtung in eine ziemlich liberal-theologische umschlug. Seine Aufsehen erregenden „Briefe über Gewissensfreiheit“ beschäftigten auch uns in Trier; wir fanden sie, wie alles, was Bunsen arbeitete, etwas windig, hätten ihnen aber doch einigen Eindruck auf seinen königlichen Freund gewünscht. Aber der König war ein schwankendes Rohr, das sich wohl einmal einem freieren Luftzuge hingab, dann aber doch wieder nach der Stahl-Gerlach'schen Seite zurückbog. So war es auch mit seinem Verhältniß zu Katholicismus und Protestantismus. Zu seinen Vertrauensmännern am Rhein gehörte auch unser Pastor Schütte, der ebendamals zum Schloßprediger in Stolzenfels ernannt worden war. Bei einer Rheinfahrt lud der König ihn ein, ihn bis Köln zu begleiten und fragte ihn vertraulich über katholische Uebergriffe in der Provinz aus, die zu seinen Ohren gekommen. Es waren arge Dinge vorgekommen, z. B. daß in einer oberrheinischen Ortschaft Katholiken und Protestanten einen ehrlichen Vertrag miteinander geschlossen hatten, sich eine gemeinsame Kirche zu bauen, und daß, als dieselbe fertig war, der Bischof den Vertrag für null und nichtig erklärte, weil derselbe von ihm nicht genehmigt sei, und die Protestanten gerichtlich aus der gemeinsamen Kirche ausweisen ließ. Als nun Schütte dem Könige nicht nur solche Thatsachen bestätigte, sondern auch neue, nicht minder häßliche hinzu mittheilte, brach derselbe in die bezeichnenden Worte aus „Ich will mich nicht

wieder irre-führen, nicht wieder bereden lassen". Auch soll er damals dem schlangenklugen Cardinal von Geißel einmal das zweischneidige Wort gesagt haben: „Ew. Eminenz wissen immer so schön zu reden." Im Uebrigen aber blieb alles beim Alten.

Zweimal während meiner sechs trierer Amtsjahre kam der König auch nach unserer Stadt, die aus den Revolutionszeiten viel gegen ihn gutzumachen hatte, und er wurde mit großen Ehren und Festlichkeiten empfangen; aber wir evangelischen Geistlichen haben ihn beidemale nur in verdrießlicher Stimmung gesehen und ohne Unterschied der Person kein freundliches Wort von ihm bekommen. Das erste Mal warf er nur, ohne Anlaß von unsrer Seite, in Betreff des langsam fortschreitenden Basilikenbaues hin: die Zeiten seien vorbei, in denen man dergleichen in ein paar Jahren habe vollenden können; — als ob die damaligen gefügigen Landtage es abgelehnt haben würden, neben den jährlichen 50000 Thlrn. für den kölner Dom auch etwas mehr als 15000 Thaler für einen evangelischen Kirchenbau zu bewilligen. Das zweite Mal rief ein unschuldiger Irrthum des jungen Militärpredigers ein Unwetter auf unsere Häupter herab. Der König hatte gewünscht, daß in der Liturgie des Gottesdienstes, den er besuchen wollte, ein Psalm gelesen werde, und der Divisionsprediger mißverstand das dahin, daß er einen Psalm als Perikope las, während der König einen Psalm *neben* den Perikopen erwartet hatte. Darüber ward der König so unwirsch, daß er bei der nachfolgenden Vorstellung an uns allen dreien vorüberlief ohne uns anzusehen, eine Unfreundlichkeit, die dann die gute Königin Elisabeth an uns auszugleichen sich bemühte. Bei diesen beiden Gelegenheiten wandten sich die Blicke und Herzen unwillkürlich von dem Könige auf den Prinzen von Preußen hinüber, der bei aller gemessenen Zurückhaltung als der eigentlich königliche Mann erschien, die Hoffnung Preußens. — Eine dritte, persönlichere Berührung, die ich mit König Friedrich Wilhelm IV. hatte, aber nicht Auge in Auge,

sondern ihm unbewußt, entbehrt nicht ganz eines heiteren Anflugs. Als die Basilika ihrer Vollendung entgegenging, wurden wir trierer Geistlichen aufgefordert, die Bibelsprüche vorzuschlagen, welche an die inneren Wände geschrieben werden sollten. Ich machte einen Entwurf, dem meine beiden Amtsbrüder zustimmten: in der Vorhalle als der Taufkapelle rechts den Taufbefehl, links das „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, im Schiff als der Predigtkirche auf der einen Seite die objectiven, auf der anderen die subjectiven Hauptmomente des Evangeliums: in der Chornische als dem Abendmahlsraum in größerer Schrift das „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken“. Der Entwurf gefiel dem Könige; nur in Einem Punkte wünschte er ihn anders: in der Chornische sollte auf der einen Seite das Einsetzungswort stehen, auf der anderen das „Kommet her zu mir“, in der Mitte aber, wie er eigenhändig an den Rand geschrieben hatte, ein Spruch, der den Character des Abendmahls als „eucharistischen Opfers“ ausdrückte, eine katholisirende Lieblingsidee, die er mit Bunsen theilte. Aber er hatte dazu keinen Spruch finden können; wir sollten ihn finden. Auf meinen Rath antworteten wir kurz, wir wüßten auch keinen. Und da es überhaupt keinen solchen Bibelspruch gab, so blieb es auch für die Chornische bei meinem Vorschlag.

Die Zeit, aus der ich hier erzähle, war die des orientalischen Krieges. Große Weltereignisse klopften an die Schlafkammer des in Lethargie liegenden Deutschlands, aber sie weckten es nicht. Was uns Brüder am meisten ergriff, war die fühlbare Gotteshand in dem Zusammenbrechen des hochmüthigen russischen Despoten, der Deutschlands und Preußens Erniedrigung mit verschuldet und sich seitdem in Berlin wie ein Oberherr gebärdet hatte. Im Uebrigen traten uns die großen Völkergeschicke stark zurück hinter dem Heimischen und Häuslichen, das uns im Jahre 1855 ganz besonders in Anspruch nahm. Es

war ein böser harter Winter, in Trier große Theuerung und Armennoth. Ich ging persönlich in der Gemeinde collectiren und brachte meine Sammlung auf die unerreichte Höhe von 210 Thlrn.; ein junger Mann aus guter Familie, mehr Gast in Trier als Gemeindeglied, gab mir 30 Thlr. und seine Adresse für Weiteres; eine Bürgersfrau schenkte mir die drei Thaler, die sie für einen neuen Hut zurückgelegt hatte. — Mein lieber Bruder in Neuwied war diesen Winter hindurch ganz besonders heimgesucht von hartnäckigen quälenden Magen- oder Eingeweideschmerzen, die ihn zwar nicht abhielten, seine schönen, nachmals gedruckten Vorträge über innere Mission zu unternehmen, die ihm aber seine Arbeit zu einer aufreibenden machten und ihn seinem Hochzeitstage in schwermüthiger Stimmung entgegengehen ließen. Dieser Hochzeitstag kam, nachdem wir beiderseits auf Ostern unsere Confirmationen vollzogen hatten; ich reiste nach Neuwied um ihn zu trauen; er sah bleich und schmächtig aus, war aber im Eltern- und Verwandtenkreise frisch und fröhlich wie je. Auf der Hochzeitsreise, die über Heidelberg ging, kam er mit seiner jungen Frau zu uns nach Trier, und wir hatten wiederum festlich frohe Tage. Er fühlte sich damals so wohl, daß er meinte genesen zu sein; unser vortrefflicher Arzt, den ich dennoch zu einer Untersuchung seines Leidens veranlaßte, hielt dasselbe für unbedenklich, für eine Darmerschlaffung, wider die er hauptsächlich diätetische Mittel empfahl. — Nicht lange danach kam in unser Haus eine neue hohe Freude: am 24ten Juli, demselben Tage, an dem im Vorjahr unser erstes so schnell verblichenes Kindchen geboren worden, ward uns ein anderes Kind geschenkt, wiederum ein Töchterchen, zwar zart und klein, aber gesund und lebenskräftig. Meine gute Mutter und ebenso meine ferne Schwiegermutter waren herbeigeeilt, den kleinen Ankömmling zu empfangen und die geliebte Tochter zu pflegen; ein ungekanntes neues Leben erfüllte unser Haus. „Es ist etwas Eigenes, Unvorstellbares, solch ein Kindchen zu haben,

schrieb ich an Franz, der an unserer Freude rührenden Antheil nahm; seit fünf Wochen ruhen meine Studien fast ganz, und die sonst am Studiertisch verbrachte Mußezeit wird an der Wiege und mit Herumschleppen der Kleinen verthan. Das wird sich zwar wieder ins Gleiche geben; aber wenn schon jetzt, wo man doch erst an physischen Lebensäußerungen sich freuen kann, ein Kind solch eine Freudenquelle ist, wie erst wenn sein Geist anfängt sich zu regen und zu rühren." Auch mein Vater kam von Frankfurt herüber, um die Taufe der kleinen „Helene" mit uns zu feiern, und unser Familienglück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht Franz uns gefehlt und die Sorge um sein Befinden sich ebendamals stärker aufgedrängt hätte.

Sein junges häusliche Glück hatte sich bald getrübt durch das Wiederauftreten jenes räthselhaften Leidens, das ihn seit den letzten Lebenszeiten der verewigten Braut pausenweise, erst leiser, dann immer stärker und hartnäckiger heimgesucht hatte. Dasselbe schien zwischen Lunge und Eingeweiden hin- und herzuziehen, war von verschiedenen Aerzten verschieden und immer beruhigend erklärt worden, aber keinem der angewandten Mittel auf die Dauer gewichen, und trat jetzt wieder vorzugsweise in Brustbeschwerden hervor. Dem so freudigen Prediger war im Laufe des Sommers die Brust so eng und müde geworden, daß er hüstelnd jeden Predigtact sich abringen mußte, und um eben die Zeit, wo er uns unser Kindchen taufen sollte, hatte das Unvermeidliche einer Ausspannung und ernstlichen Kur sich ihm schließlich aufgedrängt. Sein neuwieder Arzt schlug ihm das Schwefelbad Weilbach am Untermain vor; der frühere coblenzer Berather widerrieth dasselbe; so suchte der Kranke die Entscheidung bei einem namhaften Arzt in Wiesbaden, der in Weilbach Badearzt gewesen, und der schickte ihn hin. Es war ein falscher Rath; nach kurzem Anflug von Erholung steigerten sich die Krankheitserscheinungen, insonderheit das Darmleiden derart, daß ein operativer Eingriff nöthig ward. Der Kranke flüchtete nach

dem nahen Frankfurt, ins Elternhaus, wo der Vater für ihn sorgte; der zu Rathe gezogene ausgezeichnete Arzt vollzog die Operation glücklich und schritt zugleich gegen das Darmleiden mit so großem augenblicklichen Erfolge ein, daß der Vater beruhigt nach Trier zur Taufe reisen konnte. Franz meinte nun auch, hinreichend berathen, nach Neuwied zurückkehren zu sollen; ich war anderer Meinung und drang in ihn, vor allem seine gründliche und völlige Herstellung abzuwarten, für welche ich ihm, wenn er nicht in Frankfurt bleiben wolle, mein Haus oder meine Geldhülfe zu einer neuen Badereise anbot; er aber meinte vor allem seiner Amtspflicht genügen zu müssen, so weit er es vermöge. Er ordnete in Neuwied seine Geschäfte, nahm einen Vicar an, dem er fortgehende Anweisung geben konnte, und zog für den Rest der guten Jahreszeit mit seiner Frau an einen nah- und hochgelegenen ländlichen Ort. Hier ging es mit seinem Befinden auf und ab, im Ganzen leidlich, ja schließlich so gut, daß er mir im October einen sechsseitigen Brief voll bester Hoffnungen und schriftstellerischer Pläne schrieb. Im November nach Neuwied zurückgekehrt, fing er wieder an Amtshandlungen zu verrichten, hielt zur Eröffnung eines neuen Schulhauses eine Ansprache in der Kirche und nahm an einem feierlichen Acte, mit dem ihm ein neuerworbenes und für ihn hergerichtetes Pfarrhaus übergeben ward, unter freiem Himmel theil. Dieser Act ward ihm verhängnißvoll. Eine starke Erkältung weckte die leidlich beschwichtigten Krankheitserscheinungen in gesteigertem Maße von neuem auf; — „dieser Rückfall, schrieb er mir traurig, war der stärkste und schlimmste, und noch ist er nicht überwunden". Der nun zugezogene zweite Arzt erkannte, daß es sich um eine Tuberkulose handelte, welche sowohl die Lunge als die Eingeweide ergriffen hatte und bei der Dauer des Uebels und der wiederholentlichen Schwächung des Patienten den Gegenbemühungen wenig Hoffnung ließ. Aber auch jetzt noch blieb, nach der Weise der Aerzte, dieser Stand der Sache den Ange-

hörigen verborgen, und zumal wir Entfernten ahnten denselben nicht. Die ausführlichen, zwar niedergeschlagenen, aber doch zuversichtlichen Briefe, welche der Kranke uns noch wiederholt schrieb, ließen uns wohl an ein langwieriges und Geduld forderndes, nicht aber an ein zerstörendes Leiden denken; ich schickte ihm auf Weihnachten neben der neuerschienenen schönen „Christenfreude in Lied und Bild“ eine Anzahl Hyazinthen, damit er in der langen winterlichen Stubenhaft sich an ihrer Pflege erfreue. Erst eine Briefeinlage seiner kummervollen jungen Frau verrieth mir, daß es sich um Leben und Sterben handle, und nun stand mein Entschluß fest, an sein Krankenbett zu eilen; ich fragte an, und ein paar mühselige Zeilen von seiner Hand antworteten mir, es werde ihm „ein großer Trost sein, mich zu sehen“. Ich reiste unmittelbar nach gehaltener Weihnachtspredigt ab, und am andern Morgen lag, jenseits des mit Eisschollen gehenden Rheins, das damalige, seitdem durch Feuer zerstörte Wahrzeichen Neuwieds, meines Bruder heller Kirchthum, mir gegenüber; dicht dabei das neue Pfarrhaus, in welches er als Todkranker, Sterbender hatte einziehen sollen.

Ich habe die acht Tage, welche nun folgten, — Tage des tiefsten herzbrechenden Leides, aber auch der herrlichsten Erfahrung, was das Licht des Christenglaubens auch im tiefsten Dunkel vermag, anderweitig eingehend beschrieben, und darf mich über dieselben hier kurz fassen. Ich fand meinen lieben Bruder in großer Schwachheit im Bette sitzend und so abgezehrt, daß ich Mühe hatte, mich in die altvertrauten Züge zu finden; erst als er, langsam und leise, zu reden begann, faßte und fand ich mich. Sein Befinden, subjectiv leidlich, war erst seit wenigen Tagen auf diesen Schwächepunkt gesunken, und er hing noch an der Genesungshoffnung, um seines Amtes und seiner jungen Ehe willen. Er meinte, eine Zusage von oben empfangen zu haben, daß er „neue Kraft empfangen und wie mit Adlersflügeln auffahren solle“; aber diese Zusage, sagte er, sei ihm an eine

zwiefache Bedingung geknüpft, — einmal, daß in dieser Heimsuchung alles Unruhige und Ungeduldige, das seinem Wirken seither angehaftet, vergehe, und dann, daß kräftig für ihn gebetet werde, denn so ein armer schwacher Kranke sei auch schwach in seinem Gebet. Seine fromme Zuversicht wirkte auch auf mich zurück, so daß wir die beiden ersten Tage hindurch den harmlosen Ton des alten trauten Verkehrs wiederfanden und einander von Weihnachten und aus der Welt dadraußen erzählten. Die Aerzte, die ich im Laufe des ersten Tages vertraulich sprach, verhehlten mir ihre Ohnmacht nicht; die Geschwüre in den Eingeweiden seien nur zu heilen durch Mittel, welche der Kranke für jetzt nicht vertrage, und ihn zu stärken sei seither nicht gelungen, da ihm von seiner anscheinend leidlichen Ernährung eigentlich nichts zu Gute komme. Ich klammerte mich an das Stückchen Unbestimmtheit an, das diese Aufschlüsse noch übrig ließen, und wenn Gebete den Rathschluß Gottes wenden könnten, so hätten sie es hier gethan, wo so viele treue Herzen mit uns eins waren, um des geliebten Lebens Erhaltung zu bitten. Aber nicht zum letzten Mal im Leben erfuhr ich, daß die Gebetsverheißungen der h. Schrift nicht auf solche Fälle des zeitlichen Lebens oder Sterbens gemünzt sind, daß vielmehr auf dieselben nur das Gebet von Gethsemane paßt.

Im fortgesetzten Beobachten seiner zunehmenden Schwäche und im thränenvollen Austausch untereinander drängte es sich uns immer deutlicher auf, daß der Wille Gottes mit unserm theuren Kranken ein anderer sei als er selber meinte. Und ebendamit legte sich mir die brüderliche Pflicht aufs Herz, ihm über diesen Willen Gottes die Augen zu öffnen und ihm so zu einer letzten Ergebung und einem freudigen und für uns alle gesegneten Abschied zu verhelfen. Er selbst gab mir die Handhabe dazu, indem er mich am zweiten Abend auf mein bekümmertes Aussehen anredete. Da ich ihm nun in schonender Weise unsere Besorgnisse aussprach und ihm andeutete, wie die

Erhaltung unseres zeitlichen Lebens uns doch kein Glaubensgegenstand sein könne, fand ich ihn nicht nur mit dem Todesgedanken ganz vertraut, sondern auch ohne Kampf bereit, jener seiner Genesungszuversicht eine höhere Deutung zu geben. „Es bleibt dennoch dabei, sagte er, „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler", — und wenn es auch höher hinauf wäre als wieder in die irdische Wirksamkeit". „Von euch aber, meine Lieben, erwarte ich, daß, wenn es so kommt, ihr nicht als die verzagten Jünger sprechen werdet: Es ist ein Gespenst, sondern erkennen werdet, es ist der Herr!" Am folgenden Morgen besprach er mit mir die Ordnung seiner äußeren, irdischen Angelegenheiten; dann bat er mich um die Spendung des h. Abendmahls. Wir feierten dasselbe am nächstfolgenden Tage, einem Sonntag, im Familienkreise, und erhoben uns über die bange Frage um Leben und Tod an der Hand des Wortes: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn." In den Unterpfändern des ewigen Gnadenbundes mit Gott ergriffen wir zugleich die Unterpfänder der Unvergänglichkeit unseres Bruderbundes, der Unsterblichkeit unserer Liebe; ich reichte ihm, er reichte mir die Hostie und den Kelch. Als ich nach beendeter Feier ihn küßte mit den Worten: Ach wie freundlich ist Gott, daß er uns das noch miteinander erleben läßt, da nahm er das auf in feiernden Worten des Lobes und Dankes: „Ja wohl ist Er freundlich, — wenn wir Ihn nur allezeit so halten könnten, wie Er uns allezeit hält" — „Lobe den Herrn, meine Seele, der Dir alle Deine Sünde vergibt" — „Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde" — „Das ist meine Lust, daß ich mich zu Gott halte, und — lebend oder sterbend — verkündige alle sein Thun". Nachdem er in solcher Weise sein Herz gegen Gott ausgeschüttet, sprach er zu uns: „Nun kann uns der Herr noch sehr lange beisammen lassen oder

sehr kurz, aber es soll nun nicht mehr vom Scheiden oder Bleiben die Rede sein, sondern allein vom Bleiben in Ihm."

Noch einmal flackerte unser Hoffnungsfünkchen auf, als am folgenden Tage auf den ergangenen Ruf der Schwiegermutter und von unserem väterlichen Freunde Bleek angetrieben, der greise Geh. Rath Wutzer von Bonn herüberkam und nach sorgfältiger Untersuchung des Kranken mit den behandelnden Aerzten eine Berathung hielt. Er versuchte eine andere mögliche Krankheitsursache aufzustellen, verordnete einige neue Maßregeln, welche von den nicht-überzeugten Aerzten gehorsam angewandt wurden, aber dieselben hielten das unverkennbare Sinken des Lebensfunkens nicht auf. Am nämlichen Tage kamen, im Einvernehmen mit Franz von mir herbeigerufen, unsere alten Eltern durch Schnee und Eis von Frankfurt herüber, und nun erfüllte sich die letzte Lebensspanne mit einem klaren, innigen Abschiednehmen auf ewiges Wiedersehn. Für jedes der Seinen hatte der Sterbende noch ein liebevolles, unvergeßliches Wort, eine Mahnung, eine Fürbitte, einen Segen; auch für die Abwesenden, für unsre Schwester, für Marie gab er mir Grüße mit, und „mehr als Grüße, — sage ihnen, wie sie mir fort und fort am Herzen liegen", und wiederum: „Sage Willibald, wie mir sein Kindchen am Herzen liegt". Noch einmal gelobten wir beiden uns ewige Liebe und Treue. Noch einmal bat er mich, an seinem Bette zu beten. Als ich geendet mit dem „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod", sprach er Amen, und: „Nun bittet den Herrn, daß er meine Ablösung vom Kriegsdienst bald geschehen lasse". Aber noch bis in die zweite Nacht währte der Kampf. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Für jeden kleinen Liebesdienst, der ihm an Leib und Seele gethan ward, bezeigte er seinen Dank. Danksagungen, welche überfließende Herzen ihm mitgeben wollten, lehnte er ab. „Herr, ich warte auf Dein Heil", war einer seiner letzten vernehmlichen Seufzer. Nachdem wir die letzte Mitternacht mit ihm heran-

gewacht, bat er, ihn wie zum Schlafe nach der Wand zu kehren, und so, unmerklich, hauchte er seine Seele aus.

Wohl selten wird im irdischen Lebensende der Sieg des christlichen Glaubens und Liebens so offenbar. Wir waren hochgehoben in der tiefsten Traurigkeit. Am Abend des Sterbetages, — es war der 3te Januar des Jahres 56 — fanden wir uns an der geschmückten Leiche zusammen, die im Clavierzimmer aufgebahrt war, und sangen miteinander das Lied „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", das Letzte, was der liebe Todte sich hatte vorlesen lassen. Die Gedächtnißpredigt hielt dem Heimgegangenen in dichtgeschaarter, tiefbewegter Gemeinde sein treuer Freund und Helfer, der Seminardirector Bührung über das Wort: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach;" die Grabrede hielt ich ihm über den Spruch „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach". Danach mußten auch wir Uebergebliebenen auseinandergehen; in Coblenz mußte ich meine armen Eltern rheinaufwärts ihren winterlichen Pfad ziehen lassen und meinerseits den Wanderstab auf den alten Lebenspfad setzen, der nun so viel ärmer und öder vor mir lag. Das Scheiden meines Bruders Franz war wohl der schwerste Schlag, der mein Leben hatte treffen können; mit keinem anderen Lebensgange war der meinige so tief verwachsen. Wenn von zwei Bäumen, die aus Einer Wurzel hervorgewachsen sind, der eine im Sturm bricht, dann erbebt auch der andere vom Wipfel bis in die Wurzel hinein: so zitterte dies Erlebniß Monate, Jahre lang in mir nach. Aber über den Abgrund dumpfer tödtlicher Traurigkeit hob mich die mit Augen geschaute Herrlichkeit dieses Sterbens empor, und diesen Eindruck zu bewahren, ihn für die eigene Seele und für mein Berufsleben fruchtbar werden zu lassen, war der Gedanke, mit dem ich meinen Lebenslauf gleichsam

wieder aufnahm. Es war ein Klang aus tiefstem Herzen, mit dem ich den kommenden Frühling begrüßte:

— Du lockst mich wieder, Gotteshauch,
Zu laufen meine Bahn aufs Neu',
Und, Herr, dir folgen will ich auch
Auf Pfaden deiner Lieb' und Treu;

Und will auch danken, daß so reich
Du noch sie schmückest mit Geduld:
Nur Eines, Herr, bitt' ich zugleich
Zum Siegel deiner Gnad' und Huld:

Herr, dieses Leid, Herr, diese Noth,
Die du mir gabst, die nimm mir nicht;
Herr, diese Wunde frisch und roth
Steh' offen, bis dies Herze bricht! —

So suchte ich auch meines alten Vaters trübe Nachgedanken, was zur Abwendung dieses Schicksals vielleicht noch alles hätte geschehen können, zu überwinden durch den Vorhalt, wie Gott auch hier sein Bestes gethan habe, wenn wir nur in der Liebe zu Ihm uns das Schwerste zum Besten dienen ließen. Und wie in einer ähnlichen Lebenszeit, in der Zeit nach dem Tode seiner heißgeliebten Braut, der Verewigte mir einmal von seinen Predigten geschrieben hatte, „Wenn das Herz blutet, so steht es ja offen", so ging es auch mir. Ich habe vielleicht nie inniger, bewegter und bewegender gepredigt als in der Passions- und Osterzeit des neubegonnenen Jahres. Wenn in der Betrachtung der ohnmächtigen Jüngertreue und der allgewaltigen Heilandstreue das Wort sich mir aufdrängte „Kann auch ein Bruder seinen Bruder erlösen?", oder wenn die bange Frage der Grabespilgerinnen „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?" in seiner allgemein-menschlichen Anwendung mir zum Ausgangspunkt der Osterpredigt ward, dann waren es die dunkeln Stunden an Franzens Sterbebett, dann war es das thränenreiche Grab am fernen Rheinesufer, was mir vor der Seele stand. Ein weiterer Antrieb, das tiefe tödtliche Leid in

aufrichtende Lebensarbeit umzusetzen, entstand mir aus dem Wunsche, den frühvollendeten Bruder nach Möglichkeit unter den Zeitgenossen fortleben und fortwirken zu lassen. Ich besaß in Franzens vor mir liegendem Leben und Sterben einen Schatz, den ich als ein Vermächtniß an die streitende Kirche zu verwerthen berufen war. Ich versuchte das in einer Lebensskizze, die ich für das Rheinisch-westphälische Gemeindeblatt verfaßte. Der Eindruck, welchen dieselbe hervorrief, die an mich gelangenden Wünsche um noch eingehendere Mittheilungen ließen den Gedanken jenes Buches in mir entstehen, welches hernach unter dem Titel „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“ vielen zu Danke von mir verfaßt worden ist. Ich legte meine bisherigen theologischen Pläne und Ausarbeitungen bei Seite und begann meines Bruders geistigen Nachlaß, seine Tagebücher, Briefe, Gedichte, Predigten u. s. w. durchzusehen. Die schönsten Lieder, die ich ja schon im Jahre 1851 hatte auswählen und ordnen helfen, fand ich noch um eine reichliche Nachlese, unter anderem um jenes letzte und ergreifende Leidenslied „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ zu vermehren, und gab sie so unter dem ursprünglich von Franz selbst gewählten Titel „Haideröschen“ vorweg heraus. Langsamer schritt natürlich die Lebensbeschreibung fort, welche mich die Mußestunden zweier Jahre kosten sollte; als ich im Laufe des Sommers Trier verließ, war ich erst bis an die berliner Studienjahre gekommen.

Mitten in diese wehmüthigen stillen Beschäftigungen fiel mir, wenige Wochen nach meiner Rückkehr von Neuwied, ein ganz unerwarteter Amtsconflict, der mir das lebhafte Gefühl erweckte, daß die Zeit meines Scheidens von Trier nahe herbeigekommen sei. Die von Anfang an ungenügend gelöste und darum nie zur Ruhe gekommene Frage meiner Amtsbefugnisse in der Gemeinde kam zu einer letzten und schärfsten Verhandlung. Der große Mißstand der trierer Gemeinde, statt eines ihr ganz angehörigen Geistlichen zweie zu haben, die ihr nur

halb angehörten, ein Mißstand, der gerade bei einer so lose gefügten und so stark exponirten Gemeinde zwiefach ins Gewicht fiel, ward offenbar nicht nur im trierer Presbyterium, sondern auch im Consistorium zu Coblenz lebhaft empfunden, und so waren schon im Jahre 1855 von dorther abermals Anregungen ergangen, auf eine ausgiebigere Verwerthung meiner Arbeitskraft für die Gemeinde Bedacht zu nehmen. Das Presbyterium hatte diese Anregungen gern ergriffen und zunächst meine Enthebung von den Nebenämtern an der Bürgerschule und vom Gefängniß ins Auge gefaßt; es erbot sich, mir das von ersterer stammende Einkommenstheil von 120 Thlrn. aus Gemeindemitteln zu ersetzen, und erbat vom Consistorium die weiteren 100 Thlr., auf die ich mit der Gefängnißpredigerstelle zu verzichten haben würde. Auf diese Voraussetzungen aber baute es seinen Hauptantrag, mich in allen Stücken, auch in Hauptpredigt und Presbyterialvorsitz, zum gleichberechtigten zweiten Pfarrer zu machen. Diese Verhandlungen hatten zunächst ohne Betheiligung des Consistorialraths Spieß unter Leitung des Superintendenten stattgefunden, und die Beschlüsse hatten Spieß, als ein gewisses Mißtrauensvotum gegen ihn enthaltend, unangenehm berührt, doch hatte er sich nachträglich einverstanden erklärt, und so waren sie — vermuthlich der Geldfrage wegen — bis an den Oberkirchenrath, ja an den König gegangen. Jetzt nach Jahr und Tag kam der Bescheid. Der König hatte — an sich mit Recht — Bedenken gegen die Einführung eines gleichberechtigten doppelten Pfarramts an einer ungetheilten Gemeinde, und so wurde von Berlin aus angefragt, ob uns gedient sei mit zwei Hülfspredigern, welche die Diaspora zu versorgen hätten, während dem Pfarrer die eigentliche Stadtgemeinde verbliebe, oder mit einer Theilung der letzteren, bei welcher der zweite Pfarrer zugleich die Diaspora übernähme. Mit diesen beiden Vorschlägen, welche offenbar ohne genauere Kenntniß unsrer Verhältnisse gemacht waren, war nun nichts anzufangen, indem unsre Noth nicht in

der kleinen Diaspora, auch nicht in der Größe der kaum 1500 Seelen zählenden Stadtgemeinde lag, sondern in der Verquickung des eigentlichen Pfarramts mit einem Regierungsamt, welches das erstere unter allen Umständen zum Nebenamt herunterdrückte. Aber das Presbyterium, von dem Gefühl erfüllt, daß für die Gemeinde durchaus etwas Durchgreifendes geschehen müsse, begnügte sich nicht damit, jene beiden oberkirchenräthlichen Vorschläge abzulehnen, sondern ergriff nun — wiederum unter dem Vorsitz des Superintendenten — den Gedanken, das mit dem Regierungsamte verbundene Pfarramt Spießens auf ein bloßes Ehrenpfarramt mit gewissen Rechten ohne eigentliche Verpflichtungen einzuschränken, und dem von seinen Nebenämtern entlasteten Hülfsgeistlichen als eigentlichem Pfarrer die Versorgung der Gemeinde wesentlich zu übertragen. Damit war nun im sechsten Jahre meiner Amtsführung jener Conflict mit Spieß in der That eingetreten, den mir Wiesmann am Vorabend meines Abgangs von Trier vorausgesagt hatte. Denn Spieß hing bei aller Ueberlastung an seinem Pfarramt, begriff nicht, warum seine Arbeit nicht bis zu einer dereinstigen Auflösung seines Doppelamtes genügen solle, und fühlte sich durch die Bestrebungen des Presbyteriums um so schmerzlicher gekränkt, als unverkennbar hinter denselben auch der Wunsch des Consistoriums stand. In dieser Stimmung wandte er sich an mich, berief sich auf die mancherlei Einräumungen, die er mir nach und nach gemacht, und verlangte von mir, daß ich im Widerstand gegen die Bestrebungen des Presbyteriums und Consistoriums mit ihm zusammenhalte. Das konnte ich nicht, nicht nur, weil ich damit meine besten Freunde und Gönner feige verleugnet haben würde, sondern vor allem, weil ich von der sachlichen Berechtigung jener Bestrebungen überzeugt war. Als ich es ihm aber abschlug, warf er mir vor, daß ich ihm je und je nicht das Vertrauen erzeigt, auf das er sich doch mir gegenüber ein Anrecht erworben, daß ich mir vielmehr ohne und

wider ihn eine Stellung erobert. Unser amtsbrüderliches Verhältniß, bis dahin ungestört, ja ungetrübt, schien heillos zerrissen.

Ich war in der peinlichsten Lage, indem ich dem guten Manne vollständig nachfühlen und doch von dem Gesichtspunkt, daß der Pfarrer um der Gemeinde willen, nicht die Gemeinde um des Pfarrers willen da sei, nicht weichen konnte. Ich setzte mich hin, um ihm in einem langen, überlegten Briefe zu sagen, was ich ihm in dem erregten Gespräch nicht hinreichend gesagt, was ich ihm mündlich überhaupt nicht hatte sagen können. Ich gab ihm zunächst vollauf sein menschliches und positives Recht, sein Recht auf Anerkennung seiner Arbeit und Treue, auch sein Recht, sich verletzt zu fühlen und sich zu beschweren. Aber ich appellirte an eine über das alles hoch hinausliegende Instanz, an die letzten, höchsten Grundsätze und Verpflichtungen des geistlichen Amtes, sich selbst zu verleugnen, wo die Sache des Herrn es fordere. Dann beugte ich der Erwiederung vor, daß, was ihm genommen werden solle, mir zugedacht sei. Ich erinnerte, unter welchen Vorbehalten der Erweiterungsbedürftigkeit meiner Befugnisse man mich nach Trier geschickt, und wie ich diese Erweiterung nie selber eingemahnt, sondern immer die Initiative der Behörden und der Gemeinde abgewartet; dann aber erklärte ich feierlich, daß, welches auch das Ergebniß der jetzigen Verhandlungen sein werde, ich von denselben keinen persönlichen Gebrauch zu machen gedächte; daß ich bitten würde, ja im Vorjahr den Generalsuperintendenten bereits vertraulich gebeten hätte, mich sobald als möglich aus dem trierer Antagonismus von Pfarramt und Gemeindevorstand wegzunehmen. Auf diese Erklärungen gestützt, wagte ich es nun, dem älteren und vorgesetzten Amtsgenossen offen zu sagen, daß und warum seine Predigten, der ernsten Vertiefung und lebendigen Hervorbringung entbehrend, und sein durch soviele Amtsreisen zerrissener Confirmandenunterricht die Gemeinde nicht erbauen könnten und in der That nicht erbauten, daß auch der ganze Zustand der

Gemeinde nach Innen und nach Außen ein ungenügendes geistliche Versorgtwerden vor anderen Gemeinden nicht aushalten könne, und daß ich darum den Bestrebungen des Presbyteriums, Befriedigendes herbeizuführen meine Anerkennung nicht zu versagen, geschweige denn denselben entgegenzutreten vermöge. Nichtsdestoweniger würde ich mich auch nicht mit dem Presbyterium wider ihn, den Pfarrer, verbünden, vielmehr den entscheidenden Sitzungen fernbleiben und mir vorbehalten ein Separatvotum in vermittelndem Sinne abzugeben.

Demgemäß that ich denn auch. Ich sprach vertraulich mit meinen Freunden im Presbyterium, welche selbstverständlich in der ganzen Sache mit mir Fühlung gesucht hatten und im Einvernehmen mit mir bleiben wollten. Ich überzeugte dieselben, daß es nicht angehe, die wohlerworbenen Rechte eines Pfarrers ohne dessen Einwilligung auf bloße Ehrenrechte herabzudrücken, und daß die trierer Gemeinde bis zu der künftigen Trennung des Pfarr- und Regierungsamtes, welche allerdings im Auge zu behalten sei, sich in einem unvermeidlichen Provisorium befinde; daß es sich nur darum handeln könne, das Provisorium möglichst befriedigend und einer künftigen vollbefriedigenden Ordnung möglichst annähernd zu gestalten. Diesen Gesichtspunkten entsprechend kamen im Presbyterium vermittelnde Beschlüsse zu Stande, dahin gehend, unter motivirter Ablehnung der beiden oberkirchenräthlichen Vorschläge wesentlich auf die vorjährigen Anträge zurückzukommen, also den ersten Pfarrer, vielleicht unter Entbindung vom Confirmandenunterricht, in seinen Rechten und Pflichten zu belassen, den Hülfsgeistlichen aber, unter Enthebung von seinen Nebenämtern mit Ausnahme des Gymnasialreligionsunterrichts, zum voll- und gleichberechtigten zweiten Pfarrer zu erheben. Und diesen Beschlüssen erklärte denn auch Consistorialrath Spieß sich anschließen zu wollen.

In dem Separatvotum, welches ich mir vorbehalten hatte, bat ich das Consistorium um möglichst unbedingte Befürwortung

dieser vermittelnden Beschlüsse. Ich legte dar, wie die beiden königlichen Propositionen, uns zwei Hülfsprediger zu geben oder die Gemeinde in zwei Pfarreien zu theilen, unseren Verhältnissen nicht entsprächen und unserem durch die Ueberbürdung des ersten Pfarrers mit einem umfassenden Regierungsamt herbeigeführten Nothstande nicht abhelfen könnten. Da nun dieser erste Pfarrer ohne seinen Willen nicht auf ein bloßes Ehrenpfarramt beschränkt werden könne, so bleibe in der That nichts übrig, als das Hülfspredigeramt zu einem vollberechtigten und der Gemeinde ganz angehörigen zweiten Pfarramt auszubilden. Unterliege ein solches zweite Pfarramt an der ungetheilten Gemeinde auch wohlbegründeten Bedenken, so milderten sich dieselben doch durch den Umstand, daß bei der nächsten Erledigung des verbundenen Pfarr- und Regierungsamtes eine anderweitige Ordnung möglich und in Aussicht zu nehmen sei.

„Nach diesem Gutachten zur Sache, fuhr ich fort, muß ich schließlich auf meine Person kommen. Ich habe mich seither, und namentlich während der Verhandlungen der beiden letzten Jahre in einer äußerst mißlichen und peinlichen Lage befunden zwischen den von mir gebilligten und für unabweislich gehaltenen Bestrebungen des Presbyteriums und den zum Theil entgegenstehenden Ansichten und Rechten des Pfarrers. Auf beiden Seiten waltet die Ansicht, daß gerade meine Person der Anlaß sei — zwar nicht die jetzt zum Abschluß kommenden Bestrebungen der Gemeinde zu wecken, wohl aber sie bis zu der bewiesenen Nachhaltigkeit zu steigern. Obwohl die aus denselben entstehenden Unannehmlichkeiten immer wieder beigelegt worden sind, so ist mir doch der Schein und Vorwurf, als habe ich hier irgendwie das Eigene gesucht und mir eine Stellung erobert, nahe genug getreten, um den lebhaften und begründeten Wunsch in mir zu erzeugen, daß das neuzubegründende zweite Pfarramt nicht in meine Hände gelegt werden möge. Ich führe daher nur aus, was ich bereits meinem Herrn Collegen und dann

auch dem Presbyterium als meinen festen Entschluß mitgetheilt habe, wenn ich das hochwürdige Consistorium bitte, mich bei der ersten geeigneten Gelegenheit hier wegnehmen und in irgendeine ihm für mich passend erscheinende Stelle, welche mich gegen mein hiesiges Einkommen nicht wesentlich verschlechtert, berufen zu wollen."

Diese Verhandlungen spielten im Februar und März, und im Juni kam die königliche Genehmigung der Gemeindeanträge, also die Umwandlung der Hülfs- und Anstaltsgeistlichenstelle in ein zweites Pfarramt, bei welchem von allen Nebenämtern nur — unseren Vorschlägen entsprechend — der Religionsunterricht am Gymnasium verblieb. Und nun wäre es dem Consistorialrath Spieß, der wirklich ein gutes Herz besaß und mir nicht lange nach jener peinlichen Auseinandersetzung in rührender Weise die Hand der Versöhnung gereicht hatte, ganz recht gewesen, mich als Collegen zu behalten: wievielmehr wünschte und hoffte dies das Presbyterium. Das Consistorium aber, das mir in aller Weise persönlich wohlwollte, hatte meine Bitte um Versetzung zwar nicht abgeschlagen, war aber bei der geringen Zahl städtischer Stellen, die es — lediglich am Oberrhein — zu besetzen hatte, ebensowenig in der Lage sie sofort zu erfüllen, so daß darüber noch Jahre hätten hingehen können. Gleichwohl hatte ich das Gefühl, daß meine Zeit in Trier um sei. Und eine unerwartete Fügung sollte das bestätigen.

Es war am Trinitatistag, und ich war eben im Begriff, meinen Züchtlingen im Arresthaus die Heilsbedeutung des Glaubens an den dreieinigen Gott auszulegen, als ich einen kleinen schmächtigen Herrn mit weißen Haaren in die Kapelle eintreten sah; — ein reisender Landpfarrer, dachte ich, der dich einmal predigen hören will. Nach beendetem Gottesdienst stellte sich mir der freundliche Fremde als den Prälaten Ullmann von Karlsruhe vor, den ich ja aus der theologischen Literatur wohl kannte, aber von Angesicht nur einmal, bei der um Jahre zurück-

liegenden Vorberathung des Kirchentages gesehen hatte. Er begleitete mich in den Hauptgottesdienst, in dem ich die Liturgie zu lesen hatte, wohnte auch meinem Nachmittagsgottesdienst bei, obwohl ich ihm gesagt, daß er in demselben nur eine freie Wiederholung der Frühpredigt hören werde: dann rückte er mit seinem Anliegen heraus. Er war auf der Suche nach einem Hofprediger für seinen jungen Prinzregenten, ebendenselben, der demnächst die Tochter des Prinzen von Preußen heimführen sollte. Man wollte für dies Vertrauensamt einen jüngeren Mann, der nicht im Lande geboren und gebildet wäre; Dorner in Bonn hatte seinen Freund Ullmann an mich gewiesen, und dieser hatte das Amt zwar nicht ohne Weiteres zu vergeben, wohl aber den ihm geeignet Erscheinenden zu einer Gastpredigt vor dem Prinzregenten zu werben, und er hatte hiefür Vertrauen zu mir gefaßt. Der Antrag erschreckte mich geradezu; das war am wenigsten das neue Pfarramt, das ich mir wünschte, und ich verhehlte dem freundlichen Werber nicht, daß ich mich nach meiner ganzen Eigenart für ungeschickt halte auf Parquetboden zu wandeln. Er wollte das nicht einsehen, und ich versprach ihm schließlich die gewünschte Gastpredigt, aber unter der Bedingung, daß ich nach derselben nicht ohne Weiteres mich zu entscheiden haben sollte, sondern nach gewonnener Orientirung in den mir völlig fremden Verhältnissen mir daheim die Sache in Ruhe überlegen dürfe. Die Sache blieb mir unheimlich, sie war mir unter allen Umständen ein Sprung ins Dunkle, der mich in keiner Hinsicht reizte. Ich fragte meinen in Berlin weilenden Freund Höpfner und durch ihn meinen väterlichen Nitzsch um Rath. Beide redeten mir zu; denn obwohl sie mich ungern aus Preußen scheiden sähen, so sei doch bei der herrschenden gegen die Union und jede freiere Richtung feindseligen Strömung eine irgendwie bedeutendere und einflußreichere Stellung, wie sie sie mir wünschten, vorderhand für mich nicht zu hoffen.

Inzwischen that sich noch eine andere, mir weit näherliegende und weit anmuthendere Aussicht auf. In der evangelischen Gemeinde zu Bonn trat der ältere der beiden Pfarrer in Ruhestand. Die Stelle war herkömmlich von der Regierung zu besetzen, schien aber dem zweiten Pfarrer, dem von Lennep nach Bonn übergegangenen D. Wiesmann als Präses der rheinischen Provinzialsynode nicht versagt werden zu können. Die Gemeinde bat die Regierung, ihn aufrücken zu lassen, und hatte dann für die zweite Stelle frei zu wählen. Bleek und E. M. Arndt, beide im Presbyterium, hatten mich in Vorschlag gebracht, und wieviel lieber wäre ich in der rheinischen Kirche und in einer bürgerlich einfachen Gemeinde geblieben. Es fügte sich so, daß ich auf den 6ten Juli von Bonn, auf den 13ten aus Karlsruhe zur Gastpredigt aufgefordert ward. Ich predigte in Bonn über „Martha und Maria“ und gefiel den ausschlaggebenden Leuten wohl; wäre die Gemeinde in der Lage gewesen, sofort zu wählen, so wäre ich nach Bleeks Ueberzeugung ohne Weiteres gewählt worden. Aber man wartete seit Wochen vergebens auf die berliner Entscheidung in Sachen Wiesmanns, vor welcher nichts zu machen war. Ich setzte also meine Reise fort nach Karlsruhe, ins unbekannte Land. Man hatte, um alles Aufsehen vor entschiedener Sache zu vermeiden, die Gastpredigt nach Baden-Baden verlegt, wohin der junge Großherzog — damals noch „Prinz-Regent“ an Stelle seines geisteskranken älteren Bruders — sich eigens hinüberbegab. Prälat Ullmann und der mir als Verfasser der „Symbolik des mosaischen Cultus“ bekannte Kirchenrath Bähr begleiteten mich, und ich predigte auf Grund von Hebr. 13, 14 („Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“) über „den Sinn des menschlichen Lebens“. Nach der Predigt ließ der Prinz-Regent mich zu sich rufen: ich fand einen jugendlichen Herrn von höchst gewinnender Persönlichkeit, der sich dreiviertel Stunden lang in ungezwungener, angenehmer Weise mit mir

unterhielt; meine Beziehungen zu Hrn. v. Radowitz, der in Karlsruhe Gesandter gewesen, gaben den Anknüpfungspunkt. Unmittelbar danach hatte Ullmann Audienz und erhielt den Auftrag mir das Hofpredigeramt anzutragen.

Ich mußte sagen: alles was ich gesehen und gehört hatte, die Persönlichkeit des Fürsten, die kirchlichen Verhältnisse im Lande, von denen mir Ullmann und Bähr erzählten und deren Leitung wesentlich in ihrer Hand zu liegen schien, dazu der Eindruck dieser beiden trefflichen Männer selbst, das alles muthete mich an. Gleichwohl hielt ich an der mir zugesagten freien Bedenkzeit, und ich würde auch jetzt noch die bonner Gemeindewahl vorgezogen haben. Aber deren Ermöglichung zog sich in auffallender Weise hinaus; sie lag in der Hand eines Mannes, der weder mir noch der rheinischen Kirche wohlwollte, des Cultusministers v. Raumer, der, wenn er von den in Bonn vorliegenden Wünschen und Plänen Kunde hatte, vollkommen im Stande war, dieselben durch Zögerung zu durchkreuzen. Es war diese Besorgniß, aus welcher mein Gönner Professor Bleek nach abermaligem Verlauf von zwei Wochen mir rieth, es nicht auf des Ministers guten Willen zu wagen, sondern in Karlsruhe zuzusagen. In dieser meiner letzten Bedenkzeit begegnete ich an einem Sonntag, an dem ich die Hauptpredigt gehabt, auf einsamem Abendspaziergang einem Fremden, dessen geistvolles Gesicht mir auffiel. Indem ich ihm nachsah, kehrte er sich zu mir um und gab sich mir als den Geh. Rath Wiese aus Berlin zu erkennen, der im Cultusministerium vortragender Rath und mir durch seine „Deutschen Briefe über englische Erziehung" bekannt war. Er war in meiner Predigt gewesen und sagte mir Freundliches über dieselbe; ich erzählte ihm, vor welcher Entscheidung ich eben stünde. „Ich habe Ihrethalben, antwortete er mir, unlängst ein Gespräch mit dem Herrn Minister gehabt, — ohne Erfolg. Gehen Sie jetzt getrost nach Karlsruhe; Ihre Zeit für Preußen wird kommen." Ich folgte diesen

Stimmen und erklärte dem Prälaten Ullmann meine Bereitwilligkeit. Nur das hielt ich mir aus, daß wenn mein persönliches Verhältniß zum Großherzog sich nicht in der beiderseits erhofften Weise gestalten sollte, mir der Uebergang in ein einfaches Pfarramt freistehen möge. Auch das ward mir zugesagt, und so hielt ich im August bereits meine Ernennung zum großherzoglich-badischen Hofprediger in Händen. Es war keine glänzend ausgestattete Stelle, in die ich eintrat; ich war der Nachfolger eines in Ruhestand tretenden alten Herrn, der Pfarrhaus und Pfründe behielt, und empfing mein bescheidenes Gehalt sammt der nur halb zureichenden Miethsentschädigung aus der großherzoglichen Chatulle. Aber ich verbesserte mich gegen mein seitheriges knappes Einkommen immerhin um ein Erhebliches, und vor allem gewann ich, was Trier auch unter den neugeordneten Amtsbefugnissen mir nie hätte gewähren können, die ersehnte Muße zu wissenschaftlicher und schriftstellerischer Thätigkeit. Und ganz hatte Herr v. Raumer auch meine bonner Cirkel nicht zu zerstören vermocht. Es gelang mir, das Augenmerk meiner dortigen Gönner auf meinen Freund Wolters zu lenken, der einer Versetzung aus dem für seine empfindliche Gesundheit verderblichen Wesel dringend bedurfte, während sein Arzt ihm eine ebendamals angebotene Verpflanzung als Consistorialrath und Pfarrer nach Posen ebenso dringend widerrieth. Er wurde gewählt, genas und erstarkte in Bonn, führte dort siebzehn Jahre hindurch das anspruchsreiche Pfarramt in einer Weise, wie ich es nie vermocht hätte, und bot mir während dieser seiner bonner Blüthezeit den menschenmöglichen Ersatz für Haus und Herz meines mir so früh entrissenen Bruders.

Es war diesen letzten trierer Frühling und Sommer hindurch in unserem kleinen Hause viel Kommens und Gehens gewesen. Zuerst hatte unsere jungverwittwete Schwägerin Lina aus Neuwied uns auf einige Wochen besucht und wir

hatten inmitten aller Trauer uns herzlich an ihr gefreut als an einem lebendigen Vermächtniß des geliebten Todten; so sehr hatte sie sich in kurzer Zeit in all sein Dichten und Trachten eingelebt. Dann hatte meine liebe Frau es zum ersten male unternommen, das seit beinahe vier Jahren verlassene ferne Elternhaus wieder zu besuchen und brachte nach längerer Pause ihren Vater auf einige Tage mit. In der Zwischenzeit hatte meine treue Mutter unser Haus versorgt und sich unseres kleinen Töchterchens angenommen, das zu unsrer unerschöpflichen Freude trefflich gedieh; mit ihr hatten wir dann die schönen Umgebungen von Trier noch einmal ausgekostet. Nun waren alle diese lieben Gäste wieder verzogen, und es galt für uns selbst unsere Zeltstangen abzubrechen. Es war doch kein leichter Abschied, — nicht nur von der schönen Mosellandschaft, für die uns in Karlsruhe kein Ersatz erwartete, sondern auch von manchem treuen Freundes- und Kindesherzen. Viel Liebe und Liebestrauer kam zum Vorschein; das Presbyterium und meine Töchterschule brachten mir rührende Abschiedsgeschenke dar. Ich meinerseits suchte der Gemeinde nachher ein Andenken zu bieten, indem ich ihr eine Auswahl meist in Trier gehaltener Predigten widmete, die in mehreren Auflagen erschien und deren Ertrag eine kleine Stiftung für Gemeindezwecke ergab.*) In ihr steht auch meine Abschiedspredigt, die ich am 31ten August hielt über Jesaj. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu; wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist.“ Sie brachte den ganzen Abstand zwischen dem Geleisteten, Erreichten, und dem Ideal von Amt und Gemeinde, das mir vorgeschwebt, noch einmal zum Ausdruck, —

*) Evangelische Predigten aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche. 1857. In 4ter Auflage 1892. Halle, Strien.

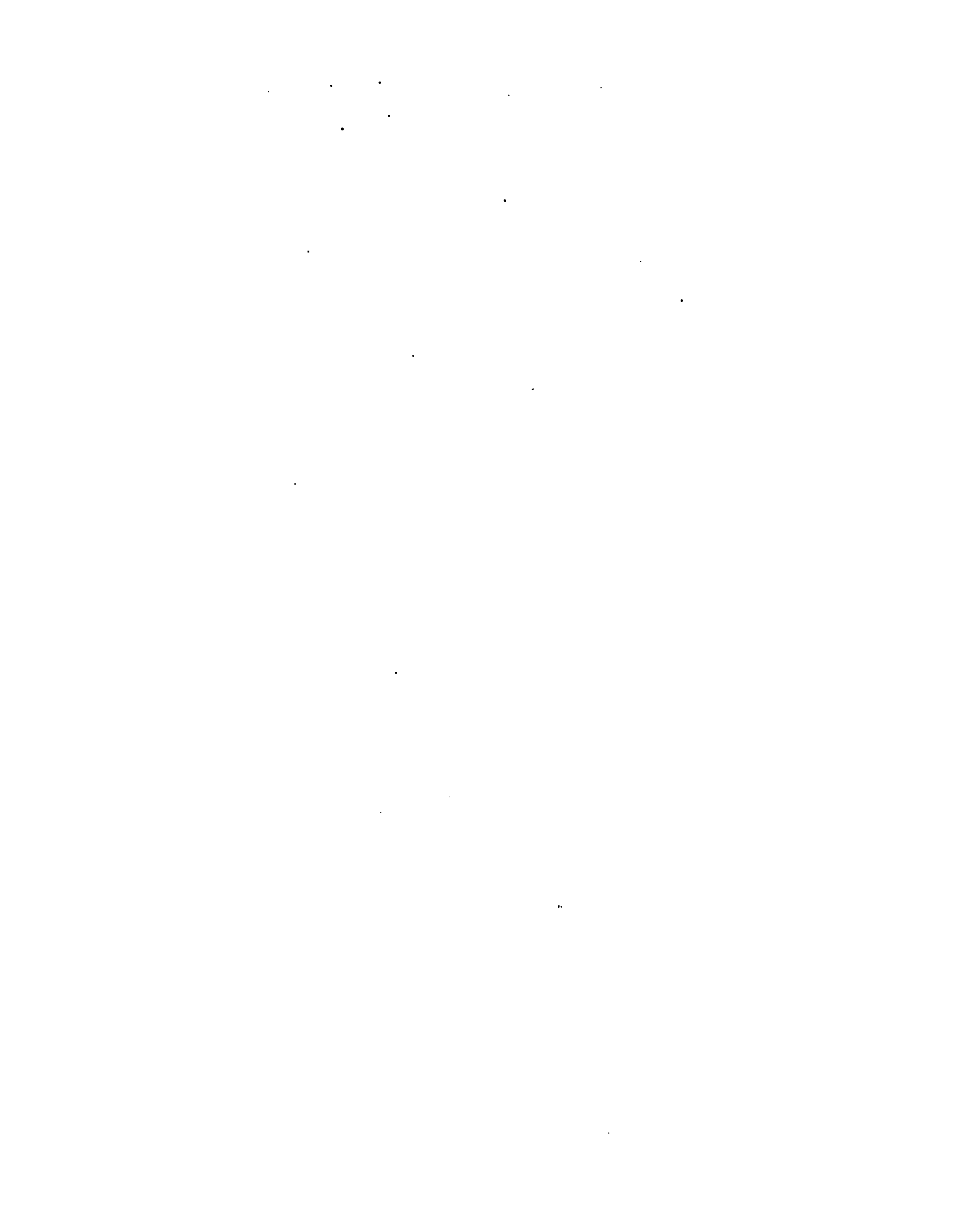
vielleicht zu einem allzu schwermüthigen, denn ohne Segen hatte ich doch nicht gearbeitet.

Meine Berufung ins Ausland, auf einen Posten, welcher Anderen beneidenswerther erschien als mir selbst, hatte ein gewisses Aufsehen erregt. Als ich mich von unserem Regierungspräsidenten verabschiedete, von dem ich immer angenommen hatte, daß er mir sehr fern stehe, kam er mir mit einer unerwarteten Herzlichkeit entgegen: „Sie haben sich hier als Character bewährt, sagte er, und ich freue mich, daß Sie jetzt dafür die Anerkennung empfangen.“ Auch der Oberpräsident v. Kleist-Retzow, der eben in Trier war, lud mich zu Tisch und fuhr eigens nach der Quint, um mich predigen zu hören. Sein derzeitiges Wohlwollen konnte mir dennoch eine letzte peinliche Erfahrung in Preußen nicht ersparen. Es war mir ein Opfer, das preußische Bürgerrecht wieder aufzugeben; ich wäre gerne ein Zugehöriger des Staates geblieben, an welchem doch die Zukunft Deutschlands hing, und Consistorialrath Spieß, gegen den ich das äußerte, redete mir zu, durch Vermittelung des Consistoriums beim Könige die Belassung des Indigenats zu erbitten. Das Consistorium war zu dieser Erwirkung die richtige Stelle nicht, sondern verwies mich in einem herzlichen Abschiedsschreiben an die Vermittelung des Cultusministers und die Fürsprache des Oberpräsidenten. Letzterer befürwortete auch, wie ich überzeugt bin, mein Gesuch in Berlin; nichtsdestoweniger erhielt ich keinen Bescheid. Nach anderthalb Jahren, nachdem ich längst in Baden heimisch geworden war, wandte ich mich abermals an Herrn v. Kleist, um unter Zurückziehung meines nun sinnlos gewordenen Gesuches um Rückgabe meiner beigefügten amtlichen Zeugnisse zu bitten. Ich erhielt sie mit einem Entschuldigungsschreiben: Hr. v. Raumer habe ihn angewiesen gehabt, meine Papiere ohne einen Bescheid einfach liegen zu lassen, bis ich mich um dieselben melden würde. Das war

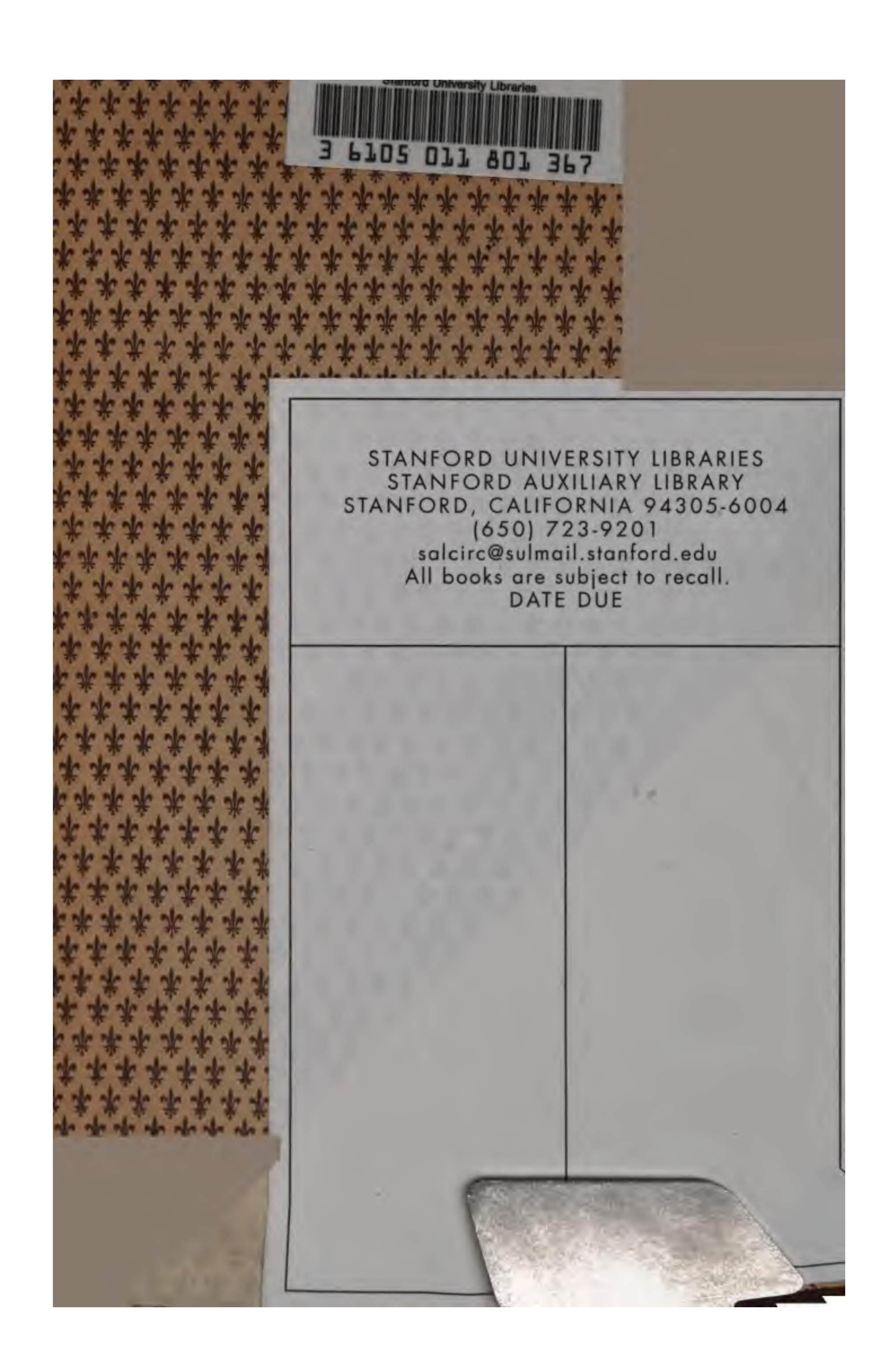
der Dank, den dieser Cultusminister für siebenjährige hingebende Arbeit an Kirche und Schule in Preußen übrig hatte: der Gedanke, jemals wieder nach Preußen zu kommen, sollte durch die ausgesuchteste Ungezogenheit mir ausgetrieben werden. Indessen war es, wie ich schon bei der Vereitelung der duisburger Aussichten meinem Bruder geschrieben hatte: „Diese Herren regieren, so lange Gott sie regieren läßt.“ Meine Geschicke ruhten in seiner Vaterhand. —

Inhaltsverzeichniß.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.







Stanford University Libraries
3 6105 011 801 367